Na Šrnecke

Die Wunder der Welt.

00

Europa.

Eine malerische Wanderung

durch die

Länder und Städte Europas,

mit

besonderer Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwicklung, ihre kulturhistorische Bedeutung

und

die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten von Land und Leuten.

Von

Adolf Brennecke.

Mit 182 Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler.

Straßburg i. E.
R. Schultz & Comp. Verlag.
1886.

Vorwort.

Je mehr in unserm Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität die Völker sich einander nähern, desto notwendiger wird der Begriff „Allgemeine Bildung“ eine möglichst umfassende Kenntnis von Ländern und Völkern in sich schließen. Die „Weltweisheit“ ist ja längst herausgetreten aus ihrem einst rein geistigen Wirkungskreise und hat zum Gegenstande ihrer Bestrebungen mehr und mehr die sinnlich wahrnehmbare Erscheinungswelt gewählt, zu welcher namentlich die Oberfläche unsers Erdballs zu rechnen ist. Die Schulen sind nicht in der Lage, aus der Stoffmasse unserer heutigen Erdkunde mehr als das notwendigste Lernmaterial zu bieten, so daß meist erst in reiferem Alter, hauptsächlich durch Vorträge, Zeitungslesen und besonders durch Reisen, eine zeitgemäße Erweiterung und Veranschaulichung des geographischen Wissens erworben wird.

Aber das Reisen ist eine Kunst, die gelernt sein will, zumal in dem Jahrzehnt der Blitzzüge und der Rundreisebillets. Es genügt nicht, lange unterwegs gewesen zu sein und Tausende von Kilometern zurückgelegt zu haben: solch Reisen bildet nicht! Um ein Land mit Verständnis zu durchwandern, um einen wirklichen, nachhaltigen Gewinn mit nach Hause zu nehmen und sich fortan ein Urteil über die Verhältnisse daheim und in der Fremde gestatten zu dürfen, ist neben dem bloßen Anschauen und dem Sammeln von Reiseeindrücken eine geistige Thätigkeit erforderlich. Nicht allein die Namen von Bergen, Flüssen, Städten ꝛc. müssen dem Reisenden geläufig sein, sondern auch über die geschichtliche, religiöse, geistige und künstlerische Entwicklung, über die Gewerbs-, Handels- und Machtstellung der Völker, über ihre charakteristischen Eigenarten, ihre Baudenkmäler, ihre Sprache und Lebensweise muß er wenigstens einen Überblick gewonnen haben, möglichst schon ehe er den Fuß auf den fremden Boden setzt, wo oft in kurzer Zeit ein buntes Wandelbild von Landschaften, Städten und Menschen an ihm vorüberzieht. Ist man jedoch wieder daheim, so kann man an eine wahre Ernte von Reiseerträgen gehen: für Geist und Gemüt, Einbildungskraft und Erfahrung, Welt- und Menschenkenntnis wird man aus dem Gesehenen und Erlebten reichen Nutzen zu ziehen im stande sein. Nicht nur wird man in den Augen der Welt als „ein weitgereister Mann“ gelten, auf dessen Meinung etwas zu geben sei, sondern — was mehr wert ist — man wird in der eigenen Brust immer klarer das Bewußtsein verspüren, daß der Einzelmensch wie der Einzelstaat nur Glieder des Weltganzen sind. Dieses Aufgehen in etwas Höherem, dieser stete Hinblick auf ein organisch angelegtes, allweise und allgütig regiertes Universum hat für den noch nicht vom Weltschmerz angekränkelten Menschen etwas unbeschreiblich Erhebendes, abgesehen davon

daß oft schon eine einzige schöne Reiseerinnerung wie ein Sonnenblick alle Nebel verscheucht, mit welchen ein kleinliches Alltagstreiben die Seele zu bedrücken vermag.

Als Vorbereitung für eine derartige Reise oder auch als Nachlesebuch daheim bringt der vorliegende Band die Länder- und Völkerkunde Europas. Der Verfasser hat kein schulgemäßes Geographiebuch, aber auch keine bloße Skizzensammlung zu schreiben beabsichtigt; ebensowenig will er sein Buch mit den jetzt bereits zahllosen „Prachtwerken" in Vergleich stellen, deren Anschaffung, geschweige denn deren Durcharbeitung allerdings wenigen Menschen möglich sein dürfte. Was er während eines Vierteljahrhunderts in den meisten Ländern unsers Erdteils mit eigenen Augen beobachten durfte, was er außerdem durch eine langjährige Beschäftigung mit der „Kulturgeographie" aus den namhaftesten Schriftstellern dieses Faches gelernt hat, das will er dem wanderlustigen Leser mit auf den Weg geben, soweit sich das große Gebiet in den Rahmen Eines Bandes und in eine leichtverständliche Form bringen läßt. Der reiche Bilderschmuck, der Wandermappe hervorragender (meist englischer) Landschafter entnommen, läßt das malerische Element in den Vordergrund treten: ihm zuliebe verzichtet das Buch auf systematische Vollständigkeit und Anordnung, um im Verein mit den Holzschnitten eine möglichst anschauliche und interessante Darstellung zu bieten. Daß der Text übrigens nicht mit einer oberflächlichen Zusammentragung statistischer, ethnographischer, geschichtlicher ꝛc. Notizen zu verwechseln sei oder nur Stimmungsbilder enthalte, wie sie die Einbildung des Schriftstellers erzeugt, wird der kundige Leser zwischen den Zeilen herauslesen; denn ist auch jeder gelehrt aussehende Zuschnitt in der Darstellung vermieden worden, so sind deshalb keineswegs die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen unberücksichtigt geblieben. Natürlich mußten wegen des knapp zugemessenen Raumes fast auf jeder Seite Gegenstände von Interesse mit Stillschweigen übergangen werden, wozu es mitunter einer wirklichen Entsagung seitens des Verfassers bedurfte. Diese Notwendigkeit der Beschränkung läßt mich an die Herren Kritiker die Bitte richten, recht eindringlich auf das Zuviel in meiner Darstellung hinzuweisen, dagegen nicht mit dem Zuwenig ins Gericht zu gehen: das Viele, was fehlt, ist wohl am genauesten mir selbst bekannt.

Ich benutze diese Gelegenheit, den Herren Dr. G. Diercks in Madrid, Kammerrat E. Jonas in Berlin und Dr. L. Martens in Elberfeld, welche einzelne Teile des Manuskripts durchgesehen haben, dafür meinen verbindlichen Dank auszusprechen. Desgleichen fühle ich mich meinem altbewährten Freunde A. Beeli in Berlin herzlich verpflichtet für seine Mitteilungen über schweizerische und russische Zustände. Endlich ist es mir ein angenehmes Bedürfnis, das liebenswürdige Eingehen der verehrlichen Verlagsfirma auf alle meine Wünsche hiermit öffentlich anzuerkennen.

Elberfeld, November 1885. **Adolf Brennecke.**

Verzeichnis der Holzschnitte.

Die Österreichisch-Ungarische Monarchie.

Die Balkan-Halbinsel.

Das europäische Rußland.

Die skandinavischen Königreiche.

Die Niederlande und Belgien.

Großbritannien und Irland.



Die Pyrenäen-Halbinsel.

Bis zu den Säulen des Herkules — das war für die Völker des Altertums der stehende Ausdruck, um eine Reise „bis ans Ende der Welt" zu bezeichnen. Daß wirklich steinerne Wahrzeichen zu beiden Seiten der Meerenge von Gibraltar die Stelle bezeichnet haben, an welcher Europa und Afrika sich auf 13 km nahe kommen, ist heute nicht mehr nachweisbar, trotzdem Pindar und Herodot solche Säulen erwähnen und Spanien sie noch gegenwärtig auf größeren Münzwappen zeigt; auch die uralten Granitsäulen auf der Alameda de Ercole (dem Herkules=Boulevard) zu Sevilla werden dem griechischen Nationalheros zugeschrieben. Aber die steilen Vorgebirge Abila (das afrikanische

Gibraltar.

Ceuta) und Kalpe (das heutige Gibraltar) ragen gleichsam als ein Paar gewaltiger Säulen aus den Fluten des Mittelmeers empor; namentlich der Tareksfelsen mit seinen sechshundert Feuerschlünden hütet wie ein unbezwinglicher Wächter den Eingang zum Mittelmeere.

Das überaus steile, fast 430 m hohe Kalkriff hat seine tausendjährige Geschichte. Schon im Anfange des achten Jahrhunderts wurde es von arabischen Truppen befestigt. Die Fruchtbarkeit der großen Halbinsel hatte sie aus Afrika herübergelockt; „wen Gott lieb hat, dem giebt er sein Brot in Spanien zu essen“, hieß es sprichwörtlich. Während des ganzen Mittelalters war der Hafen und die Festung Gibraltar ein Zankapfel zwischen Mauren und christlichen Königen: erst unter Karl V. ging der Platz dauernd in den Besitz der Krone Spaniens über. Ein Handstreich brachte ihn am 4. August 1704 an England, und von jenem Tage ab scheint sein Schicksal für alle Zeiten mit dem des mächtigen Britenreiches vereinigt zu sein. Die gewaltigsten Sturmangriffe der Spanier und Franzosen sind ebenso wirkungslos an ihm abgeprallt wie mehrfache Kaufanträge und langwierige Belagerungen; England hat sich mit seinen drei in den Fels gehauenen Geschützgalerien, seiner starken Besatzung (durchschnittlich 5000 Mann auserlesener Truppen) und seinen kostspieligen Anlagen zur Verschönerung des Platzes wohl für immer dort festgesetzt.

Der Reisende, er komme von welcher Richtung es auch sei, glaubt sich in ein Stück Alt-England versetzt, sobald er die sich vom Hafen nach der Festung hinaufziehende Hauptstraße Gibraltars durchwandert hat. Englische Straßenschilder und eine Anzahl stilvoller öffentlicher Gebäude, englische Uniformen, mitunter mit einem leinenen Schleier um die Kopfbedeckung zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, englische Bierhäuser und Tabaksläden, hochblonde Ladies, die ihr Cab eigenhändig kutschieren oder mit dem prayer-book zur Kirche gehen, — das alles giebt der Stadt ein charakteristisches Gepräge.

Die internationale Bevölkerung läßt allerdings den Reisenden noch in Zweifel, wer hier zu befehlen hat, wenngleich man zum bloßen Aufenthalt in Gibraltar einen Erlaubnisschein der englischen Behörde bedarf, auch mit Sonnenuntergang die Stadtthore geschlossen werden und zum Besuch der Festungswerke eine besondere Eintrittskarte seitens der Kommandantur nötig ist («Permission to visit St. George's Hall etc. between sunrise and sunset»), auch ein Sergeant zur Begleitung durch die Batterien mitgegeben wird. Auf dem Marktplatz am Hafenthor bieten Griechen und Türken in orientalischer Tracht ihr Federvieh aus, indes andalusische Landbewohner mit Früchten und Fleisch handeln. Mauren und Juden mit afrikanischem Typus suchen den Fremden in die dunklen, schmutzigen Kaufläden zu locken; braune Beduinen, die nackten Füße in gelben Pantoffeln, mit weißem Fez und weißem Überwurf bekleidet, blicken verwundert auf den Cylinderhut eines englischen Reeders, der mit seiner Dame am Arm, vorauf ein paar rotbäckige, ausgelassene Knaben mit Matrosenhüten auf den blonden Lockenköpfen, gravitätisch zu der Alameda hinaufspaziert, um im Schatten ihrer Dattelpalmen und Orangenbäume Kühlung zu suchen. Auf dem Felsen selbst jedoch bekommt man nur Engländer zu Gesicht. Neben den langen, auf niedrigen Lafetten ruhenden Geschützrohren der Salutbatterie schreitet ein Rotrock auf und ab, die Flinte senkrecht im Arm, den Blick mitunter auf die blaue Meeresfläche gerichtet.

In den Spalten des Berges, welcher hin und wieder mit niedrigen Bäumen und kargem Gestrüpp, namentlich Zwergpalmen, bewachsen ist, hausen außer Füchsen und Adlern die einzigen in Europa wild vorkommenden Affen. Ihre Zahl wird bis auf höchstens zweihundert geschätzt; die englischen Behörden schützen sie sorgsam vor den Nachstellungen der benachbarten Weinbergsbesitzer, denen die kecken Gesellen gern einen unwillkommenen Besuch abstatten.

Man kann nicht genug den ausdauernden Fleiß der Engländer bewundern, mit welchem sie einerseits den Berg durch breite, hochgewölbte Galerien unterhöhlt und ringsherum, bis zur Spitze, Fahrstraßen längs der steilen Abhänge ausgebrochen, andererseits den dürren Felsengrund, wo sich nur irgend ein Plätzchen fand, mit grünen Schmuckanlagen versehen haben. Die dazu nötige Gartenerde wurde meilenweit vom spanischen Festlande, ja selbst zu Schiff aus England herbeigeschafft: saftige Wiesen und Obstbäume aller Art wechseln ab mit Parkpartien und tropischen Blumengruppen. Je versengender der Südwind mitunter von Afrika herüberweht, je heißer die Sonnenstrahlen von den glatten Felswänden zurückprallen, desto lachender erscheint solch ein blühendes, duftendes Fleckchen Erde, das menschlicher Fleiß in irgend einem geschützten Winkel hervorzuzaubern vermocht hat.

Vorüber an dem im Jahre 725 erbauten Maurenturm führt die Straße im Zickzack hinauf zu dem Signalhaus auf der Spitze des Felsens. Ein unvergleichlicher Rundblick eröffnet sich dort bei günstiger Beleuchtung. Die Stadt, der Hafen und die Festungswerke schmiegen sich an den Fuß des Berges; hinter der breiten Wasserstraße steigen in duftigen Linien die Gebirge Afrikas empor. Zur Rechten, auf dem Meerbusen von Gibraltar, ziehen winzige Segel und die langen Rauchstreifen von Dampfern über das tiefblaue Meer hin, indes landeinwärts zunächst der sogenannte „neutrale Boden“, d. h. ein von spanischen und englischen Schilderhäusern eingefaßter Landstreifen, dahinter das spanische Felsenstädtchen San Roque und in der Ferne die Gebirge Andalusiens sichtbar werden. Wahrlich, hier steht der Wanderer auf der Grenzscheide zweier Erdteile, zweier Welten: hier verschmelzen Afrika und Europa vor dem leiblichen Auge, indes dem Geistesauge Vergangenheit und Gegenwart, Mauren- und Christentum in farbenreichen Bildern entgegentreten.

Ehe wir von Gibraltar aus in einige der hochberühmten Städte Andalusiens treten, widmen wir eine kurze Betrachtung der allgemeinen Lage Spaniens in

kulturhistorischer Beziehung. Ein weltgeschichtliches Drama, in ebenso riesengroßen Umrissen gehalten wie durch seine erschütternde Tragik den Forschersinn fesselnd, enthüllt sich da vor unsern Blicken. Als der neunzehnjährige König Karl I. von Spanien die römisch-deutsche Kaiserkrone erlangte, als Kolumbus Amerika entdeckte und die kühnen „Conquistadores" Cortes, Pizarro u. a. unermeßliche Reiche jenseits des Oceans eroberten, als dann unter Philipp II. auch noch die ganze, damals so mächtige portugiesische Monarchie samt ihren ausgedehnten Kolonien mit der Großmacht Spanien vereinigt wurde, da war Spanien ohne Frage ein Weltreich, dem kein anderes sich an Glanz und Macht an die Seite stellen konnte. Seine Flotten herrschten auf allen Meeren; schwerbeladen mit Gold, Silber und edlem Gestein kehrten sie aus Brasilien, Peru und Mexiko heim, indes andere Flotten die Schätze Indiens, die Gewürze der Molukken und die Fabrikate der Niederlande herbeiführten. Man prägte fünfhundert Dukaten schwere Goldstücke; man baute Paläste, welche, wenigstens an Umfang, sogar die maurischen Riesenbauten früherer Jahrhunderte übertrafen; Cervantes und Camoens, Lope de Vega und Calderon, Ribera und Murillo haben teils zu jener Zeit, teils bald nachher jene Glanzperiode ihres Vaterlandes künstlerisch verherrlicht.

Aber nur wenige Jahrzehnte hielt sich das Reich, in welchem die Sonne nicht unterging, auf der Höhe seiner Machtfülle; viel schneller, viel vollständiger als einst in dem Ringkampfe zwischen Kreuz und Islam die Mauren unterlegen waren, endete die Herrschaft der Despotie und des Fanatismus mit der Zerstückelung des Reiches, dem Niedergange des Wohlstandes und dem gänzlichen Verfall des spanischen Mutterlandes. Hatte schon anfangs das Goldfieber die Halbinsel entvölkert und ihren Anbau vernachlässigen lassen, so vollendeten die Scheiterhaufen der Inquisition, die Zwistigkeiten unter den Volksstämmen und die auswärtigen Kriege das Werk der Auflösung. Zu Hunderttausenden wanderten die gewerbtüchtigen Moriskos und Juden aus; in allen Provinzen loderten die Flammen des Aufstandes empor; an alle Staaten Europas mußten Gebietsteile des einstigen Weltreiches abgetreten werden; die Herrschaft zur See ging erst an Holland, dann an England über; immer kümmerlicher entsproßten dem durch Unduldsamkeit verdorrten Volksgemüt die Blumen der Poesie: die Kämpfe ums Dasein, ums tägliche Brot, um die Elemente der Volksbildung, um einen meist nur scheinbaren Frieden im Lande — das sind bis auf unsere Zeit die hauptsächlichsten Lebensäußerungen der Nachkommen des einstigen Weltreiches.

In der Blütezeit der Maurenherrschaft hatte man reichlich dreißig Millionen Einwohner auf der Halbinsel gezählt; in achtzig Großstädten waren Handel und Gewerbfleiß, Wissenschaften und Künste erfolgreich gepflegt worden. Bei Philipps II. Tode (1598) dagegen war die Bevölkerung auf acht Millionen heruntergegangen, aber in 750 Bistümern und 12000 Klöstern wurde fast eine halbe Million Geistliche unterhalten; außer ihnen, einer halben Million Beamten und dem zahllosen verarmten Adel gab es fast nur noch Bettler im Lande. Ums Jahr 1700 zählte Spanien sogar weniger als sechs Millionen Seelen; es war in materieller und geistiger Beziehung das verkommenste Land Europas.

Da trat ein allmählicher Umschwung zum Bessern ein. Trotz vieler Kriege nach außen und fortgesetzter Aufstände im Lande selbst hat die neueste Berechnung (1883) für Spanien allein eine Bevölkerung von 16566536 Seelen ergeben. Aber immer noch befinden sich fast zwei Drittel des Bodens nicht unter dem Pfluge, indem etwa die Hälfte Weide- oder Unland ist, während ein Achtel auf Waldflächen gerechnet wird. Es darf hierbei allerdings nicht außer acht gelassen werden, daß Spanien zufolge seiner klimatischen und Bodenbeschaffenheit auch unter den günstigsten Verhältnissen niemals ein Kulturland werden kann, wie man dies Wort von England, Deutschland, Frankreich und Belgien versteht. Aber dennoch gedeihen in den sieben von Spaniens Ökonomen unterschiedenen Kulturregionen alle europäischen und viele außereuropäische Pflanzen, von der nordischen Eiche bis zum tropischen Zuckerrohr und der Baumwollenstaude. Der Anbau von Südfrüchten, Wein und Korkeichen, die Seidenraupen- und Schafzucht liefern die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel.

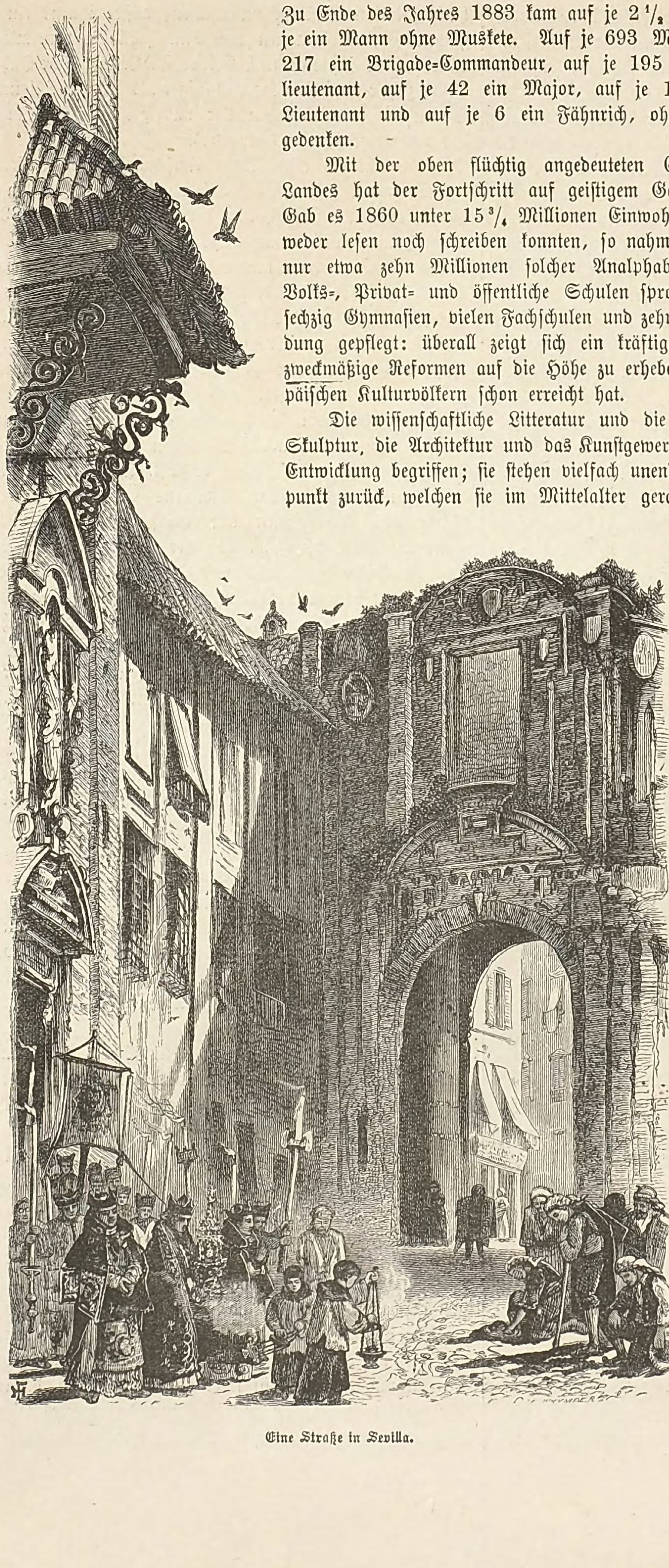
Ihnen schließen sich die natürlichen Schätze des Bodens an: Quecksilber, Kupfer, Eisen, Blei, Zink und Silber; daneben Salz, Braun- und Steinkohlen. Mit der steigenden Bodenproduktion haben sich in den letzten Jahrzehnten auch Industrie, Handel und Schiffahrt gehoben, so daß Einfuhr und Ausfuhr augenblicklich einander fast das Gleichgewicht halten. Zwar bleibt insofern noch viel zu thun übrig, als die Flußschiffahrt zufolge des Wechsels von Hoch- und Tiefland mit den denkbar größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als die Landstraßen noch nicht annähernd den Bedürfnissen von Verkehr und Handel genügen, und als selbst das Eisenbahnnetz (etwa 8000 km) kaum ein Viertel der Entwicklung in Deutschland aufweist: aber ein Fortschritt ist überall deutlich erkennbar.

Ein gleiches läßt sich noch nicht von den Einnahmen und Ausgaben des Staates sagen; letztere überwiegen, namentlich zufolge der ungeheuren Staatsschuld (beinahe acht Milliarden Mark), immer noch, trotz mancherlei Einschränkungen in der Verwaltung. Der Aufstand in Cuba und die Karlistenkriege haben in neuester Zeit Unsummen verschlungen, welche mit Wucherzinsen aufgebracht werden mußten; auch hat die beständige Unsicherheit der Regierung und der vielfache Wechsel von Regenten und Ministerien ein unverhältnismäßig großes Beamtentum geschaffen. Am deutlichsten zeigt sich dies im Heere, wo jede Revolution, jeder Regierungswechsel mit einem allgemeinen Avancement anhebt: vom Gefreiten bis zum General und Herzog hofft jeder auf Beförderung, da er sehr wohl weiß, daß ohne die Gunst des Heeres keine Regierungsform im heutigen Spanien gesichert erscheint.

Zu Ende des Jahres 1883 kam auf je 2 ½ Mann, welche die Muskete trugen, je ein Mann ohne Muskete. Auf je 693 Mann kam ein Generalmajor, auf je 217 ein Brigade-Commandeur, auf je 195 ein Oberst, auf je 95 ein Oberstlieutenant, auf je 42 ein Major, auf je 18 ein Hauptmann, auf je 15 ein Lieutenant und auf je 6 ein Fähnrich, ohne der höheren Generalschargen zu gedenken.

Mit der oben flüchtig angedeuteten Entwicklung der Hülfsquellen des Landes hat der Fortschritt auf geistigem Gebiet Schritt zu halten sich bemüht. Gab es 1860 unter 15 ¾ Millionen Einwohnern noch fast 12 Millionen, welche weder lesen noch schreiben konnten, so nahm man 1880 unter 16 ⅓ Millionen nur etwa zehn Millionen solcher Analphabeten an. Fröbelsche Kindergärten, Volks-, Privat- und öffentliche Schulen sproßten in Menge empor; in einigen sechzig Gymnasien, vielen Fachschulen und zehn Universitäten wird die höhere Bildung gepflegt: überall zeigt sich ein kräftiges Ringen, das Schulwesen durch zweckmäßige Reformen auf die Höhe zu erheben, welche es bei den übrigen europäischen Kulturvölkern schon erreicht hat.

Die wissenschaftliche Litteratur und die Belletristik, die Malerei und die Skulptur, die Architektur und das Kunstgewerbe sind allerdings noch in der ersten Entwicklung begriffen; sie stehen vielfach unendlich weit hinter dem hohen Standpunkt zurück, welchen sie im Mittelalter gerade auf der pyrenäischen Halbinsel einnahmen. Nur die Musik und die Journalistik haben sich schneller zu einer gewissen Blüte entfaltet; letztere namentlich ist nach harten Kämpfen zu einer Macht gelangt, mit welcher alle politischen Parteien rechnen, und da der Spanier zufolge seiner Naturanlage und noch mehr zufolge seiner Geschichte das regste Interesse an allen Fragen des öffentlichen Lebens nimmt, da man jederzeit zwanzig oder mehr lebensfähige politische Körperschaften im Lande herausrechnen kann, so ist natürlich die Presse Spaniens mehr als die irgend eines anderen Landes „von der Parteien Gunst und Haß getragen“.



Eine Straße in Sevilla.

Ist die iberische Halbinsel sowohl in geschichtlicher als noch mehr in klimatischer Beziehung das Land der Gegensätze, so tritt der Unterschied in Volkstracht, Sprache, Lebensart, Temperament 2c. ganz besonders beim Übergange aus einer Provinz in die andere, ja schon oft zwischen den einzelnen Städten derselben Provinz zu Tage. Von Gibraltar nach Sevilla sind, in gerader Linie gemessen, keine 200 km — aber man würde glauben, von Königsberg nach München versetzt zu sein: so groß ist der Abstand zwischen beiden Städten in jedweder Beziehung. Sevilla ist die Stadt des heiteren Lebensgenusses, der Brenn-



Beim Stiergefecht in Sevilla.

punkt aller der liebenswürdigen Eigenschaften des andalusischen Volkscharakters; in seine orientalisch-poetischen Gassen weht der Orangenduft des sonnigen Südens hinein; es ist die Stadt, in der man nicht alt und grämlich wird, in der sich das Leben in ein ewiges Lächeln aufzulösen scheint.

„Wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunder gesehen", sagt ein landläufiges Sprichwort. Das bezieht sich wohl hauptsächlich auf den ungeheuern, fast kreisförmigen Umfang der Stadt, auf ihre reich mit Türmen und Thoren versehenen Ringmauern, auf die Schönheit ihrer Lage inmitten eines weiten Thales, umkränzt von Alleen und Gartenwald, auf die Kathedrale und ihren Glockenturm, die beide selbst unter Spaniens Bauwerken eine hervorragende Stellung einnehmen, auf die eigenartige Sauberkeit der weißgetünchten Häuser, auf die vielen Prunkgebäude mit ihren marmorgetäfelten Innenhöfen, auf den römischen Viadukt und die moderne Kettenbrücke, auf den Goldenen Turm und das ungeheure Amphitheater, auf den prächtigen Alcazar und hundert andere Sehenswürdigkeiten der „Königin von Andalusien".

Sevilla hat sich durch allen Wechsel der Zeiten als Großstadt erhalten. Die Römer nannten es Hispalis: schon damals war es eine alte Stadt, deren Ursprung auf Herkules und die Phönizier zurückgeführt wurde. Als 712 die Araber Sevilla eroberten, wuchs die Stadt als Hauptstadt des gleichnamigen Königreiches in fabelhafter Weise, und zwölftausend Dörfer sollen in der weiten Niederung des Guadalquivir gezählt worden sein. Nach der Zerstörung durch die Normannen und mehrfachem Wechsel maurischer Regentengeschlechter ging es zwar mit Sevillas Blüte ein paar Jahrhunderte lang abwärts; aber dennoch war es ansehnlich genug, um für die neuentdeckten Weltteile den Hauptstapelplatz des spanischen Handels zu bilden: erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trat es seine leitende Stellung an das dem Meere näher liegende Cadiz teilweise ab.

Die unzählig oft besungene Romantik des Guadalquivirthales ist verflogen, ausgenommen den Umkreis der Stadt selbst. Wer heutzutage zu Schiff von Sevilla nach Cadiz fährt, wird schwerlich noch durch „das Liebeslachen der Ringeltauben" oder „die Tanzreigen schöner Nymphen" längs der blumigen Ufer entzückt: träge schleicht der gelbliche Fluß in seinem breiten, schlammigen Bette dahin; fieberbringende Dämpfe steigen aus der öden Niederung auf, und scheu flüchten Herden halbwilden Rindviehs beim Herannahen des Dampfers landeinwärts. Bei heftigem Süd- und Südwestwind werden die Wellen des Atlantischen Oceans hoch in das Flußbett hinaufgepeitscht, und selbst noch in Sevilla setzen mitunter Stromschnellen von 6 m Höhe die baumlose, dünenartige Niederung und ganze Strecken der Stadt unter Wasser.

Unter den Bauwerken Sevillas nimmt der Dom, die Iglesia Mayor, die erste Stelle ein. Wer dieses unermeßliche Gebäude beschreiben will, sollte, wie der geistvolle de Amicis urteilt, „einen Vorrat der längsten Eigenschaftswörter und der seltsamsten Gleichnisse bei der Hand haben, welche je aus der Feder der hyperbolischten Schriftsteller aller Länder geflossen sind, wenn sie etwas außerordentlich Hohes, ungeheuer Breites, erschrecklich Tiefes, unbeschreiblich Großartiges beschreiben mußten". Das Domkapitel beschloß den Bau am 8. Juli 1401 mit dem seltsamen Ausspruche: „Errichten wir ein Gebäude, von dem die Nachkommen sagen werden, seine Erbauer seien verrückt gewesen!" Jedes der fünf Schiffe bildet eine Kirche für sich. Obwohl die riesenhaften Pfeiler stark wie Türme sind, machen sie doch im Verhältnis zum Ganzen einen schlanken, angenehmen Eindruck. Die Holzschnitzarbeiten des Hochaltars, die Riesenorgel mit ihren fünftausend Pfeifen, die Gemälde und Marmorschätze der zweiundachtzig Kapellen, die in den meisten von ihnen aufbewahrten Reliquien — alles ist großartig, außergewöhnlich.

Und nun gar erst die giralda, der unverhältnismäßig große Glockenturm dieser Riesenkirche! Obschon er nur in seinem oberen, christlichen Teile eine reichere Architektur aufweist, wirkt er doch mächtig durch seine Höhe von 114 m bei 16 m jeder Seite der quadratischen Grundfläche; der massive, im Mudejarstil ornamentierte Unterbau ist architektonisch höchst bedeutsam. Das Geläute von 22 Glocken ist ebenso merkwürdig wie die schraubenartig sich bis zur Spitze hinaufwindende Fahrstraße im Innern; die vergoldete Erzbildsäule des Glaubens auf der Kuppel ist das Wahrzeichen der Stadt, das im Sonnenglanze weithin über Andalusiens Fluren leuchtet.

Ein zweiter Riesenbau ist das Amphitheater für die Stierkämpfe: es ist eine der größten Arenen Spaniens; der Kampfplatz mißt etwa hundert Schritte im Durchmesser. Wenn an Sonntag-Nachmittagen die zwölftausend Sitzplätze mit einer schaulustigen Menge voll besetzt sind, die Frauen vielfach in weißen Mantillas, die Männer in den malerischen andalusischen Trachten, deren bunte Zusammenstellung den Nordländer gleichsam auf einen Maskenball versetzt; wenn dann Tausende von Fächern fieberhaft hin und her wehen — denn mit dem Fächer plaudert und lockt und liebt und haßt die Andalusierin mehr als jede andere Südländerin —; wenn die Wasser- und Orangenverkäufer die Luft mit ihrem Geschrei erfüllen; wenn die auf der billigeren Sonnenseite befindlichen Volksmassen, Männer, Frauen und Kinder, ihrer Ungeduld in Schreien, Stampfen, Klopfen, Klatschen Luft machen, die meisten wie närrisch vor Aufregung über das zu erwartende Schauspiel: dann bietet das Ganze ein Bild von sinnverwirrendem Durcheinander in Farben und Tönen, in Glanz und Beweglichkeit.

Endlich, endlich giebt ein Posaunenstoß das Zeichen zum Beginn der corrida (des Gefechtes). Sie hebt an mit dem feierlichen Umzuge der Cirkuswache und der Vorstellung der toreros. Es ist dies der Name für das Gesamtpersonal des Schauspiels. Alle sind in überreich mit Gold und Silber gestickte, in den leuchtendsten Farben prangende Gewänder gekleidet. Der Eintritt unter

Musikbegleitung erfolgt in streng geordneter Reihenfolge. Voran schreiten die wichtigsten Persönlichkeiten, einige berühmte espadas (Degen); dann folgt ein Trupp banderilleros (Pfeilkämpfer), endlich zu Pferde die picadores (Pikenreiter) mit den Lanzen in der Faust, neben sich die capeadores und chulos (Mantelträger) mit ihren rotseidenen Mäntelchen. Nach allseitiger Begrüßung der Behörden und des Publikums fällt aus der Loge des Alkalden der Schlüssel zum Stierbehälter herab. Ein Augenblick atemloser Spannung folgt. Schon hört man das dumpfe Brüllen der sich nähernden Tiere — die Pferde zittern, die picadores erbleichen — noch ein Posaunenstoß — ein Thor in der Schranke fliegt auf, und mit gesenktem Bug und hoch erhobenem Schweif stürzt sich ein mächtiger Stier auf den Kampfplatz. Da das Tier während der letzten 24 Stunden in einem dunklen Zwinger eingeschlossen war, so blendet ihn das Tageslicht im ersten Augenblick; auch trägt das Stacheleisen mit bunten Bändern, welches ihm beim Heraustreten aus dem Zwinger in den Nacken gestoßen wird, wahrlich nicht zur Verbesserung seiner gereizten Stimmung bei. Gewöhnlich werden schon in der ersten Minute einigen Pferden die Eingeweide aus dem Leibe gestoßen, indes die picadores mit ihren kurzspitzigen Lanzen das wütende Tier zwischen Kopf und Hals „kitzeln". Die flinken capeadores locken es mit blitzschnellen Wendungen nach einer andern Seite, um die gefährdeten picadores zu retten oder sie unter den gefallenen Pferden hervorzuziehen. Stampfend und brüllend stößt der Stier seine Hörner in die hölzerne Brüstung, welche die Arena umsäumt, oder er bohrt sie wütend in die Leiber der gefallenen Klepper, so daß breite Blutlachen sich um die unförmlichen Massen bilden.

In dem zweiten Akte des Schauspiels ist die Hauptrolle den banderilleros zuerteilt. Sie drücken dem auf sie losstürmenden Stier ihre langen, mit Flitterkram und Widerhaken versehenen Pfeile in den Nacken und retten sich durch einen blitzschnellen Seitensprung über die Schranken; der kleinste Fehltritt wäre für sie todbringend. Das schäumende, blutende Tier sucht vergeblich die Pfeile abzuschleudern. Der Jubel des Volkes übertönt sein Schmerzgebrüll; die Beifallsrufe ermuntern andere banderilleros, dem Tiere immer neue Pfeile ins Fleisch zu spießen; ja selbst Raketen brennt man bisweilen auf dem blutüberströmten Körper los, um das Rasen des Stiers aufs höchste zu steigern.

Das Eintreten des espada bildet den Gipfelpunkt des Dramas. Der kühne Degen neckt das Tier mit seinem roten Fähnchen noch eine Weile; oft streift das Horn des von Wut geblendeten Tieres schon seine Hüfte, tausend Damen zittern für sein Leben, Beifallssalven wechseln mit Totenstille ab; dann, bei einem neuen Ansprung des rasenden Gegners, stößt er ihm mit Riesenkraft blitzschnell seinen Degen bis ans Heft ins Genick — der Stier schwankt, ein Blutstrom fließt aus seinem Maul hervor, er bricht zusammen und streckt die Glieder von sich.

Ein unbeschreiblicher Tumult folgt solch einem meisterhaften Stoße; die Menge scheint wahnsinnig; alle stehen auf, bewegen die Arme, schreien, klatschen, winken mit Fächern und Taschentüchern, werfen Cigarren, Brieftaschen, Stöcke, Hüte in die Arena — dann öffnet sich ein Thor, bändergezierte Maultiere, von peitschenknallenden chulos geführt, schleifen die Leichname der Pferde und des Stiers hinweg — das Schauspiel ist zu Ende, bis ein neuer Stier und neue Pferde als Fortsetzung auftreten.

Im Sommer 1883 zählte man in Spanien 137 Arenen für den Stierkampf; die meisten derselben waren Privateigentum. Es wurden im Laufe desselben Jahres 2081 Stiere getötet, die Zahl der Pferde ist etwa auf das dreifache anzuschlagen. Jeder Versuch, dieses „Nationalspiel" des spanischen Volkes aus Sittlichkeits- oder Finanzgründen zu beseitigen, ist bisher durchaus vergeblich gewesen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß solch ein „Gefecht" vielfach nur ein grausames Niedermetzeln ist. Zwanzig Menschen gegen ein wahnsinnig gemachtes Tier! Namentlich die Art und Weise, wie man den Stier erst zwingt, alte, zitternde Pferde zu zerfleischen, denen man obendrein ein Auge verbunden hat, ehe man ihn selbst bei lebendigem Leibe zerfetzt, erscheint ungleich verwerflicher als jede wissenschaftliche Vivisektion. Aber das lichtübergossene Gesamtbild des weiten Cirkusplanes und die leidenschaftlich erregten Tausende reißen auch die Empfindsamsten zu einer vorübergehenden Begeisterung fort — wären die modernen circenses nur würdiger unserer sonst so aufgeklärten Zeit und ihres vergeistigten Geschmacks!

Kein Reisender wird Sevilla verlassen, ohne einen Gang durch die Königliche Cigarrenfabrik, durch den Alkazar und durch das Museum gemacht zu haben. Da uns auf unserer Fahrt durch Spanien jedoch ähnliche und teilweise größere Sehenswürdigkeiten derselben Art begegnen werden, so treten wir nur noch einen Augenblick in die Kolumbinische Bibliothek ein. Sie wurde von dem Sohne des Amerika-Entdeckers gestiftet. Derselbe starb nach einem verdienstvollen Leben 1536 in Sevilla und wurde hinter dem Chore der Kathedrale begraben. Auf seiner Grabplatte liest man in lateinischen Distichen die Inschrift: „Was nützt es, daß ich die ganze Welt mit meinem Schweiße benetzt habe, daß ich die von meinem Vater entdeckte neue Welt dreimal durchreiste, daß ich die Ufer des ruhigfließenden Guadalquivir verschönert und meine einfachen Bedürfnisse dem Reichtum vorgezogen habe, um die Göttlichkeiten der Castaliaquelle für Dich zu sammeln und Dir die schon von Ptolemäus gesammelten Schätze zu bieten, wenn Du stillschweigend über diesen Stein wandelst und für meinen Vater keinen Gruß hast und meiner nicht flüchtig gedenkest?"

Die ganze Persönlichkeit des Toten spricht aus diesen Zeilen, vor allem die Verehrung für seinen berühmten Vater. Aber Ferdinand Kolumbus hat diese Worte auch in Thaten umgesetzt. Auf weiten Reisen

durch die ganze damals bekannte Welt hat er mit großer Mühe und vielen Kosten die wertvollsten Bücher für seine sevillanische Bibliothek gesammelt; gerade mit Bezug auf die Entdeckung Amerikas enthält letztere die seltensten Schätze. Eine lateinische Kosmographie, von Christoph Kolumbus mit zahlreichen Randbemerkungen versehen, sowie eine von ihm im Jahre 1492 niedergeschriebene Sammlung aller Prophezeiungen über die Entdeckung einer neuen Welt, das sind litterarische Seltenheiten ersten Ranges: eine ganze Kette weltbewegender Ideen knüpft sich an diese Schriftzüge — wie stände es heute um Spanien, um Europa, um die alte und die neue Welt, hätten Kolumbus' Augen nicht auf diesen Blättern geruht?



Inneres der großen Moschee zu Cordova.

Es ist eine wiederholt von Kulturhistorikern vorgebrachte Behauptung, daß die Ausrottung der spanischen Araber eine Schädigung der gesamten Menschheit zur Folge gehabt hat. Selbst Humboldt meint, daß die Araber die Barbarei verscheucht hätten, welche das von Völkerstürmen erschütterte Europa Jahrhunderte lang bedeckte. Die Araber führten zu den ewigen Quellen griechischer Philosophie zurück; sie trugen nicht bloß dazu bei, die wissenschaftliche Kultur zu erhalten: sie erweiterten sie und öffneten der Naturforschung neue Wege. Sie wirkten aneignend und vermittelnd vom Euphrat bis zum Guadalquivir und bis zum Süden von Mittel-Afrika. Sie besaßen eine beispiellose weltgeschichtliche Beweglichkeit, eine Neigung, sich mit den besiegten Völkern zu verschmelzen und doch, trotz des ewigen Bodenwechsels, ihrem Nationalcharakter und den traditionellen Erinnerungen an die ursprüngliche Heimat nicht zu entsagen. An Belegen hierfür fehlt es nicht. Wer derartige Behauptungen durch Quellen-

studien erweitern oder durch Thatsachen erhärten will, der vertausche die fröhliche Sonntagsstimmung Sevillas mit dem wehmütig-ernsten Gefühl, das ihn mehr als einmal beim Anblick der entschwundenen Pracht Cordovas überkommen wird. In weniger als drei Stunden gelangt man heute auf dem Schnellzuge von Sevilla nach Cordova. Die Bahn hält sich immer unweit des vielfach gewundenen Guadalquivir. Dieser Teil der Flußebene ist ungleich fruchtbarer als der untere zwischen Cadiz und Sevilla. In unübersehbaren Flächen dehnen sich buntblumige Wiesen oder üppige Getreidefelder aus; die dazwischen gepflanzten Olivenbäume spenden erwünschten Schatten. Wie Baumstämme ragen die Blütenschäfte einzelner Aloen an den Umgrenzungen der Felder empor; auch Burgruinen, eine in Spanien außerhalb



Die Bergfestung Ronda.

der Städte seltene Erscheinung, sieht man auf Hügeln verstreut. Man begreift es noch heute, daß diese Gegend einst das Eden der Araber genannt wurde, daß hier Wohlstand und Daseinsfreude heimisch waren, daß die Rosen hier so süß und voll dufteten wie nur zu Schiras oder Damaskus, daß Hunderte von Nachtigallen die Lorbeer- und Myrtenbüsche ringsum belebten.

Ungleich weniger als die Landschaft läßt Cordova selbst auf seine blühende Vergangenheit schließen. Sein einstiger Umfang von 30 km ist noch einigermaßen aus den gewaltigen Mauerstrecken zu entnehmen, welche jetzt anstatt des ehemaligen Häusergewirrs vielfach Gartenland und Weinberge umhegen. In den engen, unfreundlichen Straßen kommt man sich um so verlassener vor, als die meisten Häuser nach orientalischer Sitte nur wenige Fenster nach der Straße zu aufweisen; obendrein sind diese wenigen Fenster der Hitze wegen meist fest geschlossen; auch sind die Häuser durchgehends niedrig, denn die Baustellen sind da, wo heute 50000 Menschen anstatt der einstigen Hunderttausende wohnen, wahrscheinlich recht billig. Durch Gitterthore von zierlicher Eisenarbeit blickt man in den innern Hof (patio), in welchen die südliche Bauart den Schwerpunkt der Häuser zu verlegen pflegt. Solch ein patio ist ein Mittelding zwischen Hof, Garten und Saal. Er ist stets mit Blumengruppen geschmückt, hat meist einen Springbrunnen in der Mitte und ist mit Marmorplatten belegt; ein darüber ausgespannter Vorhang hält die Sonnenstrahlen ab. Reiche Leute zieren die umlaufenden Galerien mit Gemälden und Bildsäulen; hochstämmige Palmen ragen bis an das Dach, und bunte Hängelampen verbreiten abends ein magisches Dämmerlicht. Alle Zimmer öffnen sich nach dem patio; selbst nachts läßt man die Thüren offen stehen, um beim Plätschern des Springbrunnens und dem Dufte der Rosen in den Schlummer zu sinken.

Das Leben des heutigen Cordova konzentriert sich an der Plaza del gran Capitan. Dort befinden sich ein großes Café, einige ansehnliche Hotels und das Theater; auch spielt dort abends Musik und lustwandelt eine bunte Menge zu Fuß und zu Wagen.

Aber was will dies provinzialstädtische Treiben sagen gegen den Glanz der einstigen „Perle des Abendlandes“ oder des „Mekka des Westens“, wie die arabischen Sänger Cordova benannten! Es gab eine Zeit — bald ist ein Jahrtausend seitdem verflossen —, da standen an dieser selben Stelle sechzigtausend größere Gebäude, darunter viele von einer ans fabelhafte grenzenden Pracht. In der Stadt selbst und ihren dreißig Vorstädten ragten die weißen Minarets von sechshundert Moscheen empor. Zu den blühenden Schulen Cordovas, an die prunkvollen Höfe seiner Kalifen eilten Künstler, Gelehrte und Sänger herbei. Eine schöne Hymne trug dem Verfasser hundert Kamele, eine Schar Sklaven und ein Gefäß voll Gold ein; eine geschickt aus dem Stegreif gegriffene Strophe konnte einem Sklaven die Ketten lösen oder einem zum Tode Verurteilten das Leben retten. Die von Hakem II. gesammelte Universitätsbibliothek zählte eine halbe Million Bände; der Katalog derselben umfaßte 54 Bände, jeder zu 500 Seiten — die Königliche Bibliothek von Frankreich umfaßte 400 Jahre später erst 900 Bände!

Die Gelehrten an Hakems Hofe waren die Vermittler zwischen den Geistesschätzen dreier Weltteile. Sie übersetzten die wichtigsten Werke aus dem Sanskrit, sie kannten die Wissenschaft der Ägypter, sie waren im Besitz aller Schätze der griechischen Litteratur. Auch in den exakten Wissenschaften, in der Mathematik und Astronomie, standen sie auf einer vorher unerreichten Höhe. Für die Chemie fing gleichsam ein neues Zeitalter mit ihnen an. Die Bereitung von Schwefel- und Salpetersäure, sagt Humboldt, von Königswasser, Quecksilberpräparaten und anderen Metalloxyden, die Kenntnis des alkoholischen Gärungsprozesses bezeichnen diese Epoche. Damit Hand in Hand gingen Gewerbfleiß und Handel, Medizin und Bergbau, Musik und Baukunst. Daß namentlich letztere den Höhepunkt der gesamten mittelalterlichen Architektur erreichte, dafür zeugt noch heute der Wunderbau der Kathedrale.

Als Lucanus und die beiden Senecas in Cordova lebten, stand an der Stelle der heutigen Kathedrale ein Janustempel. Die Goten schufen ihn im sechsten Jahrhundert zu einer christlichen Kirche um; zweihundert Jahre darauf wurde diese abgetragen, und von Abdurrahman I. eine Moschee an ihre Stelle gesetzt, welche an Größe und Pracht alle Tempel des Abendlandes übertraf. Nahe dem Flusse schließt eine 12 m hohe, mit Türmen und Zinnen versehene Mauer einen viereckigen Platz ein, den zu umgehen ein tüchtiger Spaziergang erforderlich ist. Ehemals führten zwanzig große Erzthore durch diese Ringmauer. Ein Garten von Orangen, Cypressen und Palmen umgab den Brunnen, an welchem die Gläubigen ihre Waschungen vornahmen, ehe sie die Moschee selbst betraten.

Der mit den schönsten Orangenbäumen und einzelnen Palmen bepflanzte Vorhof, die Säulenhallen an den Seiten und ein plätschernder Marmorbrunnen versetzen auch heute noch den Beter in eine herzerhebende Stimmung vor seinem Eintritt in den Tempel. Mit Recht heißt derselbe immer noch la mezquita (die Moschee), denn nur ein kleiner Teil der ehemaligen Moschee ist zu einer christlichen Kirche hergerichtet worden. Die flache, nicht gar hohe Decke des gewaltigen Vierecks ruht auf etwa neunhundert Säulen: über jeden Hufeisenbogen spannt sich leicht und zierlich ein Rundbogen über ein schlankes Pfeilerpaar, das auf den Knäufen der unteren Säulen aufsitzt; da jede Säule aus einem Stück von ausgesucht schönem, farbigem Marmor, von Jaspis, Porphyr und anderem kostbaren Gestein besteht, so war eine gewisse Beschränkung in der Höhe durch das Baumaterial geboten. Der in neunzehn Längsreihen aufgebaute Säulenwald ist so kunstvoll geordnet, daß jeder Schritt neue Perspektiven und wechselvolle Lichteffekte gewährt. Allerdings ist von einzelnen Reisenden auch mitunter die Ansicht geäußert

worden, daß die Gleichmäßigkeit der Säulenreihen den Eindruck des Einförmigen, ja sogar des Langweiligen hervorrufe.

Zur Zeit der Mauren war die Wand nach dem Vorhofe nicht wie heute geschlossen, sondern die Palmen und Orangen bildeten eine direkte Verlängerung der Säulenreihen; der Wald von Marmor schloß sich unmittelbar an den lebendigen, grünenden und duftenden Wald an. Namentlich die gewölbte Maksura und das Mihrab, das Allerheiligste der Araber, sind aufs beste erhalten. Das blendende Geglitzer farbiger Krystalle, die verwirrenden Verflechtungen der Arabesken, die Verwicklungen der Reliefs, die feingezeichneten Vergoldungen und Verzierungen: alles ist von einer Zartheit, Anmut und Vollkommenheit, einem so herrlichen Wechsel in Farben und Zeichnung, wie ihn nur die unermüdliche Phantasie der Araber zu schaffen vermocht hat. Die einstige Decke der Moschee war aus Cedern- und Lärchenholz geschnitzt und außerordentlich fein emailliert: viele Hunderte oder gar Tausende von Ampeln, mit wohlriechendem Öle gefüllt, brachten im Verein mit Seiten- und Oberlicht eine wirkungsvolle Beleuchtung der endlos scheinenden Säulenhallen hervor. Der Bau der jetzigen christlichen Kirche wurde von Karl V. genehmigt; man brach sechzig Säulen in der Mitte der Moschee weg und brachte in dem leeren Raume die Erfordernisse des christlichen Kultus unter — aber in dem großen Säulenwalde verliert sich das moderne Anhängsel: die Steine predigen hier die Thatsache, daß Spaniens neuere Architektur von den schönen Resten der Maurenzeit lebt.

Alles, was sonst noch in Cordova sehenswert ist: der Alkazar, der Seneca-Platz mit dem angeblichen Geburtshause des Philosophen, die Römerbrücke, die uralten Thore, zahlreiche Inschriften, Reliefs, Siegessäulen — das ist alles unbedeutend gegenüber jener einzigen Moschee und der stummen und doch so eindringlichen Sprache ihrer tausend Säulen.

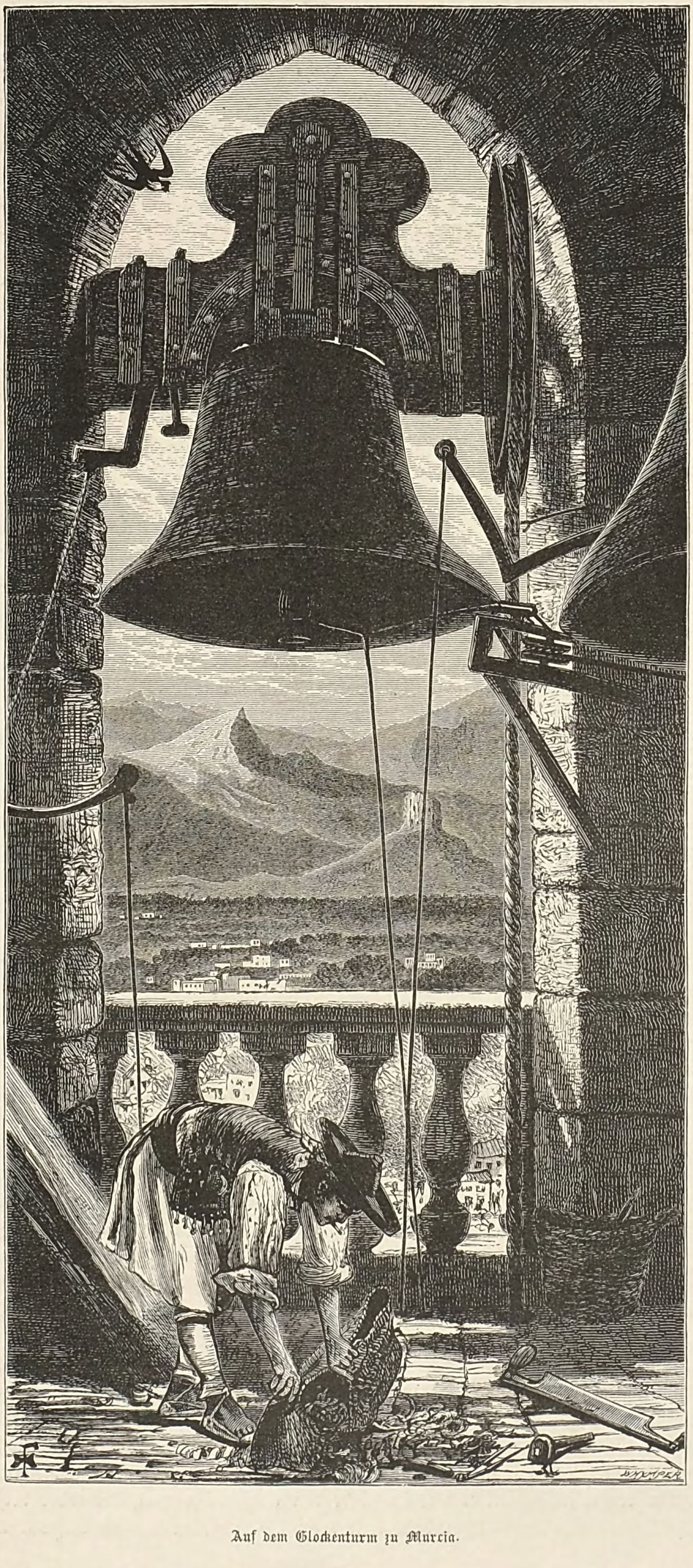
Sevilla, Cordova, Granada — in diesen drei Namen liegt eine Steigerung der Größe Spaniens in vergangenen Zeiten, soweit sich dieselbe aus den auf uns gekommenen Denkmälern jener großen Zeit herauslesen läßt. Zwar liegt noch das Felsennest Ronda dazwischen, das römische Arunda, das sich zufolge seiner Lage auf einem von drei Seiten unzugänglichen, phantastisch zerklüfteten Vorsprunge des Berglands von Ronda seit undenklichen Zeiten als Waffenplatz behauptet hat. Die wilde Romantik dieser Gebirgslandschaft, welche die jetzt von Malaga nach Cordova führende Eisenbahn mittels vieler Tunnels und schwindelnder Gitterbrücken durchläuft, prägt sich selbst der Stadt mit ihren jähen Schluchten und kühnen Brückenbauten auf; die engen Straßen scheinen in die Kalkfelsen hineingehauen zu sein, die Häuser kleben förmlich an den steilen Gebirgswänden. Als die Mauren gegen Ende des Mittelalters schon überall in Spanien verdrängt waren, da setzten sie den Christen hier noch einmal einen verzweifelten Widerstand entgegen — aber vergeblich: bald sank das Halbmondsbanner auf den Festungsthoren von Ronda vor der Kreuzesfahne, und sieben Jahre später, am 2. Januar 1492, im Jahre der Entdeckung Amerikas, hielten Ferdinand und Isabella ihren Einzug in die Hauptstadt Granada: die Araber gingen für immer nach Afrika zurück, nachdem sie 777 Jahre lang in dem schönen Andalusien geherrscht hatten.

Um die weltgeschichtliche Rolle zu begreifen, welche Granada einst gespielt hat, bedarf es zunächst eines Umblicks über die Umgebung dieser märchenhaften Stadt. Sie liegt 670 m über dem Meeresspiegel, also wesentlich höher als die höchstgelegene Großstadt Deutschlands, das wegen seines Klimas vielgeschmähte München. In weitem Kreise legt sich eine etwa 250 qkm große Ebene um die Stadt, von dem vielgewundenen Jenil und dem kleineren Darro durchströmt. Diese Hochebene bildet eine Terrassenstufe zu der südlich sich anschließenden Kette der Sierra Nevada, der kein Gebirge Europas, mit einziger Ausnahme der Alpen, an Höhe gleichkommt.

Das glückliche Zusammentreffen der Höhenlage mit dem sonnigen Himmel Andalusiens und dem reichen Wasservorrat des Jenil, welchem unzählige Bäche aus den Schneemassen des Hochgebirges zuströmen, würde auch ohne Zuthun menschlichen Fleißes die Umgegend Granadas als eine huerta oder vega, d. h. als eine berieselte Fruchtebene erscheinen lassen. Der Acker trägt hier vierundzwanzigfältig Frucht; auf zwei Schnee- und drei Nebeltage im Jahre zählt man 186 vollkommen heitere Tage. Mit der einschmeichelnden Weichheit des Südens verbindet sich hier die erhabene Majestät der Alpenwelt. Die hohe Lage und der Wasserreichtum schaffen das frische, saftige Laubgrün, eine im mittlern und südlichen Spanien seltene Erscheinung. Daneben sproßt hochstämmiger Lorbeer und dichtes Oleandergebüsch wild aus den Felsspalten; die Pomeranzen leuchten aus dunklen Blätterkronen hervor; Weingärten und Olivenwälder wechseln ab mit Granat-, Jasmin- und Myrtenbüschen. Überall murmelt und rauscht es von frischen Quellen, und über der Pracht dieser Landschaft leuchtet das glorreiche Licht einer fast schon tropischen Sonne.

Wie viel blühender und fruchtbarer muß diese Vega von Granada zur Zeit der Maurenherrschaft gewesen sein! Als Sevilla und Cordova schon ihrem Verfall entgegengingen, da entfaltete sich in der bergumschlossenen Ebene des Jenil ein üppiger Nachsommer maurischer Macht und Pracht, der ein paar Jahrhunderte hindurch allen Angriffen der christlichen Könige Widerstand leistete und um die in Stein verkörperte Poesie des „roten Turmes“ (der Alhambra) eine neue Glanzperiode des Islam hervorzauberte.

Noch heute macht die etwa 76000 Einwohner zählende Stadt Granada einen recht großartigen Eindruck zufolge ihres Umfanges und des lebhaften Treibens in den engen Straßen; auf Schönheit, ja selbst auf Romantik darf sie jedoch keinen Anspruch machen. Aber das in seiner Art einzige Bauwerk, die (oder der) Alhambra, lockt mehr Reisende, namentlich Engländer,



Auf dem Glockenturm zu Murcia.

an als irgend eine andere Stadt Spaniens: seine noch heute erhaltenen Reste verkünden die unleugbare Thatsache, daß an dieser Stelle die Macht, der Reichtum und die Künste des Abendlandes einen glänzenden Mittelpunkt hatten.

Die Alhambra war kein Schloß im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Auf dem Plateau des nahe der Stadt gelegenen, ringsum durch riesige Mauern und Türme befestigten Hügels erhob sich ein buntes Durcheinander von Palästen, Bädern, Lusthäusern, Haremsgemächern, Springbrunnen, Gärten, Türmen und Säulengängen: das Ganze war ein Wunder an Geschmack, Zierlichkeit, blühender Phantasie und dekorativer Kunst, und dabei von so bedeutendem räumlichen Umfange, daß es für zwanzigtausend Menschen ein bequemes Unterkommen bot. Was heute in nur teilweise gutem Zustande übrig geblieben ist, dürfte kaum ein Viertel der einstigen Baulichkeiten sein; aber selbst dieser klägliche Rest ist für den Reisenden, welcher ein Herz für Poesie und Kunst und weltgeschichtlichen Wandel hat, dasselbe, was die Kaaba für den Mohammedaner allzeit gewesen ist. Bei dem Zauberwort „Alhambra" leuchten die Augen der Frauen, den Sängern pocht das Herz, und den Malern zuckt es in den Fingern: alle Sinne werden von dem Zauber des Ortes in Fesseln geschlagen.

Der Bau der Alhambra wurde im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts begonnen und mit Eifer von allen Herrschern Granadas bis in das zweite Viertel des folgenden Jahrhunderts fortgesetzt. Einer jener Maurenkönige verwandte so ungeheure Summen auf diesen Zweck, daß er allgemein für einen Alchimisten gehalten wurde. Zeigt die Alhambra auch schon einen gewissen Verfall der maurischen Baukunst insofern, als in ihr nicht mehr die großartige Einfachheit und stilvolle Zweckmäßigkeit früherer Bauwerke, wie namentlich der Moschee von Cordova, hervortritt, so zeichnet sie sich doch durch ihren malerischen Schmuck und den Reichtum wie

die Zartheit ihrer Ornamente vorteilhaft aus. Vielleicht niemals hat die dekorative Kunst Höheres geleistet, und nicht ohne Grund liest man auf einigen Säulen der Alhambra die Inschrift „Blicke genau hin auf meine Schönheiten, dann wirst du in ihnen eine Auslegung der Zierkunst finden". Die zur Anwendung gebrachten Materialien sind Gipsstuck, glasierte Ziegel, Farben und Gold. Da der Koran die Nachahmung von Tierformen verbietet, so beschränkt sich die maurische Kunstfertigkeit auf geometrische Zeichnungen und seltsam verschlungene Arabesken und Inschriften. Gewölbte Decken in Form einer halben Orange, von Cedernholz und reich vergoldet; Höfe, mit



Das Thor der Gesandten in der Alhambra.

Blumengruppen geschmückt, eingefaßt von Bogengängen aus überaus schlanken Marmorsäulen; tiefe Nischen zu behaglichem Ausruhen; marmornes Pflaster; Fischteiche und alabasterne Brunnen, gespeist durch das Schneewasser der Sierra Nevada — das alles bezeugt noch heute, im Zustande des Verfalls, den einstigen Glanz dieses wunderbaren Königsschlosses.

Die Alameda, welche von dem Stadtthore Puerta de las Granadas zur Alhambra hinaufführt, wird zu den schönsten Promenaden der Welt gerechnet. Ein Wald breitkroniger Ulmen, im Anfange unseres Jahrhunderts vom Herzog von Wellington angelegt, beschattet eine mehr als hundert Schritt breite Allee. Krystallklare Bäche rieseln murmelnd allerwärts den Abhang herun=

ter; Rosen und Jasmin erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen; die Ufer des an der einen Seite fließenden Jenil sind mit Lorbeerhainen umsäumt, und in weiter Ferne zeichnen sich in einzelnen Durchblicken die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada auf dem saphirblauen Himmel ab.

Durch den Hufeisenbogen des „Gerichtsthores", vorüber an einer höchst prosaischen Schildwache, tritt man in die eigentliche Alhambra ein. Das erste größere Bauwerk, auf das man stößt, ist die unvollendete Palastruine, welche Karl V. aus dem Material der prächtigsten maurischen Bauten aufführte. Es sollte ein Riesenbau im Renaissancestil werden, aber an jener Stelle gerade war er nicht am Platze.

Durch einen schmalen Seitengang und ein unscheinbares Thor gelangt man in den „Hof des Fischteichs" (Patio de la Alberca), und mit einem Schlage öffnet sich vor den Blicken des Besuchers die Wunderwelt der „Tausend und eine Nacht". Rings um das große Marmorbecken — ehemals diente es zu religiösen Waschungen, jetzt tummeln sich Goldfische in der klaren Flut — streben schlanke Säulen in die Höhe. Die Bogen darüber sind den Wedeln von Palmbäumen an leichtem Schwunge vergleichbar. Obschon die Vergoldung des Ornamentschmucks dieser Wände verblichen ist, überrascht der Reichtum und Glanz des Blattwerks und der Inschriften. „Es giebt keinen Eroberer außer Gott", lautet das Motto auf dem Wappenschilde eines Kalifen, den sein Volk nach der Einnahme Sevillas hier jubelnd als Sieger begrüßte. Aber auch blutige Scenen haben sich in diesem herrlichen Hofe abgespielt: hier wurde Mohammed III. enthauptet und sein zerstückter Leichnam in den Teich geworfen.

Gleich nebenan ist der „Löwenhof" (Patio de los Leones), so genannt nach dem berühmten Springbrunnen in seiner Mitte, dessen Schalen von zwölf löwenähnlichen Tieren getragen werden. Der Hof ist vortrefflich erhalten und atmet, im Gegensatz zu dem in seiner Architektur ernster gehaltenen Myrtenhofe, die Lebensfreude und heitere Sinnlichkeit seiner einstigen Bewohner. Die Füllungen zwischen den eleganten Hufeisenbogen sind mit unübertrefflicher Zierlichkeit in durchbrochener Filigranarbeit ausgeführt, so leicht und duftig, und doch so blühend und bilderreich! Die Halle der Abencerragen ruft noch heute das Blutbad ins Gedächtnis, durch welches der letzte Herrscher dieses Palastes, der unglückliche Boabdil, aus Eifersucht ein ganzes Heldengeschlecht hinmorden ließ.

Immer neue Höfe, Gärten, Hallen, Brunnen und Gemächer folgen neben oder nach einander. In dem „Audienzsaale" (Salon de los Embajadores), dem größten geschlossenen Raume der Alhambra, dessen herrliches Eingangsthor unser Bild S. 13 zeigt, treten alle Vorzüge der maurischen Architektur am reinsten und glänzendsten zu Tage. Überall Mosaik und Inschriften, Sterne und Arabesken, Blumen und Guirlanden von feinbemaltem Stuck, das Ganze ein großartiges, blendendes und doch anmutig bezauberndes Prunkgemach.

Wer sich den Abschied von der Alhambra erschweren und sein Herz für alle Zeit mit untilgbarer Sehnsucht nach dem sonnigen Andalusien erfüllen will, der steige am Schlusse seiner Wanderung durch dies ungeheure Königsschloß auf den „Aussichtsturm der Königin" (El mirador de la Reina). Ein paradiesisches Rundbild breitet sich in der Ebene weithin aus. Gärten, Felder und Wälder stehen in üppiger Kultur; hohe Berggruppen bringen in das lachende Bild orientalischer Anmut einen Zug ernster, nordischer Schönheit; die Himmelskuppel wölbt sich mit blendendem Glanze über Berg und Strom, über Stadt und Wald; es ist, als ob Himmel und Erde ein Liebesfest feierten, das die Herzen der Menschen mit seligem Rausche erfüllt. Allen Ernstes glaubten deshalb die Mauren, daß das Paradies ihres Propheten in demjenigen Himmelsteile gelegen wäre, welcher sich scheitelrecht über dem Königreich Granada befindet.

Von anderen ausgezeichneten Bauten Granadas ist zunächst der Palast Generalife zu nennen, die einstige Sommerresidenz der maurischen Königinnen, auf einem der Alhambra benachbarten Hügel gelegen und gleich dieser durch seine herrliche Vegetation, seine vielhundertjährigen Cypressen und die unvergleichlichen Aussichtspunkte berühmt. Eine Bergkuppe in der Nähe trägt den Namen „Der letzte Seufzer des Mauren" (El ultimo suspiro del Moro). Von dort aus blickte der entthronte König Boabdil, ehe er nach Afrika übersetzte, noch einmal thränenden Auges nach den prächtigen Schlössern hinüber, auf denen bereits die Christenfahne wehte. Seine heldenmütige Mutter schalt ihn mit den Worten: „Du beweinst wie ein Weib das, was Du wie ein Mann hättest verteidigen sollen." Karl V. aber äußerte beim Anblick der Alhambra: „Unglücklich ist der Mann, welcher dies alles verlor; wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich hätte lieber die Alhambra zu meiner Grabstätte gemacht als ohne ein Königreich in den benachbarten Bergen gelebt."

Auch die Kathedrale Granadas wird viel besucht. Sie ist ausgezeichnet durch ihre Größe und mancherlei Kunstschätze, namentlich jedoch durch die Grabdenkmäler Ferdinands des Katholischen und seiner Gemahlin Isabella. Das heftige Erdbeben vom 25. Dezember 1884, welches seinen Mittelpunkt in dem Badeorte Alhama hatte, äußerte seine Wirkungen bis hierher; in Alhama wurden von 1575 Häusern 1462 zerstört und viele Hunderte von Menschen getötet oder schwer verletzt; die Gesamtzahl der Obdachlosen bezifferte sich in den Provinzen Granada und Malaga auf 20000, und alle Länder Europas trugen 1885 zur Milderung des Elends durch reiche Geldspenden bei.

Endlich, als eine ganz eigenartige Sehenswürdigkeit Granadas, ist die terrassenförmig am Albaicin gelegene Zigeunervorstadt zu erwähnen. Weder im Prager noch im Amsterdamer Judenviertel trifft man auf eine ähnliche Ansammlung von Schmutz und Armut. In Erdhöhlen, denen Pestgerüche entquellen, wohnen kinderreiche

Familien zusammengepfercht, ohne Luft, ohne Licht, ohne die tausend Bedürfnisse, welche das heutige Kulturleben auch den ärmsten Menschenkindern als notwendig erscheinen läßt. Seit Jahrhunderten haust das schwarze Volk dort in geheimnisvoller Weltabgeschiedenheit: sie werden im Schmutze geboren, leben dahin ohne jedweden Sinn für die meisten Freuden und Leiden der Erde und werden eingescharrt, um neuen Geschlechtern Platz zu machen.

Wenn schon Granada noch heute den Wanderer auf Schritt und Tritt an die Maurenherrschaft erinnert, so ist dies in fast noch höherem Grade der Fall mit Murcia und der ganzen Südostküste Spaniens, von dem feigen- und traubenreichen Malaga bis hinauf zu dem schönen Valencia, der vielbesungenen Stadt des Cid Campeador. In Murcia ist alles orientalisch: die Läden, die Volkstrachten, das Klima. Zwar ist der Murcianer gefällig, ehrlich und gastfrei, aber auch vielfach träge und gleichgültig gegen alles, was nicht unmittelbar sein Behagen beeinflußt, gerade wie der Orientale, der sich an den Genuß des Haschisch gewöhnt hat und sich nur nach dem Kaff, der vollkommenen Ruhe, sehnt. Die helle Kleidung, die fast kupferfarbige Haut und das glänzend schwarze Auge lassen den Murcianer der Volksklassen, namentlich der Landbevölkerung, oft dem Beduinen ähnlich erscheinen. Unter der tropischen Sonne hält die Dürre mitunter so lange an, daß monatelang kein Tropfen Regen fällt und das verbrannte Erdreich sich weithin öde und braun erstreckt. Wo jedoch Wasser beschafft werden kann, da gedeihen Orangen und Palmen, Citronen und Reis in üppigster Fülle.

Die Stadt Murcia liegt wie eine Gartenoase inmitten einer Wüste. Namentlich wenn man sich ihr von Granada aus nähert, erstaunt man über den herrlichen Pflanzenwuchs. Tausende von Gräben durchkreuzen die weite Ebene derart, daß jeder Fußbreit Land zu seiner Zeit seinen Wasseranteil erhält. Das Gelbgrün der Orangengärten wechselt ab mit dem Graugrün der Ölbaumpflanzungen und den dunkleren Maulbeerbäumen; letztere sind zahllos über die Ebene zerstreut, da die Seidenkultur den ertragreichsten Handelsartikel von Murcia bildet.

Weniger anmutig als die Vega von Murcia ist die Stadt selbst, namentlich die innere Altstadt. Zwar hat man den Häusern durch einen möglichst bunten Anstrich ein heiteres Aussehen zu verleihen gesucht; aber die Straßen sind eng und kleinstädtisch, und die zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen vielfach quer über die Straßen ausgespannten Tücher tragen durchaus nicht zur Verschönerung des Gesamtbildes bei. Auf der Plateria (der „Straße der Silberschmiede“, so genannt, weil hier die altertümlich geformten Ohrringe fabriziert werden, welche jede Murcianerin trägt) herrscht das regste Treiben. Unter den Bauwerken nimmt die Kathedrale weitaus den ersten Platz ein. Ihr hoher Glockenturm erinnert an die Giralda von Sevilla. Durch die Schallluken genießt man einen entzückenden Rundblick. Unmittelbar zu unsern Füßen liegt die altertümliche innere Stadt; weiter hinaus blicken wir auf die modernen Viertel der Neustadt, welche erst nach dem Erdbeben vom 18.—21. März 1829 angelegt wurde und helle, geradlinige Straßen, durchsetzt mit grünen Promenaden, aufweist; dann folgt der breite Gürtel der fruchtbaren Vega, und schließlich umgrenzen an drei Seiten scharfkantige Gebirgskämme das weite Panorama. Dasselbe wirkt am malerischten zur Zeit der Abenddämmerung, wenn ein violettgrauer Duft über der Ebene liegt und nur noch die Bergspitzen in purpurnen Farbentönen glühen.

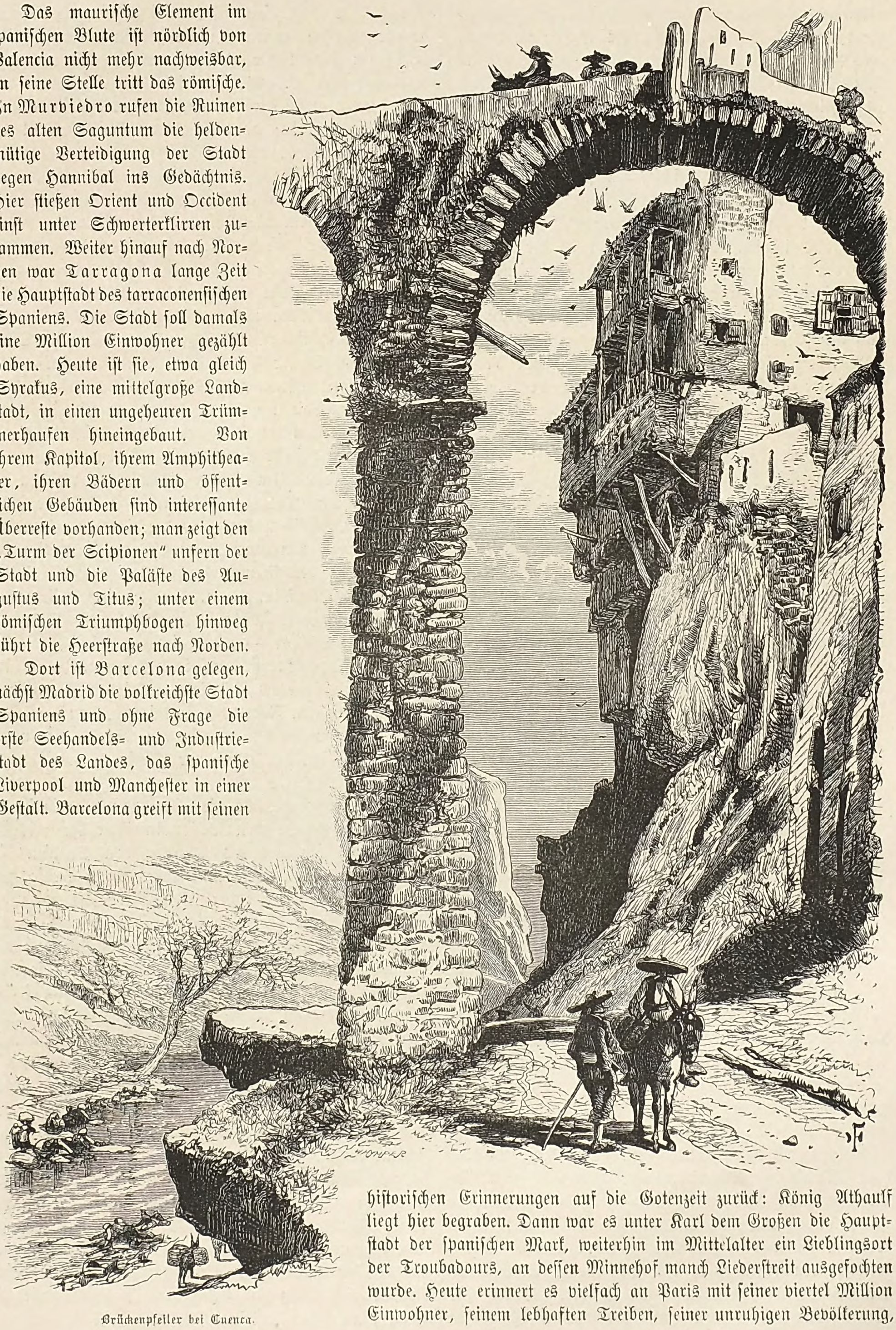
Der afrikanische Charakter der Huerta von Murcia tritt am deutlichsten in der Palmenstadt Elche hervor; sie hat thatsächlich nicht ihresgleichen in Europa. Schon die flachen Dächer der weißgetünchten, würfelförmigen Häuser, ihre kahlen, nach der Straße zu fensterlosen Wände und die tropische Hitze, welche kein Nordwind mildert, verleihen dem Orte etwas Fremdartiges. Vollends die vielen Tausende hochstämmiger Palmbäume, welche die Stadt von allen Seiten einschließen, versetzen den Wanderer unwillkürlich nach Afrika. Die Stämme stehen nicht in waldartigem Durcheinander, sondern reihenweise in Abständen von etwa 2 m. Es geschieht dies der notwendigen Bewässerung wegen, denn nur die Palme, welche „den Kopf im Feuer, den Fuß im Wasser“ hat, liefert reife, eßbare Früchte. Die Datteln, die Rinde, die Wedel, der Stamm — alles wird als nützlich geschätzt. In ganz Spanien werden die gebleichten Zweige der Palmen von Elche am Palmsonntag bei den Prozessionen getragen, für den Rest des Jahres jedoch, dem herrschenden Aberglauben entsprechend, an den Balkonen der Häuser befestigt, um letztere vor Blitzschlag und Feuersgefahr zu bewahren.

Fast mehr noch als die Ebene von Murcia ist die benachbarte Huerta von Valencia ihrer Fruchtbarkeit wegen gepriesen und als „Garten von Spanien“ in unzähligen Liedern besungen worden. Genau ebenso, wie vor 800 Jahren unter der Maurenherrschaft, wird die Ebene noch heute durch ein kunstvoll verzweigtes Kanalsystem bewässert, nur daß man in neuester Zeit noch mit Guano und künstlichen Düngerstoffen der Natur so weit nachhilft, daß beispielsweise Klee sechzehnmal im Jahre geschnitten werden kann; „Valencia ist Gottes Land; Reis wächst, wo gestern Weizen stand“, lautet ein spanisches Sprichwort. Kaum sieht man anderswo ein Himmelsblau so rein, so satt, so leuchtend wie jenes, das sich über diesem gesegneten Boden wölbt.

Die Hauptstadt dieses glücklichen Landstriches blüht sichtbar empor, schon zählt sie 150000 Einwohner. Ihre heitere Leichtlebigkeit erinnert an den andalusischen Volkscharakter; auch in seinem Straßenleben, seinen Künstlern, seinen Trachten ähnelt Valencia vielfach dem schönen Sevilla, nur daß seine Männer fleißiger arbeiten (namentlich die Seidenindustrie Valencias ist bedeutend) und seine Frauen nicht ganz so zierlich und glutäugig wie die Frauen am Guadalquivir auftreten.

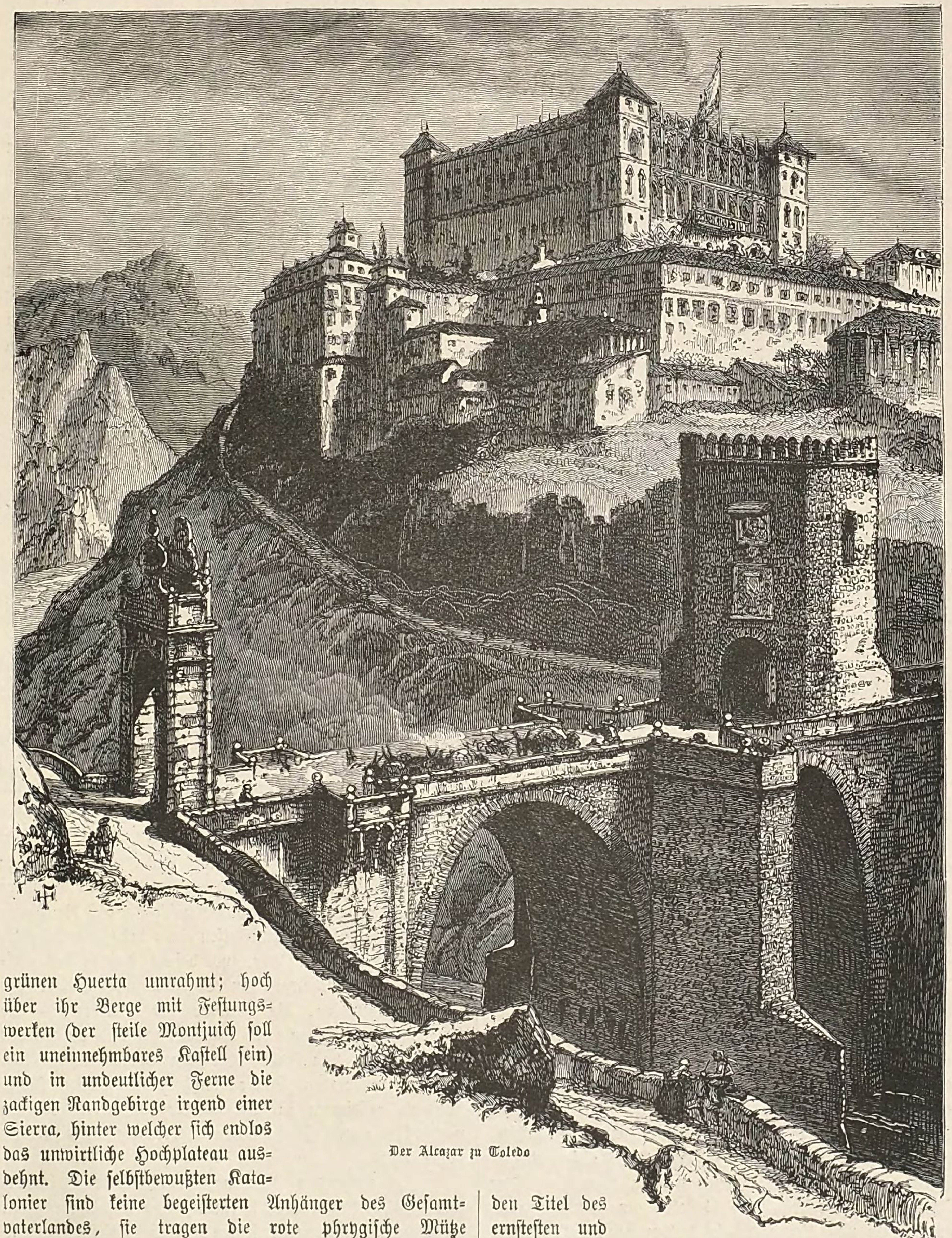
Das maurische Element im spanischen Blute ist nördlich von Valencia nicht mehr nachweisbar, an seine Stelle tritt das römische. In Murviedro rufen die Ruinen des alten Saguntum die heldenmütige Verteidigung der Stadt gegen Hannibal ins Gedächtnis. Hier stießen Orient und Occident einst unter Schwerterklirren zusammen. Weiter hinauf nach Norden war Tarragona lange Zeit die Hauptstadt des tarraconensischen Spaniens. Die Stadt soll damals eine Million Einwohner gezählt haben. Heute ist sie, etwa gleich Syrakus, eine mittelgroße Landstadt, in einen ungeheuren Trümmerhaufen hineingebaut. Von ihrem Kapitol, ihrem Amphitheater, ihren Bädern und öffentlichen Gebäuden sind interessante Überreste vorhanden; man zeigt den „Turm der Scipionen" unfern der Stadt und die Paläste des Augustus und Titus; unter einem römischen Triumphbogen hinweg führt die Heerstraße nach Norden.

Dort ist Barcelona gelegen, nächst Madrid die volkreichste Stadt Spaniens und ohne Frage die erste Seehandels- und Industriestadt des Landes, das spanische Liverpool und Manchester in einer Gestalt. Barcelona greift mit seinen historischen Erinnerungen auf die Gotenzeit zurück: König Athaulf liegt hier begraben. Dann war es unter Karl dem Großen die Hauptstadt der spanischen Mark, weiterhin im Mittelalter ein Lieblingsort der Troubadours, an dessen Minnehof manch Liederstreit ausgefochten wurde. Heute erinnert es vielfach an Paris mit seiner viertel Million Einwohner, seinem lebhaften Treiben, seiner unruhigen Bevölkerung,



Brückenpfeiler bei Cuenca.

welche es in den Cafés der „Rambla“ mehr als einmal den Pariser Boulevardshelden gleich gethan und der Regierung erfolgreich Opposition gemacht hat. Im allgemeinen macht Barcelona von der See aus gesehen den Eindruck der meisten spanischen Seestädte: die hellschimmernde Stadt längs der Küste ausgestreckt, von einer



Der Alcazar zu Toledo

grünen Huerta umrahmt; hoch über ihr Berge mit Festungswerken (der steile Montjuich soll ein uneinnehmbares Kastell sein) und in undeutlicher Ferne die zackigen Randgebirge irgend einer Sierra, hinter welcher sich endlos das unwirtliche Hochplateau ausdehnt. Die selbstbewußten Katalonier sind keine begeisterten Anhänger des Gesamtvaterlandes, sie tragen die rote phrygische Mütze nicht absichtslos. In ihrem Lokalpatriotismus beneiden sie Andalusien nicht um seinen romantischen Ruf, um seine Dichter und Maler; ihnen genügt es, auf den Titel des ernstesten und fleißigsten aller Volksstämme Spaniens Anspruch machen zu dürfen. Fast noch starrer halten die benachbarten Aragonesen an

ihren verbrieften Rechten fest. Ihre alte Krönungsformel lautete: „Wir, von denen jeder ebensoviel ist wie Du, und die wir alle zusammen mehr sind als Du, wir machen Dich zum König. Wenn Du nach den Gesetzen des Staates regierst, werden wir Dir gehorchen; wenn nicht, nicht." Ihre Hauptstadt Saragossa, wie die meisten spanischen Großstädte vom Glanze vergangener Zeiten lebend, spiegelt in der ernsten, massigen Bauart seiner Häuser und Festungswerke den finsteren Stolz seiner Bewohner wieder. Nur wenige Straßen, namentlich der breite Korso, machen einen modernen Eindruck; in den älteren Stadtvierteln sieht man sich unwillkürlich nach Schießscharten und Barrikaden um: ruft doch der Name Saragossa jedermann die denkwürdige Verteidigung (1809) ins Gedächtnis. Zu dem Gnadenbilde der „Madonna zum Pfeiler" (Nuestra Señora del Pilar) wallfahrten die Gläubigen seit undenklichen Zeiten. Auch der 84 m hohe „Neue Turm" ist eine Art Wahrzeichen der Stadt: er ist 2½ m weit aus der senkrechten Stellung gewichen, also nicht, wie vielleicht die schiefen Türme zu Florenz und Pisa, absichtlich auf schräger Basis aufgeführt.

Südwestlich von Saragossa und dem Ebrothale beginnt die ungeheure Hochebene von Neukastilien. Längst ist uns der Steppencharakter dieser Mancha aus den Schilderungen der Heldenthaten des edlen Don Quixote bekannt. Unbegrenzt dehnt sich die durchschnittlich 800 m hoch über dem Meere liegende Fläche vor den Blicken des Reisenden aus, ohne Baum und Strauch, öde, steinig, die Luft kalt und rauh, die Fernsicht in den regenlosen Sommermonaten durch fahle Hitznebel so getrübt, daß das ganze Land in ein einförmiges, unheimliches Grau gehüllt erscheint. Zufolge unvernünftiger Entwaldung sind die Bäche aus den benachbarten Gebirgen längst versiegt; die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung vermag nicht, wie es in der maurischen Zeit in einigen Teilen der Mancha geschah, eine künstliche Bewässerung zu unterhalten. Graugrüne Grassteppen dienen wandernden Schafherden zur Weide. Meilenweit sproßt das zu allerhand Flechtwerk nützliche Espartogras empor, mitunter durch Ackerflächen mit kümmerlichen Saaten unterbrochen; ganz vereinzelt trifft man auf eine Hofanlage oder ein verfallenes Dorf oder ein an irgend einer Poststraße liegendes Wirtshaus. Wem fiele bei Nennung des Städtchens Toboso nicht die holde Dulcinea des lächerlichsten aller Ritter ein? Wer sieht ihn nicht mit eingelegter Lanze gegen die Flügel einer Windmühle ansprengen? Dem wackern Sancho Pansa will auf den endlosen, staubigen Wegen die Frage nicht aus dem Sinn, ob sein Herr der größte Narr oder der größte, tapferste, klügste Held sei — erst als die Knechte im Wirtshause den treuen Knappen prellen, oder als er den „Ritter von der traurigen Gestalt" am Brunnentroge mit Schild und Lanze Wache halten sieht, da dämmert in seinem dummen Hirn doch endlich der Gedanke, daß es mit dem edlen Herrn vielleicht nicht ganz richtig wäre. Wahrlich, anschaulicher als in Cervantes' Don Quixote ist niemals der Widerspruch zwischen der prosaischen Wirklichkeit und den idealen Wünschen des Dichters geschildert worden!

Die malerischen Punkte der großen kastilischen Hochebene sind besonders an den Flußbetten zu suchen. Meist sind es steilabfallende, tief in den nackten Kalkfels eingeschnittene Thäler. An geeigneten, auch in Kriegsfällen wichtigen Übergangspunkten hatten schon die Mauren feste Brücken gebaut. Solch ein Punkt war Cuenca, auf halbem Wege zwischen Madrid und Valencia am Jucar gelegen. Das Städtchen klebt gleichsam an den Felsen, die Dächer des einen Hauses scheinen die Fundamente für das höher hinaufgebaute Haus abzugeben; es bedarf guter Lungen, um ohne Aufenthalt bis zur Plaza, auf welcher die Kathedrale steht, emporzuklimmen. Einst war der Ort vermöge seiner Lage blühend und bevölkert; heute sind seine Fabriken und Wollenmanufakturen längst zerfallen: mehrere Plünderungen der Franzosen, namentlich unter Caulaincourt (1808), haben ihm den Rest gegeben. Seine Brücke, deren einen Bogen unser Bild S. 16 zeigt, wurde im 16. Jahrhundert gebaut. Ihre mächtigen Steinquadern türmen sich auf einander, gleich den cyklopischen Mauern aus der Römerzeit: kein Maler wird die staubige Straße längs des Jucar dahinziehen, ohne beim Anblick des Felsennestes und seiner Riesenbrücke zum Skizzenbuche zu greifen.

Unstreitig die erste Stelle unter jenen strategisch wichtigen Punkten nimmt Toledo ein. Der mächtige, 450 m hohe Felsen, auf dessen sieben Kuppen die „Burg Zion" Spaniens erbaut ist, liegt in einer hufeisenförmigen Schleife des Tajo: sowohl gegen das schluchtartige Flußbett wie nach der Landseite hin fällt der Felsen steil ab.

Obschon seit Jahrhunderten im Verfall und heute nur noch als Sitz des obersten spanischen Kirchenfürsten und einiger militärischer Anlagen bekannt, knüpft sich doch an den Namen Toledo eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen. Die Legende führt seinen Ursprung auf Tubal, den Sohn Japhets und Enkel Noahs, zurück; auch Nebukadnezar und Herkules werden als Gründer der Stadt genannt. Es steht historisch fest, daß die Römer zu Caesars Zeit auf dem Felsen einen befestigten Waffenplatz besaßen. Kaiser Augustus befahl, daß in der „kaiserlichen Centralkammer" zu Toletum alle Schätze der Provinz Spanien, die Tribute der Völker und die Erzeugnisse der Bergwerke angesammelt und aufgehoben würden, um von dort über Tarragona nach Rom geschafft zu werden. Lange nachher, im sechsten Jahrhundert, residierten in Toledo die gotischen Könige; namentlich unter König Wamba erreichte es eine Zeit hoher Blüte.

Auch unter den Mauren war die Stadt Jahrhunderte hindurch Hauptstadt eines eigenen Königreiches; gleich ihren Vorgängern setzten sie die Befestigung und den Ausbau der Stadt eifrig fort. Von 1085 ab war Toledo ein halbes Jahrtausend lang die Residenz der spanischen Könige. Als solche zählte es 200 000 Ein-

wohner; heute ist nur der zehnte Teil Menschen in dem Gewirr der engen Straßen ansässig.

Während der zweiten Hälfte des Mittelalters wetteiferten die Könige Spaniens mit den reichen Erzbischöfen von Toledo im Bau von Kirchen und Palästen, von Brücken und Befestigungen; auch die wissenschaftlichen Anstalten, Bibliotheken, Hospitäler und Kunstsammlungen der Hauptstadt waren bedeutend. Als Philipp II. seine Residenz endgültig nach Madrid verlegte (1561), da ging es stetig mit der Blüte Toledos abwärts. Aber seine Bauten sind heute noch vorhanden: was die Herrscher von vier Weltreichen nach einander geschaffen, das haben drei Jahrhunderte nicht zu beseitigen, wenn schon arg zu zernagen vermocht. Römische und gotische, maurische und Renaissance-Architekturreste stehen in den düstern Gassen dieser merkwürdigen Stadt oft eng bei einander und verleihen ihr den Charakter einer Totenstadt weltgeschichtlich bedeutender Nationen. Nur die Juden haben sich gerade hier mit großer Zähigkeit durch den Wechsel der Jahrhunderte zu behaupten verstanden. Selbst zur Zeit der schlimmsten Judenverfolgung wies die Gemeinde von Toledo nach (das Aktenstück „soll" noch vorhanden sein), daß sie bei Pilatus feierlich gegen Christi Kreuzigung protestiert habe — und sie blieb von der allgemeinen Ausweisung verschont!

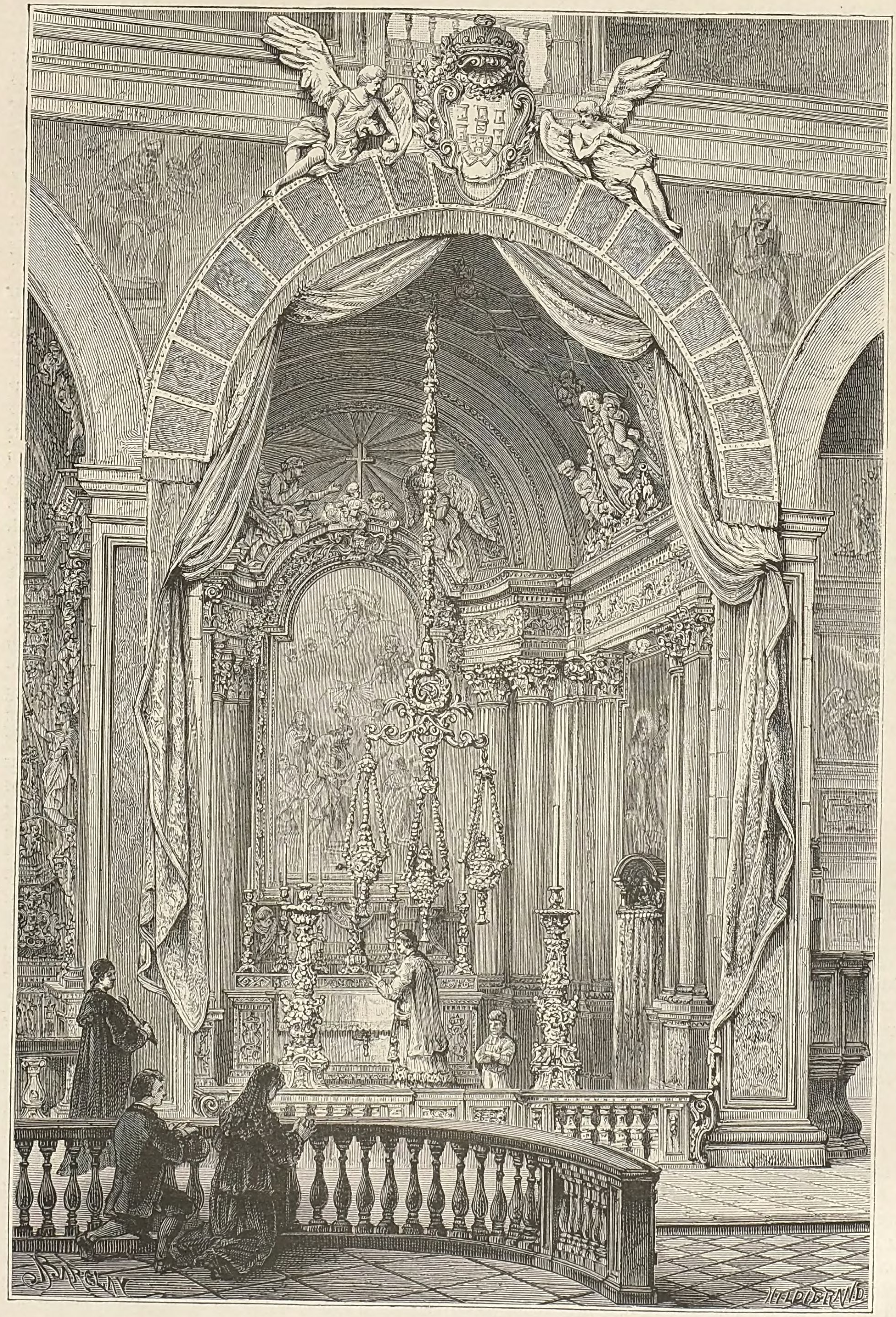
Auch die ernste, öde Landschaft ringsum, die Abgeschlossenheit der Stadt auf ihrem steinernen Riesenpostament unterstützt jenen Gesamteindruck. Von Madrid aus ankommend (der Schnellzug braucht für die nur 72 km lange Strecke beinahe drei Stunden; man fährt in keinem Lande bedächtiger als in dem sich in so vielen anderen Beziehungen überstürzenden Spanien) tritt man durch die Brücke von Alcantara in die alte Stadt ein. Gleich diese Brücke zeigt, was man von Toledo zu erwarten hat. Ihr Alter liegt jenseits jedes geschichtlich beglaubigten Nachweises; nur von den turmartigen Thoren weiß man, daß das größere, nach der Stadt zu belegene reichlich sechshundert Jahre zählt, indes das kleinere „erst" von Karl V. erbaut worden ist.

Was das absterbende Toledo noch an Leben aufweist, kann man zu verschiedenen Tageszeiten auf der Brücke von Alcantara sehen: Maultiertreiber, Priester, Bauern mit der gestreiften Manta über dem Arm, Stadtdamen in malerischer Mantilla, schmucke Kadetten, Fremde aller Nationen &c. Die steile Straße von der Brücke stadtwärts führt zunächst an das Sonnenthor (Puerta del Sol), das massige, architektonisch interessante Bauwerk eines maurischen Baumeisters.

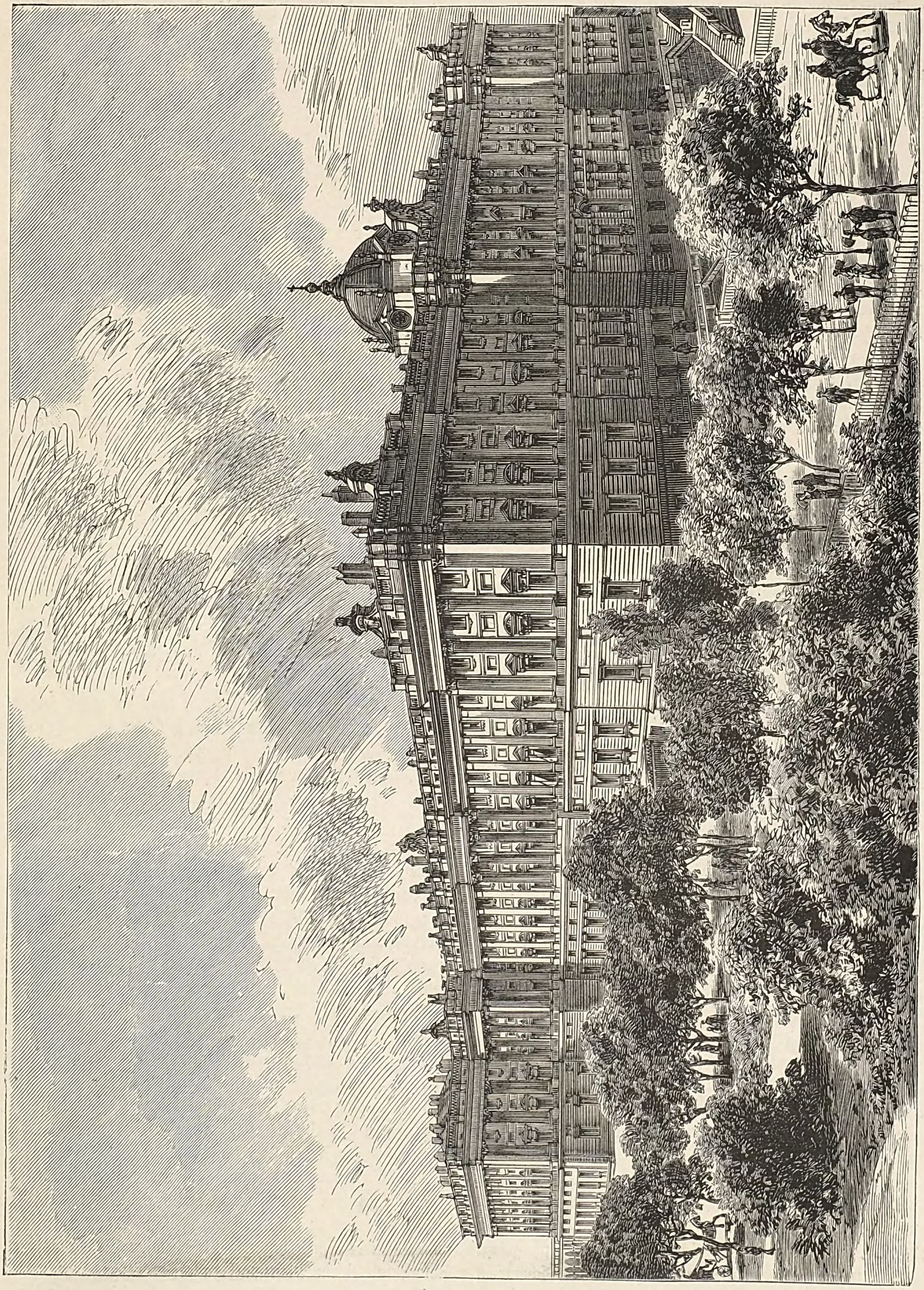
Die Stadt selbst bietet natürlich ungemein viel Sehenswürdigkeiten, von denen der Fremde gewöhnlich den Alcazar, die Kathedrale und die Waffenfabrik in erster Reihe aufsucht. Alle drei rechtfertigen jedoch nicht immer die hochgespannten Erwartungen. Der Alcazar, von Karl V. als Königsburg auf der Spitze des Felsens erbaut, ist zwar stilvoll und großartig, auch im Innern mit einem monumentalen Treppenhause und einst gewiß prächtig ausgestatteten Sälen geschmückt. Aber für den verwöhnten Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts macht er mehr oder minder, namentlich aus der Ferne gesehen, den Eindruck einer Kaserne — und dazu dient er denn auch thatsächlich seit etwa zehn Jahren: das Hauptkadettencorps ist in dem Palast untergebracht. Die Kathedrale dagegen verliert durch das in der Mitte angebrachte Chor und ihre unzähligen Sehenswürdigkeiten, Denkmäler und Kapellen jeden einheitlichen Charakter; sie zählt zwar zu den großartigsten, aber sicher nicht zu den schönsten, wirkungsvollsten Kirchenbauten der Gotik. Endlich die Toledaner Klingen — ja, sie werden freilich noch immer in der berühmten Königlichen Waffenfabrik hergestellt, aber das Hauptmaterial kommt wohl meist aus Deutschland: in Toledo werden die fremdländischen Teile nur zusammengestellt und einzelne besonders wertvolle Klingen, sowie getriebene Prachtwaffen angefertigt. Toledos einstige Pracht und Bedeutung ist also zweifelsohne „versunken und vergessen", es hat alles, ausgenommen seine zweitausendjährige Geschichte und seinen Charakter als Mittelpunkt der spanischen Hierarchie, an die Reichshauptstadt abgegeben: einzig und allein in Madrid pulsiert heute das Herzblut Spaniens.

Was konnte wohl den düsteren König Philipp II. veranlassen, das große, wohlbefestigte, am Tajostrom gelegene Toledo gegen das offene Landstädtchen Madrid zu vertauschen, das wenige Jahrzehnte vorher (1516) nur dreitausend Bürger zählte? Schon sein Vater, der gichtische Karl V., hatte es seines frischen Klimas wegen lieb gewonnen, ihm den Titel einer „kaiserlichen und gekrönten Stadt" verliehen und sich in seiner Umgebung einige Landstrecken gekauft, auf denen die Schlösser von Aranjuez und Escorial entstanden. Für den Entschluß Philipps gab ein überaus starker Schneefall im Februar 1561 den Ausschlag: in den engen Straßen Toledos wurde der Verkehr gehemmt, der große Hofstaat geriet in mancherlei Ungelegenheiten, auch war man über den bösen Willen der Einwohner höchlich verstimmt. Mit der Wahl Madrids als Residenz beseitigte Philipp gleichzeitig etwaige Streitigkeiten zwischen den übrigen Großstädten des Reiches: der neutrale Ort ließ die Eifersucht aller Bewerberinnen um die Würde Toledos gar nicht erst aufkommen. Auch bot die weite Ebene am Manzanares ein geeignetes Terrain zur Entfaltung der neuen Hauptstadt, die fast noch mehr als Toledo der mathematische Mittelpunkt der Halbinsel war.

Jedoch erst unter dem Bourbonenkönige Philipp V. (1700—1746) wuchs Madrid zufolge der Beseitigung von Privilegien anderer spanischen Städte zur Großstadt heran. Unter den nächsten Nachfolgern Philipps wurde die Hauptstadt zum Centrum des allgemeinen spanischen Straßennetzes gemacht. Immer mehr wurden auch die großen Staatsinstitute dorthin verlegt, und als man dann 1848 auch in Spanien Eisenbahnen zu bauen begann, da fand man es ganz selbstverständlich, daß Madrid gewissermaßen der Centralbahnhof für die vier großen Bahnlinien wurde, welche, in Übereinstimmung mit den einstigen Heerstraßen der Römer, aus den verschiedenen



Hochaltar der Kirche St. Roque zu Lissabon.



Das königl. Schloß zu Madrid.

Himmelsrichtungen im Mittelpunkte der Halbinsel zusammenliefen.

In ganz Europa giebt es keine Hauptstadt, das vielgeschmähte „Spree-Athen" nicht ausgenommen, welche stiefmütterlicher als Madrid von der Natur behandelt worden ist. Seine nächste Umgebung entbehrt jedweden Reizes. Auf den unfruchtbaren, ausgedörrten, gelblichbraunen Heiden ringsum verkümmert der Pflanzenwuchs. Der Manzanares fordert im Sommer die Spottlust heraus; wenn ihm die Glutwinde des Sommers den Gnadenstoß gegeben haben, dann ist er „zu Wagen und zu Pferde schiffbar"; sein Wasser reicht nicht einmal aus, um den aufwirbelnden Staub zu beseitigen. Kaum ein spanischer Dichter hat ihn unbespöttelt gelassen — es ließe sich ein ganzes Kapitel aus solchen Citaten zusammenstellen.

Noch schlimmer ist es um das Klima von Madrid bestellt, namentlich zufolge seiner hohen Lage (650 m). Zwischen Schatten und Sonne ist oft ein Wärmeunterschied von 20°; wenn ein scharfer Nordost von der schneebedeckten Guadarrama her weht, dann mehren sich die Lungenkrankheiten; ja es ist schon vorgekommen, daß die Schildwache vor dem Königspalast erfroren aufgefunden wurde. „Neun Monate Winter und drei Monate Hölle", und „die Luft von Madrid ist so fein, daß sie einen Menschen umbringt, aber nicht ein Lämpchen auslöscht": das sind spanische Sprichwörter zur Charakterisierung des Madrider Klimas. Der von Mitte Juni an herrschenden Glutatmosphäre erliegt jede Vegetation, erst im Oktober sproßt wieder frisches Grün; wie bei uns der Mai, so wird in Madrid der April seiner Schönheit wegen besungen.

Es ist fast selbstverständlich, daß Madrid als moderne Stadt keine historischen Bauten und Erinnerungen besitzt. Die vielgenannte Atochakirche hält keinen Vergleich mit den mittelalterlichen Kathedralen anderer spanischen Städte aus; erst Papst Pius IX. erhob sie auf die Bitten der Königin Isabella zum Range einer Basilika. Die Plaza Major verliert immer mehr ihren altertümlichen Charakter: ihre Läden und Kaffeehäuser verwischen das Andenken an eine Zeit, als hier von teppichgeschmücktem Balkon herab der König und die Granden seines Reiches auf Stierkämpfe und Autodafés hinabblickten.

Die Hauptstadt „auf Königs Befehl" hat es mit sich gebracht, daß das königliche Schloß weitaus das bedeutendste Bauwerk der Stadt ist. Es thront hochgelegen am Manzanares, ein riesiges Viereck in toskanischem Stil, aus einem weißen, marmorartigen Stein von 1737 ab durch den Italiener Sacchetti erbaut. Das in überaus großartigen Verhältnissen gehaltene Treppenhaus giebt Raum zur Entfaltung eines Prunkes, wie er namentlich am spanischen Königshofe zeitweise beliebt wird. „Du wirst hier besser wohnen als ich in meinem Paris", soll Napoleon zu seinem Bruder Joseph gesagt haben, und indem er seine Hand auf einen der schwarzen Marmorlöwen an der Treppe legte, fügte er hinzu: „Endlich halte ich dies stolze, so lange begehrte Spanien!" Die Gemächer und Säle des Schlosses sind in allen möglichen Stilen und Moden eingerichtet. Das Rokoko wechselt ab mit dem Empire und dem allermodernsten Pariser Meublement unserer Tage. Mit verschwenderischer Pracht sind die in einem Seitenpavillon untergebrachten Pferdeställe ausgestattet; auch die Rüstkammer enthält Waffen von unschätzbarem Werte.

Die notwendigen Erfordernisse einer modernen Residenz finden sich in Madrid vollständig vor. Die Läden der San Geronimo- und Alcala-Straße gleichen aufs Haar denen der Londoner Oxfordstreet oder der Leipzigerstraße in Berlin. Die Pferdebahnen fahren über die Puerta del Sol, den Brennpunkt des Madrider Straßenlebens, mit genau derselben Gleichförmigkeit wie über den Wiener Opernring oder den Petersburger Newski-Prospekt. Auf den Promenadenwegen des Prado und Retiro bewegt sich die sogenannte „gute Gesellschaft" zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen, ganz wie im Bois de Boulogne oder im Berliner Tiergarten. Nur liegt über dem Gesamtbilde des Madrider Straßenlebens ein spezifisch spanischer Nimbus. Der äußern Erscheinung, sei es daß sie sich im glänzend gebügelten Cylinderhute der Herren oder in der unnachahmlich kokett drapierten Mantilla der Frauen am augenfälligsten zeige, wird in Madrid ein wahrer Kultus gewidmet. Eine gewisse Vornehmheit der Bewegungen, eine angeborene Grandezza läßt sich hundertfach beobachten. Keine der ungezählten Cigaretten wird gedankenlos angezündet, kein Schluck Mandelwasser im Café Imparcial genommen ohne einen leisen ritterlich-romantischen Anstrich in Gebärden und Mienenspiel.

Die Perle von Madrid, das, was es außer seinen stolzen Männern und seinen zierlichen, leichtfüßigen Frauen vor fast allen europäischen Hauptstädten voraus hat, ist seine Gemäldesammlung im Museo real. Sie ist die einzige beneidenswerte Erbschaft aus den Zeiten Karls V. und seiner Nachfolger, die aus Kunstsinn oder Eitelkeit mit dem Golde Amerikas die heute unbezahlbaren Bilderschätze der Welt hier zusammentrugen. Unter den mehr als zweitausend Gemälden ist nur wenig Mittelgut, wohl aber sieht man Dutzende von Murillos und Tizians, Riberas und Velasquez, Rubens und Teniers; ja selbst Dürer, Raphael, van Dyck, Rembrandt und andere Meister sind vortrefflich vertreten. Nur wer hier recht oft und tief in die ernsten Augen der Madonnen Murillos, des Malers aller englischen Tugenden, geblickt oder in Velasquez außer dem farbenkundigen Meister den lebenswahren Biographen herausgefühlt hat, dessen Regentenköpfe alle die geschichtlich beglaubigten Neigungen und Leidenschaften derselben offenbaren: der Glückliche allein wird zu einem Urteil über spanische Kunst berechtigt sein.

Kein Deutscher verläßt Madrid, ohne sich „die schönen Tage von Aranjuez" einmal an Ort und Stelle vergegenwärtigt zu haben. Das heutige Aranjuez ist ein unbedeutendes Landstädtchen mit einem großen, prächtigen Palast und einem Riesenpark, alles inmitten einer trostlosen Einöde gelegen. Der Park mit seinen Gartenpartien, Springbrunnen, Bildsäulen, seinen blumigen

Wiesen und schattigen Waldpfaden, durchströmt von dem hier ziemlich breiten und reißenden Tajo, ist eine ebenso großartige wie liebenswürdige Schöpfung; fürwahr, der finstere Philipp II. muß auch seine glücklichen Stunden gehabt haben!

Aber diese glücklichen Stunden waren selten. Daß düstere Schwermut der Grundzug im Wesen Philipps war, das beweist sein Escorial. Auch der unbefangenste Tourist wird diesen granitnen Riesenbau als ein Weltwunder anstaunen: was der von finsterer Askese durchsetzte Wille eines Weltherrschers zu schaffen vermocht hat, das werden noch viele Jahrhunderte nach uns mit sehr gemischten Empfindungen an dieser Stelle ermessen.

Künstlerisch bedeutend ist wohl nur die Schloßkirche zu nennen. Wie überwältigend muß vor nunmehr dreihundert Jahren ein Blick in diesen gewaltigen Kuppelraum gewesen sein! Wo heute graue, schmucklose Pfeiler emporragen, da flammten dazumal unzählige Kerzen auf riesigen Kandelabern; die goldenen Meßgewänder des hohen Klerus wetteiferten an Glanz mit den Staatskleidern der Höflinge und Offiziere; die Orgeltöne brausten durch die weiten Hallen, und aus den silbernen Becken stiegen Weihrauchwolken auf. In all diese äußere Pracht hinein fiel der Blick des weltverachtenden Herrschers aus einem Schiebefenster des ärmlichen, kalkgetünchten Raumes, in welchem Philipp seine letzten vierzehn Lebensjahre zubrachte; noch heute erstaunt man über das dürftige Holzmobiliar dieses seines Sterbegemaches. Wahrlich, seinen Mönchen hatte der bigotte König einen Palast, sich selber dagegen nur eine Zelle gebaut!

Desto prunkvoller ist die Königsgruft, gerade unterhalb des Hochaltars, in welcher die erlauchtesten Herrscher Spaniens beigesetzt sind; außer der Mediceergruft zu Florenz (Michelangelo arbeitete vierzehn Jahre an ihrer Ausstattung!) giebt es wohl kein herrlicheres Camposanto in der Welt. Aus den edelsten Gesteinen baut sich das 10 m hohe Achteck auf; die 18 Marmorsärge in den Nischen gleichen sich äußerlich alle aufs genaueste; von Karl V. an ruhen hier die irdischen Überreste aller Könige Spaniens — acht Nischen stehen noch leer.

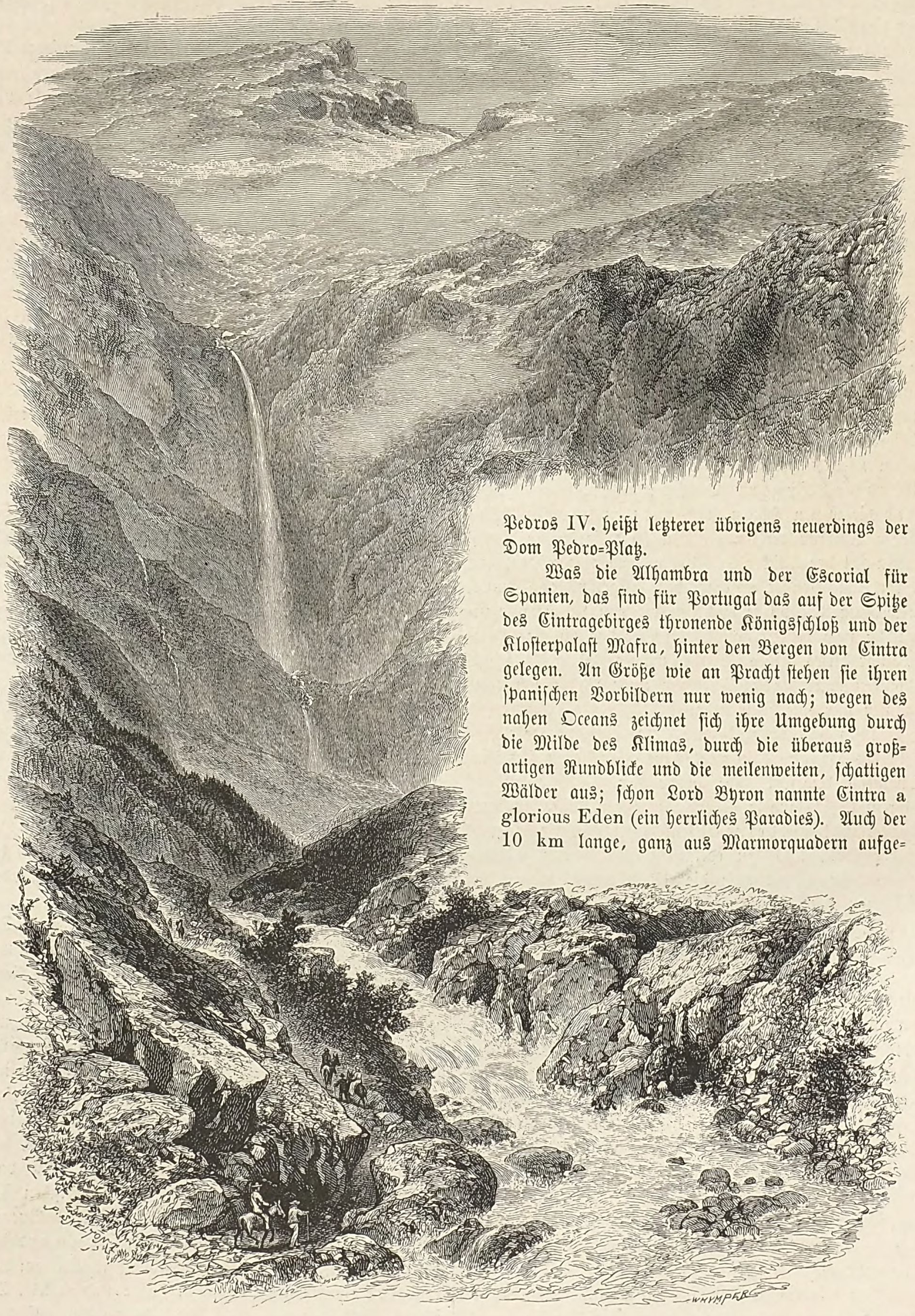
Der Escorial sollte nach dem Plane seines Stifters Kirche und Kloster, Palast und Kaserne, Universität und Bibliothek, Museum und Regierungsgebäude sein. Seine 11000 Fenster lassen annähernd auf den Umfang dieses rostförmig angelegten Gebäudekomplexes schließen. Unzählbar sind die Kunstschätze und historisch interessanten Sehenswürdigkeiten, welche diese heute fast verödeten Räume noch immer enthalten. Der Koran Mohammeds, ein marmorner Christus von Cellini, das heilige Abendmahl Tizians, der „goldene Codex" von 1050, ein spanischer Virgil von 1200, eine Fülle herrlicher Gobelins — das sind einige der hervorragenden Schätze dieses Titanenbaues.

Von Madrid nach Lissabon ist nur wenig weiter als von Berlin nach Köln. Die etwa 650 km lange, erst kürzlich eröffnete Eisenbahnstrecke wird von dem täglich einmal verkehrenden Schnellzuge in 21 Stunden durchfahren; von Toledo aus hält sich die ganze Bahnlinie in der Niederung des Tajobettes.

Die Lage der Hauptstadt Portugals gilt zufolge der malerischen Verschmelzung von Land und Meer für ebenso prächtig als die von Konstantinopel und Neapel; vor Stockholm hat es seine „sieben Hügel" und vor Genua das schönbewaldete Bergland von Cintra als Hintergrund voraus. „Wer Lissabon nicht gesehen, hat nichts Gutes gesehen", sagt ein portugiesischer Volksreim. Die meilenweite Bai von Lissabon, zu welcher sich der schiffbare Tajo (portugiesisch Tejo) bei seiner Mündung erweitert, das milde Klima dieses Küstenstriches und seine centrale Lage im Weltverkehr haben die Stadt schon früh zu einer „Residenz von Europa" gemacht, wie die orientalischen Völker Lissabon zu nennen pflegten. Hat auch Odysseus sie nicht erbaut (die Portugiesen allerdings behaupten dies gern), so steht es doch fest, daß Römer, Goten und Mauren die Blüte des Ortes förderten, und daß er namentlich zur Zeit der großen Entdeckungen ein Hauptstapelplatz des Welthandels war. Im Jahre 1520 wurden 500000, 1755 noch ebensoviel Einwohner wie heute (300000) gezählt. Das große Erdbeben (1. November 1755) zerstörte in sechs Minuten mehr als die Hälfte der Stadt; über 30000 Menschen kamen dabei um.

Aber die Vorzüge von Küste, Bai und Hafen ließen Lissabon schöner als vorher wiedererstehen. Amphitheatralisch breitet es sich inmitten der anmutigen Landschaft am Stromufer aus; 6000 Landhäuser (quintas) umsäumen weithin das Häusermeer der eigentlichen Stadt. Aus Furcht vor Erderschütterungen hat man allerdings keine hohen Türme mehr gebaut. Desto stattlicher nehmen sich die nach des berühmten Ministers Pombal Entwürfen neu angelegten Stadtteile aus; die schnurgeraden Straßen und geräumigen Plätze, besonders die von Palästen umrahmte Praça do commercio mit dem in die breite Rua Augusta führenden Triumphbogen würden jeder Weltstadt zur Zierde gereichen.

An großartigen Bauwerken ist Lissabon arm. Die Kathedrale mit ihrer gotischen Fassade ist der älteste und bedeutendste Kirchenbau. Die ehemalige Jesuitenkirche São Roque, deren reichste Kapelle unser Bild (S. 20) zeigt, ist ihrer wertvollen Mosaikarbeiten wegen berühmt. Auch in den engen, krummen Gassen der meist unsauberen Altstadtviertel trifft man hin und wieder auf ansehnliche Hausfronten. Die Fenster des Erdgeschosses sind vielfach vergittert, die der oberen Stockwerke mit Balkonen versehen. Einige dieser Straßen sind so eng und steil, daß in ihnen jeder Wagenverkehr unmöglich ist. Die vornehmen Leute, namentlich die zahlreichen englischen Familien, wohnen in dem hochgelegenen Viertel Buenos Aires. Auf der Praça do Rocio, dem Chiado und der Praça de Figueira herrscht der lebhafteste Verkehr; hier liegen die glänzendsten Kaufläden, Cafés und Hotels. Die schöne Welt dagegen zeigt sich am meisten auf dem Passeio publico, einer geschmackvoll angelegten Promenade unweit des Rocio; wegen des Denkmals Dom



Pedros IV. heißt letzterer übrigens neuerdings der Dom Pedro=Platz.

Was die Alhambra und der Escorial für Spanien, das sind für Portugal das auf der Spitze des Cintragebirges thronende Königsschloß und der Klosterpalast Mafra, hinter den Bergen von Cintra gelegen. An Größe wie an Pracht stehen sie ihren spanischen Vorbildern nur wenig nach; wegen des nahen Oceans zeichnet sich ihre Umgebung durch die Milde des Klimas, durch die überaus groß=artigen Rundblicke und die meilenweiten, schattigen Wälder aus; schon Lord Byron nannte Cintra a glorious Eden (ein herrliches Paradies). Auch der 10 km lange, ganz aus Marmorquadern aufge=

Der Cirkus von Gavarnie mit dem Mont perdu.



Die Rolandsbresche in den Pyrenäen.

führte Aquädukt, welcher Lissabon mit Trinkwasser versorgt, sowie das am westlichen Ende der Stadt gelegene Kloster Belem sind Prachtbauten in ihrer Art.

Das Königreich Portugal erholt sich, gerade wie der größere Nachbarstaat, immer mehr von dem gewaltigen Rückgange, den seine Entwicklung nach dem Goldfieber des sechzehnten und den ungünstigen politischen Einflüssen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erlitten hat. Die Portugiesen besitzen viel Unternehmungsgeist und Gelehrigkeit, daneben gelten sie jedoch (namentlich bei den Spaniern) für eitel und prahlsüchtig. Ihre Volkssitten weichen stark von denen ihrer östlichen Nachbarn ab, auch ihre Sprache ist letzteren wegen der zahlreichen Nasallaute fast unverständlich. Die konstitutionelle Staatsverfassung ist überaus freisinnig in Bezug auf Presse, Religionsausübung, Gerichtsbarkeit, Standesrechte ꝛc. Nur um die Finanzen ist es kläglich bestellt. Auf etwa $4\frac{1}{2}$ Millionen Portugiesen und $3\frac{1}{2}$ Millionen Bewohner der Kolonien kommen fast 1800 Millionen Mark Staatsschulden.

Auf dem Gebiete der Geisteskultur hat Portugal in neuester Zeit sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Das Volksschulwesen blüht nach der Trennung von Kirche und Schule und nach der Einführung eines strengen Schulzwanges mächtig auf. Für die Kunst in jeder Form scheinen dagegen die Portugiesen wenig Sinn zu haben; das Land besitzt keine Kunstsammlung von größerer Bedeutung; von seinen Dichtern haben nur Gil Vicente und namentlich Luiz de Camoens es zu einem Weltrufe gebracht.

Die wichtigsten Industriezweige Portugals sind die Wollen-, Seiden- und Baumwollenindustrie; auch in Gold- und Stahlwaren, sowie im Schiffsbau leistet das Land Bedeutendes. Der Import, besonders englischer Industrieerzeugnisse, überwiegt jedoch noch wesentlich den Export.

Von Wichtigkeit für Portugal ist seit alten Zeiten der Weinbau; ihm verdankt die zweitgrößte Stadt des Landes, **Oporto**, ihre Bedeutung. An der Mündung des Douro (spanisch Duero) hatten schon die Römer ihren Portus Cale, daher wohl der Name Portugal. Dann kamen nach der Völkerwanderung die Goten von Nordost, später die Mauren von Süden. Immer waren die wichtige Lage in nächster Nähe des Meeres, das reiche Hinterland und der schiffbare Strom von Einfluß auf die Blüte des Ortes (o porto, der Hafen).

Die reichlich 100000 Einwohner zählende Stadt liegt gleich Lissabon malerisch auf dem rechten Ufer des hier 270 m breiten Flusses; bis hinauf zu den Kuppen der Hügelkette ziehen sich die Häuserviertel, mehrfach von Kirchen und Klöstern überragt. Die neue Eisenbahnbrücke (1880 vollendet) schwingt sich in einem einzigen Bogen über das steilwandige Flußthal, so daß sie die höchsten Masten der Seeschiffe überragt. An Kühnheit der Konstruktion wie zufolge des herrlichen Ausblickes auf Stadt, Fluß und Ufer hat diese Brücke schwerlich ihresgleichen in Europa.

Der Weinbezirk erstreckt sich zu beiden Seiten des Douro meilenweit nach Osten hin; er umfaßt etwa 700 qkm, ist stark bevölkert und mit Flecken und Dörfern übersäet. Die Rebenhügel sind künstlich terrassiert, wie am Rhein. Auch als die Reblaus hier noch nicht hauste, kamen allerhand Verfälschungen des edeln Weines vor, um der starken Nachfrage zu genügen. Nur die besten Sorten kommen zur Ausfuhr; drei Fünftel davon gehen nach England.

Man kann Portugal nicht verlassen, ohne das uralte, halbwegs zwischen Lissabon und Oporto gelegene **Coimbra** besucht zu haben. Auch diese Stadt liegt reizend am rechten, hügeligen Ufer eines Flusses, des silberklaren Mondego. Es ist eine echte Musenstadt: ihr Stolz ist ihre Universität, die einzige des Landes, schon 1250 gestiftet. Ganz ähnlich ihren englischen Kommilitonen tragen die portugiesischen Studenten feine, schwarze Tuchkleidung; über dem bis an den Hals zugeknöpften Rock einen langen Talar, der gewöhnlich um den linken Arm gewickelt oder über die Schulter geschlagen wird; die schwarze Mütze bei schönem Wetter stets in der Hand. Statt für Mensuren und Kommerse schwärmen sie für Poesie. In sternenstrahlenden Nächten singen sie zur Guitarre von Lenz und Liebe; ihr Coimbra mit seiner subtropischen Vegetation, seiner durch Sang und Sage geweihten Vergangenheit, seinen lauschigen Gärten und Laubhainen, in die schon Camoens sein „Landhaus der Thränen“ verlegte — die Erinnerung an das alles versüßt ihnen manche ernste Stunde des späteren Lebens.

Drüben über der Grenze, in dem spanischen **Salamanca**, herrschen auch schon seit mehr als sechs Jahrhunderten die wissensdurstigen Musensöhne. Einst wurde die 200000 Einwohner zählende Stadt „die Mutter der Tugenden, Wissenschaften und Künste“ genannt, und bis zu 8000 Studenten saßen in ihren reich ausgestatteten Kollegien zur Zeit der Könige Karl V. und Philipp II. Außer der prächtigen Kathedrale zählte man 25 Gemeindekirchen und ebensoviel Universitätspaläste, 31 Klöster und viele Hospitäler und Kapellen, so daß Salamanca mit Recht „Klein-Rom“ hieß, bis daß Napoleons spanische Siege gewaltsam diesen Mittelpunkt kirchlichen Lebens zur Ruine machten. Seitdem ist alles dort anders geworden — Stadt und Universität Salamanca sind auf ein knappes Zehntel ihrer einstigen Bewohnerzahl herabgesunken, und nur die zahlreichen Türme und die großartige Plaza Mayor zeugen noch heute von der vergangenen Pracht.

Von Salamanca aus kann man mit direkter Bahnverbindung in etwa siebzehn Stunden nach der spanisch-französischen Grenzstation **Irun** gelangen. Der Weg führt quer durch die Hochebene von Leon und Altkastilien. „Selbst die Mark Brandenburg mit ihren eintönigen Fichtenwäldern und Flugsandhügeln“, schreibt ein hervorragender Geograph, „erscheint dieser Wüstenei gegenüber wie eine Art von Garten.“ Dennoch liegen auf diesem Tafellande zwei altberühmte, hochinteressante Städte: Valladolid und Burgos.

Valladolid ist heute noch der Stolz der Kastilier, die sich in ihrer Grandezza, selbst wenn sie in Lumpen einherschreitet, für die einzigen Caballeros halten, für die Herren der Welt, die sie allerdings im 15. und 16. Jahrhundert zu sein schienen. Damals blühten Handel und Wandel; die hohen Würdenträger der Kirche mit ihren fürstlichen Einkünften, die mächtigen Granden und Edlen des Hofes, Künstler jeder Art, namentlich Bildhauer und Silberschmiede waren in Valladolid ansässig. Hier dichtete Cervantes seinen Don Quixote; hier starb am Himmelfahrtstage 1506 in Krankheit und Dürftigkeit der große Christoph Kolumbus, „der Kastilien und Leon eine neue Welt gab"; hier endlich wurden Anna von Östreich und Philipp II. geboren: um seine Vaterstadt zu ehren, veranstaltete letzterer auf der Plaza Mayor prunkvolle Autodafés, bei denen für die vorderen der 24000 Sitzplätze hohe Preise gezahlt wurden. Valladolids in strengem dorischen Stil gehaltene Kathedrale ist nie vollendet worden: ihr Baumeister Herrera wurde von seinem königlichen Herrn abberufen, um den Escorial zu erbauen.

Was aus jener Zeit des Glanzes auf unsere Tage gekommen ist, das wird durch Ausbesserungen und Umbauten arg entstellt. In letzter Zeit hat Valladolid durch die Eisenbahn und den Kanal von Kastilien viel gewonnen; sein Handel blüht von neuem auf, schon zählt es wieder mehr als 50000 Einwohner.

Wie bei fast allen spanischen Großstädten, so fragt man auch bei Burgos zuerst: „Was war es einst?" Der bloße Name des Cid Campeador giebt die Antwort darauf. In dem die Stadt überragenden Schlosse, in welchem die Könige von Kastilien residierten, ward vor etwa achthundert Jahren die Vermählung des Helden gefeiert:

„Vom Altar und aus der Kirche
„Zog die Hochzeitfeier prächtig:
„Don Rodrigo und Ximene.
„Stattlich an Ximenens Seite
„Ging der König, der Vermählten
„Vormund; an Rodrigos Seite
„Ging der fromme, gute Bischof;
„Dann der Herren langer Zug...."

(Herder, Der Cid.)

Auch durch die Hochzeit Eduards I. von England mit Eleonore von Kastilien, sowie durch Wellingtons vergebliche Belagerung (1812) hat jenes Schloß Anspruch auf geschichtliche Bedeutung. Der Geburtsort des Cid, das Dorf Vivar, und seine ursprüngliche Begräbnisstätte, das Kloster San Pedro de Cardeña, liegen beide unweit der Stadt; erst in unserem Jahrhundert wurden die Gebeine des Helden nach dem Rathause von Burgos übergeführt.

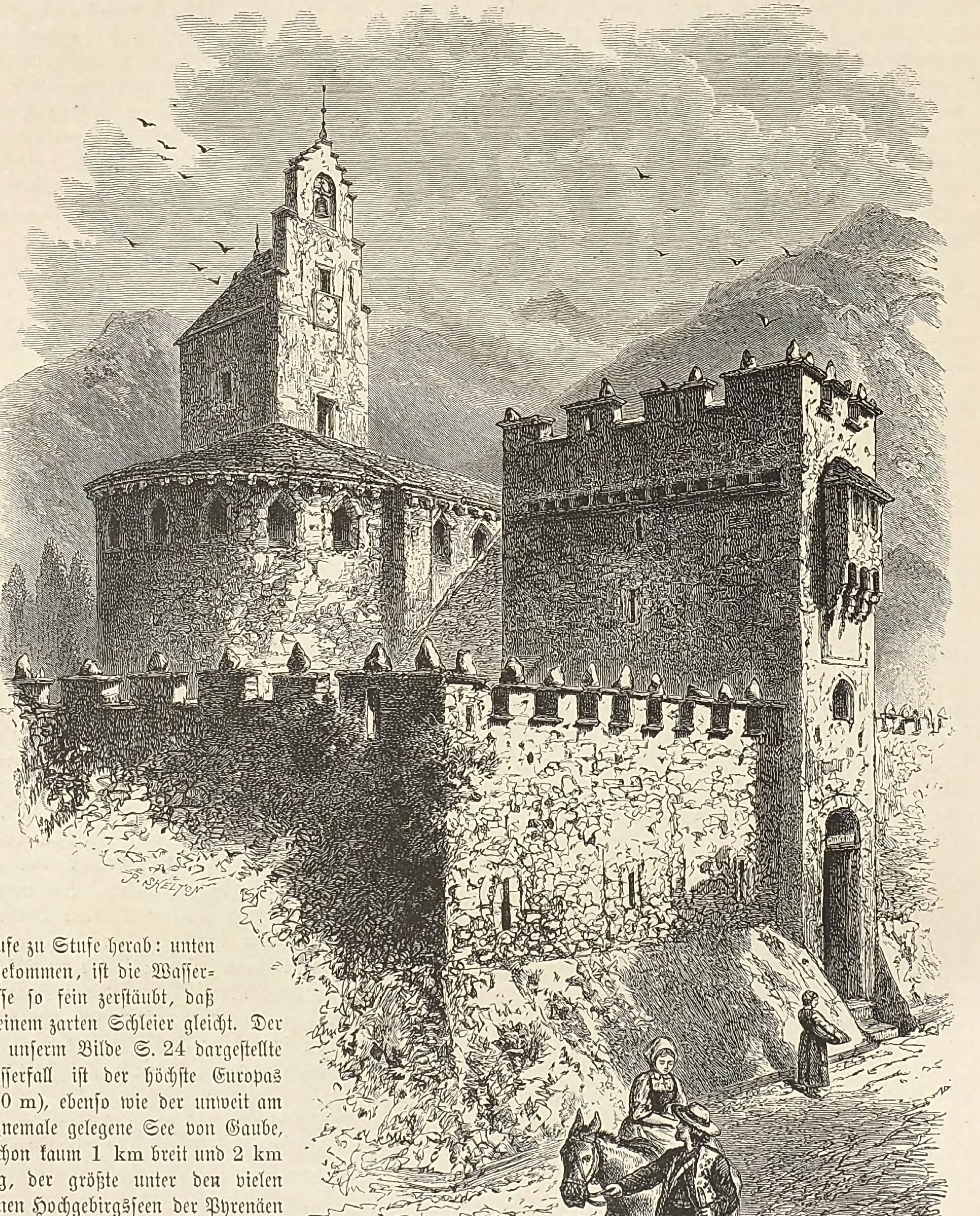
Außer seinen Erinnerungen an den gefeiertsten Nationalhelden Spaniens kann sich Burgos noch eines köstlichen Besitztums rühmen: sein Dom gehört zu den ausgezeichnetsten gotischen Bauwerken Europas. Man überblickt seine Pracht am besten von der zum „Thor von Santa Maria" führenden Brücke. Die klugen Kastilianer setzten Karls V. Bildsäule mitten über das Thor, umgeben von anderen Berühmtheiten, um sich bei dem Herrscher der Welt einzuschmeicheln. Neben dem überreichen Skulpturschmuck an Türmen, Pfeilern, Galerien und Pfeilertürmchen enthält das Innere der dreischiffigen Kirche wie der Kapellen eine große Menge von Marmor- und Jaspisarbeiten, von kunstvollem Schmiedewerk in Eisen und Bronze. Schade, daß der Gesamteindruck des herrlichen Bauwerks, wie es in alten Städten so oft der Fall ist, durch die sich nahe herandrängenden Häuserviertel stark beeinträchtigt wird.

Nach diesem Rundgange durch die hauptsächlichsten Städte der iberischen Halbinsel wenden wir uns jetzt zu dem Riesenwalle, durch welchen Natur, die größte Baumeisterin, das schöne Spanien gegen das übrige Europa geschützt hat.

Die Pyrenäen mit den Alpen zu vergleichen liegt insofern nahe, als auch letztere ein in sich abgeschlossenes Bergsystem bilden, welches, in seiner Hauptrichtung von Osten nach Westen streichend, die südliche Halbinsel von dem nördlichen Festlande trennt. Sowohl ihrer Ausdehnung als ihrer absoluten Höhe nach stehen die Pyrenäen weit hinter den Alpen zurück; bei einer Länge von 440 km erhebt sich ihr höchster Gipfel, der Pic de Nethou, nur zu 3404 m Höhe; namentlich aber ermangeln die Pyrenäen der erheblichen Breitenausdehnung des Alpensystems, der zahlreichen und großen Gletscherfelder, sowie der herrlichen Seen.

Wenngleich die politische Grenze zwischen Spanien und Frankreich im allgemeinen dem Hauptkamme des Gebirges folgt, das nachweislich weder mit den französischen Sevennen noch mit den parallel laufenden Höhenzügen Aragoniens und Kataloniens zusammenhängt, so bedingt doch die Spaltung der Hauptkette, insbesondere der Centralpyrenäen, in zwei Parallelketten eine Abweichung von jener Festsetzung der politischen Grenzlinie. Die auf spanischem Gebiet gelegene Südkette nimmt es an wilder Majestät der landschaftlichen Scenerie mit den großartigsten Alpenpartien auf; ja die vielgipfelige Maladetta-Gruppe, der Mont Perdu und der Vignemale suchen an Schroffheit ihrer von ewigem Eise umstarrten Granitmassen, an furchtbarer Zerklüftung der nackten, durchschnittlich 3000 m hohen Felsmauern ihresgleichen in Europa.

Unter den Fußpfaden, auf denen Schmuggler und rüstige Alpensteiger über diesen Grenzkamm gelangen, führt der bekannteste durch die Rolandsbresche und weiter hinab durch das Dorf Gavarnie. Letzteres, ein ärmlicher Flecken, 1340 m hoch gelegen, eröffnet den Blick in das Cirkusthal von Gavarnie, so genannt, weil sich hier, wie an vielen anderen Pyrenäenkesseln, die Felswände im Halbkreise stufenförmig um ein Becken auftürmen. Die Einwohner nennen solche Thäler Oules, vom spanischen und lateinischen olla, d. h. Topf; der Name „Cirkus" charakterisiert noch besser das Terrassenförmige und Amphitheatralische dieser eigentümlichen Gebirgsbildung. Aus den Schneefeldern und Gletschern, welche den obern Rand des Kessels umsäumen, rinnen eisige Bäche von



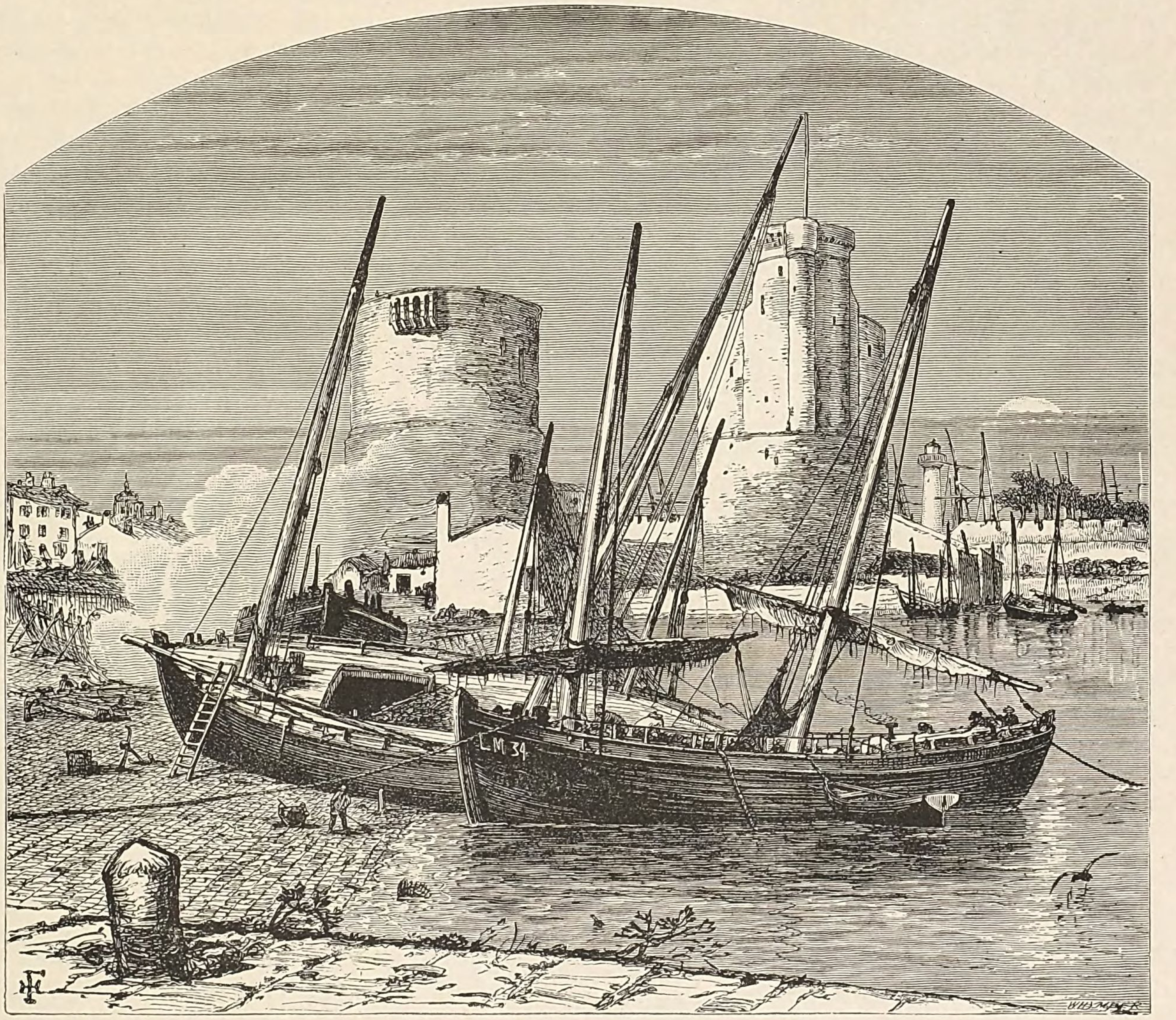
Die Templer-Kirche zu Luz.

Stufe zu Stufe herab: unten angekommen, ist die Wassermasse so fein zerstäubt, daß sie einem zarten Schleier gleicht. Der auf unserm Bilde S. 24 dargestellte Wasserfall ist der höchste Europas (440 m), ebenso wie der unweit am Vignemale gelegene See von Gaube, obschon kaum 1 km breit und 2 km lang, der größte unter den vielen kleinen Hochgebirgsseen der Pyrenäen ist; er ist in der Mitte 120 m tief, und sein klares Wasser ist selbst im Hochsommer eisig kalt.

Ueber einen Gletscher hinweg führt der Weg 1500 m weiter aufwärts zur Rolandsbresche. Karls des Großen vielbesungener Neffe soll mit einem Schlage seines guten Schwertes Durandal die senkrechte Felswand gespalten haben, welche dem Frankenheere plötzlich auf seinem Zuge gegen die Heiden den Weg versperrte. Auch auf der „Straße von Roncesvalles“ in den Westpyrenäen, welche zwischen Bayonne und Pamplona seit den Tagen der Völkerwanderung die Hauptheerstraße nach Spanien bildete, wird man an die Heldenthaten der Paladine Karls er=

innert: von den steilen Felswänden wurde der Ton des elfenbeinernen Hornes Olifant bis weit hinein nach Frankreich zum Kaiser Karl zurückgeworfen.

Die Ostpyrenäen erheben sich trotz der bedeutenden Durchschnittshöhe ihres Kammes nur in einzelnen Gipfeln bis zur Schneegrenze; bewaldete Kuppen oder weite Grastriften lassen sie weniger wild zerklüftet erscheinen als das Centralgebirge. Auf der spanischen Kammseite liegt mitten in den Felsen die Republik Andorra. Ihre 12000 Einwohner rühmen sich einer seit tausend Jahren bewahrten Unabhängigkeit: weder Spanien noch Frankreich haben bis auf den heutigen Tag den Freiheitsbrief vernichtet, welchen Karl der Große dem tapfern, arbeitsamen Hirtenvolke verliehen hat. Der kleine Freistaat hat seine Geschichte, seine Überlieferungen, seine sorgfältig ausgearbeitete Verfassung, gerade so gut wie das große Spanien. In diese romantischen Felsenthäler dringt nur selten ein Klang aus den Welthändeln hinein: ist die Graserernte gut geraten, und sind die wenigen hundert Franks Jahresabgaben an Frankreich und an den Bischof



La Rochelle.

von Urgel entrichtet, dann regieren die zwei „Statthalter" mit ihren „Unterrichtern", mit dem „Syndikus" und dem aus 24 Mitgliedern bestehenden „Generalrat" vom „Ratspalais" der Hauptstadt Andorra (ca. 1500 Einwohner) aus in patriarchalischer Würde das ehrenwerte Bergvölkchen.

Die Westpyrenäen, deren südliche Kette in das kantabrische Gebirge übergeht, bestehen großenteils aus devonischem Schiefer, Buntsandstein und Grauwacke, sind gut bewaldet zufolge des mehr oceanischen Klimas und erheben sich nur in einer Spitze bis zu 2000 m Höhe. Sie umschließen weite, fruchtbare Thäler, in denen auch Eisenerze zu Tage gefördert werden. Längs der Küste verbindet die von Bordeaux kommende Bahnlinie, gerade wie am Ostende der Ostpyrenäen die Eisenbahn von Perpignan nach Barcelona, die beiden großen Nachbarstaaten Frankreich und Spanien; an einer dritten und vierten Bahnverbindung, welche quer durch die unübersteigbaren Centralpyrenäen mittels kolossaler Tunnels führen sollen, werden augenblicklich Vermessungsarbeiten vorgenommen. Das stolze Wort Ludwigs XIV.: „Es

giebt keine Pyrenäen mehr!" geht also erst jetzt, nach zweihundert Jahren, einigermaßen in Erfüllung.

Unter den Volksstämmen der Pyrenäen nehmen die Basken eine hervorragende Stellung ein. Sie sind im äußersten Westen seßhaft, da, wo am häufigsten feindliche Völker, von Norden wie von Süden her, durchzudringen versuchten. Auf der kleinen Konferenz- oder Fasaneninsel in der Bidassoa sind oft Könige und Minister zusammengetroffen, um wichtige Staatsverträge zu schließen. Die Basken sind ein tapferes, kühnes Bergvolk, stolz und unzähmbar; ein französisches Sprichwort sagt von einem heißblütigen Manne: „Das ist kein Mensch, das ist ein Baske!" Und Gonsalvo von Cordova, „der große Kapitän", äußerte einmal, er möchte lieber Löwen hüten als Basken regieren. Sie wachen eifrig über ihre uralten Rechte (fueros); da jeder Baske ein geborener Edelmann ist, so trifft man Wappen an der ärmsten Hütte; unter ihrer flachen, roten (mitunter auch blauen) Karlistenmütze blitzt Verschmitztheit und Freiheitsliebe aus den grauen Augen. Ihre Sprache ist die älteste Europas: nach baskischer Auffassung wurde sie schon von Adam und Eva unter dem unheilbringenden Apfelbaum gesprochen. Oft drückt ein Wort einen ganzen Satz aus — allerdings giebt es Wörter bis zu sechzehn Silben. Die Aussprache ist so schwierig, daß die Andalusier meinen, ein Baske schreibe „Salomon" und spreche es „Nebukadnezar" aus.

Das spanische Baskenland zerfällt in drei Provinzen mit den Hauptstädten Bilbao, Vitoria und San Sebastian. **Bilbao** ist die blühendste dieser Städte. Nachdem es durch eine zweimalige Belagerung in den Karlistenkriegen arg gelitten, hat es sich schnell wieder erholt, so daß es jetzt mehr als 30000 Einwohner zählt. Seine Straßen sind sauber und in der modernen Unterstadt meist mit Bäumen bepflanzt: die Nähe von Gebirge und Ocean verleiht dem Orte eine landschaftlich entzückende Lage. Auch das mitten im Lande, an der Eisenbahn nach Madrid, gelegene **Vitoria** ist eine gutgebaute Mittelstadt, bekannt durch Wellingtons entscheidenden Sieg über König Joseph von Spanien und die Franzosen (21. Juni 1813). „Der Feind", sagt ein englischer Geschichtsschreiber, „wurde vor der Stadt, in der Stadt, durch die Stadt, aus der Stadt heraus, hinter der Stadt und rings um die Stadt herum geschlagen." **San Sebastian** endlich ist das spanische Brighton oder Ostende. Wenn die Hitze in Madrid unerträglich wird, dann suchen die vornehmen Hauptstädter an dieser schön gelegenen Einbuchtung des Golfes von Biscaya Erholung in kühlen Seebädern. Bald nach dem Siege bei Vitoria wurde auch San Sebastian von den Engländern erstürmt, in barbarischer Weise geplündert und fast dem Erdboden gleich gemacht; sein ganz modernes Aussehen weist ihm unter den spanischen Städten, deren Baugeschichte meist in weit entlegener Vergangenheit wurzelt, geradezu eine Ausnahmestellung an. Von San Sebastian nach der französischen Grenze (Irun) gelangt man in einer guten halben Stunde: wenn der Zug über die Bidassoabrücke rasselt, dann liegt „das schöne Land des Weins und der Gesänge" bereits hinter dem Reisenden.

Außer den am Schlusse des Bandes genannten **Gesamtwerken** verweist der Vf. auf die nachfolgende empfehlenswerte **Litteratur über Spanien**, welche ihm zu gelegentlicher Benutzung vorgelegen hat:

De Amicis, Edmondo: Spanien. Stuttgart 1880.
Diercks, Dr. Gustav: Das moderne Geistesleben Spaniens. Leipzig 1883.
Holtz, Ludwig: Um und durch Spanien. Wien 1881.
Körner, Gustav: Aus Spanien. Frankfurt a/M. 1867.
Lauser, W.: Von der Maladetta bis Malaga. Berlin 1881.
Mohr, Dr. W.: Achtzehn Monate in Spanien. Köln 1876.
Roßmäßler, E. A.: Reiseerinnerungen aus Spanien. Leipzig 1857.
Schweitzer-Mosen, G.: Auf der Höhe der mohammedanischen Kultur. Stuttgart 1880. (In Bibl. der Unterh. u. d. Wissens.)
v. Seefeld, Alfred: Im Fluge durchs alte romantische Land. Leipzig (Reclam).
Stolz, Alban: Spanisches für die gebildete Welt. 8. Aufl. Freiburg 1885.
Willkomm, Dr. M.: Die pyrenäische Halbinsel. Prag 1884.

Frankreich.

Die nördliche Parallelkette der Centralpyrenäen, sowie das den Pyrenäen vom Atlantischen Ocean bis zum Golfe du Lion vorgelagerte Terrassenland gehört ganz zu Frankreich. In teilweisem Gegensatz zu den spanischen Gebietsteilen am Südabhange der Pyrenäen ist es ein reich gesegneter Landstrich. Eine große Zahl von Flüssen bewässert das ohnehin klimatisch bevorzugte Land. Das gesamte Stromgebiet der **Garonne**, soweit es nicht noch als Hochland zu betrachten ist, gehört zur Isotherme von 15°: sein Frühling beginnt schon Mitte Februar; in den Ebenen reifen Südfrüchte und Oliven; bis hoch hinauf in die herrlichen Thäler zieht sich üppiges Wiesengrün; Buchenwälder wechseln ab mit Buchsbaumdickicht, das die schrofferen Abhänge vorzieht, oder mit starkduftenden Akazien und riesigen Heidekrautbüschen.

„Ich weiß kein Thal, worin ich lieber aufwachen oder sterben oder lieben möchte" — mit diesem Jean Paulschen Geschmack in Betreff des Campaner Thals am obern Adour stimmen wohl die Urteile der meisten Reisenden überein, welche an dem Nordabhang der Pyrenäen

die liebliche Romantik der tiefer gelegenen Thäler bewundern. Namentlich für Kranke bietet diese Gegend eine Auswahl heilkräftiger Mineralquellen. Man führt bis zu 250 teils schweflige, teils salz- oder eisenhaltige Thermen an; Schußwunden und Rheumatismus, Schwindsucht und Skorbut finden zwischen Bayonne und Bagnères Heilung. Einige dieser Badeplätze waren sogar schon den Römern bekannt: ihr altbewährtes «In balneis salus» (in den Bädern ist Heil) haben sie ja unter allen Himmelsstrichen in praktische Ausführung gebracht.

Die Festung Bayonne bildet den Mittelpunkt für die westliche Gruppe von Badeorten. Sie hat ihren alten Wahlspruch «Nunquam polluta» (Niemals befleckt) durch fast zwei Jahrtausende bewährt, obschon es allerdings nicht unumstößlich feststeht, daß das römische Lapurdum, welches die Baskenstämme in Schach halten sollte, sich gerade an dieser Stelle befand. Als Karl IX. die Stadt aufforderte, an dem Blutbade der Bartholomäusnacht teilzunehmen, erhielt er die kühne Antwort: „Ew. Majestät haben in Bayonne viele getreue Unterthanen, aber keinen einzigen Henker." Die festumwallte Citadelle, von Vauban erbaut, beherrscht zufolge ihrer hohen Lage den Fluß und die Umgegend. Von den Zeiten der französischen Revolution bis zum Ende der Karlistenkriege hat sie oft gute Dienste geleistet; den verbesserten Schußwaffen der Jetztzeit würden die Bastione und Gräben Vaubans jedoch schwerlich auf die Dauer Widerstand leisten können. Auch das Bajonett soll von den geschickten Waffenschmieden Bayonnes erfunden worden sein; wenigstens war es hier bekannt, lange bevor Ludwig XIV. es (1679) bei seinen Armeen einführte.

Das heutige Bayonne macht den angenehmen Eindruck einer schöngelegenen, betriebsamen Mittelstadt. Ist sein Seehandel auch durch die Entfernung vom Meere und eine vor dem Ausfluß des Adour gelegene Klippe stark beeinträchtigt, so sind doch die Flußschiffahrt und der Schiffsbau ziemlich bedeutend. Die berühmten Bayonner Schinken werden von hier aus nach Norden und Süden versandt: die Schweinezucht allerdings ist weiter östlich im Lande zu Hause, wo die Kastanien im Überfluß wild wachsen. Auch vorzügliche Liqueure und gute Weine zählen unter die Handelsartikel der Stadt. Im Einklang mit vielen Volkssitten erinnern die im Herbst hier stattfindenden Stiergefechte daran, daß man sich noch unfern der spanischen Grenze befindet.

Das nahe Biarritz hat mit dem Sturze der Napoleonischen Familie seinen Glanz eingebüßt. Zwar nehmen Schloß und Park der Exkaiserin Eugenie noch immer die beste Stelle des klippenreichen Gestades ein; aber aus der schönen Spanierin auf Frankreichs Thron haben tragische Unglücksfälle eine hartgeprüfte Greisin gemacht: ihre Blicke machen nicht mehr „Regen und Sonnenschein" unter den Tausenden von Badegästen. Biarritz ist trotzdem noch ein gutbesuchtes Seebad, in welchem es im Hochsommer gar lustig hergeht.

Aber mehr noch als die Küste weist das Binnenland des französischen Pyrenäenabhanges bemerkenswerte Orte und Heilquellen auf. Hoch oben im Gebirge, da wo die Gave de Pau („Gave" heißt hier jeder Nebenfluß oder Gießbach) vom Mont-Perdu herabströmt, liegt das alte Schloß Luz, ehemals eine Grenzburg von hoher Bedeutung für den Schutz der Grenzen. Dort hielten lange Zeit Tempelritter die Wacht gegen Sarazenen und Spanier. Als diese Priester-Krieger Jerusalem verlassen und in Frankreich Dienste genommen hatten, gestalteten sie diesen vorgeschobenen Posten zu einer uneinnehmbaren Feste um. Die ellendicken Mauern sind mit Schießscharten versehen; über dem engen Thorweg erhebt sich ein zinnengekrönter Turm, von dessen Galerie die Belagerten Wurfgeschosse aller Art und siedendes Oel auf die anstürmenden Feinde schleuderten. Gleich bereit wie zum Kampfe waren die Ritter zum Gebet: das Glöcklein hoch oben am Kirchengiebel rief sie gewiß unzählige Male zur Hora und zur Vesper zusammen.

Weiter stromabwärts gelangt man nach dem vielgenannten Lourdes, dem modernsten Wallfahrtsorte der gläubigen Katholiken Frankreichs. Eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt liegt die Grotte, in welcher die heilige Jungfrau einem Kinde erschienen sein soll. Verkaufsbuden aller Art ziehen sich die Straße entlang: Pilgerstäbe und Rosenkränze, Gebetbücher und Photographien werden hier reichlich angeboten. Oberhalb der von vielen Kerzen erleuchteten Grotte ist eine prächtige Kirche und ein Krankenhaus erbaut worden, und zwar aus den Spenden der Tausende, die hier durch den Gebrauch des geweihten Wassers Heilung von ihren Gebrechen gefunden haben.

Noch tiefer die Gave de Pau abwärts erreicht man in kaum anderthalb Stunden mit der Eisenbahn das schon ganz im Thale liegende Pau, eine ebenso ansehnliche (30000 Einwohner) als interessante Stadt. Auf ihrem Schlosse wurde der große König Heinrich IV. geboren; noch zeigt man die Schale der Riesenschildkröte, welche ihm als Wiege diente. Schon bei der Taufe wurden seine Lippen, nach der Landessitte von Bearn, mit Knoblauch eingerieben und mit ein paar Tropfen Landwein benetzt, um ihn stark zu machen. In spartanischer Zucht wuchs der junge Löwe heran, seine ländlichen Unterthanen vergötterten ihn. Als er dann Frankreichs Königsthron bestiegen und durch die Macht der Verhältnisse sich veranlaßt gesehen hatte, den Glauben seiner Väter abzuschwören, da sehnte sich sein Herz aus den politischen Wirren oft nach dem stillen Pyrenäenschlosse zurück, und mehr als einmal soll er geäußert haben, er gäbe Frankreich an Bearn, nicht Bearn an Frankreich. Auch der General Bernadotte, der nachherige König von Schweden, stammt aus Pau, und endlich fanden die aus Spanien vertriebene Königin Isabella, sowie der gefangene Emir Abd-el-Kader mit seiner Familie auf dem Schlosse von Pau eine Zeit lang Zuflucht.

Neben diesen historischen Erinnerungen bietet ein Aufenthalt in Pau viele Annehmlichkeiten. Die Badegäste aus aller Herren Ländern mischen sich allerorts mit den Bewohnern von Stadt und Umgegend. Landleute mit flachen, hochroten oder braunen Mützen, die Weiber in

scharlachfarbigen Jacken, bewundern die neuesten Modetrachten der Pariser Schönen, welche unter diesem sonnigen Himmel, in der würzigen Luft dieses Thales, in dem steten Ausblick auf die majestätische Pyrenäenkette neue Kräfte für die nächste „Saison" sammeln und Leib und Seele hier gesund baden wollen.



Straße zu Quimper (Bretagne).

Unter die bekanntesten Pyrenäenbäder rechnet man ferner das unweit Luz gelegene Barèges, das seiner hohen Lage wegen, ebenso wie Cauterets, nicht zum Modebad werden kann und nur von wirklich Kranken aufgesucht wird. Auch das malerische Bagnères de Luchon liegt hoch im Gebirge, unmittelbar am Fuße von Gletschern und wildromantischen Piks; Bagnères de Bigorre jedoch, am Adour, dicht unterhalb des Campanerthales, ist ein wahres „Klein-Paris". Seine heißen Quellen, seine herrliche, dabei bequeme Lage, die Nähe von Tarbes und Lourdes und der alte Ruf eines Kurortes ersten Ranges locken alljährlich 20000 Gäste in dieses lachende Gefilde. Übrigens bezeugen zahlreiche Reste von Bauten, daß beide Bagnères schon den Römern als Badeplätze dienten.

Wenn man aus einem dieser Pyrenäenbäder über Bordeaux nach dem mittleren Frankreich, nach Paris, oder wo sonst die Heimat des Reisenden ist, zurückkehrt,



St. Malo von der Strandseite.

hat man stundenlang in fast schnurgerader Linie eine Gegend zu durchfahren, welche das genaue Gegenteil von all den großartigen und lieblichen Landschaftsbildern der Pyrenäen aufweist. Eine so ausgedehnte, gleichförmige, reizlose Meeresküste, wie die 236 km langen Landes (d. h. Heiden oder Steppen) zwischen Bayonne und der Girondemündung, findet sich in Europa nicht zum zweiten Male. Das fast 10000 qkm große, fast ganz tafelförmigebene Departement wird nur von ungefähr 300000 Menschen bewohnt. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man wenig oder nichts zur Hebung der Übelstände gethan, welche diesem Landstriche durch das Wandern der Dünen und die Versandung von Äckern, Dörfern und Städten erwuchsen. Durch verständige Dünenbefestigung und fortschreitende Bodenkultur hat man in neuerer Zeit viele Tausende von Hektaren dem Meere abgerungen: ungeheure Kiefernwälder, die namentlich Harz liefern, weite Grasflächen für die Viehzucht, auch

schon Weinberge und Getreidefelder breiten sich an Stelle der früheren Einöde aus. Wohl nicht lange mehr wird es dauern, bis Frankreichs größte Fläche „Unland" wird urbar gemacht sein, dank einer ebenso rationellen wie fleißigen Arbeit, so daß Frankreich dann (mit alleiniger Ausnahme von Holland und Belgien) dasjenige Land Europas sein wird, welches den verhältnismäßig größten Teil seiner Bodenfläche ertragsfähig gestaltet hat.

Frankreichs großer Nationalwohlstand ist in erster Linie auf die glückliche Bodengestaltung in Verbindung mit seiner centralen westeuropäischen Lage zurückzuführen. Es ist reichlich und gleichmäßig bewässert; die großen Stromgebiete von Garonne, Loire, Seine und Rhône bilden gewissermaßen ein ideales Flußsystem, wie es kaum ein Nationalökonom besser verzweigt ersinnen könnte. Eine hafenreiche Küste am Mittelmeer wie am Atlantischen Ocean, diesem wichtigsten der Weltmeere, und ein wohlgegliedertes Kanalnetz steigern die von Natur schon günstigen hydrographischen Verhältnisse des Landes. Schon den Alten waren diese Vorzüge bekannt. So schreibt Strabo: „Die Flüsse haben einen so passenden Lauf, daß die Waren leicht aus einem Meere in das andere gebracht werden können, so daß man sie nur kurze Strecken zu Lande weiterzuschaffen braucht; die längste Wegstrecke werden sie auf Flüssen hin und her geschafft." Nur an den Grenzen türmen sich unwirtliche Hochgebirge auf, im Lande selbst überwiegt weitaus die fruchtbare Tiefebene; gänzlich unfruchtbare Gegenden finden sich in größerem Maßstabe nur auf dem Plateau von Auvergne, an den Westalpen und vereinzelt auf dem Berglande der Bretagne und der Normandie.

Die glückliche Verbindung von Berg und Thal, von Land und Wasser gewinnt ihre volle Bedeutung erst durch das günstige Klima dieses Himmelsstriches. Er ermangelt der versengenden Hitze des Südens wie der Winterkälte nordischer Länder: kaum läßt sich eine Art der europäischen Kulturpflanzen anführen, welche auf Frankreichs Boden nicht gedeiht.

Viel weniger günstig gestaltet sich das Ergebnis aus den unmittelbaren Bodenprodukten. Steinkohlen und Eisenerze werden in mäßiger, Edelmetalle und Hölzer in geringer Menge gewonnen. Auch die Viehzucht reicht lange nicht für die Bedürfnisse des Landes aus, dagegen kann es in guten Jahren seinen Bedarf an Getreide ohne Import vom Auslande decken.

Der Handel und die Gewerbthätigkeit Frankreichs stehen in hoher Blüte. Sowohl im nördlichen Frankreich als auch am Rhône giebt es Industriecentren, welche auf den Weltmarkt von Einfluß sind. Die Seidenfabrikation des Landes ist die erste der Welt; etwa für eine halbe Milliarde Franks geht alljährlich ins Ausland. Auch an Spitzen und Handschuhen, an Woll-, Baumwoll- und Leinenstoffen werden Hunderte von Millionen im Jahre gewonnen. Die „Pariser Artikel", zu welchen man Bronze- und Goldschmiedearbeiten, Instrumente aller Art, künstliche Blumen und Schmuckfedern, Posamentierarbeiten und hundert andere Dinge rechnet, ergeben einen jährlichen Ertrag von fast zwei Milliarden. An Seifen und Parfümerien, feinen Glaswaren und Luxuspapieren, Lack-, Leder- und Töpferwaren werden ebenfalls große Summen verdient.

Einen Hauptfaktor in Frankreichs Handelserträgen bildet die Ausfuhr von Gemüsen, Obst, Spirituosen und Wein. „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, Doch seine Weine trinkt er gern." Mit diesem Ausspruch hat Goethe eine weltgültige Wahrheit anerkannt: in welchem Lande wäre der Champagner aus den Kellerlabyrinthen von Epernay, Châlons und Reims nicht das begehrteste Naß becherfroher Menschen? Die feurigen Burgunderweine der Côte d'or und der mildere „Bordeaux" aus dem Garonnegebiet tragen nicht weniger dazu bei, Frankreich als das erste Weinland der Welt erscheinen zu lassen, trotz Reblaus und Nationalitätsprincipien!

Es läßt sich annehmen, daß die modernen Verkehrsmittel in einem so blühenden Lande nicht hinter denen anderer Staaten zurückbleiben. Man wird Frankreichs Eisenbahnnetz augenblicklich auf ungefähr 30000 km fertiger Strecken beziffern können: nur England und Deutschland haben es überflügelt. Der Zustand seiner Chausseen und Landstraßen ist ein musterhafter.

Aus diesen kurzen Andeutungen liegt die Schlußfolgerung nahe, daß der wirtschaftliche Zustand Frankreichs ein ungemein günstiger sein muß. Oskar Peschel, der hochverdiente Geograph, urteilt darüber: „Kein Land, selbst Großbritannien nicht, hat seinen Reichtum in gleichem Maße wachsen sehen als Frankreich in den zwanzig bonapartistischen Jahren. Es hat beinahe sein ganzes Eisenbahnnetz in dieser Zeit ausgeführt, die Landstraßen beträchtlich vervielfältigt, seine Seehäfen verbessert, alle großen Städte eingerissen, frisch aufgebaut und mit Trinkwasser versehen, die Werte seines Handelsumsatzes mit hohen Faktoren multipliziert, den Ackerboden amelioriert, große Einöden in tragbares Land verwandelt, seine Gewerbe mit hohen Kunstkräften ausgestattet, ein ganzes Geschwader von Aktienunternehmungen und Kreditinstituten ins Leben gerufen. Man hat die Summe der Kapitalien, welche durch Ersparnisse alljährlich in Frankreich aufgebracht werden, auf 500 Millionen Franks geschätzt, und wenn diese Ziffer trügen sollte, so geschieht es nur darin, daß sie zu niedrig, nicht daß sie zu hoch gegriffen wäre."

Daß dies Urteil nicht allzu optimistisch ist, läßt sich durch Thatsachen beweisen. Die Franzosen fühlen sich mehr als jedes andere Volk im eigenen Lande wohl, sie wandern weniger als andere Nationen aus. Kein Land der Welt hat mehr „Rentiers" als Frankreich, nirgends ist das Geld flüssiger. Die 1871 an Deutschland geleistete Milliardenzahlung hat bisher nicht ihresgleichen gehabt; nach der kürzlich veröffentlichten Feststellung der Geldverluste Frankreichs zufolge des Krieges 1870/71 betrugen dieselben insgesamt 14326 Millionen Franks, davon 12131 Millionen aus dem Staatsschatz. Dennoch vermochte die ungeheure Staatsschuld, die höchste

der ganzen Welt, das Vertrauen des Volkes in seine Zukunft so wenig zu erschüttern, daß eine Pariser Stadtanleihe von 1875 vierzigmal und eine Marseiller Anleihe von 1877 sogar fünfundsechzigmal überzeichnet wurde!

Das hierdurch bekundete Vertrauen zum Vaterlande bedingt eine der hervorragendsten Eigenschaften des französischen Nationalcharakters, den Glauben an die Überlegenheit Frankreichs auf fast allen Gebieten menschlichen Schaffens und Könnens. Durch seine Geschichte und Litteratur der letzten Jahrhunderte klingt immer wieder das Bekenntnis, daß die Franzosen recht eigentlich «la grande nation» seien, sowohl zufolge ihres Kriegsruhmes als ihrer Führerschaft auf den Gebieten des praktischen Lebens, der schönen und der exakten Wissenschaften, der Moden und der feinen Sitten. Daß eine solche Anschauung kein bloßes Hirngespinst sei, lehrt ein flüchtiger Blick auf die kulturelle Entwicklungsgeschichte Europas. Männer wie Pascal, Descartes, Rousseau, Voltaire, Montesquieu, Laplace, Cuvier, Buffon und viele andere haben das Geistesleben der Menschheit mächtig gefördert. Desgleichen haben die Klassiker Frankreichs im 17. Jahrhundert, namentlich mit Bezug auf formale Vollkommenheit, dem übrigen Europa als nachahmenswerte Muster gedient, und endlich in der Politik wie auf den Schlachtfeldern wird sich, abgesehen von der neuesten Zeit, kaum ein Volk Europas mit dem französischen in Erfolgen messen können.

Aber dieses glänzende Spiegelbild Frankreichs und der Franzosen hat auch seine dunklen, häßlichen Flecke. Kein Kulturhistoriker hat sie drastischer und zutreffender gezeichnet als der Sänger von „Was ist des Deutschen Vaterland?" In seinem „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" urteilt E. M. Arndt: „Merkwürdig, die Franzosen sind ihrem Wesen nach auf den Verstand angewiesen, sind durchaus ein feines, klares, verständiges Volk — aber so mächtig ist bei ihnen die Eitelkeit, daß diese sie alle Augenblicke von dem geraden, hellen Wege des Verstandes abbringt. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit schaut, und sie halten sich diesen Spiegel immer selbst vor und zürnen, wenn ein wahrhaftiger Mann ihnen denselben wegnehmen will.... So steht es denn fest: Leichtigkeit, Lebendigkeit, Heftigkeit, aber auch die gallische Unstätigkeit und Unruhe, der gallische Wankelmut und Wechsel, ein leichtes Fassen und Ergreifen, aber auch ein leichtes Loslassen. Sie sehen die einzelnen Dinge sehr geschwind, fassen das Einzelne, das Mannigfaltige auch leicht in ein bequemes Bündel zusammen, fertig für den Gebrauch des Augenblicks: darum nennt man sie auch die „praktische Nation", was sie auch sind, wenn man die leichte und bequeme Behandlung der gewöhnlichen Dinge des Alltagslebens meint. Aber beharrlichen Sinnes zu den Grundanfängen der Dinge hinabzusteigen, hier dauernde, feste Knoten zu binden und ein großes Ziel unverwandten Blickes festzuhalten: dazu fehlt es ihnen an der Tiefe des Geistes und Gemütes.... Der Deutsche, Spanier, Engländer tritt auf mit dem stillen, unbewußten „Ich bin"; der Franzose schaut um sich und scheint jedem zuzurufen: «Me voilà!» Er macht fast immer den Feurigen, Leidenschaftlichen, wie auf dem Theater für die Darstellung.... Ja, heftig sind sie, die Franzmänner. Sie heben sich wie die Wellen im Topfe und sprühen Schaum, um wieder zurückzusinken; es ist mehr Sausen und Brausen, Schäumen und Wogen, als ruhiger, starker Wellenschlag auf der Tiefe der Wasser."

Nach der Zählung vom 18. Dezember 1881 haben die 87 Departements Frankreichs eine Gesamtbevölkerung von 37321186 Einwohnern, von denen etwa neun Zehntel eigentliche Franzosen sind. Eine jüngst veröffentlichte amtliche Zusammenstellung beziffert die Zahl der in Frankreich lebenden Fremden auf 1001090, d. h. 2,65 pCt. der Gesamtbevölkerung. Fast die Hälfte waren Belgier, etwa ein Viertel Italiener; Deutsche zählte man 81986, von denen beinahe die Hälfte sich im Seinedepartement aufhielt. Die Wandlungen der Weltgeschichte sind an Frankreich insofern spurloser als an den meisten europäischen Kulturstaaten vorübergegangen, als das Volkselement, welches sich im Anfange des Mittelalters dort vorfand, im großen und ganzen schon dasselbe war, welches es heute ist. Die germanischen Bestandteile im Norden und Nordosten (Bretonen, Wallonen, Flamänder, Deutsche) und die romanischen Elemente im Süden (Spanier, Basken, Italiener) haben allerdings zu der schon von der Natur bedingten Stammscheidung in Nord- und Südfranzosen beigetragen: in Sprache, Sitte und äußerer Erscheinung ist dieselbe jedoch nicht durchgreifender als etwa in Deutschland, jedenfalls weniger bemerkbar als in Spanien, Großbritannien, Rußland &c.

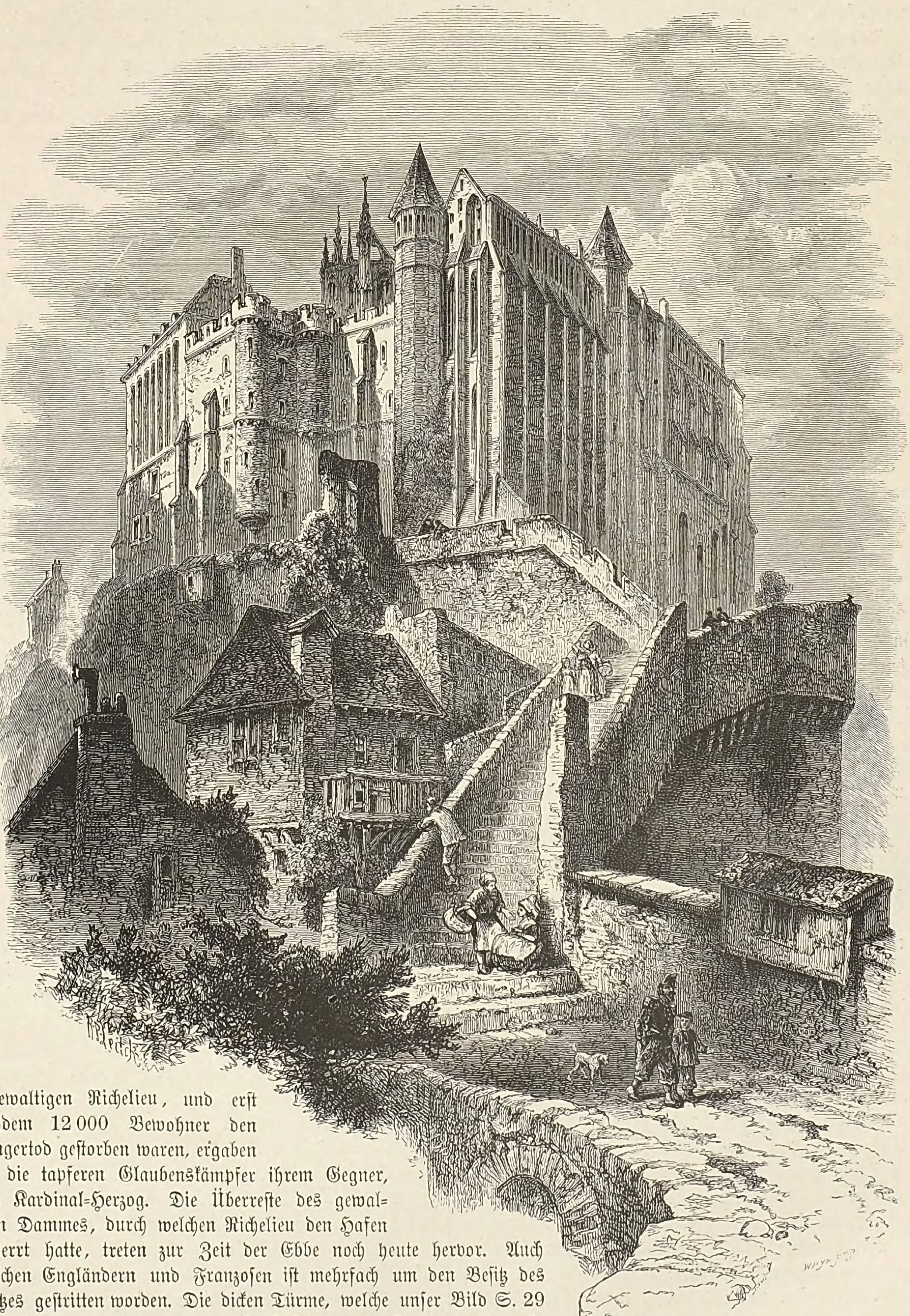
Wie in jedem räumlich großen Reiche, so haben auch in Frankreich die Bewohner fast jeder Provinz ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten: die klimatischen und ethnographischen Bedingungen haben dieselben ebenso sehr wie der Einfluß der Nachbarländer und der Großstädte veranlaßt. Der überfeinerte Pariser kontrastiert gewaltig mit dem frommen, aber rohen Bewohner von Poitou, der quecksilberne Gascogner mit dem plumpen Auvergner, der zweideutige Normanne, welcher das Ja oder Nein gern umgeht, mit dem treuherzigen Burgunder.

Die steppenförmige Küstenbildung des Landes setzt sich in mancher Beziehung noch jenseits der Gironde fort. Aus den weiten Sandflächen hat das Meer salzige Moraste (les Marais, les Sables) geschaffen; die der Küste vorgelagerten Inseln und der unweit der Loiremündung zurückgebliebene See Grand Lieu bekunden den Kampf des Oceans mit dem Festlande. Nur an der Mündung der Charente erhebt sich die Küste zu einzelnen Felsbildungen, welche als Riffe und Klippen auch noch im Meere auftauchen.

Schon die Namen Rochefort und La Rochelle lassen auf die Bodenbeschaffenheit dieses Küstenstriches schließen. Beide sind stark befestigte Seestädte. In Rochefort wollte sich 1815 Napoleon nach Amerika einschiffen. Die damals noch unbedeutende Stadt zählt heute fast 30000 Einwohner; ihre Kriegswerften und ihr Kolonialhandel machen sie zu einem wichtigen Hafenplatz.

Weniger bedeutend für die Gegenwart, aber ungleich

interessanter durch seine Vergangenheit ist La Rochelle. Es war lange Zeit einer der Hauptsitze der Reformation in Frankreich; als ihr letztes Bollwerk verteidigten die Hugenotten die Stadt dreizehn Monate lang gegen den



allgewaltigen Richelieu, und erst nachdem 12000 Bewohner den Hungertod gestorben waren, ergaben sich die tapferen Glaubenskämpfer ihrem Gegner, dem Kardinal-Herzog. Die Überreste des gewaltigen Dammes, durch welchen Richelieu den Hafen gesperrt hatte, treten zur Zeit der Ebbe noch heute hervor. Auch zwischen Engländern und Franzosen ist mehrfach um den Besitz des Platzes gestritten worden. Die dicken Türme, welche unser Bild S. 29 zeigt, stammen noch aus dem 16. Jahrhundert; sie trugen damals (1572) wohl mehr, als sie es heute vermöchten, dazu bei, daß ein

St. Michel in der Normandie.

starkes Heer unter dem Herzog von Anjou sich acht Monate vergeblich bemühte, die Festung einzunehmen. Übrigens ist La Rochelle als Geburtsort von Réaumur und Bonpland auch für uns insofern interessant, als wir Deutschen merkwürdigerweise die Wärme nach R. messen, und als unser großer A. v. Humboldt ohne seinen getreuen Bonpland die Fahrnisse Mexikos und der Cordilleren gewiß weniger leicht bestanden oder weniger erfolgreich für die Wissenschaft ausgebeutet haben würde.

Ehe wir die Wanderung längs der Küsten nordwärts fortsetzen, verweilen wir einige Augenblicke bei den Großstädten Frankreichs. Außer Paris zählen nur drei



Nach der Messe in Plouaret (Bretagne).

Städte mehr als 200000 Einwohner. Die kleinste derselben ist Bordeaux, die schöne, reiche Burdigala der Römer, deren „ragende Villen auf dem Uferhang nebst den weingrünen Hügeln und dem lieblichen Strom“ vor 1500 Jahren schon Ausonius besang, als der Kaiser Valentinianus ihn wegen seiner Beredsamkeit und seiner Länderkunde von Burdigala nach Rom berief. In der Völkerwanderung hausten Vandalen und Goten, dann Franken und Araber hier; später plünderten auch Normannen die Stadt, und erst unter englischer Oberhoheit folgten drei Jahrhunderte friedlicher Entwicklung; seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ist es dauernd eine französische Stadt.

Obschon Bordeaux etwa 100 km vom Meere gelegen ist, flutet doch der Ocean gerade noch weit genug die busenförmig erweiterte Gironde und Garonne hinauf, um selbst große Seeschiffe zu dem halbmondförmigen Hafenbassin der Stadt gelangen zu lassen. Die Uferseite, an deren Quais stets Hunderte von Schiffen ankern, gewährt durch ihre stattlichen Häuserfronten und das rege Treiben der Seeleute einen überaus wirkungsvollen Anblick, wie ihn ähnliche Städte, etwa wie Antwerpen, Köln, Hamburg u. a., schon deswegen nicht bieten können, weil die Seeschiffe nicht bis zu ihren großartigsten Stadtteilen gelangen und diese Städte die Umkränzung durch grüne Hügelketten entbehren.

Bordeaux verdankt seine Blüte in erster Linie dem Weinhandel. Wohin das Auge stromauf- und stromabwärts blickt, gewahrt es eine auf den Wein bezügliche Geschäftigkeit. Die Flaschenlager und Fässerreihen, das Reifenschlagen und Markenbrennen, die Kisten und Tonnen, das Laden und Löschen, alles erfüllt an den Quais wie in den engen Gassen der Altstadt den Beobachter mit der Gewißheit, daß er sich hier an dem ersten Weinhandelsplatz der Welt befindet. Auf viele Meilen in der Runde ist die Umgegend, namentlich nach Nordwesten hin, mit Weingütern bedeckt, auf denen die weltbekannten Marken Lafitte, Médoc, Margaux, Latour, d'Yquem u. a. wachsen. Von den 2½ Millionen Hektolitern, welche in guten Jahren gekeltert werden, kommt die größere Hälfte zur Ausfuhr; der Rest bleibt teils im Lande, teils wird er auf Cognac verarbeitet: das alte Städtchen Cognac an der Charente bezeichnet die Nordgrenze der im Garonnegebiet belegenen Weinpflanzungen.

Die Bordelaisen sind mit Recht auf ihre Stadt stolz. Das Quartier des Chartrons, die Place des Quinconces mit den Bildsäulen der berühmten Mitbürger Montaigne und Montesquieu, der Jardin public, die Allées de Tourny mit dem Reiterstandbild Napoleons III., die Andreas-Kathedrale, das Rathaus (hier sprach Napoleon III. das schlecht gehaltene Wort «L'empire c'est la paix!») und namentlich die nach der jenseits der Garonne liegenden Vorstadt La Bastide führende Steinbrücke von ½ km Länge gelten, jedes in seiner Art, für ausgezeichnete Sehenswürdigkeiten. Ebenso ist die gerade vor der Girondemündung stehende, schon 300 Jahre alte Tour de Cordouan einer der schönsten Leuchttürme der Welt.

Mit Bordeaux wetteifert erfolgreich Marseille um die Ehre, Frankreichs erster Hafenplatz zu sein. Vielfach sind es dieselben Bedingungen, unter denen das alte Massilia der kleinasiatischen Phokäer zu seiner heutigen Weltstellung emporgeblüht ist: ein reiches Hinterland, ein von Natur geschützter und geräumiger Hafen, eine centrale Lage inmitten einer ausgedehnten Küstenentwicklung. Während Bordeaux auf den oceanischen Verkehr angewiesen ist, bildet Marseille von alters her die Sammelstelle der Erzeugnisse aller der reichen Mittelmeerstaaten, welche ihre Produkte landwärts nach Mittel- oder Nordeuropa schaffen oder von dorther Waren beziehen wollen, denn das Rhônethal ist die breite, völkerverbindende Landstraße zwischen Nord und Süd, welcher heutzutage allerdings die Schienenwege der Alpen Konkurrenz machen.

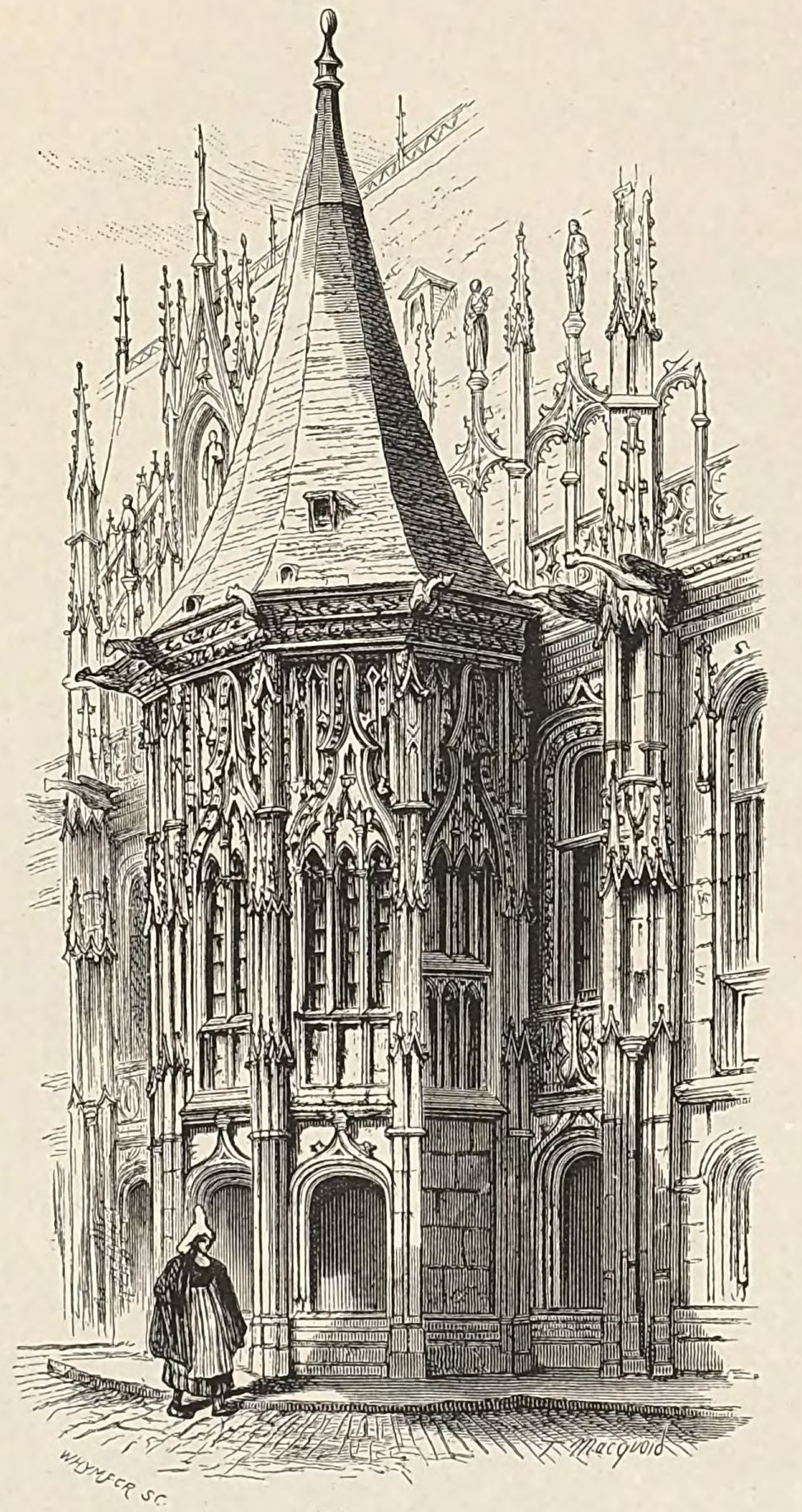
Die Physiognomie der Stadt Marseille ist keine besonders freundliche. Obschon sich am Meere aufbauend und von vielen tausend weißen Landhäusern (bastides) umkränzt, entbehrt die Stadt einer durch natürliche Reize geschmückten Umgegend, sowie großartiger öffentlicher Bauten; auf die Hafenanlagen und die Handelsthätigkeit scheint sich das hauptsächlichste Interesse der Marseillaisen zu richten. Zwar bietet ein Blick von der hochgelegenen Kirche Notre Dame de la Garde ein gewaltiges Rundbild über das Meer, die Umgegend und die häuserreiche Stadt; zwar ist die Cannebière ihres lebendigen Treibens und ihres Reichtums wegen fast sprichwörtlich geworden; zwar weisen die Börse, der Palast von Longchamps, die Präfektur und der Justizpalast eine reiche Architektur auf; auch entwickelt sich auf den Alleen von Meilhan wie auf der Avenue du Prado an heiteren Tagen ein buntes, großstädtisches Promenadenleben — aber für eine so alte, reiche Stadt von 360000 Einwohnern ist das Gebotene doch nur wenig. Der früheren Unsauberkeit in den Straßen der Altstadt (die Pest soll 1720 und 1721 hier 60000 Menschen weggerafft haben!) wird durch einen 86 km langen Kanal, welcher stellenweise unterirdisch oder auf kühnen Aquädukten läuft, wirksam abgeholfen.

Wer das fesselnde Bild einer Welthandelsstadt voll in sich aufnehmen will, der muß an den Hafen hinabgehen, wo Völker und Waren von Orient und Occident bunt durch einander fluten, wo die südlich-lebhaften Marseillaisen mit feurigen Augen, lebhaft in Sprache und Gebärden, ganze Handelsflotten mit den Erzeugnissen der Provence und der Vaterstadt befrachten, indes Spanier und Russen, Kleinasiaten und Afrikaner, Italiener und Engländer mit dem Löschen ihrer von weither gebrachten Ladungen an den Quais beschäftigt sind. Diese Quais haben augenblicklich schon eine Gesamtlänge von 13 km erreicht, bei einer Hafenfläche von 152 Hektar, welche durch sechs Leuchttürme gesichert ist und tausend Schiffen mittlerer Größe Ankerplatz gewährt. Sobald die noch projektierten Hafenbauten ausgeführt sein werden, wird Marseille sogar London, Hamburg und Liverpool überflügelt haben und den räumlich bedeutendsten Hafen der Welt bilden.

In weniger als sechs Stunden gelangt man vermittelst des zwischen Rom und Amsterdam laufenden „Luxus-Schnellzuges" von Marseille nach Lyon, von dem Hauptsitz des französischen Handels nach dem Centrum der Industrie. Welch ein blitzartiger Wechsel der Erscheinungen! Vorüber an Arles, Tarascon, Avignon, Orange, Vienne — in die üppige Landschaft blinken mitunter die Schneegipfel der Alpen aus fernem Osten herüber, indes unzählige Merksteine die Zeiten zurückrufen, in welchen hier Rom seine Spiele feierte oder die Päpste in der Verbannung schmachteten.

Die Eigentümlichkeit seiner Lage an zwei großen Flüssen verleiht Lyon einen ganz besonderen Charakter. Die von Norden kommende Saône bildet mit dem von Osten den Alpen entströmenden Rhône vor dem Zusammenfluß eine etwa 5 km lange, durchschnittlich 1 km breite Halbinsel. Auf ihr liegt der Hauptteil der heutigen Stadt. Als der Kaiser Augustus hier Hof hielt (Germanicus, Claudius, Marc Aurel und Caracalla wurden in Lugdunum geboren), wohnte er auf dem hochgelegenen rechten Saône-Ufer, dem heutigen Fourvières-Viertel (Forum vetus). Der Blick schweift von dort östlich bis zur Montblancspitze, indes sich im Westen eine reich angebaute Hochebene und im Süden die Thäler der Provence mit ihren Öl- und Maulbeerbaumhainen in die blaue Ferne verlieren.

Aber die breiten, blinkenden Ströme, von zahlreichen Brücken überspannt, und das formenreiche Städtebild zu den Füßen des Beschauers, mit seinen meilenweiten Quais, seinen Hunderten von Schornsteinen und Türmen, seiner rastlos schaffenden Thätigkeit von Hunderttausenden fleißiger Menschen — das erst zeichnet dies Panorama eigenartig aus. Nach Lyon bringen sechs Bahnlinien die Rohstoffe des Südens, Westens und Nordens: die Früchte, die Wolle, die Rohseide der Provence, die Kohlen des Loirebeckens, die Metalle der Sevennen und Voralpen. Seitdem Franz I. Seidenweber aus Italien kommen ließ, hat sich die Anfertigung von Seidenwaren aller Art, Gold und Silbertressen so weit in Lyon entwickelt, daß es schon seit langer Zeit den unbestritten ersten Rang in der Seidenindustrie der ganzen Welt einnimmt. Es ist charakteristisch, daß sogar Napoleon I. mitten aus dem Kriegslärm des Lagers von Warschau ein Edikt erließ, eine Bildergalerie und eine Zeichenschule in Lyon zu gründen, „damit der Einfluß der Malerei sich in dieser Stadt geltend mache, deren Industrie in unmittelbarer Wechselbeziehung mit dieser schönen Kunst steht." Beide, Galerie (namentlich die École lyonnaise) und Zeichenschule, sind noch heute Institute, die segensreich auf das Industrieleben der Stadt einwirken.



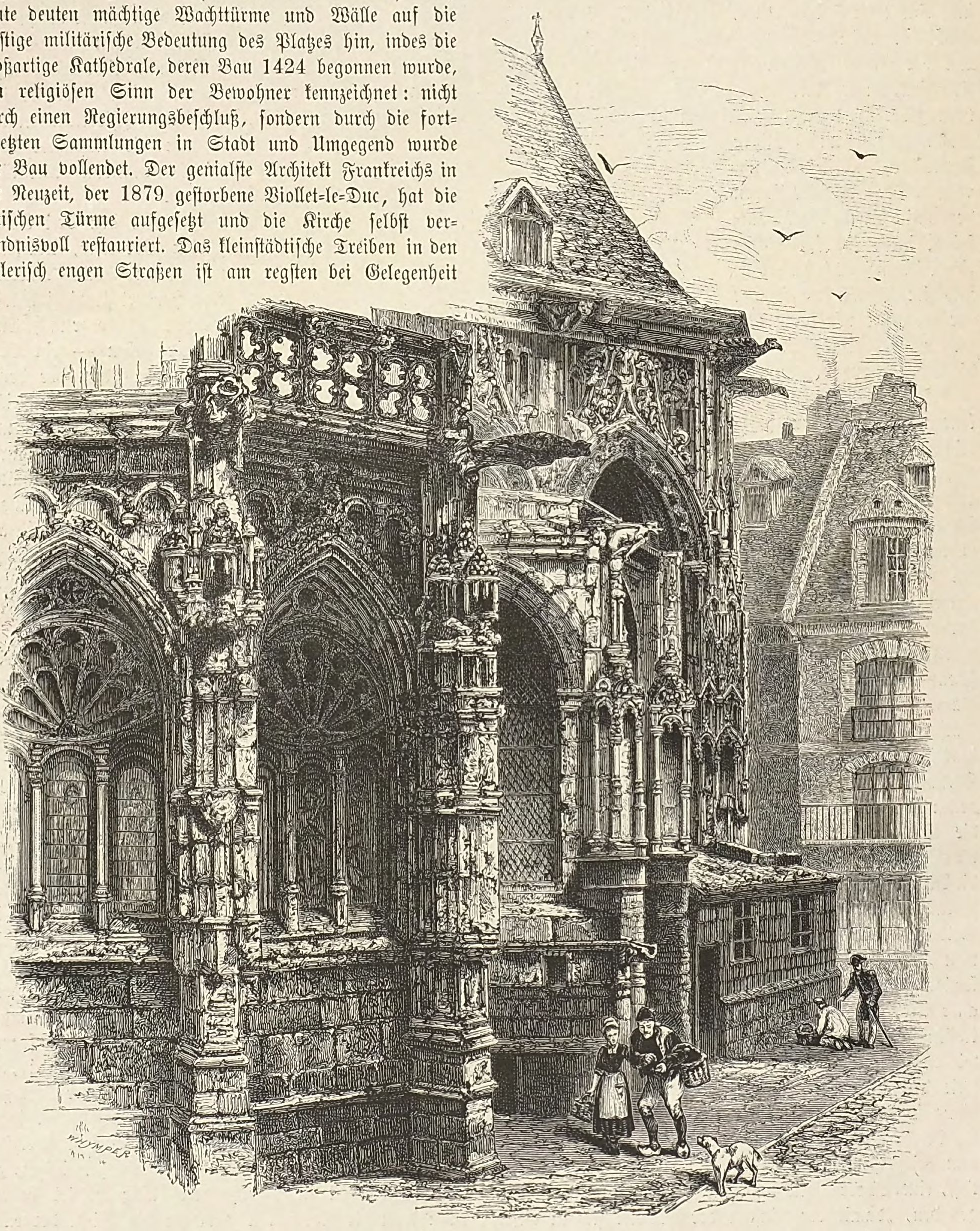
Pavillon des Justizpalastes zu Rouen.

Außer den schon genannten römischen Kaisern stammen viele Berühmtheiten Frankreichs aus der Rhônestadt, wie der ausgezeichnete Botaniker Jussieu, die anmutige Julie Récamier, der große Physiker Ampère und sein Sohn, der hervorragende Sprachforscher, nicht zu vergessen der Heiligen Irenäus und Ambrosius. Daneben ist Lyon der Sitz einer stets zu Unruhen geneigten Arbeiterbevölkerung: oft hat es in dem hochgelegenen Viertel La Croix-Rousse gewaltig gegärt, zu vier verschiedenen Malen mußten die Aufstände dort mit Waffengewalt unterdrückt werden.

Außer den drei Großstädten Bordeaux, Marseille und Lyon zählt Frankreich etwa hundert Provinzialstädte, welche 20000 oder mehr Einwohner haben — ein Verhältnis, das dem der deutschen Städte ungefähr gleichkommt. Wir fassen bei unserer kurzen Wanderung durch Frankreichs Provinzialstädte nur diejenigen ins Auge, welche uns besonders charakteristisch zufolge ihrer Lage, ihrer Geschichte, ihrer Bauten oder ihrer Bewohner erscheinen.

Noch ehe man die breite Loiremündung bei dem aufblühenden St. Nazaire überschreitet, das dem großen, landwärts gelegenen Nantes als Hafenplatz für die überseeischen Paketboote dient, befindet man sich in der Bretagne, jener sich weit in den Ocean vorschiebenden Halbinsel, welche von jeher in Sitten und Gebräuchen, in Sprache und Volkscharakter eine Sonderstellung unter den Provinzen Frankreichs eingenommen hat. Nur die sagenumklungene Normandie, die sich unmittelbar der Bretagne anschließt, zeichnet sich durch ähnliche Eigenarten ihrer Bewohner aus. Beide haben namentlich auch die Wechselbeziehungen zu dem südlichen England gemeinsam, zu dessen Herrschaft sie Jahrhunderte lang gehört haben. Man kann die Normandie geradezu die Wiege der englischen Geschichte nennen: ihre Kreideabhänge und kurzen Ströme, ihre Landgüter und Obstgärten, ihre Windmühlen und Kirchtürme, ihre Baumhecken und Giebelhäuser — alles steht im Einklang mit den nahen geschichtlichen Beziehungen beider Länder zu einander.

Es giebt keinen Ort der Bretagne, welcher die Eigentümlichkeit von Land und Leuten charakteristischer verkörperte, als die Stadt Quimper, den Hauptort des Departements Finistère. (S. das Bild S. 32.) Noch heute deuten mächtige Wachttürme und Wälle auf die einstige militärische Bedeutung des Platzes hin, indes die großartige Kathedrale, deren Bau 1424 begonnen wurde, den religiösen Sinn der Bewohner kennzeichnet: nicht durch einen Regierungsbeschluß, sondern durch die fortgesetzten Sammlungen in Stadt und Umgegend wurde der Bau vollendet. Der genialste Architekt Frankreichs in der Neuzeit, der 1879 gestorbene Viollet-le-Duc, hat die gotischen Türme aufgesetzt und die Kirche selbst verständnisvoll restauriert. Das kleinstädtische Treiben in den malerisch engen Straßen ist am regsten bei Gelegenheit des Sonnabend-Marktes, wenn die Landleute mit ihren Ochsengespannen zur Stadt kommen; ihre kurzen, faltenreichen Pluderhosen von grober Leinwand, ihre schweren



St. Jacques in Dieppe.

Holzpantoffeln und die großen weißen Hauben und Schürzen der Frauen stechen gar seltsam gegen die kokette Zierlichkeit der Tracht in anderen Provinzen Frankreichs ab.

An der entgegengesetzten Nordküste der Bretagne liegt St. Malo, das an Größe, Alter und Bauten ein passendes Gegenstück zu Quimper ist; nur läßt seine Lage auf

einer kleinen Insel, die mit dem Festlande durch einen Damm in Verbindung steht, das seemännische Element in der Bevölkerung mehr hervortreten. Das Meer tritt zur Flutzeit bis an den Fuß der alten Stadtmauern und Befestigungstürme heran (S. das Bild S. 33). Einst war St. Malo ein Hauptsitz für Seeräuber, welche von dieser klippenreichen Bucht aus manchen Abstecher auf die gegenüberliegende Küste Englands machten. Heute kommt es als ein hübsch und bequem gelegener Badeort in Aufnahme, wennschon die Fremden weniger die hochstöckigen Häuser der Inselstadt selbst als vielmehr das daneben liegende St. Servan als Wohnsitz wählen. Die Küste ist dort nicht weniger zum Baden geeignet als in Fécamp, Etretat und anderen Modebädern, nur lebt man unter den bretonischen Fischern ungleich wohlfeiler; besonders Trouville und Deauville nehmen unter den Seebädern



Am Abhang des Ardennenwaldes.

der Normandie insofern noch eine Ausnahmestellung ein, als in ihnen das Leben ein ewiger Festtag zu sein scheint: höchstens verursachen die Promenaden- und Badekostüme, namentlich die letzteren, mancherlei Verdruß und Enttäuschungen; die Mode ist eben oft rücksichtslos und der Geschmack ein gar zu verschiedener!

An der tiefsten Einbuchtung des Oceans, da wo Bretagne und Normandie sich berühren, ragt aus dem brandenden Meere ein Felseneiland empor, das an malerischer Lage und wechselvoller Vergangenheit seinesgleichen an diesen Küsten sucht. Der Mont St. Michel nimmt sich gleich seltsam aus, ob man ihn von der Sandebene des Ufers oder von der See her wie einen Felskegel aus der glatten Fläche aufsteigen sieht. Die kleine Insel wird von etwa tausend Menschen bewohnt; eng schmiegen sich die Häuser an die steilen Felswände

an, als wollten sie vor dem Meere entfliehen und ihre Zuflucht suchen bei dem heiligen Michael, dem Schutzpatron des großen Klosters, welches die Kuppe des Felsens einnimmt. Die einsame Lage im Meere hatte schon heidnische Priester hierher gelockt. Im Anfange des achten Jahrhunderts gründete der Bischof des nahen Avranches auf dem Felsblock ein Benediktinerkloster, welches die normannischen Herzöge unter ihren besonderen Schutz nahmen, so daß es mächtig aufblühte: sowohl für gelehrte Studien als auch für weltliche Macht war der Mont St. Michel ein wichtiger Centralpunkt. Englische und französische Könige versuchten abwechselnd, hier festen Fuß zu fassen; Zeiten der Kriegsnot wechselten ab mit Wallfahrten von nah und fern. Die Revolution hob das Kloster auf und machte ein Gefängnis daraus; in den Zellen der Mönche und in den Felsverließen schmachteten Hunderte von alten Geistlichen. Das Eingangsthor zum eigentlichen Kloster, welches unser Bild (S. 36) auf der Höhe der Treppe zeigt, trägt die Jahreszahl 1257. Das Klostergebäude mißt etwa 80 m Länge bei 35 m Höhe. Es baut sich in drei Stockwerken auf, deren oberstes einen herrlichen Kreuzgang trägt: seit 600 Jahren brausen die Stürme des Oceans vergeblich um diese Säulen und Pfeiler, denn mit Ausnahme weniger Ornamente ist alles von Granit gebaut, wie der Fels selbst, der dies Wunderwerk von Menschenhand trägt.

Seit den Zeiten des Königs Artus haben die Namen Bretagne und Normandie einen poetischen Klang. Die Romantik der Landschaft, sei es daß sie in der Vereinigung von Land und Meer oder in den gartengleichen Fluren an der unteren Seine bestehe, stimmt mit der sagenreichen Landesgeschichte und dem stark ausgeprägten Sondercharakter seiner Bewohner überein. Wie oft sieht man nicht im nördlichen Frankreich irgend einen stämmigen, heldenhaft blickenden Mann seine Rede mit einem «Foi de Breton!» beschließen und diesem Worte mit einem Schlag gegen die Brust Nachdruck verleihen! Neben einer starken Neigung zum Aberglauben macht sich jedoch oft eine kindliche Natürlichkeit im Volkscharakter bemerkbar. Nirgends ist man auf den Kirchweihfesten fröhlicher als zwischen Rennes und Brest; eine Art heidnischer Ausgelassenheit in Tanz und Gesang mischt sich mit religiösen Ceremonien. Wer kennt nicht Ploërmel aus Meyerbeers komischer Oper Dinorah? In welchem Winkel Europas könnte man dem alten keltischen Übermut besser nachspüren als dort oder in Plouaret, Ploërdut, St. Nicolas, Plougonver und hundert ähnlichen Flecken der Bretagne?

Unter den Schlössern des Landes zeichnen sich mehrere durch ihre Bauart und die Berühmtheit ihrer Bewohner aus. In Combourg verlebte Chateaubriand seine Jugendjahre; auf dem Château des Rochers bei Vitré residierte Madame de Sévigné, die geistvolle, liebenswürdige Briefstellerin; in Rohan herrschten viele Jahrhunderte lang die stolzen Fürsten, deren Devise lautet: „König kann, Herzog mag ich nicht sein, Rohan bin ich“, und aus dem Küstenstädtchen St. Pol vermeldet die Chronik: „Ist hieselbst vor Zeiten der in den alten Liebesgeschichten sehr bekannte Tristan Herr gewesen.“

An die Bretagne grenzt im Osten das Land Maine, dessen Hauptstadt Le Mans eine hervorragende Rolle in dem deutsch-französischen Kriege gespielt hat. Von jeher war es ein Stapelplatz für die Bodenerzeugnisse der fruchtbaren Landstriche ringsum; schon die Römer hatten hier ein befestigtes Lager. Auf den Mauerresten des letzteren steht die alte, gotische Kathedrale der Stadt, deren 34 m hoher Chor zu dem Kostbarsten seiner Art in Frankreich gehört. Von Interesse für den Geschichtsfreund sind in der Kirche selbst die Denkmäler der Gattin des Richard Löwenherz, der Königin Berengaria von Sicilien, sowie Karls von Anjou; auch erinnert ein großer Druidenblock an vorgeschichtliche Zeiten. Dicht neben der Kirche steht noch heute das Haus des Dichters Scarron, des Gatten der Frau von Maintenon: der bucklige Dichter wurde Kanonikus bei der Kathedrale, indes seine ebenso kluge wie liebenswürdige Gemahlin sich zwischen Rambouillet und Chartres von Ludwig XIV. das Schloß Maintenon schenken ließ mit den vielen Erkern und Türmen, dem breiten Wassergraben und den Zugbrücken darüber — von hier und von Versailles aus leitete sie die Geschicke Frankreichs und eines Teils der übrigen Welt. Auch König Heinrich II. von England, der erste Plantagenet, wurde in Le Mans geboren. 1793 wurden auf den Straßen und Plätzen der Stadt die gefürchteten Vendeer mit Frauen und Kindern abgeschlachtet; etwa zehntausend Menschen fanden hier den Tod. Am Abend des 12. Dezember 1870 endlich fand in Le Mans ein kurzer Straßenkampf zwischen deutschen und französischen Truppen statt: bis zum 7. März 1871 blieb die Stadt von den Deutschen besetzt.

Le Mans ist eine der unschönsten Städte Frankreichs; ihre Straßen sind fast ohne Ausnahme krumm und winklig, oft auch eng und bergig. Von Promenaden und modernen Stadtvierteln ist wenig zu sehen, Denkmäler giebt es gar nicht, und die Läden selbst der Hauptstraßen verraten stets die Provinzialstadt. Von Bauten ist außer der Kathedrale nur noch die altersgraue Kirche Notre Dame de Couture neben der Präfektur, einem ehemaligen Klostergebäude, bemerkenswert: sowohl durch ihr Alter, als durch ihre breite, ernste Fassade und die unvollendeten Türme erinnert sie an die Pariser Notre Dame-Kirche.

Noch weiter ostwärts ins Land hinein liegt Orléans. Es giebt merkwürdigerweise keine direkte Bahnlinie von Le Mans dorthin, trotzdem nur flaches Land zwischen diesen beiden Provinzialhauptstädten liegt. Man fährt erst nach Tours, der Stadt des heiligen Martin, des berühmten Gregor und des gelehrten Alcuin; dann über Blois immer die Loire aufwärts durch den „Garten von Frankreich“, wie dieser ebenso liebliche wie fruchtbare Landstrich allgemein genannt wird. Orléans gleicht an Alter, Größe, centraler Lage und dem Charakter vieler seiner Straßen dem benachbarten Le Mans. Aber es hat seine „prächtig strömende Loire“ und seine „Jungfrau“ —

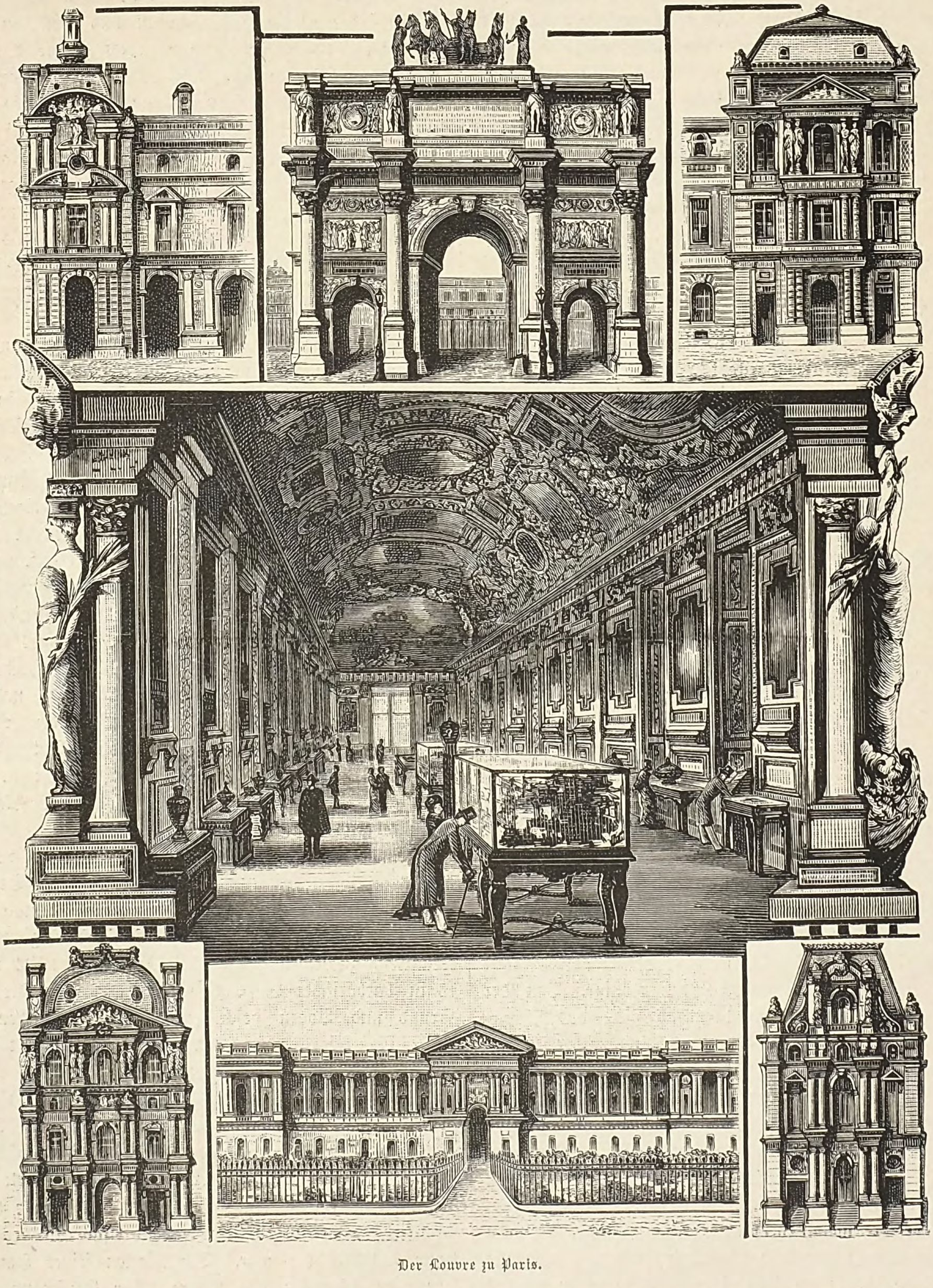
beide verleihen ihm ein reizvolles Gepräge. Daß die Stadt an dem nördlichen Kniepunkte der Loire liegt, da wo letztere der Seine und Paris am nächsten kommt, gab ihr schon in den Römerzeiten eine militärische und kommerzielle Bedeutung. Ihre Blüte im Mittelalter bezeugen noch heute einzelne reich ornamentierte Bauten der Rue Tabourg; die prunkvolle Kathedrale wurde erst unter Heinrich IV. vollendet. Mit der jungfräulichen Retterin Frankreichs treibt man nirgends mehr Kultus als in Orléans; drei Bildsäulen verkünden hier ihre Thaten. Die größte derselben, auf der Place du Martroi, stellt sie auf mächtigem Sockel als Reiterin dar, und zwar mit beiden Füßen regelrecht in den Steigbügeln. Das Stadtbild erscheint am großartigsten vom linken Loire-Ufer aus gesehen, obschon, genau wie bei Köln, die feste Brücke in der Mitte den Gesamteindruck abschwächt. In weitem Halbbogen zieht sich ein Kranz von Boulevards um die ganze Stadt: außerhalb dieses grünen Kranzes liegt nördlich die langgestreckte Vorstadt Bannier und am linken Flußufer die sich immer weiter ausdehnende Vorstadt St. Marceau. — Im deutsch-französischen Kriege war Orléans vom 11. Oktober bis zum 9. November und dann, nach neuen blutigen Kämpfen, vom 5. Dezember 1870 bis zum 6. März 1871 von deutschen Truppen besetzt.

Zu den erwähnenswertesten Denkstätten aus der Zeit des großen Krieges gehören auch zwei Schlösser, deren jedes in seiner Art großartig genannt werden darf. Schloß Chambord, ein paar Stunden östlich von Blois gelegen, wird passend das „Versailles der Touraine“ genannt, nicht allein seiner Größe halber, sondern auch wegen der engen Beziehungen, in denen es zu der Geschichte Frankreichs seit Jahrhunderten steht. Der romantisch angelegte König Franz I. hatte, um es seinem Gegner Karl V. einigermaßen gleichzuthun, den Bau der Königsschlösser zu St. Germain, Fontainebleau und Chambord, sowie des Pariser Louvre fast gleichzeitig in Angriff genommen. Zehn Jahre lang arbeiteten 1800 Menschen an dem Schloßbau zu Chambord, aber sowohl die überaus reiche Architektur der Gesimse, Türme und Dachgiebel als die Pracht der 450 Zimmer und Säle waren das Werk der nachfolgenden Könige. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab ging das Schloß in die Hände des Marschalls von Sachsen über. Dann fand der vielgeprüfte Polenkönig Stanislaus Lesczynski hier einige Jahre der Ruhe. In der Revolution wurde das Schloß erst von einem Pöbelhaufen geplündert und dann als Nationaleigentum verkauft. Durch Napoleon erhielt es der General Berthier zum Geschenk, dessen Witwe es 1821 einer legitimistischen Gesellschaft verkaufte. Letztere machte dem „Kind von Frankreich“, dem neugeborenen Herzog von Bordeaux, mit dem Schlosse ein Patengeschenk: als Roy Henri V sollte er dereinst auf Frankreichs Thron steigen und das weiße Banner der Bourbonen wieder zu Ehren bringen — er starb 1883 kinderlos in der Fremde, in Frohsdorf bei Wien. Einige Tage nach der zweiten Einnahme von Orléans durch die Deutschen fand bei Chambord ein Gefecht statt: das Schloß wurde von Truppen des IX. Corps gestürmt, und deutsche Generale schlugen in seinen Prunkgemächern für einige Zeit ihr Kantonnementsquartier auf.

Während Schloß Chambord in einem wohl 30 km im Umfange großen, aber flachen und sandigen Parke liegt, zeichnet sich Schloß Ferrières gerade durch die alten Baumbestände und den Wildreichtum (namentlich an Fasanen) seines Riesenparkes aus. Einer Reihe königlicher Bauherren und Besitzer kann es sich freilich nicht rühmen, dafür aber ist es von der Familie Rothschild mit einem Luxus ausgestattet, welchen sich wenige Herrscher erlauben dürfen. Es liegt nur 22 km südöstlich von Paris, dient also den Pariser Rothschilds als buen retiro nach den unausbleiblichen Sorgen, welche der Besitz vieler Millionen verursacht. Es ist unmöglich, einen Umgang durch den riesigen Empfangssaal oder gar erst durch die Küchen- und Kellerräume zu machen, ohne in Verwunderung auszubrechen über soviel Raffinement, um „des Leibes Nahrung und Notdurft“ von ein paar Menschen in möglichst kostspieliger Weise zu befriedigen. Hier hat das Geld wahrhaft Wunder gewirkt, Wunder der Baukunst, der Maschinentechnik, des Gartenbaus, der dekorativen Kunst. Freilich sind auch die eigentlichen Künste und Wissenschaften auf Schloß Ferrières berücksichtigt worden: die Bibliothek weist Schätze auf, namentlich an illustrierten englischen Reisewerken, von deren Anschaffung die meisten Büchereien des unerschwinglichen Preises wegen Abstand nehmen. Ein seltsames Geschick fügte es, daß unser Heldenkaiser Wilhelm wochenlang sein Hauptquartier auf dem Schlosse nahm, und daß hier zwischen Jules Favre und Bismarck Friedensverhandlungen gepflogen wurden, indes Baron Rothschild in Paris als Nationalgarden-Kapitän Dienste that. Auf „Königs-Befehl“ blieb das Schloß selbst von Einquartierung verschont.

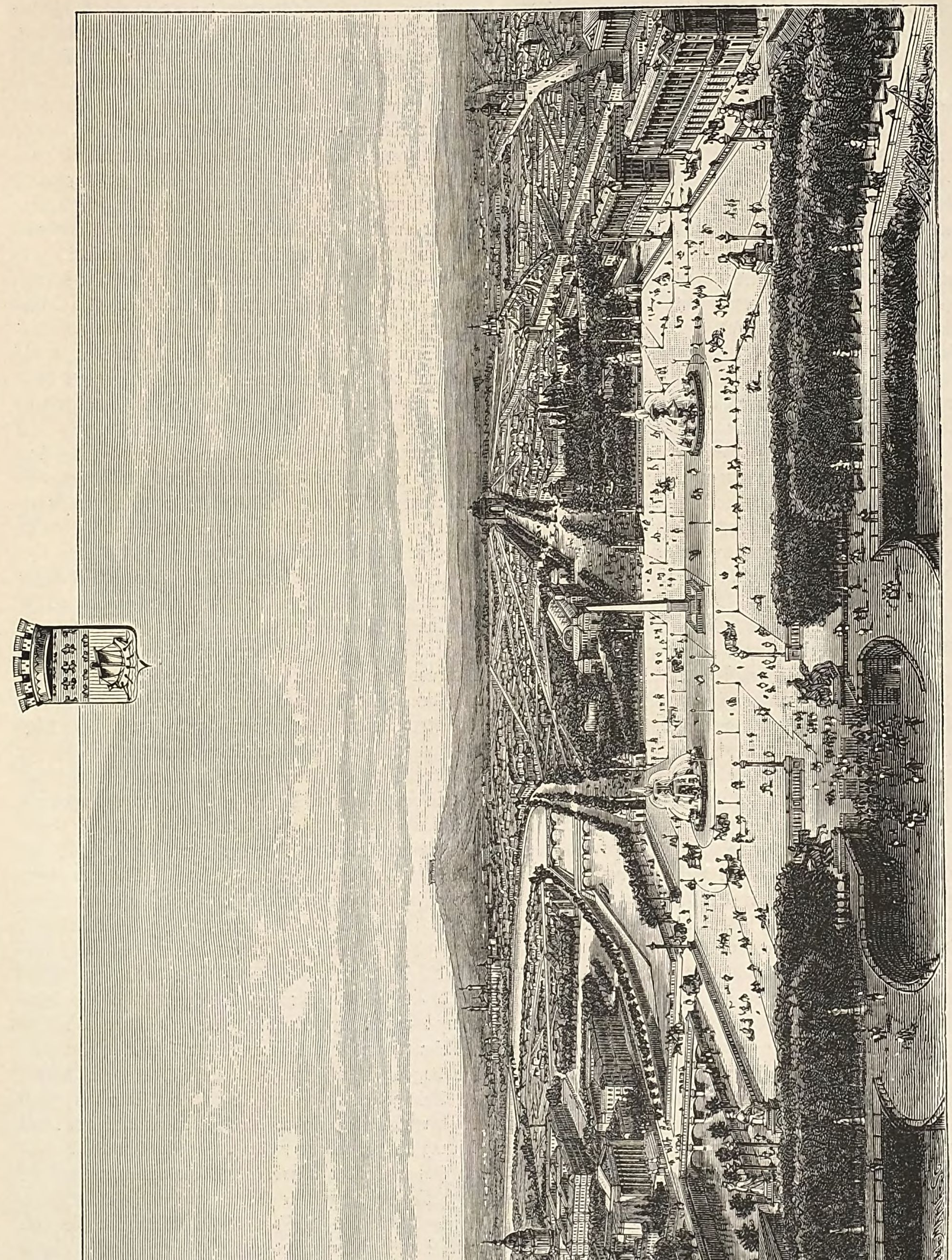
Unter den zahlreichen Häfen Frankreichs nördlich von der Seinemündung ist keiner interessanter als Dieppe. Es ist diejenige Seestadt, welche am meisten unter den Jahrhunderte währenden Kämpfen zwischen England und Frankreich zu leiden gehabt hat. Im Jahre 1694 wurde es in barbarischer Weise von einer englischen Flotte in Grund und Boden geschossen, nur zwei Kirchen und das Schloß blieben unversehrt. Auf Befehl Ludwigs XIV. wurde die Stadt in einförmiger Regelmäßigkeit wieder aufgebaut; ein Zug hoher Kalkklippen überragt die auf der Thalsohle des Flüßchens Arques gelegene Stadt. Während Dieppe heutzutage bezüglich des Seehandels von Calais, Havre und anderen Plätzen überflügelt worden ist, war es im 16. Jahrhundert der stolzeste Hafen Frankreichs, dessen Einwohnerzahl dreifach so groß als heute (21000 E.) war. Die Flotten seiner Handelsherren durchkreuzten alle Meere. Der Kaufmann Jean Ango, der Banquier und Gastfreund König Franz I., bot mit seinen Kapern dem Könige von Portugal an der Tajomündung Trotz und ließ Lissabon bombardieren; ein anderer Kaufmann nahm die Kanarischen Inseln für

sich in Besitz. An den geographischen Forschungsreisen und der Gründung von Kolonien war Dieppe stets beteiligt; seine Schiffer waren unter den ersten, welche in Amerika landeten; sie erforschten Florida, eröffneten den Pelzhandel in Kanada, ließen sich am Senegal und in Ostindien nieder und brachten die ersten Elefantenzähne nach Europa: Dieppes Elfenbeinwaren stehen noch heute in hohem Ansehen.



Der Louvre zu Paris.

Das heutige Dieppe ist für Freunde des Seebadelebens insofern von Interesse, als man hier zuerst „im Kostüm" badete, eine Mode, welche in Trouville, Ostende ꝛc. zu weiterer Vollkommenheit ausgebildet wurde. Dieppe ist der Hauptmarkt für den Pariser Fischhandel: in seinen Parks werden jährlich 12 Millionen Austern für die Feinschmecker der Hauptstadt gezüchtet. Unter den Bauten zeichnen sich die gotischen Kirchen von St. Remi und



Ansicht von Paris (westlicher Teil, vom Tuilerien-Garten aus gesehen).

St. Jacques als die ältesten, größten und architektonisch reichsten Denkmäler aus; der Turm von St. Jacques dient den Schiffern schon auf hohem Meere als Signal.

Le Havre, obgleich schon von Franz I. gegründet, ist doch erst im 19. Jahrhundert zu rechter Blüte gelangt. Es zählt mehr als 100 000 Einwohner und ist nächst Marseille der bedeutendste Hafen Frankreichs; rücksichtlich des Ex- und Imports, sowie der Auswandererschiffe wird es sogar von keinem Platze Frankreichs übertroffen. Da naturgemäß die aus fremden Weltteilen kommenden Rohprodukte, welche in der Pariser und nordfranzösischen Industrie verarbeitet werden, oder die von hier abgesandten Erzeugnisse des Gewerbfleißes über Havre gehen, so rechtfertigt sich der bedeutsame Ausspruch Napoleons: „Paris, Rouen und Havre bilden nur eine Stadt, deren Hauptstraße die Seine ist."

Die Seine-Ufer zwischen Havre und Rouen gehören zu den landschaftlich schönsten und gesegnetsten Strichen Frankreichs. Die wohlangebaute Flußniederung wird von mäßig hohen, oft hübsch bewaldeten Kalkbergen umsäumt; Ruinen von Burgen und Klöstern blicken malerisch in die Blütenpracht unzähliger Obstgärten oder auf die allerwärts auftauchende Fabrikthätigkeit hinab. Je mehr man sich dem alten Rotomagus der Römer nähert, desto zahlreicher werden die Anzeichen eines modernen Industriecentrums.

Rouen weist nur noch ganz vereinzelt das charakteristische Gepräge einer alten Provinzialhauptstadt auf, welches es noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu einer Art normannischen Nürnbergs machte. Verschwunden ist das reich geschnitzte gotische Eckhaus, aus dem Johanna d'Arc 1431 zum Scheiterhaufen geführt wurde: gewissermaßen als Entschädigung hat man eine eiserne Bellona der „Jungfrau" zu Ehren als Zierat auf eine Pumpe gesetzt, auch einen Platz als Place de la Pucelle ausgezeichnet. Noch vor kaum zwanzig Jahren fiel auch das Geburtshaus Corneilles, des großen Corneille, den Verschönerungsplänen zum Opfer — kurzum, Rouen ist auf dem besten Wege, eine moderne Großstadt zu werden.

Aber außer seinen zahllosen Schornsteinen und Baumwollwebereien (die rouenneries, die bedruckten Kalikos, Cretonnes, Indiennes u. dgl. beherrschen den Weltmarkt) bietet Rouen immer noch eine Fülle von Sehenswürdigkeiten. Da ist zunächst der prächtige Justizpalast, ein Profanbau des 15. Jahrhunderts, wie nur Holland und Belgien dergleichen als letzte Blüten der Spätgotik aufweisen, wo die verschwenderischte Ornamentik einen Ersatz für die mangelnde Reinheit der Formen zu bieten scheint; das Bildchen S. 39 veranschaulicht ein Erkertürmchen der Seitenfassade. Gleich großartig wirkt die Kirche St. Ouen, deren 80 m hoher Turm die normannische Herzogskrone an der Spitze trägt. Beide Bauwerke jedoch werden an Majestät der Proportionen von der Kathedrale Notre Dame übertroffen. So stark sich auch einige Übelstände bemerkbar machen, hervorgerufen durch die Überladung mit bildnerischem Schmuck, die Zerstörung vieler Einzelheiten und die nicht immer stilgerechte Art der Restauration: jeder Makel verschwindet vor dem überwältigenden Eindruck von Erhabenheit, den die Kathedrale von Rouen in ihrer Gesamtheit dem Beschauer aufzwingt. Namentlich der erste Blick in das 29 m hohe und 132 m lange Kirchenschiff ist von nachhaltiger Wirkung: mehr als hundert buntfarbige Fenster und drei große Rosetten erfüllen den Raum mit magischem Licht und lassen erst bei genauerer Betrachtung die Zerstörungen wahrnehmen, welche hugenottische Bilderstürmer angerichtet haben. Das „Löwenherz" Richards I. von England, das er seiner geliebten Normandie vermacht hatte, ruhte Jahrhunderte lang unter dem Chore; heute wird es in einem Glasbehältnis im Altertumsmuseum gezeigt.

Seinen großen Corneille hat Rouen durch ein Denkmal auf der steinernen Seinebrücke geehrt, den Tondichter Boieldieu durch eine Bildsäule auf dem Börsenquai, Napoleon I. durch ein Reiterstandbild vor dem Stadthause. Gleich Orléans und Le Mans war auch Rouen ein Hauptstützpunkt der deutschen Heere in Feindesland: am 6. Dezember 1870 rückte General von Manteuffel in die Stadt ein, und erst am 22. Juli 1871 wurde sie an Frankreich zurückgegeben.

In keinem Lande der Welt gipfeln alle Lebensäußerungen vollständiger in seiner Hauptstadt als in Frankreich. „Paris ist Frankreich" — dieser Satz klingt mehr oder minder betont durch die Tausende und aber Tausende von Werken, welche geschrieben worden sind über den Victor Hugoschen „Mittelpunkt, in dem sich das Nervenleben der Erde konzentriert". Die Vorbedingungen für die Entwicklung zur Weltstadt finden sich bei Paris in denkbar vollkommenster Weise vor und sind in ausgiebigem Maße im Laufe der Jahrhunderte benutzt und zeitgemäß ausgestaltet worden. Um die kleine Seine-Insel (la Cité), welche schon Caesar als eine 15 Hektar umfassende Ortschaft kannte („Lutetia heißt die Stadt der Pariser, welche auf einer Insel der Seine liegt", schreibt er im 7. Buche des Gallischen Krieges), legte sich in konzentrischen Ringen in allmählichem Wachstum die 7802 Hektar große Fläche des heutigen Paris, auf deren 888 km Straßen sich täglich 2269023 Menschen bewegen. Immer blieb die Cité der räumliche Mittelpunkt und der Schauplatz der Hauptbegebenheiten. Die Lage war insofern eine günstige, als das Geäder des Seinegebietes sich kurz oberhalb der Stadt zu einem schiffbaren Strom einigt, welcher namentlich vor Einführung der Eisenbahnen die natürliche Hauptstraße für den Handelsverkehr abgab. Die Nähe der Loire und die durch Kanäle vermittelte Verbindung mit dem Stromgebiete des Rheins und des Rhône übertrugen die centrale Lage der Seinestadt auf das gesamte Reich, indes ihre direkte Verbindung mit dem Kanal ihr auch den Atlantischen Ocean und damit die Teilnahme am Weltverkehr erschloß. Schließlich erwies sich Paris auch durch seine Lage im Herzen des westlichen Europa als ein passender Rendezvous-Platz aller internationalen In-

teressen: hier kreuzen sich die Wege von London nach Rom, von Madrid nach Stockholm, Berlin und Petersburg; nicht nur haben die Souveräne und die tonangebende Gesellschaft Europas hier seit Jahrhunderten ihren Versammlungsort gehabt, sondern auch der Zwischenhandel des Westens hat hier seine Hauptdurchgangsstation. Nur so ist es erklärlich, daß gerade Frankreichs Sprache und Sitten, seine Moden und seine Revolutionen sich gewohnheitsgemäß der übrigen Welt mitteilten.

Paris ist Frankreich. Dies Schlagwort darf jedoch, wie Karl Hillebrand in „Frankreich und die Franzosen" mit großer Sachkenntnis urteilt, nicht buchstäblich genommen werden; namentlich wenn man begreifen will, was Paris von London und Berlin, von Wien und Rom unterscheidet. Paris zieht nicht allein unaufhörlich an sich, konzentriert und verbraucht das Beste, was das ganze Land hervorbringt; es unterwirft jenes Beste noch einmal einem Raffinierungsprozeß, welcher, um die reinste Essenz zu erlangen, die Pflanze selbst vertrocknet. Paris lebt von dem neuen Blut, das ihm aus der Provinz zuströmt. Der wahre Pariser, der Pariser, welcher den Fremden bezaubert und den Landsmann mit Bewunderung erfüllt, ist nicht zwischen der Barrière du Trône und dem Arc de l'Étoile geboren: es ist der Provinziale, der in der Blüte der Jugend, getrieben von seinem unbewußten Beruf, seinem Talent und seinem Mut, in die Hauptstadt gezogen ist und sich dort der großen Pariser Schule unterworfen hat. . . .

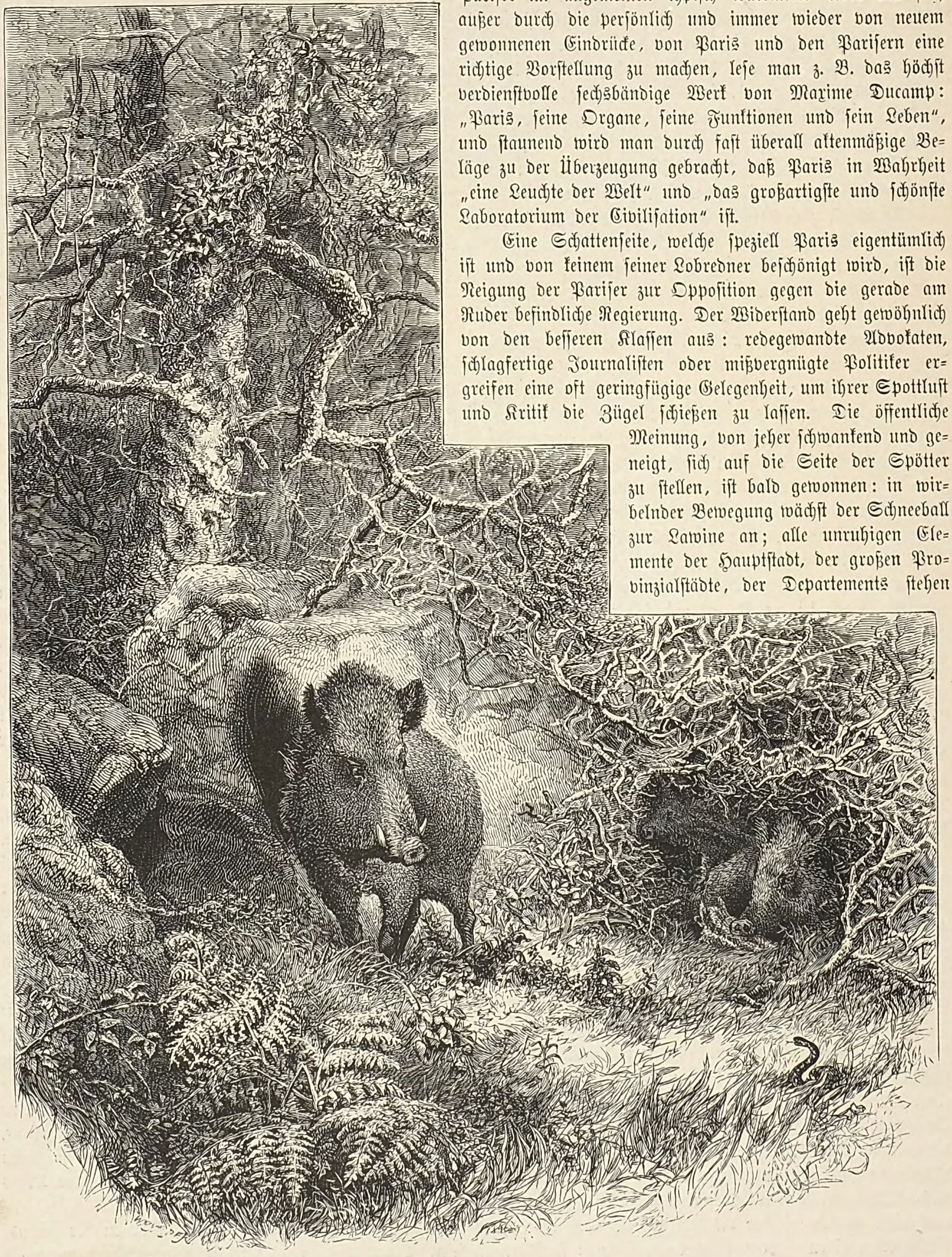
Es ist statistisch nachgewiesen worden, daß von je zwanzig Parisern nur sieben in Paris selbst, dagegen zwölf in den Departements geboren sind, während einer im Auslande naturalisiert ist; diese Berechnung, auf mehrere Generationen angewandt, führt zu dem Schlusse, daß von den zwei Millionen der heutigen Pariser keine Zehntausend von wirklichen Pariser Urgroßvätern abstammen, sowie daß von den Berühmtheiten in Politik, Litteratur &c. verhältnismäßig wenige geborene Pariser sind. Der Franzose ist von Natur nicht wanderlustig wie der Germane, noch weniger sucht er jenseits des Oceans sein Glück: in erster Linie ist ihm immer Paris sein Italien, seine Schweiz, sein Amerika. Auch der Adel kommt von seinen Schlössern besonders im Frühjahr gern auf einige Monate nach der Hauptstadt, und dieser ununterbrochene Fremdenbesuch, zu welchem Amerikaner, Engländer, Russen, Deutsche und Belgier das Ihrige reichlich beitragen, setzt jährlich etwa eine Milliarde Franks zum Vorteil der Stadt in Bewegung. Alle Fremden fühlen sich wohl inmitten der materiellen und gesellschaftlichen Annehmlichkeiten, der vielseitigen geistigen Anregung, die sie hier finden; das milde Klima, die persönliche Liebenswürdigkeit der Pariser, und nicht zum wenigsten die wechselvolle Geschichte der Stadt üben einen wahren Zauber auf sie aus: sie fühlen, daß sie hier am „sausenden Webstuhl der Zeit" stehen, und daß unter ihren Augen ein gut Teil an „der Gottheit lebendigem Kleid" gewirkt wird.

Zufolge seiner Natur und seines Bildungsganges ist der Franzose der bessern Volksklassen, insbesondere der Pariser, das denkbar vollkommenste Gesellschaftswesen. Seine angeborene Heiterkeit, sein Witz, seine leichte Mitteilungsgabe, seine Beweglichkeit in Sprache und Gebärden erhalten durch die formenreiche Erziehung in Internaten einen äußerlich so vollendeten Schliff, einen so sorgfältig für die im Leben erforderlichen Kenntnisse zugestutzten Unterricht, daß sich naturgemäß daraus die Kunst entwickelt, in der Unterhaltung wie überhaupt im gesellschaftlichen Verkehr jedes Diamantstäubchen elegant zu fassen und ins rechte Licht zu setzen. Freilich läuft eine derartige Geselligkeit oft auf den bloßen Schein hinaus; das Herz bleibt kalt trotz aller Bemühungen des Gegners, sich im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen und dem Eitelkeitsbedürfnis zu schmeicheln.

Mit dieser Huldigung des Scheines verknüpft sich aufs engste die in allen Lebenslagen zu Tage tretende Rücksicht auf das Schickliche, das Verständige, das Nützliche. Namentlich wir Deutschen nehmen leicht Anstoß an Vorzügen und Tugenden, welche nur eines ersichtlichen realen Zweckes wegen erstrebt werden: unser Idealismus läßt uns das Gute um des Guten selbst willen ausüben. Der Pariser ist fleißig, nüchtern, dienstfertig im steten Hinblick auf ein Ziel, sei es das rote Bändchen der Ehrenlegion oder die Erlangung einer Rente oder eine Versorgung der Kinder; das Gemüt räumt immer dem Verstande den Vorrang ein. Diese Rücksicht auf das Schickliche und Zweckmäßige macht in außergewöhnlichen Zeitumständen, wie gerade Paris sie nicht selten erlebt, einer schrankenlosen Leidenschaftlichkeit Platz — man denke an die Wutausbrüche der sonst so maßvollen Pariser in der Bartholomäusnacht, in den Septembertagen, unter der Kommune!

Mit dem Namen „Paris" wird im Auslande oft der Begriff des Vergnügens, des Genußlebens verbunden, gleichsam als ob dort Leichtsinn, Unsittlichkeit, Trägheit und Eitelkeit den Lebenszweck ausmachten. Das ist bei dem weitaus größten Teile der Pariser keineswegs der Fall. Wohl in keiner Stadt der Welt wird geistig und mechanisch mehr gearbeitet als gerade in dem verrufenen Seine-Babel; alles plagt sich von früh bis spät, und namentlich die Pariser Frauen leisten als Geschäftsgehilfinnen oder Arbeiterinnen ungleich mehr als die deutschen oder englischen Frauen in gleicher Lebensstellung. Man thut deshalb unrecht, der Stadt das Schicksal Sodoms und Gomorrhas vorherzusagen oder sie auch nur mit den verfallenen Großstädten Spaniens auf eine Stufe zu stellen: der materielle Reichtum seiner Bewohner, ihre Arbeitsamkeit, ihre Sparsamkeit und ihre sonstigen Privattugenden werden sie wie bisher aus jeder Krisis lebenskräftig wieder hervorgehen lassen.

Auf den Boulevards freilich, auf denen der Fremde seine Beobachtungen anzustellen pflegt, flutet meist ein leichtes, tolles Leben dahin. Tausende, ja Zehntausende von Herren und Damen schlendern dort tagtäglich anscheinend zwecklos umher; die glänzenden Cafés und Restaurants scheinen ein wahres Sybaritentum großzuziehen, und wenn vollends Zolas Nachtgestalten für den



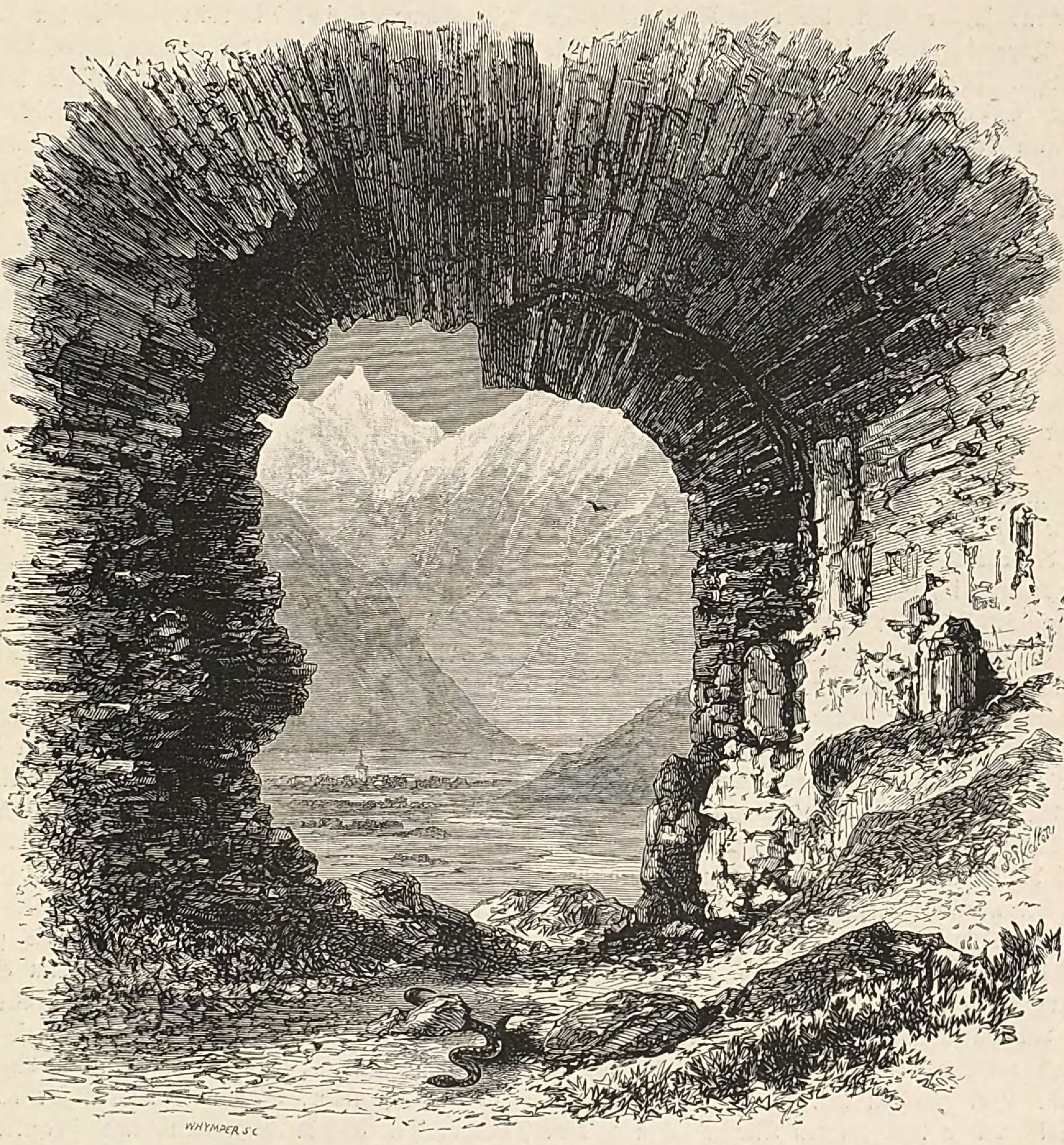
Im Walde zu Fontainebleau.

Pariser im allgemeinen typisch wären..... Aber um sich, außer durch die persönlich und immer wieder von neuem gewonnenen Eindrücke, von Paris und den Parisern eine richtige Vorstellung zu machen, lese man z. B. das höchst verdienstvolle sechsbändige Werk von Maxime Ducamp: „Paris, seine Organe, seine Funktionen und sein Leben", und staunend wird man durch fast überall aktenmäßige Beläge zu der Überzeugung gebracht, daß Paris in Wahrheit „eine Leuchte der Welt" und „das großartigste und schönste Laboratorium der Civilisation" ist.

Eine Schattenseite, welche speziell Paris eigentümlich ist und von keinem seiner Lobredner beschönigt wird, ist die Neigung der Pariser zur Opposition gegen die gerade am Ruder befindliche Regierung. Der Widerstand geht gewöhnlich von den besseren Klassen aus: redegewandte Advokaten, schlagfertige Journalisten oder mißvergnügte Politiker ergreifen eine oft geringfügige Gelegenheit, um ihrer Spottlust und Kritik die Zügel schießen zu lassen. Die öffentliche Meinung, von jeher schwankend und geneigt, sich auf die Seite der Spötter zu stellen, ist bald gewonnen: in wirbelnder Bewegung wächst der Schneeball zur Lawine an; alle unruhigen Elemente der Hauptstadt, der großen Provinzialstädte, der Departements stehen auf; die ordnungliebenden Mittelklassen und Landbewohner haben nicht den moralischen Mut, der schon fertigen öffentlichen Meinung entgegenzutreten — die Revolution lodert hell auf in Paris, die Provinzen folgen seinem Beispiel, und unabsehbares Verderben verwandelt den „Tempel des Weltfortschritts" in die „große Kloake

der Welt" — der Genius der Menschheit verhüllt klagend sein Haupt über soviel Greuel.

Noch frisch im Gedächtnis der gegenwärtigen Zeit ist die Kommunewirtschaft des Frühjahrs 1871. Schon die Belagerung von Paris durch die deutschen Heere war ein so großartiges Drama, wie es die Geschichte des Menschengeschlechtes niemals vorher zu verzeichnen hatte. Was sind die Einzelkämpfe der Griechen und Trojaner im Thale des Skamandros, was Babylons Fall, was Hannibals Siege oder die Römerzüge der Hohenstaufen gewesen gegen das viermonatliche Ringen von Hunderttausenden deutscher Krieger um die wehrhafte Zweimillionenstadt? Alles, was jene Helden vergangener Zeiten auszeichnete: erzschimmernde Rüstungen, gewaltiges Kriegsmaterial, persönliche Stärke, Gewandtheit, Verschlagenheit, unermüdliche Ausdauer und fanatischer Ingrimm gegen einen verhaßten Feind — das alles zeigte sich in unendlich gesteigertem Maße in den Kämpfen um den



Ausblick vom Schloß Martigny ins Rhônethal.

glänzenden „Mittelpunkt der Welt". Aber was auf den Schluß des Dramas folgte, das war, insbesondere für die Stadt Paris, noch unheilvoller als das Bombardement. Paris krankte wieder einmal heftig am Revolutionsfieber. Die tiefgehende Gärung in den untern Volksklassen brach sich wilder als jemals vorher Bahn; gewaltsam drängten die Massen der Unzufriedenen nach der Herrschaft über Sitte und Recht: ein blutiger Bürgerkrieg entfesselte die unlautersten, grausamsten Leidenschaften von Menschen, denen nichts heilig war, die nichts zu verlieren hatten, aber alles zu gewinnen trachteten. Generalmarsch und Sturmglocken ertönten zu jeder Stunde; überall traf das Auge auf ein wüstes Durcheinander von roten Fahnen, Patrouillen, Aufzügen, haushohen Barrikaden und wildblickenden Mordgesellen. Eine Woche lang wurde in den Straßen gekämpft. Die Kartätschen schlugen in die Häuserfronten ein und rissen das Asphaltpflaster auf; das Knattern des Kleingewehrfeuers und der Lärm

der Geschütze brach sich furchtbar an den einschließenden Steinwänden der engen Gassen. Als dann gar die Kommunisten, um „der Freiheit eine würdige Leichenfeier zu bereiten", ein allgemeines Mordbrennen begannen, als die prasselnd einstürzenden Kuppeln und Dachstühle der Tuilerien, des Stadthauses, des Finanzministeriums, der Polizeipräfektur, des Rechnungshofes und anderer Prachtbauten den Himmel flammenrot färbten, da ergriff banges Grauen und wilde Verzweiflung aller Gemüter.....

Auch jene schwere Zeit hat das lebenskräftige Paris überwunden, ja der Glanz des republikanischen Paris unserer Tage überstrahlt in mancher Beziehung die Schöpfungen Napoleons III. und seines verdienstvollen Präfekten Haußmann. Aus den fast unzähligen Sehenswürdigkeiten der Stadt heben wir nur einige wenige hervor, welche besonders charakteristisch für das geschichtliche oder das gegenwärtige Paris sind.

Auf der größeren der beiden Seine-Inseln befinden sich drei gewaltige Gebäude. Der erst kürzlich wiederhergestellte Justizpalast umschließt in einem seiner Höfe ein überaus zierliches und reiches Bauwerk, die „Heilige Kapelle", eine wahre Perle der Gotik aller Länder. Etwa in der Mitte der Insel steht das Hôtel-Dieu, eines der größten Krankenhäuser der Welt, dessen Ursprung bis in die Zeit Chlodwigs II. (660) zurückgeht. Unmittelbar an denselben Platz, an die erst kürzlich modernisierte Place du Parvis Notre-Dame, stößt die Fassade des ehrwürdigen Gotteshauses, welches seit sieben Jahrhunderten bei fast allen Schicksalen der Stadt eine Rolle gespielt hat. Um das dunkle Steingrau seiner Pfeiler, Galerien und massigen Stumpftürme schweben geheimnisvolle Schatten vergangener Zeiten; seine 13 m im Durchmesser haltende Fensterrose und die Riesenglocke (le Bourdon) des Südturmes sind sowohl durch ihre Größe als durch den Zauber der Romantik ausgezeichnet, mit welchem Victor Hugos farbenprächtiger Roman „Notre-Dame von Paris" sie umgeben hat. Aber mehr noch als die Fassade oder der Wald von Strebepfeilern an den Seiten erfüllt das Innere des Kirchenschiffes mit andachtvoller Stimmung. Die gemalten Fenster tönen das Tageslicht zu einem Dämmerschein ab, der das 127 m lange und 34 m hohe Mittelschiff mit den breiten Umgängen, den zahlreichen Kapellen und den ernsten Säulenreihen erst, nachdem sich das Auge einige Minuten an das matte Licht gewöhnt hat, in seiner ganzen Ausdehnung überblicken läßt. Zu den Kirchenschätzen gehören Teile der Dornenkrone und des Kreuzes Christi, welche Ludwig der Heilige aus Palästina heimbrachte. Vor demselben Altar, auf dem 1793 die schöne Mademoiselle Maillard als „Göttin der Vernunft" neben den Büsten von Voltaire und J. J. Rousseau thronte, ward 1804 Napoleon I. vom Papste gesalbt, der König von Rom getauft, Napoleon III. mit der Gräfin Eugenie von Teba vermählt und der langersehnte Sohn beider mit großem Gepränge 1856 über die Taufe gehalten — der Stern der Napoleoniden war in seinem Zenith angekommen, sein jäher Niedergang steht fast einzig in der Weltgeschichte da.

Es giebt keine passendere Illustration für die Launenhaftigkeit des Volkes von Paris als das widerwärtige Schauspiel, welches sich am Nachmittage des 16. Mai 1871 auf dem Vendômeplatze abspielte. Die von Napoleon I. aus dem Metall von 1200 Kanonen aufgerichtete Säule, mit der reliefartigen Darstellung der im Jahre 1805 erfochtenen Siege und der Statue des Imperators auf der Spitze, jenes riesige Ausrufungszeichen von Erz am Schlusse der volltönenden Phrase vom ersten Kaiserreich, wurde von einer fanatischen Volksmasse der Vernichtung geweiht. Die vaterlandsliebenden Franzosen, besonders die Veteranen der Großen Armee, fühlten lebhaft die Schmach, welche diese gewaltsame Verneinung aller Heldenthaten der Väter in sich schloß, allen Ruhmes jener großen Zeit, in der Frankreich über Europa herrschte von der Weichsel bis zu den Pyrenäen, von der Ostsee bis hinab nach Unteritalien. Nachdem man der Bildsäule des Kaisers Stricke um den Hals gelegt, hatte man die in den Vendômeplatz mündende Rue de la Paix fußhoch mit Sand, Dünger und Stroh belegt, um den Fall des Erzkolosses für die benachbarten Häuser unschädlich zu machen. Mit ungeheurem Gekrach war der Imperator samt der Säule herabgestürzt, das lorbeerbekränzte Haupt des Kriegshelden lag, vom Rumpfe getrennt, mitten in der Straße des Friedens — Paris hatte sich selbst geschändet. Heute ragt die Säule, aus den einzelnen Bronzestücken mühsam zusammengeflickt, ganz wie vorher über das Dächermeer der Riesenstadt empor; eine schwindelerregende Wendeltreppe im Innern führt zu der obern Galerie hinauf.

Nur wenige Minuten von der Vendômesäule hat sich Paris ein Denkmal anderer Art errichtet, so großartig und kostbar, wie es in seiner Art nicht zum zweiten Male auf der Welt vorkommt. Mit dem Bau der Großen Oper wurde 1861 begonnen. Einige hundert Häuser im modernsten Teile von Paris wurden für 10 Millionen Franks angekauft und niedergerissen, um den Platz für das 11200 Quadratmeter große Gebäude zu liefern. Erst 1874 war das Haus vollendet, mehr als 36 Millionen waren erforderlich gewesen. Man kommt über die gediegene Pracht der Einrichtung gar nicht aus dem Erstaunen heraus. Alle Marmorarten der Erde sind in Verbindung mit Jaspis und Onyx bei dem Treppenhause in Anwendung gekommen: Finnland und Sicilien, die Vogesen und die Pyrenäen, Schottland und Algier haben ihr buntfarbiges Gestein hergegeben, und spiegelblank geschliffen strahlen die Säulen und Balustraden allabendlich im Glanze der zahlreichen Gaskronen. Das große Foyer blendet durch das verschwenderische Zusammenwirken von Spiegeln, Bronze und Gas, durch die üppige Farbenpracht der Tapisserien und der 450 Quadratmeter großen Deckengemälde, sowie durch das wahrhaft internationale Treiben in den Zwischenakten: die Schönheit und der Reichtum aller Länder der Welt begegnen sich auf diesem glatten Parkett in reizvollem, schillerndem Durcheinander, um gewöhnlich in der nächsten Stunde wieder nach allen Himmelsrichtungen aus einander zu stäuben.

Auf dem linken Seine-Ufer, im Herzen des Quartier latin, liegen inmitten enger und teilweise steil ansteigender Straßen einige Kirchenbauten von geschichtlichem Interesse. In St.-Étienne-du-Mont liegt die Schutzpatronin von Paris, die heilige Genoveva, in einem Sarkophage von unbestimmbarem Alter begraben; reiches Bronzewerk umhüllt den Stein, und der fromme Eifer der Gläubigen sorgt dafür, daß die acht Kandelaber mit je zwanzig Kerzen täglich den stillen Winkel mit Glanz erfüllen. Auch Pascal und Racine, diese großen Vertreter von Pariser Geistesschärfe und Formenschönheit, fanden in dieser Kirche einst ihre Ruhestätte.

Fast unmittelbar daneben prangt ein gewaltiger Kuppelbau, dessen korinthische Säulenhalle die Inschrift trägt: «Aux grands hommes la patrie reconnaissante.» Im Anfange des Mittelalters stand hier eine Kapelle über dem Grabe der heiligen Genoveva, deren Sarkophag erst später nach St.-Étienne gebracht wurde. An Stelle der baufälligen Kapelle wurde der gegenwärtige Bau von Ludwig XV. begonnen und 1790 vollendet. Der Nationalkonvent machte das Pantheon daraus, die Erinnerungsstätte an Frankreichs große Männer; wennschon später wieder für den Kirchendienst bestimmt, erscheint das Pantheon heute noch als ein Zwitterding zwischen Kirche und öffentlichem Versammlungshaus: zufolge der Pracht seiner Riesensäulen macht es weder den ernsten Eindruck gotischer Dome, noch spricht es sympathisch zu den Sinnen der Beter wie die meisten andern Kirchen von Paris. Bedeutsam sind die Marmorgruppen neben dem Haupteingange: die heilige Genoveva bittet Attila, ihr liebes Paris zu verschonen, und der heilige Remigius tauft Chlodwig, den stolzen Sigambrer. Die malerische Ausschmückung dieses nationalen Tempels ist zwar im Plane beschlossen, aber erst zum kleinen Teile



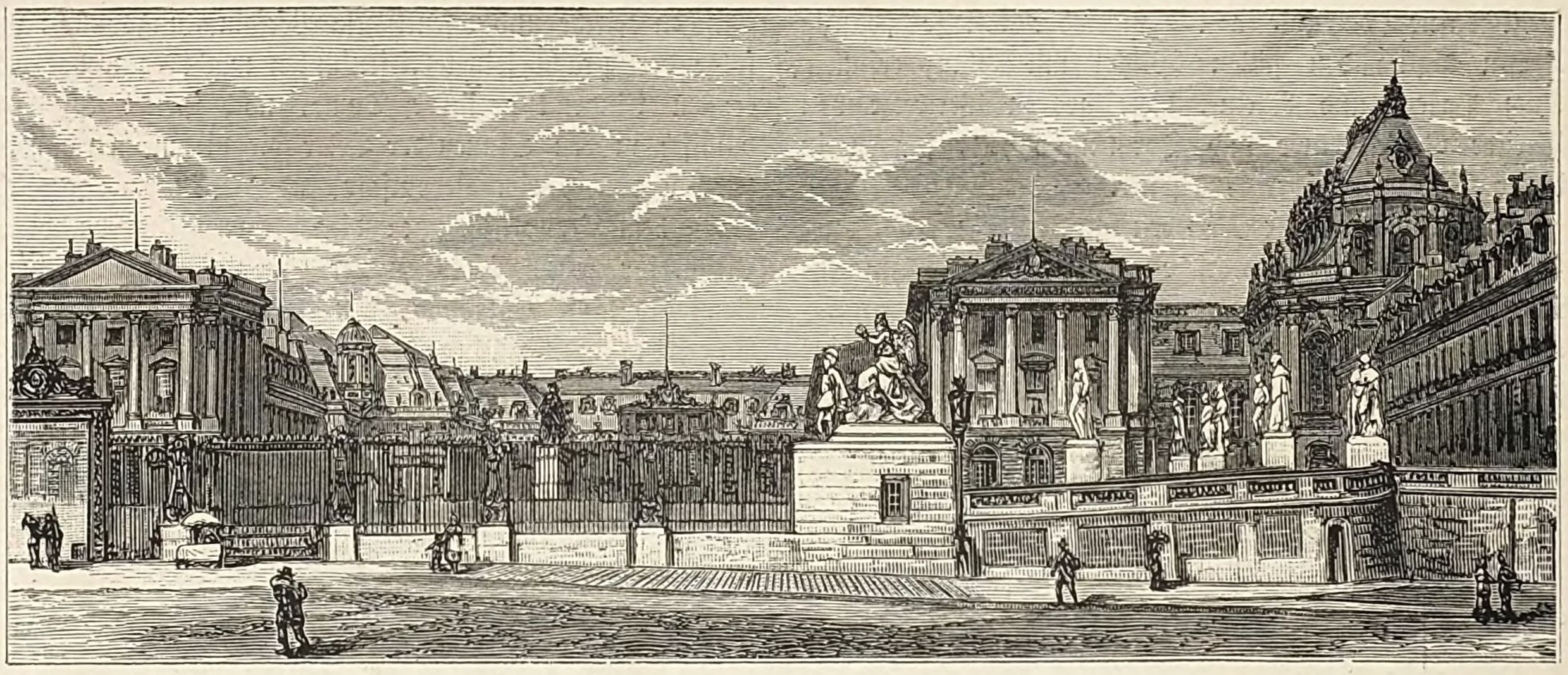
Auf dem Boulevard Montmartre in Paris.

ausgeführt; die Apotheose der heiligen Genoveva von Gros ist ein Freskogemälde, dessen Figuren bis zu 5 m groß sind. Die Särge des säulengetragenen Gewölbes wurden ihres einstigen Inhalts in stürmischen Zeiten größtenteils beraubt; die Gebeine von Mirabeau und Marat, von Rousseau und Voltaire sind verschwunden — ganz wie einst die Königsknochen in der Gruft von St. Denis: nicht einmal nach dem Tode hat der Haß der Parteien Vergebung gekannt!

Unter den Grabstätten der Welt ist keine großartiger gedacht und künstlerisch vollendeter ausgeführt als das Grab Napoleons I. Anschließend an das Invaliden-Hotel, insbesondere an die von den langgestreckten Flügeln desselben umfaßte Kirche, erhebt sich der Invaliden-Dom zu einer Höhe von 105 m: seine vergoldete Kuppel ist der deutlichste Anhaltspunkt in dem sinnverwirrenden Panorama des Pariser Häusermeeres, sie ist geradezu das Wahrzeichen der Stadt für die von Süden oder Westen herankommenden Fremden. Jener gewaltige Kuppelbau, der sich in den edelsten Verhältnissen auftürmt, umschließt wesentlich nichts anderes als den Grabstein des Kaisers; die Überreste einiger seiner Feldherrn und seiner Brüder, sowie die Grabdenkmäler von Vauban und Turenne sind in Seitenkapellen untergebracht. In eine kreisförmige offene Krypta von 11 m Durchmesser fällt das Oberlicht der Kuppel. Der gerade unterhalb der Laterne befindliche Sarkophag besteht aus einem einzigen, 1350 Centner schweren Block von rotem finnländischen Granit, einem Geschenk des Kaisers Nikolaus von Rußland. Zwölf Riesenfiguren, das letzte Werk des Bildhauers Pradier, lehnen sich rings im Kreise an die Pfeiler der Krypta; sie stellen die Hauptsiege des Kaisers dar, ihre Blicke sind auf den Sarg gerichtet. Auch in das Mosaik des Fußbodens sind die Namen von Siegen eingefügt,

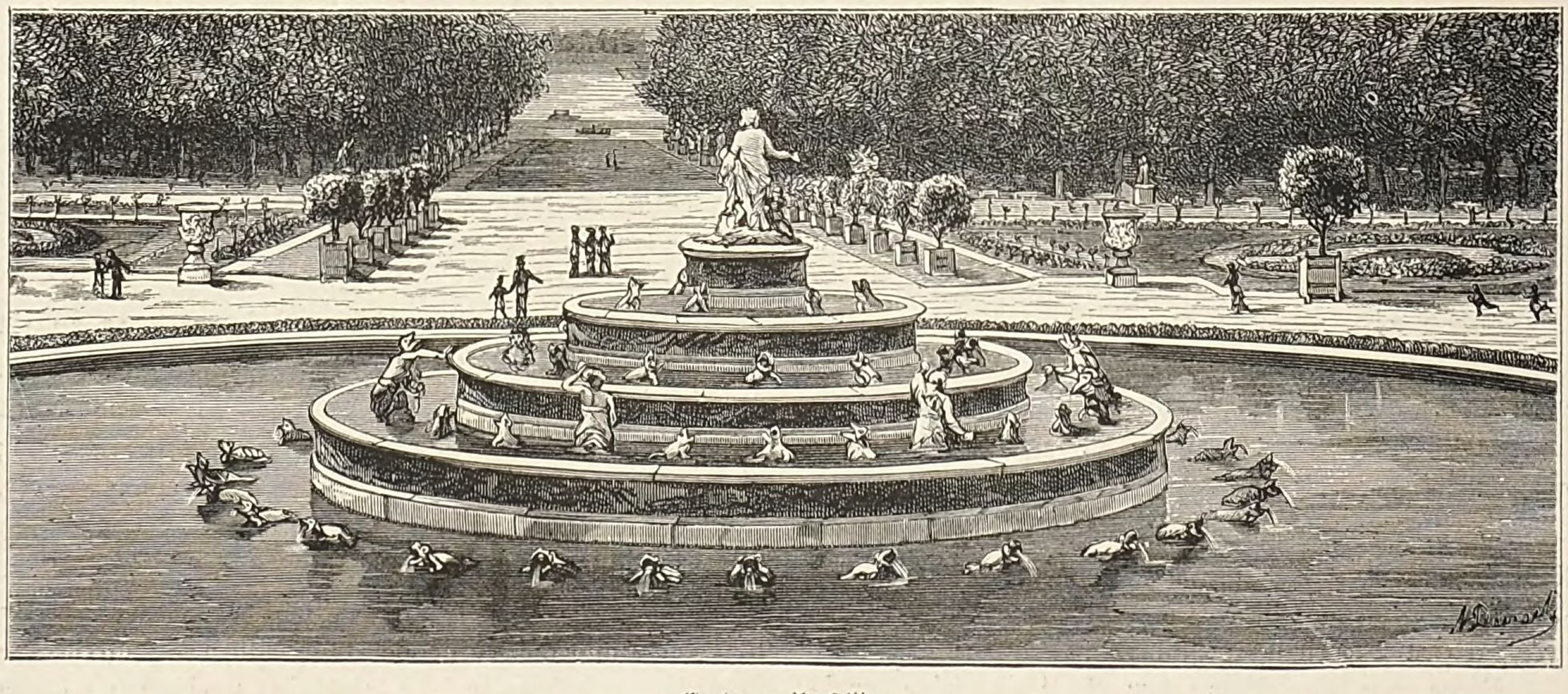
indes Trophäen von eroberten Fahnen den Geist des Beschauers von Moskaus Eisfeldern bis an den Fuß der Pyramiden schweifen lassen. Über der Eingangsthür zur Krypta liest man die Worte aus dem Testament Napoleons: „Ich wünsche, daß meine sterblichen Überreste an den Ufern der Seine ruhen, in der Mitte dieses französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe." — Wie einst im Leben, so auch noch im Tode halten die getreuen Palast-Marschälle Duroc und Bertrand Wache vor ihrem Kaiser: ihre Särge sind zu beiden Seiten des Eingangs niedergesetzt.

Ebenso großartig in seinen Formen, aber ungleich



Schloß zu Versailles.

weniger wirkungsvoll ist der große Triumphbogen. Freilich, sein Standpunkt ist trefflich gewählt. Auf einer leichtansteigenden Erhöhung gelegen, schließt er die strahlenförmig von ihm ausgehenden zwölf Boulevards und Avenuen bedeutsam ab; namentlich in den Abendstunden hebt sich, von den Champs-Elysées aus gesehen, seine hohe Masse malerisch gegen den violetten Nachthimmel ab, und auch von Westen her bildet er eine passende Eingangspforte zu den Wundern der Weltstadt. Aber der Siegesbogen an sich, als Bauwerk betrachtet, läßt vielfach kalt, trotz der neun Millionen, welche seine Herstellung erforderte, und der unzähligen Bild-

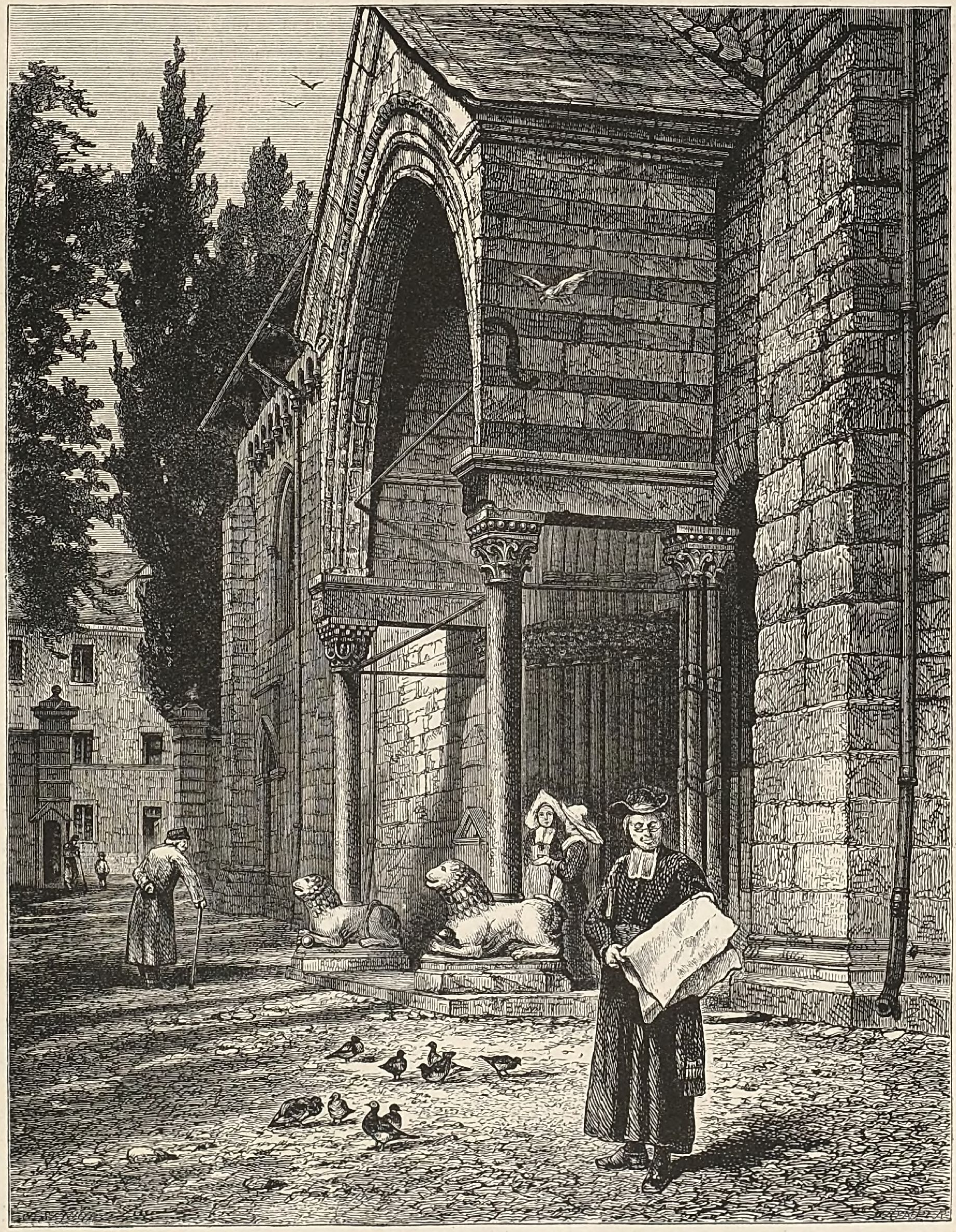


Garten zu Versailles.

hauerarbeiten und Inschriften von Schlachten und siegreichen Feldherren. Übrigens hat Napoleon den schon 1806 begonnenen Bau bei weitem nicht vollendet, erst unter Ludwig Philipp wurde die letzte Hand daran gelegt; seine Dimensionen übertreffen weitaus die aller sonstigen Triumphbogen der Welt.

Die schnurgerade und außergewöhnlich breite Straße, welche in einer Gesamtlänge von 6 km von der Seine bis zu den Tuilerien führt, findet ihren Abschluß in dem Eintrachts-Platze. Keine europäische Hauptstadt kann sich eines gleich regelmäßigen, gleich schönen und vornehmen Platzes rühmen. Londons Trafalgar Square, der

Königs-Neumarkt in Kopenhagen, der Berliner Opernplatz, die Signoria von Florenz und hundert andere berühmte Plätze, sie entbehren alle mehr oder minder die weite, stilvolle Einheit, die Säulenbauten im Norden und Süden, die herrlichen Baumgruppen im Osten und Westen dieses Platzes. Die acht Kolossalfiguren der Hauptstädte Frankreichs schwellen das Herz der Pariser mit patriotischem Stolze; nur beim Anblick der Statue



Portal der Kirche zu Embrun.

Straßburgs ballt sich mitunter wohl eine Faust. Aber der Anblick des Obelisk von Luxor, der vor Jahrtausenden das hunderttorige Theben zierte, die hochspringenden Fontänen mit ihren Tritonen und Nereiden, besonders jedoch das buntschillernde Weltstadttreiben, das gerade über diesen Platz vom Morgen bis in die Nacht hinein flutet — es übertönt jeden Zorn- und Rachegedanken, und nur der blühenden Gegenwart wenden sich hier alle Sinne zu.

Es läßt sich erwarten, daß eine so kunstsinnige Stadt wie Paris, welche in Geschmackssachen seit Jahrhunderten den Ton angiebt, neben ihren Denkmälern, Kirchen und Palästen auch im Besitze von reichhaltigen Museen sein muß. Diese Erwartung wird glänzend erfüllt: das Louvre (um von den Sammlungen des Luxembourg, des Hotel Cluny, Carnavalet, Trocadéro u. a. zu schweigen) umschließt eine nach Zahl und Wert so großartige Sammlung, daß kein Land der Welt auch nur annähernd etwas Ähnliches aufzuweisen vermag, wenigstens was die Gesamtheit der an einer einzigen Stelle aufgespeicherten Kunstschätze und kulturgeschichtlich bedeutsamen Sehenswürdigkeiten betrifft. Unter dem Louvre versteht man gewöhnlich nicht nur das einstige, in reichstem Stile aus rotem Sandstein erbaute Königsschloß, dessen genau quadratischer Innenhof je 122 m Seitenlänge hat, sondern auch die mehrere hundert Meter langen Seitenflügel längs des Seinequais und der Rivolistraße. Der von den achtzehn hier vereinigten Museen eingenommene Raum ist so groß, daß ein bloßer Gang durch die Säle aller drei Stockwerke sich nicht in weniger als zwei Stunden vollenden läßt; das Louvre und die daran stoßenden Tuilerien bedecken zusammen eine Bodenfläche von beinahe 20 Hektar! Für den Freund der schönen Künste und der auf die Entwicklung der Civilisation bezüglichen Sehenswürdigkeiten bietet das Louvre eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube. Alles, was der kunstsinnige Franz I. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an Gemälden und Bildhauerarbeiten auftreiben konnte, was Ludwig XIV. mit Geld und Gunst zu erwerben vermochte, was dann am Ende des 18. Jahrhunderts die Revolutionsmänner aus den Königsschlössern hierher schleppten, und was schließlich Napoleon I. aus dem unterworfenen Europa als gute Beute nach Paris schaffen ließ: alles findet sich im Louvre vereinigt. Seine zahllosen, glänzenden Säle umschließen die Säulenkapitäle vom Palaste des Sardanapal wie die unschätzbaren Meisterwerke eines Murillo, Raphael, Titian, die heiter sinnende Venus von Milo, wie die Vasen von Sèvres und tausend andere Wunder des Kunstfleißes. Durch seine dekorative Pracht zeichnet sich namentlich der 62 m lange Apollosaal aus (s. das Bild S. 44), während der „viereckige Saal“ betreffs der weltweiten Berühmtheit seiner Gemälde wohl nur noch durch die Tribuna des Uffizienpalastes zu Florenz erreicht wird.

Was ließe sich nicht noch alles über Paris und die Pariser sagen! Nur flüchtig streifen können wir auf unserm Rundgange durch die Länder Europas dies „Mekka der Civilisation“ in der guten wie in der schlechten Bedeutung des Wortes, dies Wanderziel der modernen Menschheit, das seit Jahrhunderten den vollendetsten Ausdruck der abendländischen Kultur versinnbildlicht. Kein Fremder scheidet jedoch von Paris, ohne nicht gleichsam zum Abschied von soviel überquellender Lebensfreude einen Blick auf die Ruheplätze der Toten geworfen zu haben — auch sie sind charakteristisch für den vielsagenden Begriff des «Tout Paris».

Unter den 20 Pariser Kirchhöfen sind noch sieben zur Aufnahme von Leichen offen; drei derselben sind nur für die reichen Leute bestimmt, welche eine „Stelle“ für ewige Zeit (à perpétuité) bezahlen können. Unter ihnen steht der Père-Lachaise oben an. Obschon erst 1804 auf dem Grundbesitz der Jesuiten angelegt, welchen Ludwig XIV. seinem Beichtvater Lachaise zu Gartenanlagen geschenkt hatte, sind seine 44 Hektar Grundfläche doch zum weitaus größten Teile bereits vergeben: es gehört gewissermaßen zum guten Tone, gerade hier in die Erde gesenkt zu werden. Wer nennt die Namen aller der Berühmtheiten, welche hier von des Lebens Freuden oder Kämpfen ausruhen! Die Tondichter Bellini, Auber, Cherubini, Boieldieu, Chopin, Rossini; die Bühnensterne Talma, Déjazet, Mars, Rachel; die Dichter, Schriftsteller und Gelehrten La Rochefoucauld, Mérimée, Laharpe, Béranger, Musset, Constant, Arago, Balzac, Chénier, Cousin, Delavigne, Michelet, Thiers, Saint-Simon, Scribe, Brillat-Savarin, Gall, Souvestre, Bernhardin de St. Pierre, Lafontaine, Molière (letztere beide 1817 hier beigesetzt), Laplace, Cuvier, Gay-Lussac; die Generale Junot, Kellermann, Lefebvre, Masséna, Lavalette, Ney, Davoust; die Staatsmänner Caulaincourt, Talleyrand, Turgot, Ledru-Rollin, Raspail, Sieyès, Morny, Montmorency, Périer, Garnier-Pagès; die Finanzgrößen Lafitte, Rothschild, Fould, Schickler — — das sind einige Namen von den Tausenden, welche unter schmucklosen Sandsteinen oder prangenden Marmordenkmälern hier in den Schoß der Mutter Erde gebettet sind.

Aber trotz jener klangvollen Namen und monumentalen Steinbauten spricht doch nicht die Majestät des Todes aus dieser Gräberstadt zum Gemüt der Überlebenden. Die menschliche Eitelkeit klingt auf Schritt und Tritt in den Inschriften durch; man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als wollten die Familien sogar noch mit ihren Toten Staat machen, und „Eitelkeit der Eitelkeiten“ schlägt der geistvolle M. Nordau als passende Überschrift auf dem Thorbogen des Père-Lachaise vor. Der „Allerheiligentag“ der Pariser gilt ebensosehr den Lebenden als den Toten: statt im Bois de Boulogne trifft man sich in der großen Mittelavenue des Kirchhofs, welche nach der Kapelle hinaufführt; die neuen Wintertoiletten werden hier zum ersten Male gezeigt, während man die Gräber der Angehörigen ausschmückt (meist nicht mit Blumen, sondern mit geschmacklosen Kränzen von Glasperlen oder gelbgefirnißtem Gips, mit Heiligenbildchen in schwarzem Rahmen u. dgl.) und dann in weltlichem Geplauder gruppenweise nach der Stadt zurückkehrt.

Zu Paris gehören schließlich auch die zahlreichen Königsschlösser, Sommerresidenzen und Nachbarstädte, namentlich seitdem in neuester Zeit die Befestigungslinien bis auf 4 km vom Mittelpunkte (dem Stadthause) hinausgeschoben worden sind, so daß jetzt 36 Forts einen etwa 135 km weiten Kranz von Befestigungswerken rings um die Stadt schließen. Außerhalb dieses Kranzes

liegt von weltgeschichtlich bedeutenden Schlössern nur Fontainebleau. Seine landschaftlichen Vorzüge sind ebenso erwähnenswert wie die Größe seiner Baulichkeiten und seine historischen Erinnerungen.

Schloß Fontainebleau wird als königliche Residenz bereits in einer Urkunde vom Jahre 1169 erwähnt. Ludwig der Heilige († 1270) erweiterte den Bau und fügte eine stattliche Kirche hinzu. Philipp der Schöne wurde im Schlosse geboren und starb ebendaselbst (1314). Unter Franz I. wurde Fontainebleau eines der prächtigsten Königsschlösser der Welt. Als 1539 Karl V. hier seinen galanten Gegner besuchte, da wurden in Schloß und Wald Feste gefeiert, deren Beschreibung ans Märchenhafte streift. Der fünfzehnjährige Gemahl der Maria Stuart, König Franz II., und nach ihm noch manche andern Herrscher oder geschichtlich bekannten Persönlichkeiten kamen in Fontainebleau zur Welt. Die festlichen Zeiten Franz' I. wurden von dem lebenslustigen Heinrich IV. erneuert. Die schöne Gabriele von Estrées, die verführerische Henriette von Entragues, die Gattin des enthaupteten Königs Karl I. von England, die Königin Christine von Schweden, Gustav Adolfs excentrische Tochter, die anmutige Lavallière, die kluge Maintenon, die der Politik geopferte Josephine Beauharnais — das sind einige der Frauen, deren Lebensroman sich mehr oder weniger in Fontainebleau abgespielt hat. Napoleons theatralischer Abschied von seinen Garden, ehe er nach Elba abgehen mußte, ist gewissermaßen der letzte Akt in dem vielhundertjährigen Drama von Fontainebleau; der große Korse hatte Millionen über Millionen hier „verbaut", um sich für seine alten Tage einen behaglichen Ruhesitz zu schaffen. Auf der Felsklippe von St. Helena kamen ihm oft die Stunden ins Gedächtnis, als er den Papst und die Könige Europas in dem waldumhegten Riesenschlosse mit seinen tausend Sälen und Zimmern empfing, als er die Kontinentalsperre und ähnliche weltbewegende Verfügungen unterzeichnete, als er gegen Josephine zuerst das Wort „Scheidung" fallen ließ, und als er schließlich am 11. April 1814 für sich und die Seinen auf immer Verzicht auf Frankreichs Thron leistete — noch heute steht an seiner alten Stelle der kleine runde Tisch, an dem er jene Worte schrieb.

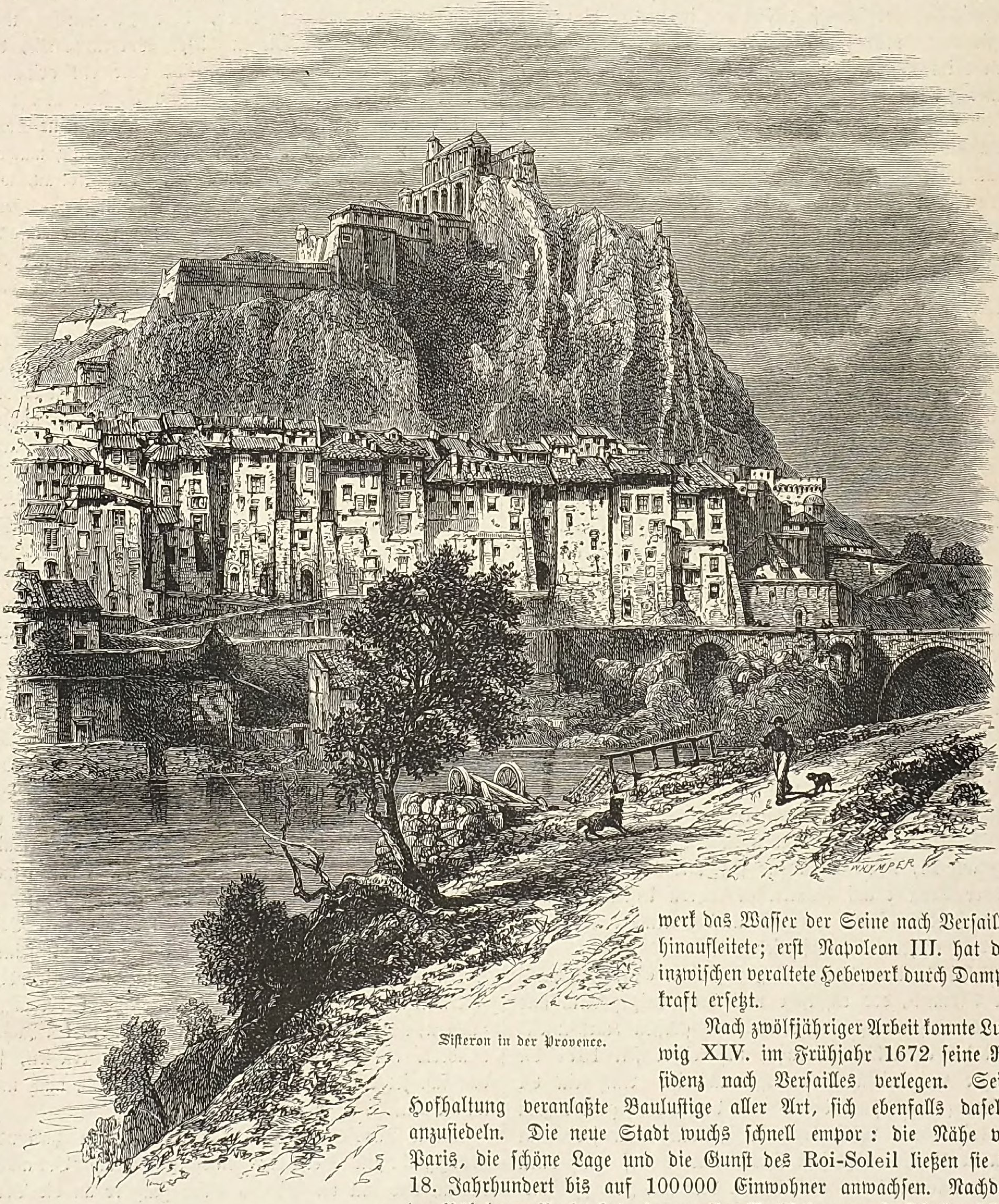
Die drei an das Schloß stoßenden Gärten, nämlich der Blumen-, der englische und der Königsgarten, sind hübsch und wohlgepflegt; an dem großen Karpfenteich steht die ehemalige Reitbahn, in welcher seit 1871 die Metzer Artillerieschule untergebracht ist. Auch ein 84 Hektar großer Park östlich von der Stadt gehört zum Schlosse. Das Großartigste in Fontainebleau jedoch ist sein Wald. Er umschließt Stadt und Schloß nach allen Seiten; sein Flächeninhalt kommt dem von zwanzig stattlichen Rittergütern gleich (16900 Hektar). Etwa der vierte Teil ist felsiger Grund; die malerischen Schluchten und Höhlen, meist von dichtem Gestrüpp oder uralten Eichen bedeckt, bilden eine so wild romantische Landschaft, daß die Pariser Maler fast ausschließlich hier ihre Motive suchen und finden. Seltsam geformte, oft riesengroße Felsblöcke heben sich auf goldbraunem oder tiefgrünem Blättergrund ab; schweigend ruht der weite Wald in der Mittagssonne, nur auf den strahlenförmig von der Stadt auslaufenden Chausseen rollt mitunter ein Wägelchen oder schallt der Peitschenschlag eines Lastfuhrmanns. Abseits dieser Verkehrswege, bei der „Wolfsschlucht", der „Räuberhöhle", dem „Adlernest" und ähnlichen malerischen Stellen dieser Waldeinsamkeit, da äsen friedliche Rudel von Rotwild, oder ein grimmer Keiler erwartet mit emporgesträubtem Borstenkamm und zollangen Eckzähnen den Gegner, welcher ihm seine Saulache, seine Eichelhaufen oder seine Bache streitig machen will. Noch heute ist der Wald von Fontainebleau, wie einst zu Franz' I. Zeiten, der großartigste und bestgelegene Jagdgrund für Frankreichs Herrscher; selbst der einfache „Präsident der Republik" teilt diese Neigung seiner erlauchten Vorgänger, sei es daß sie die Lilie oder daß sie den Adler im goldgestickten Wappen führten.

Ludwig XIV. war der letzte der königlichen Bauherren Frankreichs; nach ihm begann man keine großen Schlösser mehr zu bauen, man vollendete nur die begonnenen oder erhielt die vollendeten in gutem baulichen Zustande. Unter dem großen Ludwig mußten sich die Künste derselben Umgestaltung wie die Wissenschaften und die Sitten anbequemen: man opferte das Schöne dem Hübschen, der Renaissancestil ging allmählich in das Rokoko über. Zudem wurde die Architektur in die Regeln der Hofetikette eingezwängt, das Zweckentsprechende und Wohlanständige verdrängte alle freien Regungen des Genius.

Aus diesem Gesichtspunkte ist Ludwigs XIV. größtes Werk zu beurteilen. Obgleich das Schloß von Versailles vielleicht das kostspieligste Bauwerk der Welt ist — man schätzt die dafür aufgewandten Summen auf eine Milliarde Franks —, trägt es doch in keiner Beziehung ein künstlerisch bedeutendes Gepräge zur Schau, es sei denn, daß seine gewaltige Ausdehnung dem Beschauer einen Ausruf des Erstaunens entlockt. Als es dem Könige in seiner bisherigen Residenz St. Germain zu eng ward und auch der Blick auf die Gruft seiner Väter, d. h. auf die Kathedrale von St. Denis, seiner irdischen Herrlichkeit mitunter einen unerwünschten Beigeschmack gab, da beschloß er im Vollgefühl seiner Machtvollkommenheit und seiner unerschöpflich scheinenden Geldmittel, aus dem Nichts ein Riesenwerk hervorzuzaubern, welches den europäischen Regenten des 18. Jahrhunderts als ein erstrebenswertes Vorbild erschien, so daß fast jeder derselben sein Versailles, wenn auch nur im kleinen, zu besitzen trachtete.

Ein Jagdschloß seines Vaters ließ den zweiundzwanzigjährigen Herrscher seine Augen auf Versailles richten, und mit ungestümem Eifer ging er an die Verwirklichung seines Planes. Es galt, außer dem Umbau und der Vergrößerung des vorhandenen Schlosses, in der wasserarmen Gegend Gartenanlagen in größtem Stile zu schaffen, das baumreiche, wellige Terrain für die geradlinigen und abgezirkelten Risse des gefeierten Gartenkünstlers Le Nôtre herzurichten. Tausende von Fuhr-

werken, Zehntausende von Menschen wurden in Bewegung gesetzt. Von dem 50 km entfernten Maintenon wurde eine Wasserleitung herzustellen versucht, deren haushohe Bogen sich noch heute in langer Reihe durch die Felder der Perche ziehen und der fruchtbaren Gegend im Zwielicht den Anstrich der trümmerreichen Campagna di Roma geben. Die beim Bau jener Mauerbogen angestellten Soldaten starben so massenhaft an Epidemien, daß selbst der despotische Ludwig seinen Plan änderte und aus dem nahen Marly durch ein ungeheures Pumpwerk das Wasser der Seine nach Versailles hinaufleitete; erst Napoleon III. hat das inzwischen veraltete Hebewerk durch Dampfkraft ersetzt.



Sisteron in der Provence.

Nach zwölfjähriger Arbeit konnte Ludwig XIV. im Frühjahr 1672 seine Residenz nach Versailles verlegen. Seine Hofhaltung veranlaßte Baulustige aller Art, sich ebenfalls daselbst anzusiedeln. Die neue Stadt wuchs schnell empor: die Nähe von Paris, die schöne Lage und die Gunst des Roi-Soleil ließen sie im 18. Jahrhundert bis auf 100000 Einwohner anwachsen. Nachdem der Pöbel von Paris Ludwigs zweiten Nachfolger am 6. Oktober 1789 gewaltsam aus dem Schlosse nach Paris geholt hatte, ging die Bevölkerung der Stadt schnell bis auf etwa 30000 Bewohner zurück: heute zählt sie knapp 50000 Seelen.

Man hat Versailles häufig mit Potsdam verglichen. Der Vergleich paßt aber nur zufolge der gleichen Größe beider Städte, ihrer Entfernung von der Reichshauptstadt und ihrer fast landstädtischen Stille, in welche die Anwesenheit des Hofes, der Sitz vieler Behörden und das Treiben der Garnison eine gewisse Abwechselung

bringen. Sonst jedoch macht Versailles einen ungleich vornehmeren Eindruck als die Sommerresidenz der preußischen Könige. Drei breite Straßen laufen von dem Schlosse aus strahlenförmig nach Osten: die mittlere, die Avenue de Paris, mit vier Reihen alter Bäume besetzt, führt genau vom Mittelpunkt der Schloßfront 2 km weit gerade auf Paris zu. Jener Mittelpunkt der Stadt- und Schloßanlage wird mathematisch genau durch das Reiterstandbild Ludwigs bezeichnet, sechzehn überlebensgroße Bildsäulen berühmter Staatsmänner und Kriegshelden Frankreichs umgeben es in weitem Bogen.

Dieselbe Symmetrie wie nach Osten im Stadtplan



Monaco.

zeigt sich nach Westen in der Anlage des etwa 3 qkm großen Gartens. Das vordere Drittel desselben besteht aus kleineren Abteilungen von Rasen- und Blumenflächen, durchsetzt mit kleinen Teichen, Baumhecken und vielen hundert Orangenbäumen in Kübeln. Genau in die Verlängerung des Mittelweges fällt der fast 2 km lange „Große Kanal", von dessen Mitte nach rechts und links rechtwinklig je ein Arm ausgeht. Alle die Bildwerke und Statuen zu erwähnen, welche diese weiten Gartenflächen geradezu bevölkern, würde ebensosehr ermüden, als die Namen der Bassins, der Alleen und Springbrunnen aufzuzählen. Beim Anblick dieser überreichen Künsteleien, dieser vielen glattgeschorenen Hecken und schnörkelhaften, halb verwitterten Götterbilder überkommt

den gefühlvollen Deutschen unwillkürlich Unbehagen und Langeweile. Es gehört ein schöner Sommersonntag dazu, um Versailles in seinem Glanze zu sehen. Die beiden Eisenbahnlinien und die Trambahn bringen von morgens an Zehntausende schaulustiger Pariser herbei: alle wollen sich einmal an Himmelsblau und Wiesengrün laben, im Freien speisen und vor allen Dingen die „großen Wasser“ springen sehen; der bedeutenden Unkosten wegen geschieht letzteres nur einmal im Monat. An diesen Sonntagnachmittagen belebt sich die ungeheure Gartenfläche; wohin das Auge blickt, trifft es auf fröhliche, geputzte Menschen: lachende Kindergruppen tummeln sich auf den breiten Kieswegen umher, und manchem Liebespaare sieht man das vergebliche Bemühen an, in den sonst so einsamen Laubgängen ein Plätzchen zu erspähen, an welchem man unbelauscht seine Zärtlichkeiten austauschen könnte.

Mit den wechselnden Geschicken Frankreichs hat auch das Schloß von Versailles manchen bedeutsamen Vorgang sich in seinen Mauern abspielen sehen, und das ist es hauptsächlich, was jenem an sich einförmigen Riesenbau allezeit ein hohes Interesse seitens der Völker Europas entgegenbringen wird. Vor zwei Jahrhunderten lag in Versailles der Angelpunkt der Weltgeschichte; in diesem Schlosse wurde sie von einem Herrscher gemacht, welchem man charakteristisch die Worte „Der Staat bin ich selbst“ in den Mund gelegt hat. Von dem prunkvollen Paradebett, welches sich noch heute in dem genau in der Mitte des Schlosses gelegenen Saale befindet — die adligen Fräulein von St. Cyr hatten unter Aufsicht der Frau von Maintenon an dem goldgestickten Saume jenes Bettes mehrere Jahre lang gearbeitet —, fiel der Blick des Königs auf die Gesandten Europas, welche, durch ein vergoldetes Geländer von ihm getrennt, hier ihre Bittgesuche seiner Gnade unterbreiteten. Durch das Mittelfenster blickte er an den Gesandten vorbei die Avenue de Paris entlang; der allgewaltige „Statthalter Gottes auf Erden“ — Ludwig XIV. nannte sich gern den Lieutenant de Dieu sur la terre — vermeinte dann Paris im Hintergrunde zu sehen, und an die tonangebende Hauptstadt der Welt schloß sich leicht in seinem Geiste „das übrige Europa“, wie es willig und begierig die Gesetze Frankreichs für alle Lebensverhältnisse in Anspruch nahm. Von manchem diplomatischen Schachzug, von manchem galanten Abenteuer, vielleicht auch von mancher lichtscheuen That wissen diese Zimmer mit ihren versteckten Tapetenthüren zu erzählen.

Nach den Oktobertagen 1789 hat kein Herrscher Frankreichs mehr im Versailler Schlosse Wohnung genommen; die Napoleone schienen dem Urteil Saint-Simons, jenes herben Censors des Jahrhunderts Ludwigs XIV., beizustimmen und in dem Schlosse samt seinen Gärten nur einen kostspieligen Gewaltakt gegen die Natur, den guten Geschmack und die Bequemlichkeit zu erkennen. — „Man bewundert — und man flieht“ — so schließt der französische Tacitus sein vernichtendes Urteil.

Die Bourbonen machten gute Miene zum bösen Spiel: Ludwig Philipp begann 1833 das Schloß zu einem Nationalmuseum einzurichten, und als solches steht es durch die Fülle der darin aufgestapelten Kunstschätze unerreicht in der Welt da. Bei der ausgesprochenen Vorliebe der Franzosen für alles, was ruhmvoll und patriotisch ist, konnte es nicht ausbleiben, daß die französischen Maler sich vorzugsweise historischen Stoffen zuwandten; namentlich Napoleons I. Heldenthaten sind unzählige Male zum Gegenstande großer, prächtiger Gemälde gewählt worden. In etwa hundert großen und kleineren Sälen sind die Portraits von Herrschern Frankreichs und ihren Generalen, ihren Ministern und ihren Damen angebracht, untermischt mit geschichtlichen Darstellungen, Schlachtenbildern und Städteansichten; auch Büsten und Statuen, sowie die Bildnisse von Dichtern, Künstlern und allen solchen Persönlichkeiten findet man, welche in irgend einer Beziehung stehen zu der stolzen Überschrift dieses Palastes: «A toutes les gloires de la France.»

So formvollendet und blendend nun auch jene Schöpfungen eines Horace Vernet, Gérard, Ary Scheffer, Bellangé, Delacroix, Gros, Delaroche und anderer Meister sein mögen, die endlos wiederkehrende Darstellung der Gloire wirkt selbst auf den unbändigsten Nationalstolz auf die Dauer ermüdend ein oder, was erfahrungsgemäß noch schlimmer sein dürfte, sie muß in ihm das Gefühl absoluter Überlegenheit über alle anderen Nationen erregen. Keine Spur ist da von einem freien historischen Standpunkte: der Franzose, sei er Kaiser oder Soldat, ist immer im grellsten Glanze des Sieges dargestellt — ein anderes giebt es nicht!

Fast möchte es als eine Ironie der Weltgeschichte erscheinen, daß gerade dieses Schloß in dem Ringkampf zwischen Franzosen und Deutschen die Schaubühne für das hochbedeutende Drama des 18. Januar 1871 abgeben mußte. Am 19. September 1870 war der Schwerterring um Paris geschlossen worden. Am 5. Oktober wurde das deutsche Hauptquartier nach Versailles verlegt, und mehr als fünf Monate lang ging über die weiten Rasenflächen des Schloßparkes der „langsame Schritt“ und der Parademarsch deutscher Bataillone hinweg, indes auf der Terrasse der Rondengang von Schildwachen und Patrouillen einförmig wiederhallte. In alle Winde verflogen schien die Gloire des französischen Namens; das Banner des neuerstandenen Deutschen Reiches flatterte hoch oben über dem œil-de-bœuf des großen Ludwig. In den endlosen Korridoren klirrten die Sporen und Schleppsäbel deutscher Reiter; bunte Uniformen, geschäftige Ordonnanzen, kecke, blondbärtige Offiziere aller Waffengattungen eilten an einander vorüber. Aber drinnen in den Sälen, da wo sonst die schaulustige Menge im Sonntagsstaat vorbeiflutete, reihte sich Bett an Bett: ohne Unterschied der Nationalität lagen dort viele hundert verwundete Krieger beisammen. Mancher deutschen Mutter Sohn schloß dort für immer das brechende Auge mit einem Sehnsuchtsseufzer nach den Seinen; manch verwöhnter Pariser, manch tapferer Bretagner verwünschte dort sterbend den unseligen, leichtfertig angezettelten

Krieg, indes die Bilder galanter Fürsten und Damen aus ihren Goldrahmen auf all den Jammer lächelnd herabschauten.

Der glänzendste Raum des Schlosses ist der nach der Gartenfront zu gelegene Spiegelsaal, eine Galerie von 73 m Länge. Dort nahm König Wilhelm I. von Preußen in der Mittagsstunde des 18. Januar 1871 die deutsche Kaiserkrone in Gegenwart vieler Fürsten des Reiches an. Rings um den Heldengreis scharten sich seine Paladine; von dem buntglitzernden Fahnenwald hoben sich ihre reckenhaften Gestalten und klugsinnenden Köpfe wirkungsvoll ab. Der mächtige Kanzler verlas die „Proklamation an das deutsche Volk“, sie schloß mit den denkwürdigen Worten: „Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Dies Kaiserwort klang wie helles Glockengeläute in aller Herzen. Am breiten Weichselstrom wie im rebenumkränzten Moselthale, auf Hamburgs Schiffen wie in den Sennhütten der bayerischen Alpen durfte man jetzt E. M. Arndts erhebendes Lied vom deutschen Vaterlande aus voller Brust anstimmen, mit Lust und Stolz sich fortan einen Deutschen nennen! Nie hatte das Despotenschloß hellere Jubelrufe gehört als an dem Tage der Wiederaufrichtung des alten Deutschen Reiches, und jene unvergeßliche Stunde hat den Namen „Versailles“ tief in unser aller Herzen gezeichnet.

* * *

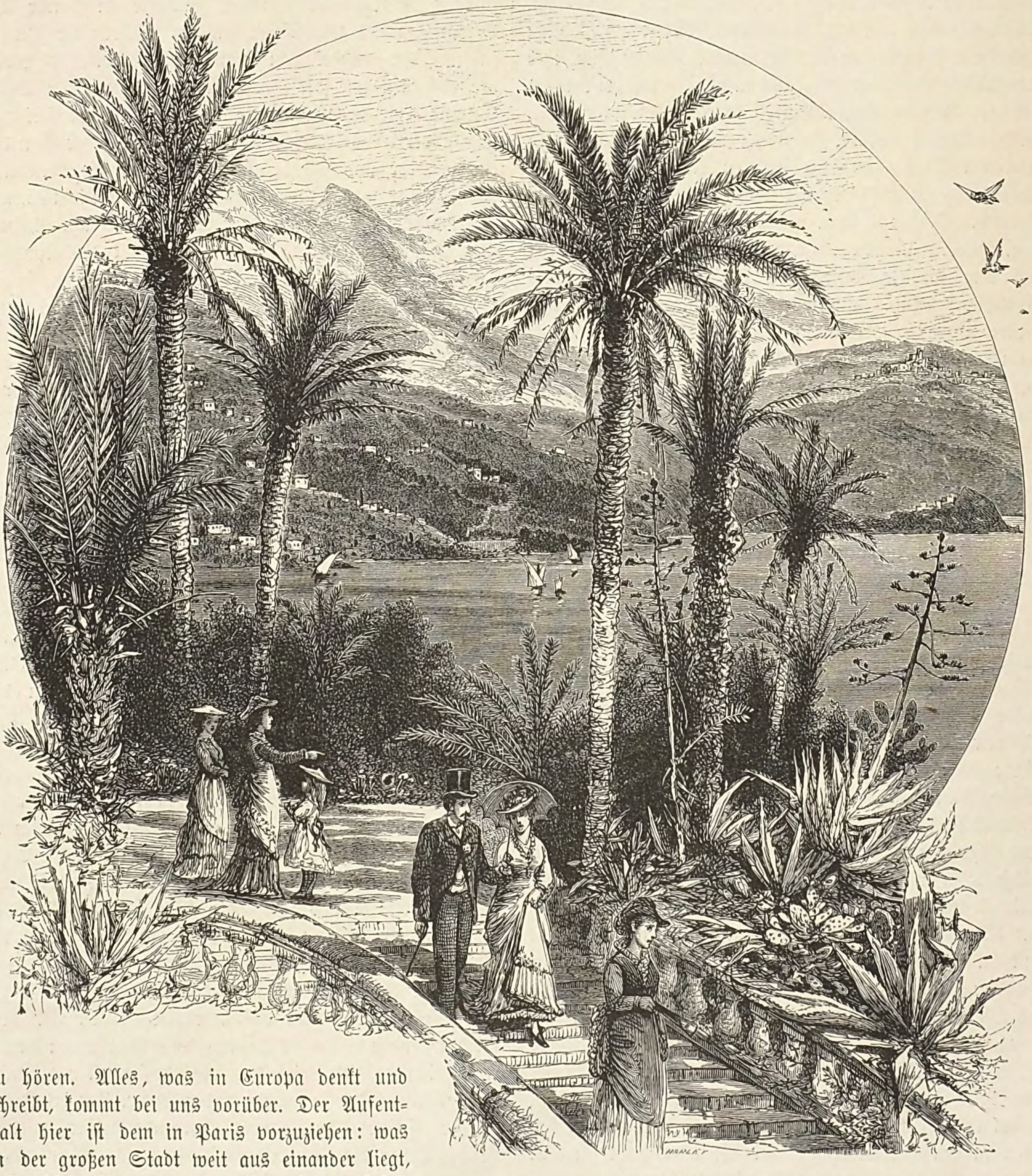
Frankreich hat ebenso gut wie die übrigen europäischen Großstaaten seine Gebirgswelt; dieselbe füllt die Südostecke des Reiches aus. Savoyen, Dauphiné und die halbe Provence tragen einen so ausgesprochen alpinen Charakter, daß sie in dem von Sonnenglanz übergossenen Bilde von «La belle France» gewissermaßen den strengen Schlagschatten abgeben, welcher das Licht hebt und das Gesamtbild vervollständigt. Die große Straße von Paris nach Savoyen führt hart an Genf vorbei, einer Stadt, welche zwar nicht mehr zu Frankreich gehört, aber auf drei Seiten eng von demselben umschlossen wird und mit allen seinen Lebensbedingungen in französischer Art wurzelt. Schon die erste Viertelstunde in Genf überzeugt den Fremden, daß er sich hier an einem Knotenpunkte des Weltverkehrs befindet, und diese Ansicht steigert sich, je mehr man der Vergangenheit und Gegenwart der Stadt nahe tritt. Daß Genf seit den Tagen der Römer eine geschichtliche Rolle gespielt hat (Caesar erwähnt es im ersten Buche seines Gallischen Krieges), zeigt sich schon in den vorhandenen Bauresten aller Jahrhunderte. Aber erst aus dem Ende des Mittelalters stammen die heutigen Viertel des alten Genf, Häuser ohne jeden äußern Schmuck, sogar ohne Dach- und Fenstergesimse, aus hartem dunkelgrauen Sandstein aufgeführt. Winklig, eng und bergig drängen sich die unverhältnismäßig hohen Gebäude um den Dom und die Magdalenenkirche, meist ohne Innenhöfe, ohne Licht und Luft in den dunklen Hausgängen.

Jenes alte Genf war die Stadt der bedürfnislosen, fleißigen und puritanisch frommen Anhänger Calvins. Der Septembertag des Jahres 1541, an welchem Calvin „auf einem guten Pferde“, begleitet von dem Herold der Republik und zwei Bewaffneten, in die Stadt einzog, ist ohne Zweifel als das wichtigste Datum in der zweitausendjährigen Geschichte dieses winzigen Ländchens anzusehen. Calvins Reformation umfaßte nicht nur die Beseitigung des katholischen Kultus, sondern die Durchführung der evangelischen Lehren im bürgerlichen Leben der einzelnen wie der Gesamtheit. Bald war die Stadt Calvins „die beste christliche Schule der Erde seit den Tagen der Apostel“, eine Theokratie, in welcher Gott der einzige Herr und Fürst und die obersten Beamten nur seine Diener waren (les commis de Sa Majesté nennt sie die Chronik). Hoch und niedrig, alt und jung, Männer und Frauen wurden vor den Richterstuhl des Konsistoriums geladen, ermahnt, mit Kirchenbußen belegt, ja in schweren Fällen selbst gefoltert, hingerichtet und verbrannt. Das Konsistorium beaufsichtigte den Schnitt und die Farbe der Kleider und hundert ähnliche Einzelheiten des äußern Lebens. Der Tag begann um fünf Uhr morgens; die Mehrzahl der Bürger begab sich sofort in die Kirche. Man öffnete die Thore; Schildwachen und Landleute verrichteten knieend ihr Morgengebet. Nachmittags schlossen die Kaufleute ihre Läden, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Kartenspiel, Musik, Tanz u. dgl. war den Bürgern verboten. Selbst in verhältnismäßig wohlhabenden Häusern wurde im Winter nur in der Küche Feuer angemacht; die Herrschaft nahm dort zusammen mit den Dienstboten ihre Mahlzeiten ein. Aber gearbeitet wurde desto eifriger, besonders der Buchhandel hatte in Genf einen Hauptsitz. Zur Zeit Calvins zählte man in der Stadt mehr als 30 Buchdruckereien mit 2000 Arbeitern auf kaum 20000 Einwohner. Die Streitschriften gegen Rom gingen in alle Welt hinaus; in allen lebenden Sprachen wurde das Evangelium gepredigt, nach allen Ländern wurden Lehrer desselben ausgeschickt; allein in Frankreich erhoben sich etwa 2000 Kirchen für die Lehre Calvins. Seine Aufforderung: „Schicket uns Holz, wir wollen Pfeile daraus schnitzen!“ fand Gehör; alle Länder Europas schickten junge Leute zum Studium der Gottesgelahrtheit nach Genf.

Aber die moralische Größe und Bedeutung für die Welt, welche Genf durch Calvin erhalten hatte, hielt dem fortschreitenden Geiste der Jahrhunderte nicht stand: Frankreichs Nachbarschaft, sowie der steigende Handel und Wohlstand lockerten die straffe Zucht der Väter. Im 18. Jahrhundert fesselte Genf durch glänzende wissenschaftliche Erscheinungen die Aufmerksamkeit Europas. Man strömte nach dem nahe bei Genf liegenden Genthod, um den Naturforscher Bonnet zu hören, welchen Joh. v. Müller „ein fast göttliches Wesen“ nannte. J. J. Rousseau, der Alpenforscher de Saussure, der Minister Necker und seine geistreiche Tochter, die Gebrüder Pictet, Plantamour, de Candolle, Sismondi, Boissier und viele andere Gelehrte waren in Genf geboren oder dort ansässig. Nicht mit

Unrecht nannte Voltaire deshalb Genf eine Republik von 24000 Klugrednern, denen mit wohlfeilem Spotte schwer beizukommen war. „Wenn man dies Genf zu halten meint, entwischt es einem unter den Händen."

Das geistige Leben Genfs hatte im Anfange unseres Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht. „Hier muß man seinem Geiste die Sporen geben", schreibt der berühmte Bonstetten. „Denk oder stirb! — das ist der Wahlspruch der Genfer. Alles blüht, alles macht Riesenschritte. Das Schulwesen ist vortrefflich, die Jugend an Zucht gewöhnt und lernbegierig. Man hat nie einen unbeschäftigten Augenblick, so viel Vorlesungen giebt es zu hören. Alles, was in Europa denkt und schreibt, kommt bei uns vorüber. Der Aufenthalt hier ist dem in Paris vorzuziehen: was in der großen Stadt weit aus einander liegt, findet sich hier in einem Strauße vereinigt. Genf ist die Welt in einer Nußschale!"



Auf dem Monte Carlo bei Monaco.

Diese Zeit der hohen geistigen Blüte dauerte jedoch nur wenige Jahrzehnte, viel kürzer als die puritanische Gewaltherrschaft Calvins: sie ging in den kosmopolitischen Charakter Genfs über. Die einstige Einheit des evangelisch-reformierten Bekenntnisses ist heutzutage der größtmöglichen Freiheit der Gottesverehrung gewichen: Katholiken, Russen, Engländer, Juden, Freidenker — alle haben ihre Tempel in Genf. Die Beschränktheit der früheren Stadtpolitik ist mit den Stadtmauern gefallen, alle politischen Färbungen haben hier ihre Vertreter, alle

Flüchtlinge hier eine Art Freistatt. Namentlich die Preßfreiheit und die von den Vorfahren ererbte Vorliebe für Schriftstellerei sind heute noch in bester Blüte; die bloßen Schriften über die Stadt Genf würden eine kleine Bibliothek füllen.

Und nun gar erst das Äußere der Stadt selbst! Dem Flächeninhalt nach nimmt das alte Genf nur noch ein Drittel des heutigen Stadtgebietes ein; die reichste und heiterste Architektur umgiebt von allen Seiten jene hohen, düsteren Häuserviertel der Vorzeit. Unter dem radikalen Parteiführer James Fazy (1846—1864) fielen mit den Festungswerken die letzten Reste der mittelalterlichen Institutionen in Staat und Kirche dem fortschrittlichen Geiste der Neuzeit zum Opfer. Fazy gewann die herrlichsten Bauplätze dadurch, daß er den See zu beiden Seiten mit monumentalen Steindämmen einfaßte: war Genf früher zufolge seines Glaubenseifers das protestantische Rom genannt worden, so gebührt ihm jetzt zufolge seiner großstädtischen Bauanlagen der Beiname des schweizerischen Paris.



Mentone.

Ganz wie Paris, erhält das heutige Genf seinen Charakter vielfach durch den lebhaften Fremdenverkehr. Auf den Boulevards und im Englischen Garten, längs den Quais oder am Bord der Dampfschiffe: überall wogt an schönen Sommertagen eine bunte Menge umher. Alle Sprachen Europas kann man fast gleichzeitig hören, und wenn abends das Gaslicht von den vierzig

Doppelkandelabern der Montblanc-Brücke sich im dunklen Wasser spiegelt, wenn die Equipagen geräuschlos über den Asphalt dahinrollen und vor den Kaffeehäusern mitten auf der Straße Klavier- und Streichmusik bis um Mitternacht ertönt; oder wenn in den palastartigen Hotels zwei Stunden lang bei Tafelmusik diniert wird und die Schar weißbehandschuhter Kellner geräuschlos die großen plattierten Schüsseln den Fremden aus Nord und Süd darreicht — dann scheint der strenge Geist Calvins von jenen Gestaden gewichen zu sein, und nicht kann man wie einst von Genf sagen, daß „dort niemals der liebliche Gesang der Psalmen verstummet, daß dort Tag und Nacht die Hände gefaltet und die Herzen zum lebendigen Gott erhoben sind".

Inmitten jener internationalen Strömung unserer Tage hat sich jedoch in Genf eine konservative Partei, stark durch ihren Reichtum und ihre solide Bildung, die Pflege der althergebrachten Überlieferungen angelegen sein lassen. Sie bemüht sich, durch Wort, Schrift und That die sociale Frage in versöhnlichem Sinne zu lösen und dem verflachenden Geiste des weltbürgerischen Gasthaustreibens einen moralischen Damm entgegenzusetzen. Wird sie auch schwerlich wieder die strenge Sittlichkeit und das stolze Fürsichsein der Väter am Ufer des blauen Sees heimisch machen, so blickt sie doch zuversichtlich auf zu dem alten Wahlspruch ihrer Stadt «Post tenebras lux» („Auf Finsternis folgt Licht").

Auch der eiligste Wanderer wird es möglich zu machen suchen, von Genf aus einen Abstecher in die naheliegende Alpenlandschaft zu machen. Mit der Eisenbahn längs des nördlichen Seeufers, oder zu Schiff über den See, oder mit der vierspännigen Diligence direkt in die Berge hinein — jeder dieser Wege hat seine eigenen Reize und bietet zu hundertfachen Beobachtungen über Land und Leute Gelegenheit. Unsere Wanderung wird uns später zu einer ausführlicheren Betrachtung des Genfer Sees führen; hier weilen wir nur im Vorübergehen einen Augenblick an einer der Eingangspforten zu der Bergwelt des St. Gotthard, des Großen St. Bernhard und des Montblanc, ehe wir quer durch die französischen Alpen zu dem Mittelmeere zurückkehren.

Das Städtchen Martigny liegt an der ersten Rhônebiegung, da, wo der Fluß sich rechtwinklig nach Nordwesten wendet, um bei Villeneuve in den Genfer See zu treten. Es treffen dort mehrere vielbesuchte Alpenstraßen zusammen: nach Italien über den Simplon oder den Großen St. Bernhard und nach Chamouny über den Col de Balme; auch die das Rhônebecken aufwärts führende Eisenbahn hat in Martigny eine Station. Das Städtchen an sich ist kein angenehmer Aufenthaltsort, die heiße Luft wird wegen der steilen Bergwände und des Winkels, welchen das Rhônethal hier macht, wenig bewegt, und seine kleinen Moskitos sind im Hochsommer eine wahre Plage für den Wanderer. Desto besser mundet allerdings der schon den Römern bekannte Rhônewein dieser Gegend, und auch ein Plauderstündchen unter den alten Bäumen des Klostergartens gewährt Anregung und Belehrung. Sind die Augustinermönche der heutigen Zeit auch keine Gelehrten, so haben sie doch ein offenes und geübtes Auge für die Alpenwelt, die sie jahraus jahrein umgiebt. Denn Martigny ist nur ihre Erholungsstation: droben auf dem Simplon und dem St. Bernhard-Hospiz ist ihr Arbeitsfeld, dort beherbergen sie den Reisenden in uneigennütziger Weise und helfen ihm inmitten der Schneestürme dieser hochgelegenen Pässe. Schon vor Christi Geburt kamen die Römer diese Straße gezogen, ihr Hauptquartier Aosta lag jenseits des St. Bernhard. Auch Konstantin, Karl der Große und Barbarossa haben von hier aus ins Rhônethal geblickt. Wohl schon zu Barbarossas Zeiten, jedenfalls nicht viel später, wurde der dicke Turm erbaut, in dessen Ruinen uns das Bild S. 49 versetzt. Es liegt jenseits der Dranse, eines Nebenflusses des Rhône, auf einem das Städtchen überragenden Hügel. Welch herrlicher Rundblick nach allen Seiten! Nach Osten hin ragen zur Linken wie Strebepfeiler oder Bastionen die Riesen des Berner Oberlandes empor; zur Rechten die Kette der Penninischen Alpen mit einzelnen Durchblicken auf Gletscher und ewigen Schnee. Westwärts dagegen dehnt sich wie ein sonniger Spielplatz oder wie ein in Sommerfülle prangender Garten das Rhônethal aus, mit den Schneezinken der Dent du Midi im Hintergrunde. Erst wenn sich das Auge an den Glanz dieses Landschaftsbildes gewöhnt hat, gewahrt es ansehnliche Strecken voll Geröll längs dem Flusse; es sind das die Überbleibsel von Überschwemmungen, die hier oft mit furchtbarer Gewalt wüten.

Auf halbem Wege zwischen Martigny und der Montblancspitze, inmitten der Gletscher des Hochgebirges, ist der Schnittpunkt der schweizerischen, französischen und italienischen Landesgrenze. Savoyen gehört seit dem Vertrage vom 24. März 1860 zu Frankreich; im Vereine mit Nizza bildete es den Kaufpreis dafür, daß Napoleon III. in Italien „Ordnung gestiftet hatte". Savoyen, das höchstgelegene Land Europas, ähnelt in Klima und Bodenbeschaffenheit am meisten der Schweiz, nur fehlen ihm die fruchtbaren Niederungen derselben. Infolge dieses Mangels ist es ein armes, fast industrieloses Land, ohne die Faktoren von Handel, Kunst und Wissenschaft, welche es zu einem Eintritt in die Kette der Kulturstaaten berechtigen. Es hat nur seine wildschönen Hochgebirgslandschaften, in denen Metalle, Salz, Kohlen gefördert und die Viehzucht einigermaßen erfolgreich betrieben werden kann. Die Bodenerzeugnisse reichen jedoch nicht einmal zum Unterhalt der dünngesäten Bevölkerung aus: zu Tausenden greifen die Bewohner in jungen Jahren zum Wanderstabe, um mit ihrem Murmeltier oder als Schuhputzer und Schornsteinfeger in der Fremde dem Glücke nachzujagen. Haben sie durch Betriebsamkeit und äußerste Sparsamkeit ein mäßiges Sümmchen erübrigt, dann zieht es sie wieder in ihre Bergthäler zurück; dort beschließen sie ihr bescheidenes Dasein, unbekümmert um all den Schimmer und das Treiben der großen Welt in Lyon oder Paris, oder wo sie sonst ihre besten Jahre verbrachten: der stete Ausblick auf die Firnenwelt ihrer

Heimat erfüllt sie unmerklich mit dem Gefühl der Nichtigkeit des menschlichen Hastens da draußen.

Nur Annecy und Chambéry zählen mehr als zehntausend Einwohner. Annecy ist ein malerisch am See gleichen Namens gelegener Ort; in seinen engen Straßen herrscht lebhafter Gewerbfleiß. Hier wurde der heil. Franz von Sales geboren (seine Gebeine ruhen in der ihm hier geweihten Kirche); hier durchlebte der Jüngling J. J. Rousseau im Hause der Frau von Warens den seltsamen Liebestraum, welchen er so durchsichtig in seinen „Bekenntnissen“ geschildert hat; hier ging der große Chemiker Bertholet eine Zeit lang zur Schule, und Eugen Sue beschloß als Verbannter sein romanhaftes Leben in einem Landhause am gegenüberliegenden Seeufer. Chambéry dagegen, die alte Landeshauptstadt mit dem Stammschloß der savoyischen Herzöge, trägt ein ungleich großstädtischeres Gepräge. Es ist Sitz eines Erzbischofs und ansehnlicher wissenschaftlicher Anstalten. An die Stelle seiner alten Festungswerke sind Boulevards und reizende Gärten getreten; schon zählt die rührige Stadt 20000 Einwohner, und immer mehr kommt der herrliche Thalkessel als eine Hauptstation für die von Westen kommenden Alpentouristen in Aufnahme. Auch diese Gegend hat J. J. Rousseau gefeiert: in dem nahen Landhause Les Charmettes hat er mit Frau von Warens den Nachsommer seiner Jugendschwärmerei gefeiert. Als er nach langen Jahren hierher zurückkehrte, fand er die Geliebte am Rande des Verderbens wieder, er selbst aber schrieb hier seine Preisschrift über die Ungleichheit unter den Menschen und wurde damit der Anwalt der Natur, der erste Vorbote der weltbewegenden französischen Revolution.

An Savoyen schließt sich das gebirgige Dauphiné an. Es wird im Norden und Westen vom Rhône begrenzt; den ganzen Osten füllt das Hochgebirge der Cottischen Alpen aus. Sie sind viel weniger bekannt als die gastlichere Schweiz; aber wer einmal aus den Vorbergen zum Kamm gestiegen ist, etwa das Flußthal von Bourg d'Oisans hinauf zum Paß von Lauteret, der wird von der Majestät dieser Hochgebirgswelt geradezu überwältigt und zu einer Einkehr in sich selbst gezwungen werden. „Je näher man den hohen Alpen kommt“, sagt Johannes von Müller einmal, „um so mehr dringt in die Gemüter ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur, der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts weit übersteigenden Alters, und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglichen Gründung dringt uns das melancholische Nichts unserer körperlichen Form auf; zugleich aber erhebt sich die Seele, als wolle sie ihren Adel der höheren Größe entgegensetzen.“

Den Hauptgebirgsstock des Dauphiné bildet der Mont Pelvoux, dessen höchste Spitze sich 4103 m hoch erhebt. Da, wo die obersten Thäler sich zum Flußgebiet der Durance hinabziehen, hatte sich im 14. Jahrhundert in die „Waldenser Grotte“ die Gemeinde des nahen Städtchens Vallouise geflüchtet, um dem gegen sie gerichteten Kreuzzuge zu entgehen. Als der päpstliche Hauptmann vergeblich versucht hatte, ihnen von unten her beizukommen, erklomm er die über der Grotte gelegene Felswand und ließ seine Mannschaft mit Seilen bis zum Eingang in die Grotte herab.

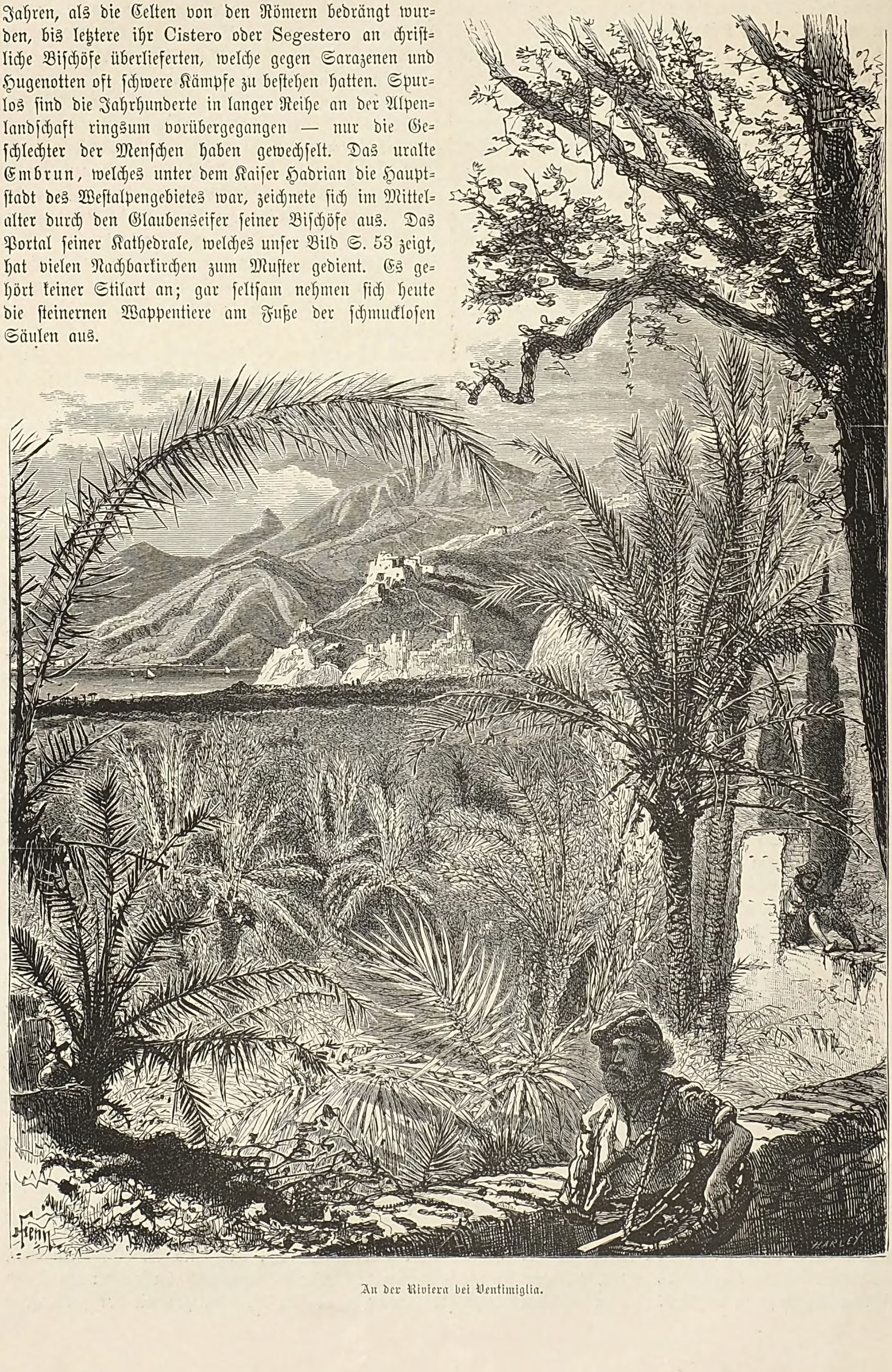
Ihr plötzliches Erscheinen lähmte den Mut der Waldigenser, sie flohen erschreckt in das Innere der Höhle. Der Hauptmann, unbekannt mit der Örtlichkeit und der Zahl seiner Gegner, folgte ihnen nicht; dagegen ließ er von den ringsum wachsenden Wachholderbüschen einen großen Haufen am Eingange der Höhle in Brand setzen — die ganze Gemeinde starb für ihren Glauben. Noch heute leben in diesen Hochthälern etwa 25000 Waldenser; ihre Felder sind trefflich bebaut, ihr Leben ist sittenrein, die Grundsätze der Bergpredigt bilden die Richtschnur ihres Handelns.

Die Hauptstadt des Dauphiné ist das alte Grenoble. Schon vor anderthalb Jahrtausenden war es als Gratianopolis ein Bischofsitz; seine Notre-Dame-Kirche soll von Karl dem Großen gegründet sein; in einer andern Kirche liegt der tapfere Bayard begraben, der „Ritter ohne Furcht und Tadel“, welcher einst ganz Frankreich und Italien mit seinen Heldenthaten erfüllte. Das heutige Grenoble ist, als Schlüssel zum Isère- und Rhônethal für ein von Osten kommendes Heer, zu einer Festung ersten Ranges gemacht worden; außer der Stadtbefestigung umgiebt es ein Kranz von Außenforts. Der Haupterwerbszweig der 40000 Einwohner ist die Handschuhfabrikation, deren jährlicher Umsatz sich auf 30 Millionen Franks beziffert. Nördlich von der herrlich gelegenen Stadt, in deren Straßen fast überall die Schneegipfel der Alpen hineinblicken, befindet sich inmitten eines wildromantischen Felsentheaters das große Kartäuserkloster. Die Mönche sind wohl bewandert in der Bereitung von Heilsäften; den bekannten Liqueur Grande Chartreuse fertigen sie jedoch zufolge eines päpstlichen Verbotes seit 1864 nicht mehr an: außer vielen anderen Orten rühmt sich auch Grenoble, das Geheimnis seiner Zusammenstellung zu besitzen.

Außer dem Rhône und der Isère ist die Durance der wichtigste Fluß für das alpine Frankreich. In weitem Bogen durchströmt sie von Norden nach Süden das ganze Dauphiné; die gewaltigsten Hochgebirgsstöcke durchsetzt sie, bald in reißenden Stromschnellen durch enge Steilthäler einen Weg sich bahnend, bald in weiterem Bette, je mehr sie sich der Provence nähert, gemächlich die westlichen Vorberge der Cottischen und Seealpen umfließend.

Naturgemäß finden sich die ansehnlicheren Gebirgsstädte in den Thälern der Durance vor. Sie sind alle mehr oder weniger befestigt gewesen; ihre Geschichte reicht meist bis in die Zeiten der Römer zurück; im Mittelalter haben sie in kirchlicher oder militärischer Beziehung oft eine Rolle gespielt. Als ein Beispiel für viele kann das Städtchen Sisteron gelten. Eingekeilt zwischen Fluß und Kalkfels, besteht es eigentlich nur aus einer Hauptstraße (vgl. das Bild S. 56), deren hohe, altersgraue Häuser sich heute noch ebenso unter den Schutz des hochgelegenen Kastells schmiegen wie vor zweitausend

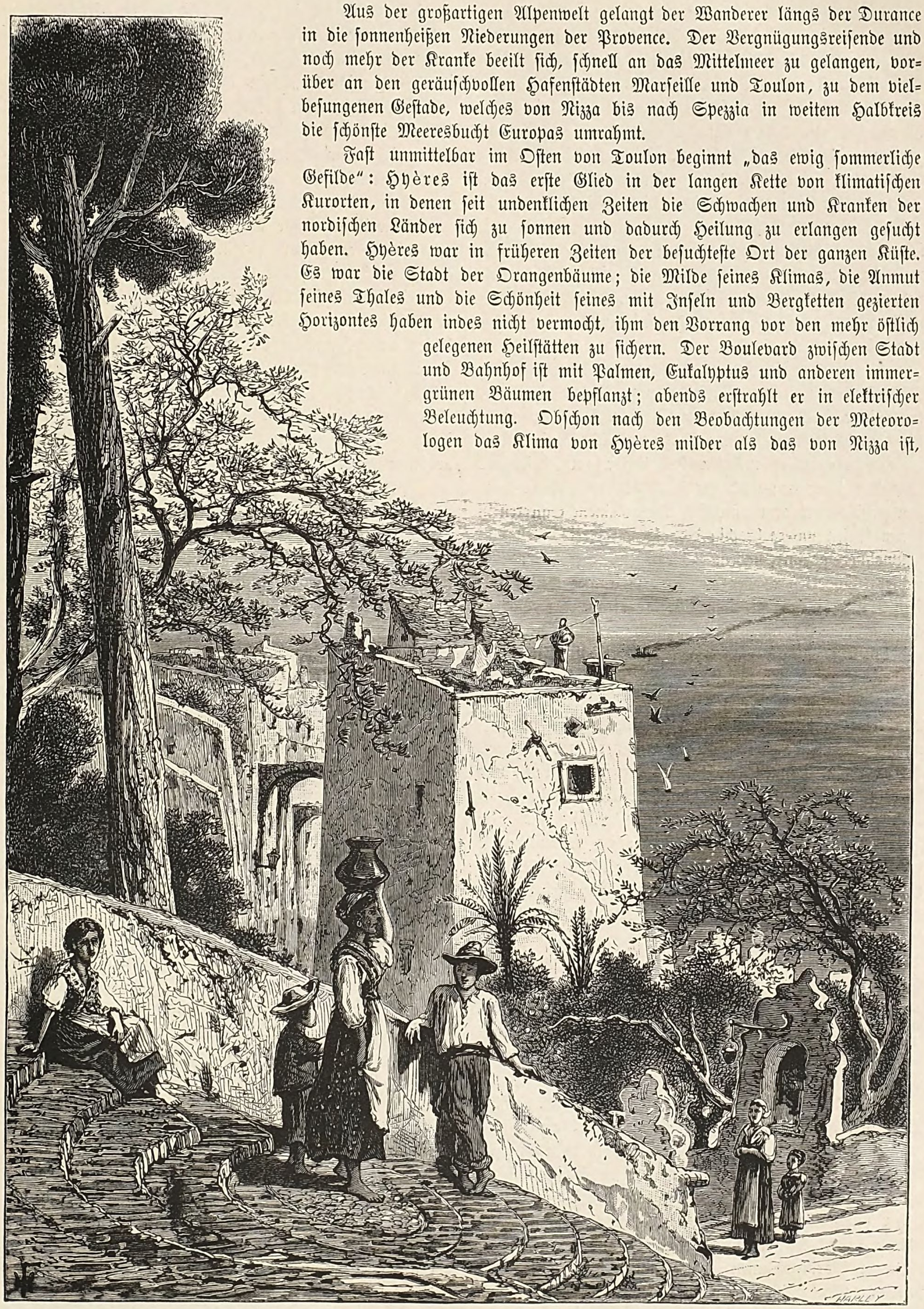
Jahren, als die Celten von den Römern bedrängt wurden, bis letztere ihr Cistero oder Segestero an christliche Bischöfe überlieferten, welche gegen Sarazenen und Hugenotten oft schwere Kämpfe zu bestehen hatten. Spurlos sind die Jahrhunderte in langer Reihe an der Alpenlandschaft ringsum vorübergegangen — nur die Geschlechter der Menschen haben gewechselt. Das uralte Embrun, welches unter dem Kaiser Hadrian die Hauptstadt des Westalpengebietes war, zeichnete sich im Mittelalter durch den Glaubenseifer seiner Bischöfe aus. Das Portal seiner Kathedrale, welches unser Bild S. 53 zeigt, hat vielen Nachbarkirchen zum Muster gedient. Es gehört keiner Stilart an; gar seltsam nehmen sich heute die steinernen Wappentiere am Fuße der schmucklosen Säulen aus.



An der Riviera bei Ventimiglia.

Aus der großartigen Alpenwelt gelangt der Wanderer längs der Durance in die sonnenheißen Niederungen der Provence. Der Vergnügungsreisende und noch mehr der Kranke beeilt sich, schnell an das Mittelmeer zu gelangen, vorüber an den geräuschvollen Hafenstädten Marseille und Toulon, zu dem vielbesungenen Gestade, welches von Nizza bis nach Spezzia in weitem Halbkreis die schönste Meeresbucht Europas umrahmt.

Fast unmittelbar im Osten von Toulon beginnt „das ewig sommerliche Gefilde": Hyères ist das erste Glied in der langen Kette von klimatischen Kurorten, in denen seit undenklichen Zeiten die Schwachen und Kranken der nordischen Länder sich zu sonnen und dadurch Heilung zu erlangen gesucht haben. Hyères war in früheren Zeiten der besuchteste Ort der ganzen Küste. Es war die Stadt der Orangenbäume; die Milde seines Klimas, die Anmut seines Thales und die Schönheit seines mit Inseln und Bergketten gezierten Horizontes haben indes nicht vermocht, ihm den Vorrang vor den mehr östlich gelegenen Heilstätten zu sichern. Der Boulevard zwischen Stadt und Bahnhof ist mit Palmen, Eukalyptus und anderen immergrünen Bäumen bepflanzt; abends erstrahlt er in elektrischer Beleuchtung. Obschon nach den Beobachtungen der Meteorologen das Klima von Hyères milder als das von Nizza ist,



Auf den Stufen der Madonna (zu San Remo).

so dürfen die Kranken dennoch nicht allzu vertrauensvoll auf den ewigen Frühling rechnen: namentlich in den Morgen- und Abendstunden ist hier wie an den übrigen klimatischen Kurorten Vorsicht geboten.

Die Umgegend von Hyères ist stark bevölkert; überall tauchen aus dem Grün der Gärten und Obstpflanzungen einzelne Landhäuser auf. Die frühreifen Erbsen, Artischocken, Birnen u. dgl. versorgen die Märkte von Toulon, Marseille und Paris. Die einstigen Orangenhaine sind ums Jahr 1840 durch einen plötzlich auftretenden Schimmelpilz großenteils vernichtet worden; meist hat man sie durch Pfirsichbäume ersetzt. Die Dattelpalme dient hier nur als Zierbaum, da ihre Früchte meist nicht zur Reife gelangen; sie erreicht eine Höhe von 15 m.

Unweit der Mündung des Argens, des bedeutendsten Küstenflusses zwischen Marseille und Nizza, liegt das uralte Fréjus. Von den massilischen Phocäern ward die damals schon bestehende Stadt vergrößert; ein halbes Jahrtausend später nahmen sich Cäsar und besonders Augustus ihrer an; nach der Schlacht von Actium wurden zweihundert dem Antonius abgenommene Galeeren in ihrem Hafen untergebracht; damals soll Frejus 100000 Einwohner gezählt haben. Sarazenen, Seeräuber und Kaiser plünderten es der Reihe nach; immer weiter entfernte sich die Stadt vom Meere zufolge der Bodenanschwemmungen an der Flußmündung; jetzt verbindet ein 1600 m langer Kanal das kaum 4000 Einwohner zählende Landstädtchen mit der Seeküste. Seiner zahlreichen Altertümer wegen wird es heute noch gern im Vorbeifahren besucht, auch lockt das neuerdings in Aufnahme kommende St.-Raphael immer mehr Fremde herbei. Seine Tannen durchwürzen die sonnige Luft, und seitdem Alphons Karr seine landschaftlichen Reize „entdeckt“ und schwungvoll beschrieben hat, schmückt eine Reihe von Palasthotels diese Küste: im Sommer wie im Winter suchen Blutarme und Lungenkranke hier Genesung „durch Sauerstoff, Stickstoff, Vogelgesang und Wohlgerüche“, auch See- und heiße Seesandbäder tragen zur Kur bei.

Viel großartiger tritt Cannes auf, die zweitgrößte Stadt des Departements der Seealpen (20000 Einwohner). Hier wohnen durchschnittlich 8000 Fremde in mehr als 500 Hotels und Villen. Langjährige Wetterbeobachtungen haben ergeben, daß zufolge der die Meeresküste umsäumenden Bergketten die Wärme im Winter durchschnittlich 9°,8, im Sommer aber nur 22°,2 C. beträgt. Nebel kennt man hier überhaupt nicht, die heftigen Regengüsse sind von kurzer Dauer, auch zählt man nur 70 Regentage im Jahre. Die nahen Kiefernwälder durchsetzen die Luft mit Ozon, die Seebäder sind vorzüglich, immer höher hinauf in die Berge ziehen sich die Landhäuser und Gärten. Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Cours, eine mit Springbrunnen und Platanen geschmückte Promenade. Eine Büste des englischen Kanzlers Brougham, welcher die Stadt bei seinen Landsleuten als Kurort in Aufnahme brachte, wurde hier 1879 enthüllt; ein ganzes englisches Viertel ist neben dem älteren französischen entstanden; so sehr haben in den letzten Jahren die vornehmen Familien Englands hier Fuß gefaßt und zufolge ihres Grundsatzes „Mein Haus ist meine Burg“ die schönsten Gärten mit hohen Steinmauern umgeben, daß Cannes immer mehr einer stockenglischen Villenstadt gleicht, deren Reize dem Fremden verborgen bleiben. Außer dem Fremdenverkehr bildet die Fabrikation von Parfümerien und Seifen den Haupterwerbszweig der Einwohner.

Unweit der Küste liegt die kleine Felseninsel Ste.-Marguerite. Schon Plinius erwähnt sie; der Halbgott Lero hatte auf ihr einen Tempel, auch befand sich hier ein Arsenal für die römischen Flotten. Das zu Richelieus Zeit angelegte Fort hat in der Kriegsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte mehrfach eine Rolle gespielt. In ihm hat auch der romanhafte „Mann mit der eisernen Maske“ siebzehn Jahre geschmachtet, während neuerdings Marschall Bazaine schon nach achtmonatlicher Gefangenschaft von hier entfloh. Seit 1881 sind einige hundert arabische Meuterer in dem Fort untergebracht.

Von Cannes gelangt man auf einem Spaziergang von zwei Stunden nach Antibes. Eine fast ununterbrochene Reihe von Landhäusern faßt die Straße ein; der stete Ausblick auf den Golf von Jouan zur Rechten läßt den wanderfrohen Naturfreund bereits den Zauber ahnen, welchen das blaue Mittelmeer weiter ostwärts auf jedermann ausübt. Ein Denkmal am Wege bezeichnet die Stelle, wo Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba am 1. März 1815 landete, um noch einmal einen Waffengang gegen Europa zu versuchen. Das nahe Antibes warf die kaiserlichen Boten ins Gefängnis — dafür nannte es Ludwig XVIII. „Unsere gute Stadt“.

Dann folgt Nizza, der westliche Ausgangspunkt der vielgefeierten Riviera di Ponente. Wie viele Bände in Poesie und Prosa sind nicht schon über diese Küste veröffentlicht worden! In allen Sprachen Europas hat man ihre Schönheit gefeiert; aber da das Glück mitteilsam macht, und da es weitaus die meisten Menschen als ein wahres Glück im Herzen empfinden, an diesem Gestade Sonnenschein und Lebenslust in vollen Zügen geatmet zu haben, so ertönt stets von neuem das begeisterte Loblied dieser herrlichen Landschaft. Die etwa 180 km lange Straße, welche Nizza mit Genua verbindet, wird La Corniche genannt. Der Name ist trefflich gewählt, denn gleichwie ein Karnies den schmückenden Saum architektonischer Flächen bildet, so legt sich diese Straße in gefälligem Schwung an den Fuß der Seealpen, aus deren Felsen sie gewissermaßen herausgemeißelt ist. Schon die Römer benutzten sie auf ihren Kriegszügen gegen die wilden Ligurer, aber bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts war sie streckenweise doch nur ein Pfad für Saumtiere, bergauf an steilen Klippen vorüber, bergab längs der brausenden Meereswogen. Erst Napoleon I., der große Wegebauer der Neuzeit, hat die jetzige Fahrstraße geschaffen. Als junger General zog er gegen Italien; seine ersten Batterien pflanzte er in Ollioules bei Toulon auf. Er selbst äußerte einmal, daß ihn die Reize

einer schönen Landschaft niemals mehr überwältigt hätten als in einer schlaflosen Nacht in den Gebirgspässen oberhalb Nizza. Freilich kann man heute in 5—6 Stunden mit dem Schnellzuge, welcher in 36 Stunden von Paris nach Rom fährt, die ganze Corniche durchfliegen — aber nur zwingende Gründe können selbst den gleichgültigsten Geschäftsreisenden veranlassen, so eilig an dieser unvergleichlichen Bucht vorüberzuhasten.

Nizza zählt etwa 70000 Einwohner, ungerechnet die Fremden, welche ihm, namentlich im Winter, aus allen Ländern Europas zuströmen. Der Paillon durchfließt die Stadt von Norden nach Südwesten; östlich von seiner Mündung liegt der älteste Stadtkern, das auf steilem Hügel thronende Schloß, d. h. die Überbleibsel einer Citadelle, welche Jahrhunderte lang als ein Schlüssel oder Bollwerk Italiens galt. Ein wohlgepflegter Park zieht sich den Schloßberg hinauf; auf dem Kirchhofe der Nordseite hat unter einem prächtigen Denkmal Gambetta eine Ruhestätte gefunden. Die Tonkünstler Paganini und Halévy sind in Nizza gestorben, dagegen hat Garibaldi hier das Licht der Welt erblickt. Zur Erinnerung an Napoleon III. hat man auf der Spitze des Schloßberges eine Plattform angelegt: der von dort gebotene Rundblick ist ebenso reizvoll als großartig. Stadt und Umgegend, Meer und Alpenketten — eins übertrifft das andere, aber alle zusammen machen erst den vollen Zauber dieses glanzvollen Panoramas aus.

Zur Erinnerung an den Sieg, welchen die massilischen Phocäer über die Ligurer davongetragen hatten, gründeten erstere vor reichlich 2200 Jahren die „Siegesstadt" (Nikopolis oder Nicaea). Zwar sank sie unter Caesar zum bloßen Hafen der Hauptstadt Cemenelum (das heutige Cimiès, wenige Kilometer oberhalb Nizza) herab; aber als letzteres 578 n. Chr. von den Longobarden zerstört worden war, erhob sich Nizza aufs neue. So oft es dann später auch bis in die neueste Zeit zufolge seiner Lage die Eroberungslust der benachbarten Völker reizte, immer wieder blühte es auf, und heute erscheint es geradezu als ein „Klein Paris", so breit und hell sind seine neuen westlichen Stadtviertel, so glänzend seine Läden und das elegante Treiben auf seinen Boulevards, insbesondere auf der Promenade des Anglais. Hätte letztere nicht ihre Palmen und ihr Mittelmeer, man könnte sich an schönen Nachmittagen auf die Champs-Elysées oder in die Berliner Tiergartenstraße versetzt denken. Hier genießt der an Glücksgütern gesegnete Mensch, der gesunde allerdings mehr als der kranke, alle Freuden der Großstadt, ohne ihre Schattenseiten mit in den Kauf nehmen zu müssen. Unter diesem ewigen Lenzhimmel fangen die Kamelien im Dezember an zu blühen, das farbensatteste Immergrün prangt allerorten, und schon im März beginnt sich die Umgegend in ein wahres Blütenmeer zu verwandeln: der Duft von Veilchen und Orangen, von Heckenrosen und Vanillenblumen durchzieht die Luft; gegen das Silbergrau der Ölbäume hebt sich das rosige Weiß unzähliger Obstbaumblüten, hin und wieder auch das tiefe Rot blühender Tamarindenbäume wirkungsvoll ab.

Ein Kurort im engeren Sinne des Wortes ist Nizza nicht. Sein Strand ist zum Baden schlecht geeignet; die aus Norden wehende Tramontana oder der Mistral wühlen das ausgetrocknete Bett des Paillon zu turmhohen Staubwolken auf. Auch als Hafenstadt hat Nizza wenig Bedeutung. Unter den Ausfuhrartikeln nimmt das Öl die erste Stelle ein, dann folgen Orangen, Parfümerien und Blumen. Unter den zahlreichen Schlössern, Villen, Gärten und Parks zeichnet sich die Villa Smith durch ihre malerische Lage auf dem Vorgebirge Montoron, ihren barocken Baustil und ihre terrassenförmig zum Meere abfallenden Gärten aus. Die Villa Clary wird wegen ihrer herrlichen Orangengebüsche, und endlich die Villa Rosy wegen ihrer schönen Springbrunnen, Grotten und Treibhäuser viel besucht.

Die eigenartigste Schöpfung an der ganzen Riviera ist zweifelsohne Monaco. Auf einem etwa 60 m hohen, 800 m langen und durchschnittlich 300 m breiten Felsblock, welcher von drei Seiten vom Meere umspült wird, liegt das kleine Städtchen mit seinem Schloß, seinen Gärten, seinen Festungswerken: vom Festlande, namentlich von dem hochragenden Augustus-Turme von Turbia aus gesehen (vgl. das Bild S. 57), erscheint es inmitten des weiten Azurblaus des Meeres wie ein winziges Spielzeug. Aber es hat seinen Souverän und eine so reiche Geschichte wie die ältesten Staaten Europas, und vollends die Spielbank in dem nahebei gelegenen Monte Carlo macht es zu einem Wallfahrtsorte nicht nur der Naturfreunde, sondern noch mehr der Abenteurer aus aller Herren Ländern.

Bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung führte Monaco den Namen „Hafen des Herkules". Hier soll letzterer auf seinem Zuge nach Spanien den Geryon besiegt und einen Weg durch die Alpen gebahnt haben. Schon 500 v. Chr. erwähnt Hekatäus von Milet des Ortes als einer berühmten Kolonie der Griechen. Ihr Schutzgott hieß der isolierten Lage wegen Monoikos, und daraus bildete sich später der Stadtname „Hafen des Monoecus". Im Mittelalter hatte das Eiland genau dieselben Angriffe wie Nizza und die sonstigen bedeutenden Plätze dieser Küste zu erleiden. Kaiser Barbarossa schenkte es 1162 der Republik Genua. Als Spielball aller möglichen Parteien ging es aus einer Hand in die andere; vom 14. Jahrhundert ab war es am häufigsten im Besitz der Familie Grimaldi. Die seltsamsten, nicht immer lauteren Familien- und Staatsvorkommnisse sind in der Chronik dieses Geschlechtes verzeichnet. Heute herrscht Fürst Karl III. über das Ländchen. Den größten Teil seiner einstigen Besitzungen hat er 1861 an Frankreich verkauft, und in dem Reste gegen gute Entschädigung die Spielbank aufzuschlagen gestattet. Ein Generalgouverneur und einige Minister teilen die Regierungssorgen Sr. Hoheit; die aus 70 Mann bestehende „Armee" in kleidsamer hellblauer Uniform mit roten Streifen schlendert viel auf der Place principale vor dem Kasino oder in den drei Straßen der Residenz umher. Der Fürst weilt meist in seinem Pariser Hotel oder auf einem seiner Schlösser in Frankreich; sein landesväterliches Wohlwollen beweist er

nicht selten durch die Verleihung einer der fünf Klassen des Ordens vom heiligen Karl, dessen Großmeister S. Hoheit in eigener Person ist.

Man kann Monaco und das eng damit verbundene Monte Carlo kaum besser schildern als mit den Worten der offiziellen Ankündigung seitens der dortigen „Administration". „Die Halbinsel Monaco", heißt es darin, „liegt wie ein reizender Korb im Mittelmeer; sie hat die Vegetation der Tropen, die Poesie einer großartigen Lage und den weitesten Horizont. Das Sonnenlicht umstrahlt dieses ruhige und lachende Bild; Monaco ist, mit einem Worte, der ewige Frühling. Zur Seite der alten, sehenswürdigen Stadt Monaco, den Golf beherrschend, liegt Monte Carlo, eine Schöpfung der Neuzeit; auf anmutigem



Der Meerbusen von Spezzia.

Plateau erheben sich das splendide Hôtel de Paris, das Kasino und die feenhaften Gärten, die sich in Terrassen zum Meere hinstrecken. Die letzteren bieten den malerischten Blick: Promenaden, geschmückt mit Palmen, Johannisbrotbäumen, Aloen, Kaktus, Kamelien, Tamarinden und der ganzen Flora Afrikas." Nach Aufzählung aller der „eleganten Zerstreuungen und Vergnügungen", welche Monte Carlo bietet, kommt dann zum Schlusse die Hauptsache: „die Roulette spielt mit einem Zéro" u. s. w.

Die Wahrheit, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, bewährt sich nirgends häufiger als an diesem paradiesisch schönen Erdenfleck. So staunenswert auch die Üppigkeit dieser Gartenanlagen, der Prunk des Kasinopalastes, die Mannigfaltigkeit der Treppen, Terrassen, Aussichtspunkte und Ruheplätze sein mag — ohne den aus der Spielbank fließenden Goldregen wäre Monte Carlos Pracht niemals entstanden. Zu jenem Goldregen trägt weitaus die Mehrzahl aller der Herren und Damen,

direkt oder indirekt, bei, welche diese Märchengärten bevölkern und am Eingange zu dem Cercle des étrangers, wie der offizielle Name für die Spielsäle lautet, ihre Karte der reich livrierten Dienerschaft vorweisen. „Doch still von ihnen — schau und geh vorüber!“ möchte man hier mit Dante ausrufen. Leichtsinn, Habgier und Genußsucht feiern in diesen glänzenden Sälen tagtäglich wahre Orgien; wer die Rolle eines nüchternen Beobachters in diesem allgemeinen Taumel durchzuführen vermag, der kann hier allabendlich realistische Studien über den Einfluß machen, welchen der Dämon des Goldes auf Leute jedes Alters, jedes Geschlechtes, jedes Temperamentes, jedes Landes ausübt. Natürlich überwiegen die bösen, häßlichen Leidenschaften. Der Menschenkenner sieht bei dem gleichgültigen rien ne va plus der Croupiers auch die anscheinend gelassenen Spieler in eine nervöse



Noli an der Riviera.

Erregung geraten; ein leichtes, heiser anklingendes sapristi entfährt unwillkürlich auch dem Gewohnheitsspieler, wenn die Kugel einspringt und der Einsatz zum zehnten Male verloren gegangen ist. Selbst der Gewinn bringt selten Segen, aber unendlich viel Unheil und herzzerreißender Kummer dringt aus dem paradiesisch schönen Monte Carlo in viele Familien Europas. Mit einem Fluch auf den Lippen verläßt allabendlich mancher Spieler diese goldprunkenden Säle: jeder Sinn für die Wunder der Natur ist ihm genommen, und erleichtert vermag er meist lange nachher erst aufzuatmen, wenn er die Teufelskrallen der Leidenschaft nicht mehr fühlt und sich bei leeren Taschen mit dem uralten „Alles ist eitel“ über den wüsten Traum am Mittelmeer hinwegzuphilosophieren vermag. Nach einer statistischen Aufstellung der „Gazetta Piemontese“ haben sich in Monaco vom 1. Januar bis

zum 18. März 1884 nicht weniger als 21 Personen wegen ihrer Verluste am Spieltische entleibt.

Die nächste Perle der Riviera ist Mentone. Eine wohlthuende Stille, wenigstens im Vergleich zu dem Treiben in Nizza und Monte Carlo, lagert über dieser Doppelbucht. Das alte Kastell in der Mitte, mit den anliegenden Häusern, springt kühn ins Meer hinein; westlich schließt das steile Kap Martin, östlich die Punta della Mortola je eine halbkreisförmige Bai malerisch ab. Langsam steigt die Stadt vom Meeresufer bis auf die Vorberge der Alpen; in gewaltigen, über 1000 m hohen Kämmen umschließen letztere schützend die Küstenlandschaft. Am Fuße der Berge herrschen Citronen- und Orangenhaine vor, höher hinauf folgen Olivenwälder, indes dunkle Kiefern die oberste Vegetationsstufe bilden. Das Klima von Mentone ist für leichtere Brustkrankheiten und Neigung zur Schwindsucht außerordentlich günstig: in den letzten 27 Jahren stieg das Thermometer nur dreimal unter null, während sein Maximum (1859) 32° C. betrug; 214 Tage im Jahre hatten (nach zehnjährigem Durchschnitt) Schönwetter ohne jedes Gewölk.

Gerade wie in Nizza unterscheidet man auch in Mentone eine moderne Fremdenstadt längs des Ufers und die alte Stadt am Abhange des Schloßberges. Vor 1850 waren „Kurgäste" in Mentone unbekannt. Kein Wagen konnte die steilen Straßen durchfahren; eng und finster, wie in mittelalterlichen Festungen, schlossen sich die Häuser an einander. Nach Art der Südländer hatten die Mentonesen ihr Heim außerhalb des Hauses, namentlich in ihren Citronenhainen. Denn die Citrone ist der Hauptlandelsartikel für Mentone: weder an irgend einem andern Punkte der Riviera noch im nördlichen und mittleren Italien gedeiht gerade diese Frucht so trefflich wie hier. In Sicilien trägt der Citronenbaum der Hitze wegen nur vom September bis zum März Früchte, indes in Mentone die Ernte das ganze Jahr hindurch dauert, so daß es sprichwörtlich dort heißt: „Die Früchte wachsen unter der Hand, welche sie pflückt." Durchschnittlich werden 40 Millionen Stück im Jahre geerntet und in alle Länder der Welt versandt. Im Mai erscheinen regelmäßig amerikanische Schiffe auf der Reede von Mentone, um die sorgfältig in Kisten zu je 360 Stück verpackten Citronen zu laden; die für Frankreich bestimmten Kisten enthalten nach altem Brauch 490 Stück, die nach „Flandern", d. h. Nordeuropa, versandten dagegen 420 Stück. Die Apfelsinen von Mentone sind im Vergleich zu den spanischen und sicilischen wenig wert. An Olivenöl werden durchschnittlich 400000 kg gewonnen. Die Olivenbäume von Mentone sind durch ihre Größe ausgezeichnet; man findet noch Stämme aus der Römerzeit, welche durch ihre phantastischen Formen und ihren riesigen Umfang die Bewunderung der Maler erregen.

Aber weder die alte Stadt noch das elegante internationale Leben im Jardin public, weder die Citronen- und Olivenhaine noch die Anmut der sich ins Gebirge hinaufziehenden Thäler machen die reizvolle Schönheit dieses Gestades aus: erst der leuchtende Glanz des Himmels, der stete Ausblick auf das tiefblaue Meer und die Majestät der Alpenkette vollenden die unbeschreibliche Farbenpracht dieses Landschaftsbildes.

Litteratur über Frankreich:

Adelmann, Alfred, Graf: Am ligurischen Meere. Stuttgart 1883.

Brennecke, Adolf: Um Paris. Eine Erzählung aus großer Zeit. Zürich 1883.

Cerfberr, G. de Medelsheim: L'architecture en France. Paris 1883.

Ducamp, Maxime: Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie. 6 Bde. Paris 1876.

Hillebrand, Karl: Frankreich und die Franzosen. Berlin 1879.

Jamin, E.: Fontainebleau. Notice historique et descriptive. Fontainebleau 1841.

Joanne, Adolphe: Paris illustré. Paris 1883.

Derselbe: Environs de Paris. Paris 1883.

Joanne, Paul: Les stations d'hiver de la Méditerranée. Paris 1883.

Lami: Dictionnaire encyclopédique de l'industrie et des arts industriels de la France. Paris 1876.

Nordau, Max: Aus dem wahren Milliardenlande. Leipzig 1878.

Reclus: J. J. E.: Géographie de la France. Paris 1882.

Sarcey, Francisque: Le siège de Paris. Paris 1880.

Schneider, G.: Pariser Briefe. 4 Bde. Leipzig 1872.

Zolling, Theophil: Reise um die Pariser Welt. 2 Bde. Stuttgart 1881.

Italien.

An der Brücke St. Louis, östlich von Mentone, steht ein einfacher Grenzstein mit der Inschrift «France, 1861» auf der einen und «Italia» auf der andern Seite; unweit davon befindet sich die Grenzzollstation und das italienische Städtchen Ventimiglia. Damit sind wir eingetreten in das Wunderland, nach welchem die Völker Nordeuropas sich seit zwei Jahrtausenden sehnen. Unser Dichter Hermann Allmers spricht dies so anschaulich und warm empfunden in den Versen aus:

Italia, Land der Herrlichkeit! Wie schön wär's da zu wohnen!
So riefen schon in grauer Zeit die Cimbern und Teutonen.

Italia, du Sonnenland! Da wird das Glück uns strahlen!
So riefen drauf voll Wanderlust die Goten und Vandalen.

Italia sei der Reise Ziel! Auf, steuern wir von dannen!
Es schwellt die Segel unser Nord! so riefen die Normannen.

Italia ist der hohe Preis, wert, daß man sein begehre!
Die deutschen Kaiser riefen's aus samt ihrem deutschen Heere.

Italia, du Schönheitswelt! Heil, wer dich darf betreten!
So rufen bis zum jüngsten Tag die Künstler und Poeten.

Die Künstler und Poeten nur, die wußten's anzufangen;
Die andern all' sind jammervoll zu Grunde dort gegangen.

Die Künstler und Poeten nur, die kehrten glücklich wieder
Und brachten uns manch hohes Werk und manche hohe Lieder.

Die Künstler und Poeten nur, die langten nicht nach Kronen,
Des edlen Lorbeers duft'ger Kranz sollt' ihre Kunst belohnen.

Die Reiche und die Kronen sind zertrümmert und zertreten,
Es grünt der Lorbeer fort und fort den Künstlern und Poeten.

Diese Grundstimmung trägt wohl jeder mit sich heim, dem jenseits der Alpen unvergeßliche Tage zu durchleben vergönnt war. Freilich, die bis jetzt von uns durchwanderte Strecke der Riviera, obschon politisch zu Frankreich gehörig, trug schon einen italienischen Charakter; aber je weiter wir in die Apenninische Halbinsel vordringen werden, desto mehr wird sich in Geschichte, Sprache, Kunst und Volkscharakter die Eigenart dieses reizvollen Landes zeigen.

Das Städtchen Ventimiglia ist den politischen und Verkehrsverhältnissen der beiden sich hier begegnenden Großstaaten zum Opfer gefallen. Nur als Festung und als Zollabfertigungsstation hat es einige Bedeutung; einsam liegt es auf seiner Bergkuppe da, und selten verläßt der Reisende sein „Gepäck" auf dem langweiligen Bahnhofe, um die aus den Trümmern eines Junotempels erbaute Kathedrale oder die Schluchten der wildströmenden Roya zu besichtigen. Die Eisenbahn hat hier wie anderwärts die Naturgenüsse beeinträchtigt. Nicht mehr umkreist die Mehrzahl der Reisenden zu Fuß oder zu Wagen die malerischen Buchten, blickt von den Vorgebirgen weit hinaus über Land und Meer und lernt in den engen Straßen der Landstädtchen die Einwohner in ihrem Heimwesen kennen: man fliegt im Eilzuge dahin, aus einem Tunnel in den anderen, und noch ehe man die von dem grellen Sonnenlichte geblendeten Augen wieder an das Schauen gewöhnt hat, rasselt man schon in einen neuen Tunnel hinein.

Aber in dem nahen Bordighera macht doch wohl jeder Tourist Halt. Es ist die Palmenstadt Europas, ein Stück Palästina oder Algier. Eine Pferdebahn verbindet es neuerdings mit Ventimiglia. Nirgends sonst längs der Riviera gedeihen die Palmen seit undenklichen Zeiten üppiger als hier; was Mentone für die Citronen-, das ist Bordighera für die Palmenkultur. Man pflegt die bis zu 25 m hohen Stämme in Gärten und Hainen mehr des Blattwerks als der Früchte wegen; letztere gelangen hier seltener als in dem spanischen Elche zur Reife. Oft findet man die Wedel sorgfältig in ein Bündel zusammengebunden, damit der Wind sie nicht zerzause, der Staub sie nicht verunreinige und das zu grelle Sonnenlicht ihnen nicht die zarte Färbung nehme.

Daß Bordighera die Palmen für den Palmsonntag nach Rom liefert, hat seine eigene Bewandtnis. Als der Papst Sixtus V. im Jahre 1586 einen Obelisk, welchen einst Caligula aus Ägypten nach Rom geschafft hatte, in der Mitte des St. Petersplatzes aufrichten wollte, fand man, daß der fast 10000 Centner schwere Stein sich nur dann auf den Unterbau würde bringen lassen, wenn die 900 Arbeiter sich aufs genaueste den Anordnungen des Baumeisters Fontana fügten. Bei Todesstrafe wurde es verboten, während der Arbeit zu sprechen. Schon schwebte der Obelisk über seiner Basis, als die Seile sich zufolge der Hitze an einer Seite zu weit gezogen hatten, so daß die Last in eine schiefe Lage geriet. Ein Augenblick atemloser Spannung herrschte auf dem weiten, menschenerfüllten Platze. Da rief laut eine Stimme aus der Menge: „Wasser auf die Seile!" Fontana begriff schnell die Richtigkeit dieses Winkes, die Seile wurden benetzt, zogen sich ein wenig zusammen, und der Obelisk kam an seine rechte Stelle, auf der er noch heute steht. Papst Sixtus verzieh nicht nur dem Rufer, einem gewissen Bresca aus Bordighera, sondern verlieh ihm auf seine Bitte für alle Zeiten das Privilegium, die zum Palmsonntag nötigen Palmenzweige nach Rom zu liefern.

In Bordighera giebt es weniger Spaziergänge als an den übrigen klimatischen Kurorten der Riviera, auch fehlt es an gesellschaftlichen Zusammenkünften der Fremden. Dagegen finden die Naturfreunde in dem Garten des Herrn Moreno eine so vollständige Sammlung von Pflanzen aller Erdteile, daß man diesen Garten als ein ungeheures Treibhaus bezeichnen kann, dessen Dach das sonnige Himmelsblau bildet.

Unweit Bordighera sproßt gerade ein neuer Kurort empor. Bei dem Dorfe Ospedaletti hat eine französische Aktiengesellschaft einen großen Landkomplex angekauft, Fahrstraßen und Fußwege durch die Olivenwälder angelegt und das große Hôtel de la Reine mit einem Kasino daneben erbaut; auch einige Mietskasernen sind bereits fertig gestellt, ja selbst eine englische Kapelle ist im Entstehen begriffen — wird die neue „Gründung" Erfolg haben?

Nur 5 km weiter nach Osten liegt das vielbesuchte San Remo. Die Corniche führt mitten durch die altertümliche Stadt; als Straße heißt sie Via Vittorio Emanuele, ein Name, welcher seit dem Tode des Re galantuomo geradezu typisch für die italienischen Städte geworden ist. Die höher gelegene Altstadt ist ein malerisches Labyrinth von engen, steilen Gassen mit ausgesprochen italienischem Charakter. Oft verbindet ein Mauerbogen zwei gegenüberstehende Häuser, um Schutz vor Erdbeben zu gewähren. Es giebt 14 Kirchen in der 18000 Einwohner zählenden Stadt, darunter mehrere amerikanische und englische; auch evangelischer Gottesdienst in deutscher Sprache wird Sonntags abgehalten. Ein großartiges Kasino ist noch im Bau begriffen, das Theater dagegen bereits vollendet. Die Stadt besitzt eine Schiffahrtsschule; zu Napoleons I. ägyptischer Expedition stellte sie achtzig Küstenfahrer; auf einem Schiffe von San Remo machte Garibaldi seine Lehrjahre als Seemann durch.



Das Ohr des Dionysius bei Syrakus.

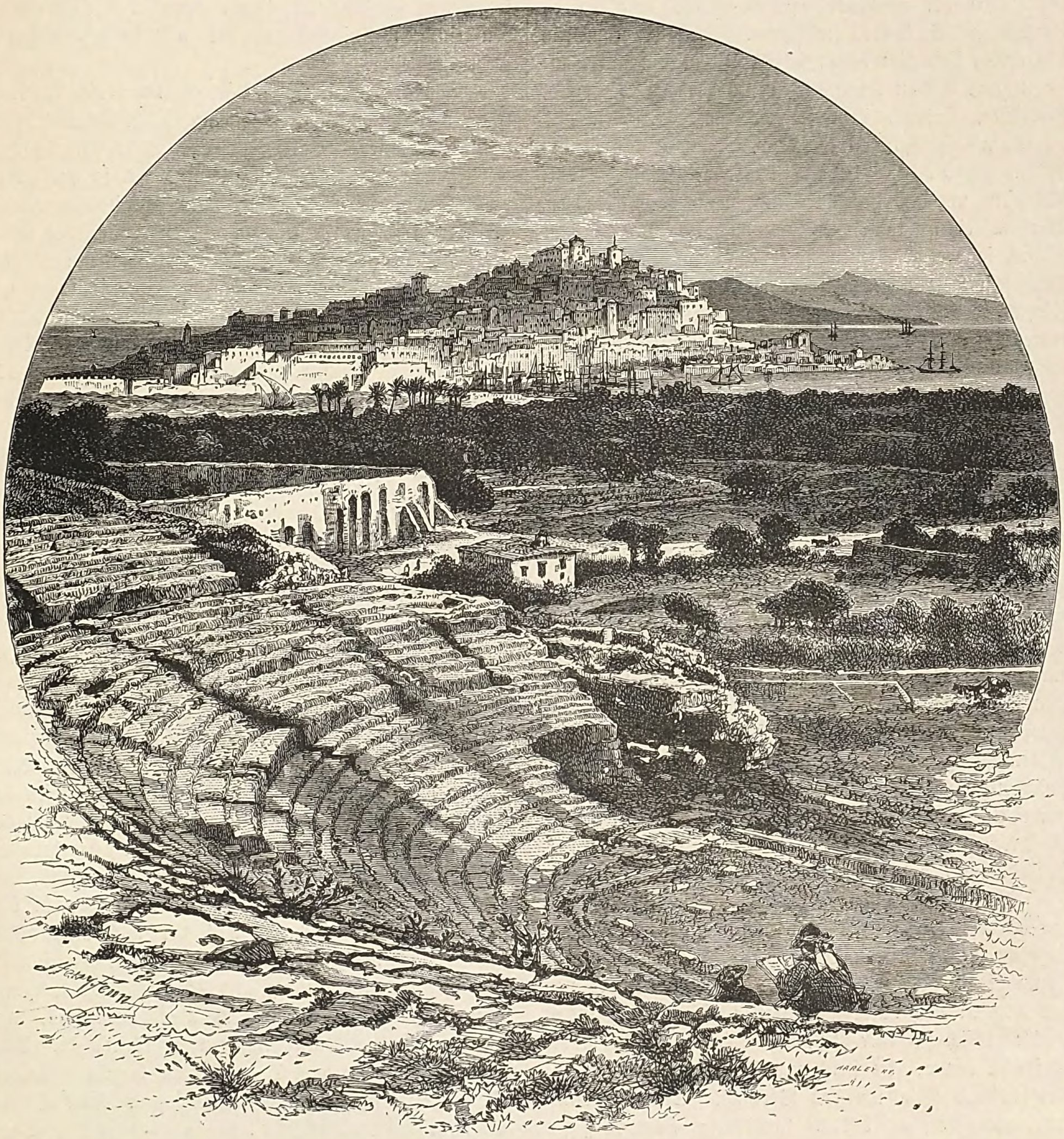
Der lohnendste Aussichtspunkt über Stadt und Meer ist die oberhalb der Altstadt gelegene Terrasse der Kirche Madonna della Costa. Eine mit Ziegelsteinen gepflasterte Treppe (vgl. das Bild S. 65) führt bis auf die Spitze der Bergkuppe. Man atmet freier auf, wenn man aus dem Gewirr der engen Gassen an die ersten Stämme des hier beginnenden Olivenwaldes kommt und dann, nach rückwärts gewandt, mit einem Blick die gartenreiche Bucht mit dem Häusermeer zu Füßen und den weiten, lachenden Spiegel des Meeres überschaut, das nur selten, namentlich bei heftigem Südwind, mit schäumenden Wogen gegen die Küste anstürmt. In solchen Stunden des Aufruhrs der Elemente begegnet man gerade auf dieser Treppe oft den Weibern der Schiffer; sie rufen die Madonna zum Schutz für den Gatten an und weihen ihr eine Kerze in dem nahen Kirchlein.

Hinter der mittelalterlich finsteren Festung Taggia führt die Corniche an Porto Maurizio vorbei, einem lebhaften Hafenplatz; auf den Barken mit lateinischen Spitzsegeln hantiert ein sonnengebräunter Menschenschlag beim Klange seltsamer Schifferlieder. Durch Tunnel und über Viadukte gelangt man nach Oneglia, dem Geburtsorte des Andreas Doria, dessen Name so eng verknüpft ist mit der ruhmreichen Geschichte Genuas; dann weiter nach dem düstern, kirchenreichen Albenga mit der nahen Römerbrücke, deren lange Bogenreihe heute nur eine trockene Wiese überspannt; dann nach dem an schöngeschwungener Bucht gelegenen Noli (S. das Bild S. 69): malerisch ragen die Trümmer seiner hochgelegenen Burg, von Olivenwäldern umschlossen, über das alte Städtchen hinweg, das einst kühn neben Genua seine Unabhängigkeit zu behaupten vermochte.

Dann folgt Savona, nächst Genua und Nizza die größte Stadt der Riviera. Hierher brachte vor 2000 Jahren der Karthager Mago die aus Genua geholte Beute in Sicherheit, und viele Jahrhunderte später nahmen die Genuesen an der Nebenbuhlerin dadurch Rache, daß sie ihren Hafen zuzuschütten versuchten und ihren Handel vernichteten. Savona rühmt sich zweier großer Namen: es sind Papst Julius II., gleich ausgezeichnet als Krieger wie als Staatsmann, aus der Familie Della Rovere, und Chiabrera, der form=

gewandte Dichter, welcher Pindar und Anakreon zu Vorbildern wählte; auch Papst Sixtus IV. wurde in Savona geboren, und Pius VII. lebte einige Jahre hier in der Verbannung. Michelangelos Grabdenkmal für Papst Julius ist in so ungeheuren Verhältnissen entworfen, daß es niemals vollendet worden ist.

Immer näher rückt die große Stadt heran, immer zahlreicher werden ihre Vorboten. Herrliche Landsitze des genuesischen Adels wechseln ab mit Schiffswerften und industriellen Anlagen. Die Ortschaften am Ufer mehren sich; schon verbindet eine Pferdebahn sie mit der Hauptstadt, so daß man häufiger als mit der höher gelegenen Eisenbahn dorthin gelangen kann. Nur in Pegli machen wir noch einen Augenblick Halt, gewissermaßen um Ab-



Syrakus vom griechischen Theater aus.

schied zu nehmen von der gesegneten Riviera di Ponente. Nicht der flache, feinsandige Strand, an welchem murmelnde Wellchen zum kühlen Bade einladen, auch nicht die prächtigen Hotels mit den stets gedeckten Tafeln machen den Hauptreiz von Pegli aus. Es sind einige herrlich am Abhange der Hügelkette gelegene Villen und die sie umgebenden Gärten, welche die Fremden immer aufs neue nach diesem Vorort der Riviera aus dem Getümmel der Großstadt hinauslocken. Weltberühmt ist die Villa Pallavicini. Der Geograph Daniel nennt ihren Park geradezu den schönsten Europas, und in mancher Beziehung stimmen wir ihm voll bei. Zwar hat man wohl etwas zu viel an diesem Erdenfleck herumgekünstelt, um seine landschaftliche Schönheit durch kleine Marmorbauten

in verschiedenen Stilarten, durch Grotten und Wasserkünste aller Art noch zu heben — „weniger“ wäre hier „mehr“ gewesen. Jedoch die weite Ausdehnung des Parks, seine herrliche Lage zwischen Meer und Hochgebirge, inmitten der üppigen Wälder der Vorberge mit ihren malerischen Schluchten, besonders aber die unvergleichliche Vegetation der Gärten selbst lassen diese Villa überaus interessant, namentlich für den aus dem Norden kommenden Wanderer, erscheinen. Azaleen, Kamelien, Magnolien sind hier in baumhohen Gebüschen mit Tausenden von Blüten bedeckt. Palmen, Pinien, Lorbeeren, Korkeichen, Cedern, Orangen sind in zahlreichen und prächtigen Exemplaren vertreten, Ananas werden im Freien gezogen, ja selbst Zuckerrohr, Kaffee, Zimt, Mimosen und ähnliche Tropengewächse sind vertreten. Wer an einem taufrischen Sommermorgen durch die peinlich sauber gehaltenen Parkwege wandeln darf, der fühlt sein Herz überquellen vor reinster Daseinsfreude; hier an der Schwelle Italiens, im Ausblick auf das blaue Mittelmeer, umweht von den lauen, balsamischen Lüften des Südens, wird er das unstillbare Sehnen begreifen, das von den Zeiten der Cimbern bis auf unsere Tage die nordischen Völker über die Alpen gelockt hat.

Genua verdankt seinen Beinamen „das stolze“ seinen zahlreichen Palästen und seiner großartigen Lage: amphitheatralisch baut es sich am Meere auf, seine Forts zeichnen sich wie die Zinken einer Krone ringsum auf den Vorbergen ab, und erst, wenn man weit hinaus ins Meer gefahren ist, treten die Kuppen der Alpen als Folie hinter das prächtige Stadtbild am Saume der Küste. Nicht gleich Venedig schlägt Genua seine Wurzeln nur in die Vergangenheit: es ist heute Italiens erste Handelsstadt, und wenn gar erst die überall in Angriff genommenen Hafenbauten vollendet sein werden, dann werden wenige Häfen der Welt einen großartigeren und gleichzeitig malerischeren Anblick gewähren als die halbrunde Bucht, welche der östliche „alte“ und der weiter ins Meer vorgeschobene, von Westen kommende „neue“ Hafendamm vor den Meereswogen schützen.

Daß Genua schon im Altertum ein Handelsplatz von Bedeutung gewesen sein muß, erhellt aus seiner Lage an der knieartigen Biegung (genu) der Küste; von Hannibals Bruder (205 v. Chr.) zerstört, wurde es von den Römern neu aufgebaut. Erst tausend Jahre später machte es sich zu einer Republik, und als solche blühte es schnell empor. Es stritt zur Zeit der Kreuzzüge mit Venedig und Pisa um den Vorrang. Seine Kolonien erweiterten sich; es bestand langjährige Kämpfe gegen die Nebenbuhlerinnen, vernichtete 1284 Pisas Seemacht, drang mit seinen Handelsniederlassungen nach Afrika, nach Armenien, nach der Krim vor, bis Venedig es nach hundertjährigem Wettstreit überflügelte, auch die Türken es seiner Kolonien beraubten, und vollends innere Kämpfe den Niedergang seiner Weltstellung beschleunigten. Nur ihren Handelsgeist, ihre Geldsucht und ihren Geldstolz bewahrten die Genuesen. Sie erfreuen sich keines besonderen Rufes dieserhalb. Schon Cato nannte die Ligurer „arglistig und bösgescheit“; ein neueres Sprichwort sagt: „In Genua ist das Meer ohne Fische, der Berg ohne Waldung, die Männer sind ohne Treue, die Weiber ohne Scham.“ Die Stadt hat keinen einzigen bedeutenden Schriftsteller, Maler oder Musiker hervorgebracht; daß Kolumbus in der Nähe geboren ist, bildet — außer dem durch Geldmittel ermöglichten Palastbau und der erfolgreichen Regsamkeit auf dem Gebiet des Handels — den einzigen Anspruch Genuas auf kulturgeschichtliche Bedeutsamkeit.

Das alles beeinträchtigt jedoch nur wenig den Reiz, welchen das trotzig-schöne Genua auf den Fremden ausübt. Die Häuser der alten, sich zum Meere hinabsenkenden Stadt sind so eng an einander und so massenhaft und vielstöckig gebaut, daß die Sonnenhitze in ihnen wenig verspürt wird; außer der Enge verbietet auch die Steilheit der meisten Straßen jeden Wagenverkehr: die bepackten Maulesel klimmen auf dem Ziegelsteinpflaster wie auf einer Treppe die Gäßchen hinauf. Der ansehnlichste und interessanteste Straßenzug Genuas ist die „Neue“ und „Neueste Straße“ mit ihrer Fortsetzung, der Via Balbi. Hier stehen die meisten Paläste des genuesischen Adels und die hervorragenden öffentlichen Bauten vergangener Jahrhunderte: die Palazzi Spinola, Cataldi, Giorgio Doria, das Municipio mit seiner großartigen Treppenanlage, die einander gegenüberliegenden Palazzi Rosso und Bianco, Marcello Durazzo, Balbi-Senarega, alle vier mit besuchswerten Gemäldesammlungen, endlich der schön eingerichtete Königspalast, die Universität und als würdiger Abschluß im Nordwesten, unmittelbar am Hauptbahnhof, das 1862 errichtete, figurenreiche Marmorstandbild des Christoph Kolumbus. Schon der alte Geograph E. W. Happel giebt in seinem Mundus mirabilis (die „Wunder der Welt“, Ulm 1687) seiner Bewunderung Ausdruck in den Worten: „Wer zuvor die meisten Städte in Welschland gesehen, der wird sich lassen bedunken, er habe bißher nur Armuth gesehen... An der Neuen Gasse steht eine solche Summa der Ehrengebäude, von lauter weiß, roth, gelb, schwartzem Marmelstein, dergleichen in Europa sonst nicht auf einem Hauffen beisammen gefunden werden“; auch der noch ältere Seb. Frank (1534) nennt Genua „die wunderwürdige Stadt“.

Wer die Ausdehnung und die Schönheit des modernen Genua mit einem Blick überschauen will, muß eine der hochgelegenen Anlagen besteigen, die Villa Negro, den Park Acqua Sola oder die kürzlich vollendete Wallstraße (Via di Circonvallazione). Drei Hauptfarben beherrschen das Bild: das grau-weiße Häusermeer mit seinen Türmen, Kirchen, Palästen und Loggien, der grüne Kranz von Gärten, Parks und Bergterrassen, endlich das weite, blaue Meer, auf dem die Sonne zu jeder Tageszeit, in jeder Stunde die mannigfaltigsten Lichteffekte hervorbringt, vom hellen Blinken und Glitzern um Mittag bis zu dem purpurfarbenen Glanze am Abend oder dem düsteren Grau, mit weißen Spritzkämmen untermischt, wenn ein Südsturm die sonst so glatte Fläche aufwühlt und der Mastenwald im Hafen zu schaukeln beginnt. Wohl

zur Zeit seiner höchsten mittelalterlichen Blüte war Genua nicht besser daran als heute. Es zählt 180000 Einwohner, sieht etwa 3000 Seeschiffe jährlich in seinen Hafen einlaufen und für 400 Millionen Franks Waren abladen, besitzt gute Schulen, großartige Wohlthätigkeitsanstalten, eins der besten Theater Italiens, ist für Seide, Goldwaren, Früchte u. dgl. ein ansehnlicher Handelsplatz und bildet einen Knotenpunkt in dem Eisenbahnnetz Italiens, namentlich nach Eröffnung des Gotthardtunnels: alle Wege aus dem westlichen Europa führen nur über Genua nach Rom. Trotzdem merkt man in der Stadt selbst wenig von der Eisenbahn, da dieselbe in einem gewaltigen Tunnel unter der ganzen Stadt hergeht. Dieser Tunnel, die neuen Hafenquais, das ausgedehnte Pferdebahnnetz, die detachierten Forts auf den Höhen, ja selbst die Pracht des 1867 angelegten Campo Santo vor den Ostthoren der Stadt — das alles sind Werke, die an Großartigkeit weitaus die einstigen republikanischen Schöpfungen übertreffen.

Man kann im allgemeinen von italienischen Städten niemals reden, ohne ihrer Kunstschätze im besonderen Erwähnung zu thun. In Italien bildet die Kunst, wie sonst nirgends in der Welt, einen organischen Bestandteil des Lebens, sie liegt gewissermaßen in der Luft des Landes. Seine Bewohner besitzen durchgängig einen hohen Schönheitssinn, ein Gefühl für Form und Klang, für Ton und Farbe, für Ebenmaß und Schönheit jedweder Art. Schon die alten Römer, namentlich in der Kaiserzeit, hatten als Erbteil von den überwundenen Griechen die Freude an bildnerischen Kunstwerken und reich entfalteter Architektur übernommen. Die romanische Kunstperiode des Mittelalters lieferte nach langem Stillstand der Weltcivilisation den Beweis, daß das ästhetische Feingefühl des italischen Volkes nicht erloschen war; selbst der gotische Stil des Nordens bequemte sich der Luft und dem Lichte, der Landschaft und der Natur des sonnigen Hesperiens an. Nirgends war den Künstlern eine ursprünglichere Liebe zur Natur eigen, nirgends ein größeres Streben nach Wahrheit und Treue in der Wiedergabe des wirklichen Lebens, namentlich der reichen, heiteren Seiten desselben. Zu den reinen Formen ihrer klassischen Vorbilder gesellten die Baukünstler eine Ornamentik, deren fesselnde Reize, wie sie unzählige Bauwerke von den Alpen bis hinunter nach Sicilien zur Schau tragen, höchstens von einzelnen Prachtbauten der spanischen Mauren übertroffen werden. Und dann vollends erst die großen Maler Italiens im 15. Jahrhundert! So sehr beherrschten sie die gesamte Welt der Erscheinungen, in so vielseitiger Weise offenbarte sich ihnen das Kunstideal, daß sie meistens nicht allein Maler, sondern gleichzeitig Bildhauer, Architekten, ja selbst Schriftsteller, Staatsmänner und Gelehrte waren.

Die Kunst trat in keinem Lande der Welt mehr in den Dienst der Kirche als in Italien. Aus ihrer innigen Verschmelzung haben beide Teile Nutzen gezogen. Als schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die christliche Gemeinde zu Rom sich als die einzig apostolische hingestellt hatte und der Bischof von Rom allmählich als Statthalter Christi anerkannt worden war, da unterwarf Rom sich zum zweiten Male die abendländische Welt: unter seiner Macht über die Geister und Gewissen der Völker beugten sich, meist erst nach harten Kämpfen, die mächtigsten Kaiser. Zwar hat die Lostrennung der griechischen Kirche und noch eingreifender die Lehre Luthers dem päpstlichen Regiment starken Abbruch gethan, sofern heute von den 420 Millionen Christen nur noch die Hälfte sich zur römisch-katholischen Kirche bekennt; aber immerhin darf letztere noch heute als der großartigste, geschlossenste Organismus angesehen werden, dessen tausend Fäden in Rom zusammenlaufen. Da erscheint es natürlich, daß Italien das katholischte Land der Welt ist: auf etwa 29 Millionen Einwohner kommen nur 60000 Protestanten und etwa 84000 Waldenser, Griechen, Juden rc.

Auch die Sprache Italiens hat bis gegen das Ende des Mittelalters dazu beigetragen, daß Europa in Italien eine Art von Mutterland für alle civilisatorischen Bestrebungen sah. Die römische Mundart war zufolge der Waffengewalt der Cäsaren die ausschließliche Amtssprache des einstigen Weltreiches. Als dieses zerbröckelte, sproßten kräftige Zweige aus seiner Volkssprache empor. Die katholische Kirche jedoch und die Gelehrtenwelt aller Länder haben die Schriftsprache des alten Rom bis auf den heutigen Tag beibehalten, ja selbst unserer Jugend wird die Sprache Ciceros vielfach als das hauptsächlichste Bildungsmittel und als Grundlage für moderne Sprachstudien empfohlen; auch die Rechtswissenschaft entbehrt sie nicht gern, um das Corpus juris civilis in der Ursprache zu studieren. Hat sich das heutige Italienisch, d. h. die von Dante, Petrarca, Boccaccio u. a. begründete Schriftsprache, auch außerordentlich weit von der altrömischen Mundart entfernt, so darf es dafür Anspruch darauf machen, die wohllautendste und poetischte Sprache der Welt zu sein. Der um die Kunde des modernen Italiens hochverdiente Professor Woldemar Kaden in Neapel äußert sich hierüber in den warmempfundenen Worten: „Die Sprache Italiens ist nicht einer seiner geringsten Reize, die zu unserer Seele sprechen und sie mit schmeichelndem Wohllaut umgarnen. Sie leitet deutlich fühlbar vom gewöhnlichen Sprechen zur Melodie, zur Harmonie, zur Musik hinüber. Die italienische Sprache ist das Echo einer romantischen Periode, einer Periode voll Künstlerglanz und Poesie, die von stolzer Patrizierpracht, von Weihrauchduft und Serenadenklang erfüllt war. Da blühen Orangen- und Citronenwälder, da rauschen im Mondschein die Springbrunnen, und Epheu und Rebe umschlingt die marmornen Säulen oder die grauen Klostermauern. Da hängen bunte Teppiche von den Balkonen, und schöne Frauen, wie sie Tizian malt, schauen lächelnd hinab auf die Straßen, in denen die architektonisch schönen Paläste stehen, und wo Fürsten und Edelleute, den schlagfertigen Degen an der Seite, mit glänzendem Gefolge wandeln. In den Gärten rauschen im Meerwinde die Lorbeerbäume, die Pinien und Cy-

pressen, und darunter wandeln kranzflechtende Damen, oder sie steigen in die geschmückten Gondeln zu einer Lustfahrt auf die Lagunen. Lauten tönen und liebliche Lieder; aber es fließt auch Blut, viel Blut, und vornehme Geschlechter befehden sich Jahrhunderte lang. Das ist Romantik, und die italienische Sprache ist ein echtes Kind dieser Romantik, ihr Grundzug ist Poesie. Ohne sie verstehen zu können, wird der bloße Klang derselben immer angenehm aufs Ohr wirken, melodisch, und wer sie versteht, der entdeckt in ihr einen hohen Schatz, einen unermeßlichen Reichtum an Schönheit und wird, ist ihm das Glück geboten, in dem Lande zu reisen, einen doppelten Genuß und Gewinn von solcher Reise haben."

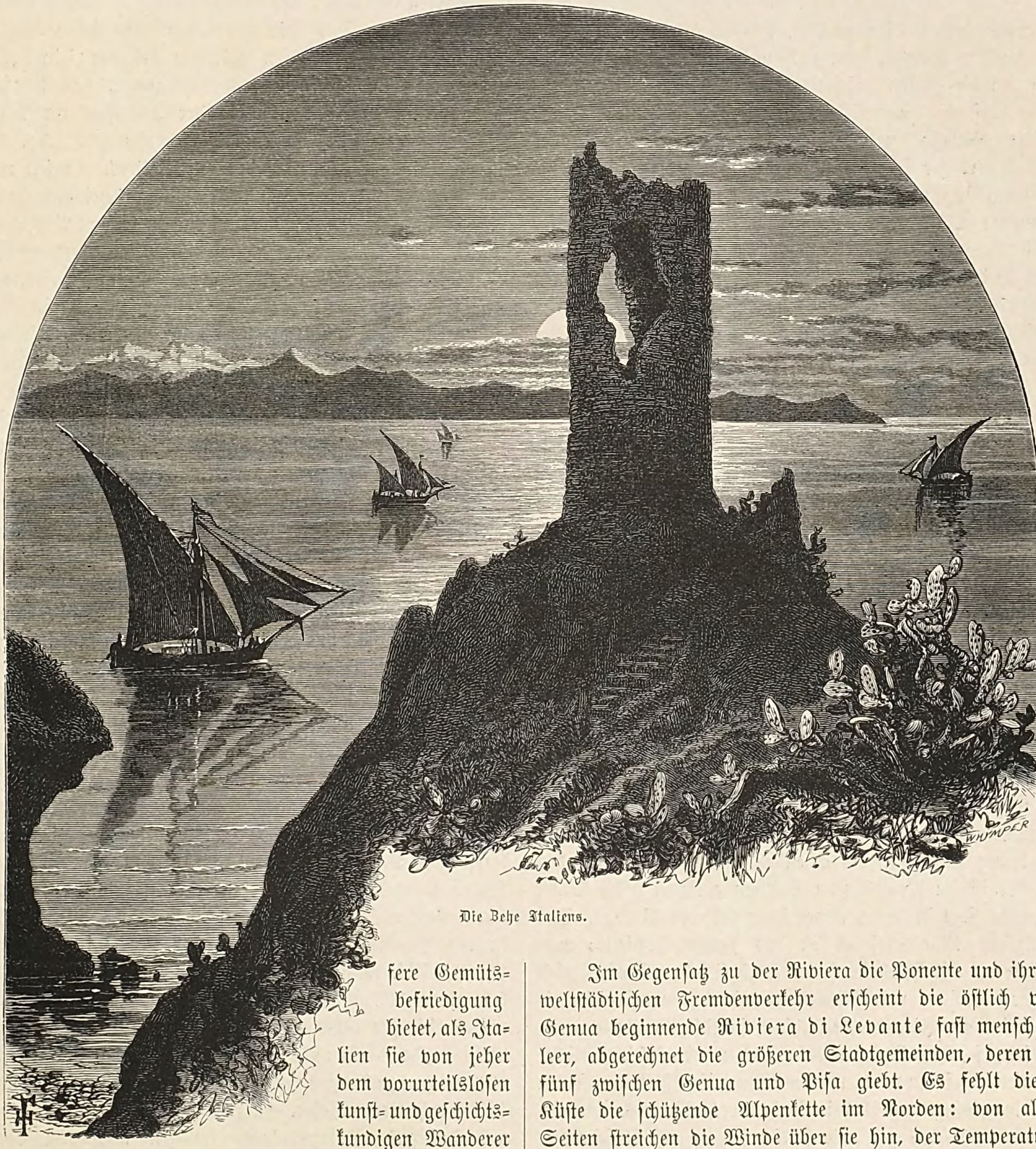
Freilich, ein so volltönendes Lob italienischer Sprache



Der Ätna auf Sicilien.

und Art ist nicht jedermanns Sache. Beispielsweise kann der alte Seb. Frank unmöglich am Arno oder am Tiber geweilt haben, daß er das in Florenz und Rom von den gebildeten Ständen gesprochene Italienisch («la lingua Toscana in bocca Romana») „ein zerbrochen und verkrüppelt Latein" nennt, und der sarkastische Bogumil Goltz hat sicherlich seine schlechte Stunde gehabt, als er die Worte schrieb: „Ganz Italien bildet in Wahrheit eine Nation von verblümten und handgreiflichen Lumpen. . . . Italien ist nicht früher zu einem gesunden, werkthätigen Leben zu erwecken, als bis entweder die Ruinen und Kunstwerke von dem zukünftigen Erretter

des Landes zerstört oder allen reisenden Kunstenthusiasten verschlossen sein werden." Das Körnchen Wahrheit, das dem vernichtenden Urteil des kulturfeindlichen Sonderlings zu Grunde liegen könnte, beruht wohl in der Neigung der Italiener (namentlich des Südens) zum süßen Nichtsthun («dolce far niente»), welche ihre äußere Bedürfnislosigkeit und ihr lachender Himmel begünstigen, in ihrer Vernachlässigung der den nordischen Völkern eigenen Reinlichkeit, in ihrem zu Ränken und Leidenschaftlichkeit angelegten Temperament und in der Verhätschelung, welche ihnen seit Jahrhunderten zu teil geworden ist. Jedem Volke haften Fehler an, aber kaum giebt es ein zweites Land in der Welt, dessen Kenntnis in Vorzeit und Gegenwart einen höheren geistigen Vorteil, eine tiefere Gemütsbefriedigung bietet, als Italien sie von jeher dem vorurteilslosen kunst- und geschichtskundigen Wanderer geboten hat. So sehr namentlich wir Deutschen unsere weiten Buchenwälder, unsere behaglichen Wohnhäuser mit ihren wohlgefüllten Speisekammern, unsere geordneten Staatsverhältnisse und tausend andere Dinge längs des Apenninenkammes vermissen werden — alles in allem erwogen, wandeln wir doch seltener auf den Höhen des Menschentums als jene Nachkömmlinge der weltgebietenden Roma.



Die Zehe Italiens.

Im Gegensatz zu der Riviera di Ponente und ihrem weltstädtischen Fremdenverkehr erscheint die östlich von Genua beginnende Riviera di Levante fast menschenleer, abgerechnet die größeren Stadtgemeinden, deren es fünf zwischen Genua und Pisa giebt. Es fehlt dieser Küste die schützende Alpenkette im Norden: von allen Seiten streichen die Winde über sie hin, der Temperaturwechsel ist ein schrofferer, und selbst da, wo die Richtung des Apennin eine subtropische Vegetation zu begünstigen scheint, kommen Orangen, Palmen u. dgl. doch nur an vereinzelten Stellen gedeihlich weiter. An wenigen Orten halten sich Fremde aus Gesundheitsrücksichten auf; ebenso läßt sich die kulturgeschichtliche Bedeutsamkeit dieser Ostküste kaum mit derjenigen der meisten Orte zwischen Genua und Marseille in Vergleich stellen. Desto groß-

artiger wirkt dafür die Landschaft dieser Küste. Da die Bergketten vielfach weiter als dort vom Meere zurücktreten, so überschaut man nicht nur den Fuß der Berge, sondern oft, besonders in Seitenthälern, den ganzen Gebirgskamm auf viele Meilen weit, ohne dabei auf das immer gleich fesselnde Bild der weiten Meeresfläche verzichten zu müssen. Freilich, vom Coupéfenster der Eisenbahn aus genießt man nur kleine Bruchstücke jener bergumkränzten Meeressichten, sowohl wegen der überaus zahlreichen Tunnel, als auch weil sich die Bahn meist eng an die Felsen anschmiegt.

Auf die gewerbfleißigen, hübsch gebauten Landstädte Rapallo und Chiavari folgt Lavagna, der Stammort der Fieschi, anmutig im Halbkreise von Pinienwaldungen eingehegt. In den nahen Bergen sind bedeutende Schieferbrüche; ganz Genua deckt seine Häuser mit Lavagneser Schieferplatten ein. Die große Kirche mit drei Kuppeltürmen ist ein Werk des hier geborenen Papstes Innocenz IV., des gewaltigen Gegners Kaiser Friedrichs II. Auch Adrian V. und der durch Schiller uns nahe gerückte Graf Fiesco, „auf dessen jungen Schultern sich das durchlauchtige Genua zu wiegen schien", haben hier ihre Jugend verlebt.

Den Höhepunkt der malerischen Schönheit der Riviera di Levante bezeichnet Spezzia. Selbst in Italien findet man nicht oft eine so anmutige und dabei in großem Stile gehaltene Bucht. Die Marmorberge senken sich stellenweise schroff ins Meer hinab, landeinwärts baut sich Kuppe hinter Kuppe auf, bis zu den nackten, hellschimmernden Gipfeln von Carrara reicht der Blick. Der Golfo della Spezzia ist ein aus mehreren Einbuchtungen bestehendes Seebecken, groß genug, um alle Flotten der Welt in sich aufzunehmen. Die kleine Insel Palmaria lagert sich vor den Eingang, welchen außerdem eine Anzahl von Befestigungswerken schützen. Unweit der Küste, aber mitten in dem Seewasser, sprudelt eine Süßwasserquelle mit großer Gewalt empor; bei ruhigem Wetter hat die auf dem Meeresspiegel sichtbare Wölbung des Sprudels einen Durchmesser von 6 m; das Wasser ist im Notfall zum Trinken geeignet. Die Stadt Spezzia liegt in der nordwestlichen Ecke des Beckens. Das königliche Marinearsenal ist das größte Italiens; man könnte es mit Wilhelmshaven bezüglich der Großartigkeit seiner Werften und Docks vergleichen, wenn nicht die Giardini am Strande die üppigste südliche Vegetation aufwiesen, so daß Spezzia mehr und mehr als klimatischer Kurort angesehen wird; namentlich englische Familien stellen sich in großer Anzahl bei Beginn des Winters hier ein. Der nach Süden geöffnete Golf wird an der Ostseite von dem Städtchen Lerici, im Westen dagegen von dem Fischerdorfe Porto Venere flankiert. Unsere Abbildung S. 68 zeigt letzteres am Fuße der hohen Steilklippe; ein marmornes Kirchlein auf dem Felsenvorsprung ist auf den Grundmauern eines römischen Venustempels erbaut, während ein verfallenes Fort oberhalb des Dorfes den malerischen Eindruck des zerklüfteten Ufers verstärkt.

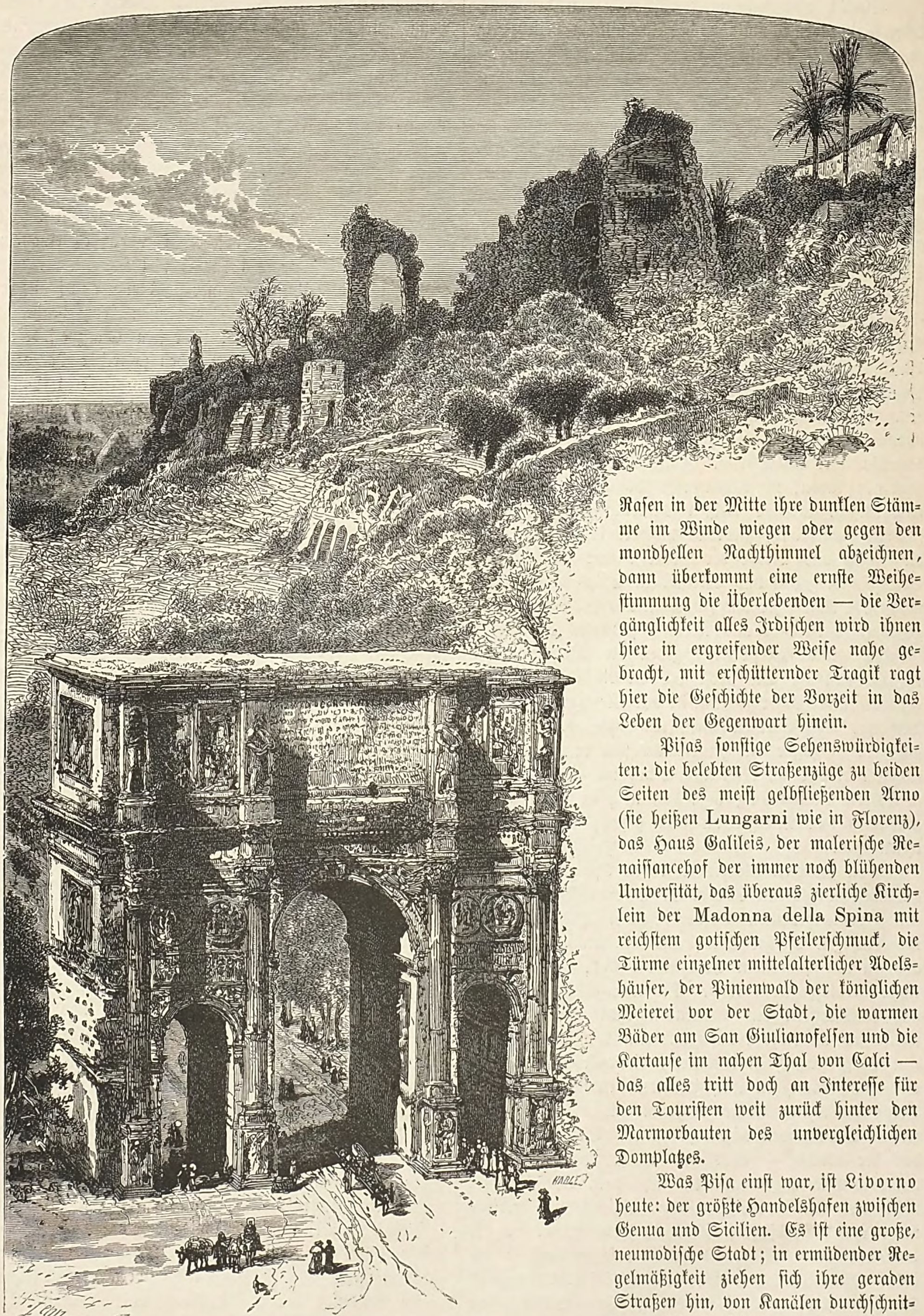
Von Spezzia aus führt eine Fahrstraße quer über den Apennin nach Reggio. Bei Sarzana verläßt diese Straße die Küste, wendet sich nordwärts, überschreitet in vielen Windungen den Hauptkamm und zieht sich dann allmählich in die lombardische Ebene hinab. Auf einem der Vorberge des östlichen Abhanges liegen die Ruinen des Schlosses Canossa, abseits von der Straße, auf einer kahlen, sonnverbrannten Bergkuppe, deren tiefeingerissene Schluchten im Winter von stürzenden Schneewassern durchwühlt werden. Das Dörfchen besteht aus einem Haufen ärmlicher, an den Felsen geklebter Hütten; seine 200 Einwohner sind so arm und verkommen, daß sie fast ausschließlich von den Almosen der Touristen ihr Leben fristen. Die Stelle, wo einst die Gräfin Mathilde, die merkwürdigste Schloßfrau des Mittelalters, Grafen und Fürsten, Könige und Päpste empfing, bezeichnet heute ein dreifarbiger Flaggenstock auf einer Art von Aussichtspunkt. Das ist eine Höhe, um Land an Land gereiht dem Besucher zu zeigen! Über vier oder fünf der einstigen Herzogtümer schweift der Blick; eine ganze Reihe ehemaliger Residenzstädte liegt bei klarem Wetter im Gesichtskreise dieser denkwürdigen Warte der Weltgeschichte. Über Modena ragt der 102 m hohe Glockenturm empor, dessen Einweihung die Gräfin 1106 beiwohnte; Reggio, einst die Unterthanin, dann die Zerstörerin Canossas, und Parma, die Stadt Correggios, sind deutlich sichtbar, und hinter hundert Dörfern und Flecken schimmert wie ein zarter Silberstreif der Po. Das alles war der stolzen «Donna d'Italia», der Freundin dreier Päpste, unterthänig. Ihr Geist war hochgebildet, sie sprach lateinisch, französisch und sogar deutsch. Wenn es die Sache Roms forderte, legte sie selbst den Kriegsharnisch an und sprengte mit dem Schwert in der Faust auf die Feinde los. Die Chronisten erzählen Fabeldinge von der auf Canossa herrschenden Pracht. Zu Hunderten strömten die Ritter und Fürsten hier manchmal zusammen. Die weiten Höfe der Burg wiederhallten vom Stampfen der glänzend gerüsteten Tiere, die langen Kreuzgänge wimmelten von Gefolgsmannen in gesticktem Wappengewand. Die Leute längs des Burgweges wurden reich von den silbernen Hufeisen, welche hier verloren gingen. Natürlich wird heute auch noch die Stelle gezeigt, wo König Heinrich IV. in den Dezembertagen 1077 barfuß stand, indes Papst Gregor VII. und an seiner Seite die Gräfin Mathilde von einem Altan auf den Büßer herabschauten. — Canossas einstiger Glanz ist so vollkommen vom Erdboden verschwunden, daß nicht einmal die neuerdings vorgenommenen Ausgrabungen etwas anderes als Ruinen und Mauertrümmer ergeben haben; ein paar Feigenbäume und duftiges Gebirgsunkraut sprossen aus dem öden Gestein empor. Die sterblichen Überreste der mächtigen Gräfin aber haben nach langem Umherirren erst 1635 ihre letzte Ruhestätte im St. Petersdom zu Rom gefunden, wo nie zuvor eine Frau beigesetzt wurde: im rechten Seitenschiff, hinter dem zweiten Pfeiler, prangt ihr Marmordenkmal — ihre nächste Nachbarin ist ihre Ranges- und Geistesgenossin, die Königin Christine von Schweden, die Tochter des Heldenkönigs Gustav Adolf!

Südlich von Canossa zweigt sich von dem nach Osten streichenden Hauptkamm des Apennin ein Seitenzweig ab, die Apuanischen Alpen, welche in einigen Gipfeln eine Höhe von 1800 m erreichen. Auch dem flüchtigen Reisenden fällt auf halben Wege zwischen Spezzia und Pisa der hellaschgraue, stellenweise auch weißschimmernde Grundton dieses Gebirges auf; namentlich bei grellem Sonnenschein erglänzt es an den Bruchstellen einzelner Seitenthäler wie von frisch gefallenem Schnee. Am Fuße eines der Vorberge, des Monte Sagro, liegt die Marmorstadt Carrara, und sowohl längs der Küste wie in die Schluchten und Thäler des Gebirges hinein bildet die Gewinnung, Bearbeitung und Versendung von Marmor die einzige Industrie dieser Gegend. Schon unter Kaiser Augustus wurde hier Marmor gebrochen, aber erst im 12. Jahrhundert begann Carrara der hauptsächlichste Bezugsort für dies unvergleichliche Baumaterial zu werden. 1769 wurde in der Stadt eine „Akademie der schönen Künste" gestiftet, zahlreiche Bildhauer verdanken derselben ihre Ausbildung. Zwischen dem gewöhnlichen, groben, grauen, meist geaderten Baumarmor und dem feinkörnigen, tadellos weißen Material für Bildwerke (Marmo statuario) giebt es hundert Spielarten; auch die Form und Größe der Blöcke kommt wesentlich in Betracht. Magazine und Werkstätten, Säge- und Poliermühlen, Steinbrecher und Fuhrleute mit Ochsengespannen, gewöhnliche Arbeiter und technisch gebildete Steinmetzen (scultori und scarpellini) geben die Staffage dieser Marmorstadt ab. Sie selbst und die Nachbarorte haben Straßen und Häuser größtenteils aus Marmor hergestellt; Treppen, Thürschwellen Fenstereinfassungen, Fußböden, Pflaster, ja sogar die Hauswände sind marmorn, und trotzdem drängt sich beim Anblick des mächtigen Gebirgsstockes die Überzeugung auf, daß noch in vielen Jahrhunderten kein Mangel an dem geschätzten Stein eintreten wird.

Von größeren Städten liegt den Apuanischen Alpen am nächsten das alte Lucca. Es ist eine lieblich inmitten einer wohlangebauten Ebene gelegene Provinzialstadt; ihre einstigen breiten Wälle sind mit hübschen Baumanlagen und fahrbaren Straßen versehen, so daß man rings herumspazieren kann. Die turmreiche Stadt, die mit Landhäusern und Gärten übersäete Ebene, durch welche sich im Norden auf Hunderten von hohen Bogen eine Wasserleitung hindurchzieht, die ansehnlichen Überreste eines römischen Amphitheaters, endlich die blauen Berge im weiten Bogen ringsum und die in quellenreichen Thalgründen reizend gelegenen „Bäder" im Norden der Stadt — alles das macht Lucca zu einem außerordentlich angenehmen Aufenthaltsort. Sprächen hier nicht die Steine der römischen Ruinen und einiger mehr als tausendjähriger Kirchen, man würde es der sauberen, stillen Stadt schwerlich ansehen, daß in ihr schon Cäsar, Pompejus und Crassus (56 v. Chr.) ihren Dreimännerbund behufs Teilung der Weltherrschaft schlossen, daß Longobarden und Ghibellinen sie im Mittelalter mehrmals eroberten, erstürmten, plünderten, ja daß Jahrhunderte hindurch ein förmlicher Schacher mit ihrem Besitz getrieben wurde, so daß das Wort „Freiheit", welches sie als einziges Zeichen im Wappen führt, geradezu den Spott herauszufordern scheint.

Lucca hat keine gefährlichere Nebenbuhlerin gehabt als Pisa, die jetzt „tote Stadt", wie sie nach italienischer Sitte mit ihrem Beiwort heißt. Wie tief ins Altertum Pisas Ursprung zurückgeht, und wie viele Einwohner es zur Zeit seiner höchsten Blüte im 13. Jahrhundert hatte, darüber gehen die Ansichten der Fachgelehrten weit aus einander. Soviel steht jedoch fest, daß es eine der ältesten Städte Italiens ist, was viel sagen will, und daß es, nach dem Umfange seiner Stadtmauer zu schließen, wenigstens 100000 Einwohner zählte; heute besitzt es etwa die Hälfte dieser Zahl. Über seine Glanzperiode im 11., 12. und 13. Jahrhundert geben zahlreiche Bauwerke Auskunft. Damals war die etwa 10 km entfernte Mündung des Arno noch für große Seeschiffe zugänglich, so daß Pisa, gleich Genua und Venedig, eine Handelsstadt ersten Ranges war, namentlich im Zeitalter der Kreuzzüge, und über Korsika, Sardinien, die Balearen und einen Teil Afrikas herrschte. Nach unzähligen äußeren und inneren Fehden war die Stadt am Anfange des 16. Jahrhunderts auf das tiefste herabgesunken; nur einige seiner herrlichen Kirchenbauten rettete es aus dem Verfall, und diese sichern der „toten Stadt" für alle Zeiten das regste Interesse seitens der Kunstfreunde. Wer hätte nicht schon von Pisas schiefem Turme gehört? Ist er wohl auch erst nach seiner Errichtung in die um 4,3 m aus dem Lot weichende Richtung gekommen (die Frage ist eine offene, und wohl mit Recht nennt A. Stahr den Turm „eine Augenschmerz verursachende Kuriosität"), so trägt doch die stilvolle Gliederung seiner Säulengalerien, die stattliche Höhe (54,5 m), welche eine hübsche Rundsicht ermöglicht, und der Reichtum des Baumaterials dazu bei, diesen Glockenturm zu einem würdigen Wahrzeichen der alten Stadt zu machen; selbst das starke Erdbeben von 1846 hat ihn keinen Zoll aus seiner Lage gebracht.

Aber erst der majestätische Dom daneben, dessen hundert Säulen einst von allen Enden der Welt hierher zusammengebracht wurden, dann die freistehende Taufkapelle (Battisterio), ein marmorner Rundbau von 30,5 m Durchmesser bei 54,5 m Höhe, und endlich der fast 700 Jahre alte Friedhof (Campo santo) verleihen diesem Dombezirk von Pisa etwas so außergewöhnlich Großartiges und Feierliches, daß kein Ort Italiens, mit Ausnahme einiger römischen Bauten und der Tempel von Paestum, auf gleich gedrängtem Raume etwas Ähnliches an Schönheit, Monumentalität und kunstgeschichtlicher Bedeutsamkeit aufzuweisen hat. Aus Palästina brachte eine Flotte von 50 Schiffen die Erde zu diesem Friedhofe herbei. Ringsum schließt eine bogenreiche Halle, mit gotischen Fenstern nach innen, vielen hundert Marmordenkmälern und großen Freskobildern alter Meister, diesen Ruheplatz der Toten ein. Wenn die Tritte auf den Leichensteinen der unter den Arkaden begrabenen Geschlechter wiederhallen, wenn die Cypressen auf dem



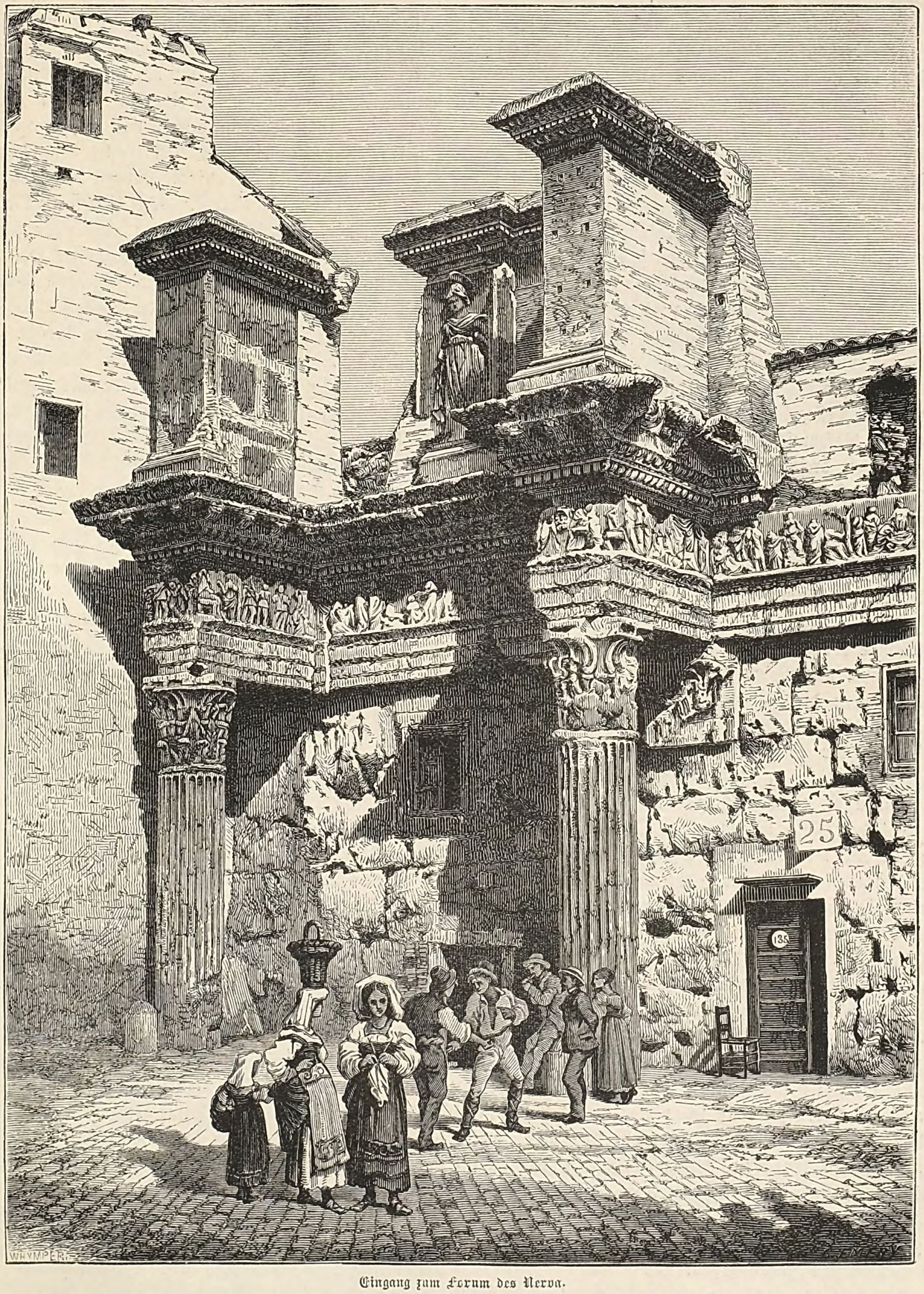
Der Palatinische Hügel und der Konstantinsbogen.

Rasen in der Mitte ihre dunklen Stämme im Winde wiegen oder gegen den mondhellen Nachthimmel abzeichnen, dann überkommt eine ernste Weihestimmung die Überlebenden — die Vergänglichkeit alles Irdischen wird ihnen hier in ergreifender Weise nahe gebracht, mit erschütternder Tragik ragt hier die Geschichte der Vorzeit in das Leben der Gegenwart hinein.

Pisas sonstige Sehenswürdigkeiten: die belebten Straßenzüge zu beiden Seiten des meist gelbfließenden Arno (sie heißen **Lungarni** wie in Florenz), das Haus Galileis, der malerische Renaissancehof der immer noch blühenden Universität, das überaus zierliche Kirchlein der **Madonna della Spina** mit reichstem gotischen Pfeilerschmuck, die Türme einzelner mittelalterlicher Adelshäuser, der Pinienwald der königlichen Meierei vor der Stadt, die warmen Bäder am San Giulianofelsen und die Kartause im nahen Thal von Calci — das alles tritt doch an Interesse für den Touristen weit zurück hinter den Marmorbauten des unvergleichlichen Domplatzes.

Was Pisa einst war, ist Livorno heute: der größte Handelshafen zwischen Genua und Sicilien. Es ist eine große, neumodische Stadt; in ermüdender Regelmäßigkeit ziehen sich ihre geraden Straßen hin, von Kanälen durchschnitten, reich an Läden und hochstöckigen Wohnhäusern. Vor den alten Hafen

legt sich halbmondförmig mitten im Meere der neue Hafendamm von 1,6 km Länge. Hier am Hafen pulsiert das regste Treiben der 100000 Einwohner zählenden Handelsstadt; das ganze Morgenland und die meisten großen Häfen des Mittelmeeres stehen mit Livorno in direktem Schiffahrtsverkehr. In keiner Stadt Italiens



Eingang zum Forum des Nerva.

leben verhältnismäßig mehr Juden als in Livorno; ihre Wechselstuben machen die Stadt zu einem namhaften Bankplatz; ihre Synagoge ist nächst der Amsterdamer die bedeutendste Europas. In Livorno lebt man mehr als anderswo der Gegenwart, der Arbeit, dem materiellen Genuß. Den oft großartigen Bauwerken fehlt ebenso wie

der Einwohnerschaft ein ausgeprägter, historisch entwickelter Charakter; die Stadt ist verhältnismäßig arm an Kunstdenkmälern wie an wissenschaftlichen Instituten.

* * *

Ehe wir unsere Wanderung nach der „ewigen Roma“, dem glanzübergossenen Neapel und anderen denkwürdigen Städten des italischen Festlandes fortsetzen, besteigen wir eins der schönen Dampfschiffe der Gesellschaft Rubattino oder Florio oder der Messageries Maritimes, um einen Abstecher nach Sicilien zu machen. Zwar hätten auch Korsika, Sardinien, ja selbst Elba, Caprera, Malta und viele andere Inseln des Mittelmeeres einen Besuch verlohnt, aber Sicilien übertrifft sie alle an Großartigkeit seiner Natursceneren wie an einer fast beispiellosen Bedeutung für den Wandel und Wechsel in der Weltgeschichte. Schon vom hohen Meere aus zeigt sich die Hauptstadt des Landes, Palermo, im Glanze südlicher Schönheit. Steil und massig, wie eine gewaltige Schutzmauer vor dem Andrang der Fluten, ragt im Norden der 600 m hohe Monte Pellegrino auf, völlig isoliert in der Fruchtebene „die Goldmuschel“ stehend, welche „das glückliche“ Palermo von drei Seiten umschließt; Berg und Stadt werden im Osten vom Meere bespült. „Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben“, meint Goethe vom Monte Pellegrino, und gerade die wilde Öde des nackten, sonnverbrannten Felsens erhöht die Lieblichkeit der üppig grünen Ebene an seinem Fuße, welche man, gleich dem syrischen Damaskus, mit dem „Halsbande der Schönheit“ verglichen hat. Palermo ist, nächst Neapel und Rom, die größte Stadt des Königreichs Italien: die Zählung vom 31. Dezember 1881 ergab 245 000 Einwohner. Ungemein charakteristisch für die Anlage der Stadt sind die beiden schnurgeraden Hauptstraßen, die Via Macqueda und die Via Vittorio Emanuele, welche sich genau rechtwinklig in dem ornamentalen Platze der Quattro Canti schneiden und die ganze Stadt in vier ziemlich gleichgroße Viertel teilen. Unter den Kirchen Palermos, deren große Anzahl jeden Fremden in Erstaunen setzt, nimmt der Dom die erste Stelle ein. Wie bei vielen öffentlichen Bauten Siciliens, so kreuzen sich auch hier die Baustile verschiedener Zeiträume: arabische und lateinische, byzantinische und normannische Elemente begegnen sich und bringen eine prunkende Mannigfaltigkeit, namentlich der Fassaden, hervor. Zwei deutsche Kaiser sind in diesem Dome bestattet, Heinrich VI. und Friedrich II., der geniale Heldenkaiser, dessen Lebensschicksale jeden Roman an Romantik übertreffen. Beim Anblick ihrer Porphyrsärge überkommt es den deutschen Wanderer seltsam wehmütig, daß diese ritterlichen Fürsten seines Stammes so fern der Heimat ruhen, und dennoch schwellt freudiger Stolz seine Brust, daß gerade unter dem Scepter der Hohenstaufen Sicilien seine glanzvollsten Zeiten gehabt hat.

Aber nicht in der lärmenden Hauptstadt, sondern im Innern der Insel, sowie an ihrer Süd- und Ostküste tritt die Eigenartigkeit Siciliens zu Tage. Sein Inneres gleicht einem inmitten eines gewaltigen Sturmes plötzlich zu Stein erstarrten Meere: wie ungeheure, wild durcheinander geworfene Wogen ragen vielzackig die Berge empor, und nur die regelmäßige Pyramide des Ätna gewährt in diesem Aufruhr aller Elemente ein ruhiges Bild majestätischer Größe. Die trotzige Schroffheit des Berglandes wird nur an drei Stellen unterbrochen und durch die sich gegen das Meer hin erweiternden Thäler dreier Flüsse gewissermaßen in ein System gebracht. Trotz der verhältnismäßig bedeutenden Wasserarmut der Insel wird letztere etwa zu drei viertel der Oberfläche nutzbringend bestellt; bis auf die Kuppen der Berge steigt mehr und mehr die Kultur. Wo Citronen, Orangen, Weizen, Wein, Oliven und Tomaten nicht mehr gedeihen, da kommt doch immer noch die Zwergpalme fort; auch Mandeln, Haselnüsse, Opuntien und Kernobst bestätigen durch ihre große Ertragsfähigkeit die Wahrheit, daß Siciliens ganze Existenz auf seiner Vegetation beruht.

Freilich, jene vorhistorischen Zeiten sind längst vorüber, von denen Diodorus berichtet: damals lagen herrliche Seen inmitten dichter Eichenhaine; es sprudelten Quellen von vorzüglichem süßen Wasser empor; die Üppigkeit der Wälder und die Fruchtbarkeit des Bodens waren so groß, daß die jagenden Hunde vor lauter Blumenduft die Spur des Wildes verloren, und daß noch in späteren Jahrhunderten ein karthagisches Heer, dem seine Lebensmittel ausgegangen waren, sich dort ohne Zufuhr ernähren konnte, denn das Gebirge wäre eine Speisekammer für viele Tausende gewesen. Zu arg hat zwei Jahrtausende hindurch die „wälderstürmende Hand“ des Menschen auf dieser Insel gehaust, welche für die Kulturvölker des Altertums und teilweise noch des Mittelalters eine Art Centrum abgab, auf dessen Besitz sich aller Anstrengungen richteten. Osker und Phönizier, Griechen, Karthager und Römer, Sarazenen und Normannen, Longobarden und Deutsche führten blutige Kämpfe um dies Eiland, und mehr noch als Spanien darf Sicilien das Land der weltgeschichtlichen Tragik genannt werden.

Heute durchziehen schon vier größere Eisenbahnlinien die Insel: zwei von Palermo aus nach Süden bezw. Südwesten, die dritte von Messina längs der Ostküste nach Süden, und die vierte von Catania aus quer durch die Insel, vorüber an dem Felsennest Castrogiovanni, dem „Nabel“ Siciliens, in dessen Tempel die alten Sikuler ihre Urgöttin Demeter-Kore verehrten, das als griechisches und römisches Enna bis auf Ciceros Zeit, ja selbst noch im zweiten Teile von Goethes Faust den Schauplatz kulturgeschichtlicher Probleme abgegeben hat. Zufolge des Eisenbahnverkehrs und der immer durchgreifenderen Handhabung der Gesetze seitens der italienischen Regierung schwinden mehr und mehr die Klagen über allgemeine Unsicherheit im Lande. Selbst der Geheimbund der Maffia verliert an Boden; Schulzwang und Militärpflicht tragen ebenfalls dazu bei, Sicilien immer enger an die europäischen Kulturländer anzuschließen.

Das alles beseitigt jedoch noch lange nicht, zur Freude aller Kunst- und Geschichtsforscher, die unzähligen steinernen Zeugnisse von der einstigen Blüte der Insel

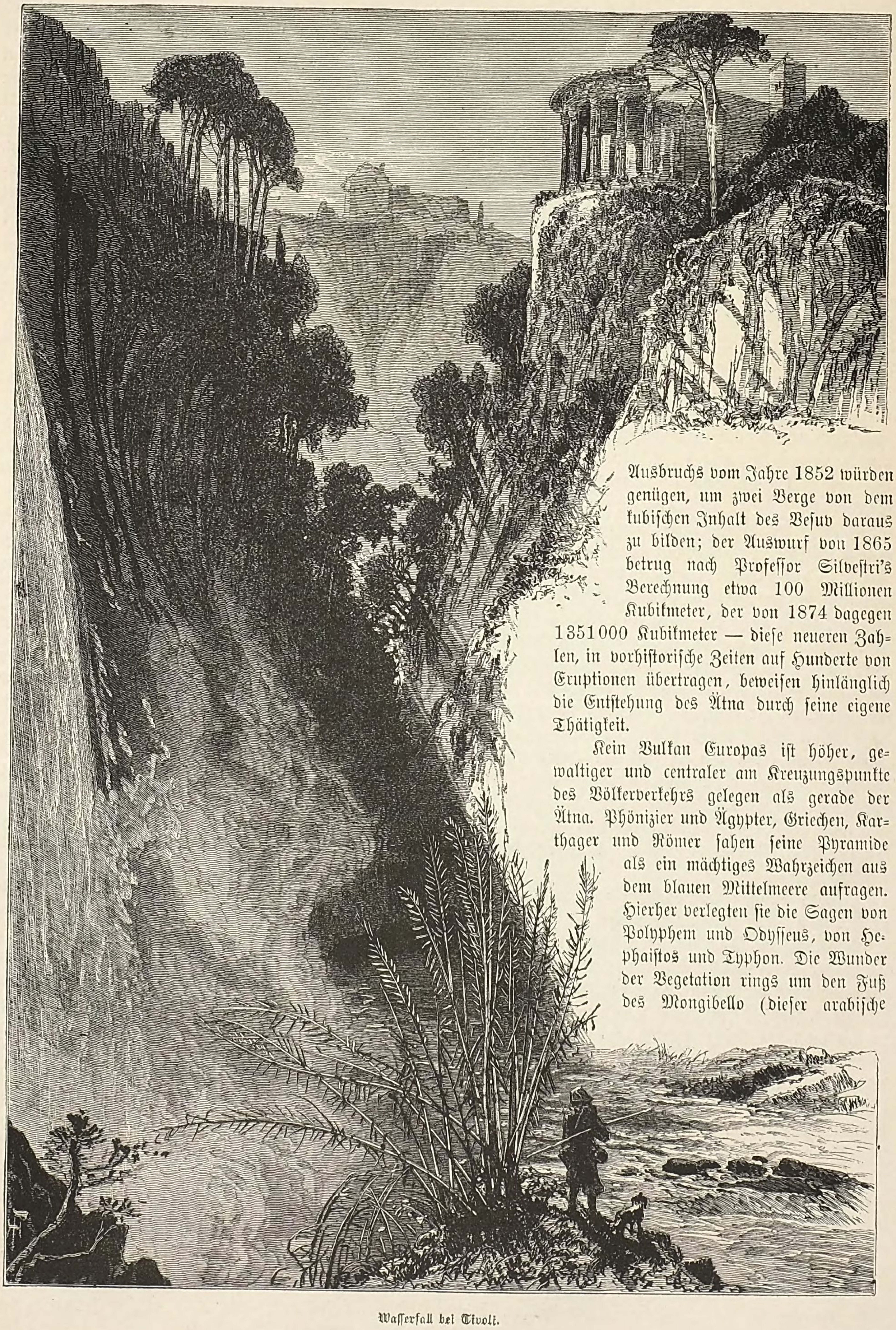
und ihrem Verfall in Mittelalter und Neuzeit. Auf der Afrika zugekehrten Südseite beginnt westlich das uralte Selinunt den Reigen der Ruinenstädte. In ganz Europa finden sich keine Tempeltrümmer von gleicher Ausdehnung. Außerhalb des einstigen Stadtbezirkes werden die Überreste von sieben verschiedenen dorischen Tempeln unterschieden; der Grundriß des größten mißt 113 m Länge bei 53 m Breite; seine Säulen haben 3,3 m im Durchmesser und sind 17,6 m hoch. Trotz des chaotischen Durch- und Übereinander der Trümmer erkennt man deutlich eine gewisse Regelmäßigkeit der Zerstörung: wie in Reih und Glied gefallene Krieger liegen die Säulen neben einander, woraus man schließen muß, daß ein Erdbeben die Tempel zerstört hat. Auch deutet die Thatsache, daß viele der Säulen nicht kannelirt sind, sowie daß in den einige Stunden landeinwärts gelegenen Steinbrüchen ähnliche Säulen teils gebrochen, teils schon im Transport befindlich liegen geblieben sind, darauf hin, daß die ungeheure Tempelanlage bei ihrer Zerstörung noch nicht ganz vollendet war. Die Skulpturen der Tempel, insbesondere die Giebelbilder, werden in dem Nationalmuseum zu Palermo aufbewahrt: sie gehören zu den ältesten und wertvollsten Beweisstücken für die Entwicklungsgeschichte der griechischen Plastik. Da die Stadt Selinunt nach ihrer Eroberung durch den Karthager Hannibal Gisgon (409 v. Chr.) nicht wieder zur Blüte gelangte, so ist das Alter jener Ruinen auf 2300 Jahre zu berechnen. Die Vorstellung von der entschwundenen Herrlichkeit dieser jetzt unwirtlichen Küste hat etwas Ergreifendes; nichts als die grausigste Zerstörung bezeichnet die Stätte, an der einst viele Tausende mit übermenschlicher Kraft den Göttern Altäre aufrichteten, hoch und herrlich genug, um den Wechsel der Jahrhunderte zu überdauern. Auch unter dem blauen Himmel und der brennenden Sonne des Südens kann solch ein sprechendes Bild der Vergänglichkeit, gerade so gut wie unter den nordischen Nebeln, die Seele mit tiefer Schwermut erfüllen.

Etwas weniger trostlos ist der Anblick von Girgenti, dem nächsten Ruinencentrum an der Südküste Siciliens. Bei den Alten hieß die Stadt Akragas; Pindar nannte sie „die schönste Stadt der Sterblichen". Einschließlich ihrer zahlreichen Sklaven zählte sie im 5. Jahrhundert v. Chr. bis zu 800000 Einwohner. Seit dem zweiten punischen Kriege römisch geworden, sank Agrigentum, wie es die Römer nannten, von seiner außerordentlichen Blüte herab; als größere Handelsstadt (22000 Einwohner) hat es sich bis auf den heutigen Tag behauptet. Hier ist wahrhaft klassischer Boden: in ernster Majestät ragen die Säulenhallen von fünf griechischen Tempeln auf einem Bergrücken vor der Stadt empor, so riesig und erhaben noch in ihren Trümmern, daß sie den Ausspruch des großen Empedokles von den üppigen Agrigentinern rechtfertigen: „Sie bauten, als ob sie ewig leben, und lebten, als ob sie morgen sterben sollten."

Nach vielen kleineren, für die karthagische, römische und arabische Geschichte wichtigen Küstenplätzen folgt dann das einst hochberühmte Syrakus. Seine (nach Strabo) etwa 33 km langen Ringmauern umschlossen in den fünf vom Meere aufsteigenden Stadtteilen soviel Macht und Glanz, daß es noch bei seiner Erstürmung durch die Römer (212 v. Chr.) für die blühendste Stadt der Erde galt. Dann aber sank es zur Provinzialstadt herab, und heute zeugen kaum noch Schutt und Ruinen, namentlich die in Stein gehauenen Sitzreihen des Theaters, von seiner einstigen Größe. Auf der kleinen Insel Ortygia, an dem stark versandeten Hafen, welchen noch Cicero als den schönsten der Welt rühmte, drängen sich die engen, krummen Straßen des modernen Syrakus zusammen. Wo einst Dionys die Philosophen und Dichter Griechenlands an seinen Hof zog, und wo Plato seine unsterblichen Gedanken über die Herrscherkunst aussprach, da spinnt sich heute das Alltagsleben einer verhältnismäßig dürftigen Landstadt ab. Ein kleines Museum, eine teilweise aus altgriechischen Säulen erbaute Kathedrale, die jetzt als Waschteich benutzte, einst vielbesungene Quelle Arethusa, ein wohlerhaltenes Amphitheater, ein kleiner Papyrusstaudenhain, der einzige diesseits des Mittelmeeres, endlich die zahlreichen Steinbrüche aus alter Zeit — das sind die Anziehungsmittel für die vielen Fremden, welche nach einer Besteigung des Ätna diese geschichtlich so interessante Stätte zu besuchen pflegen. Unter den Steinbrüchen wird das „Ohr des Dionys" (vgl. das Bild S. 72) am häufigsten erwähnt: seine Akustik hat wohl zu der Sage verleitet, daß der vielgeschmähte Tyrann aus dem stollenartigen Kämmerchen rechts oberhalb der etwa 100 Schritte tiefen Grotte die Gefangenen belauscht und alsdann über ihr Schicksal entschieden habe.

Von Syrakus nach Messina führt, meist hart längs der Küste, die 1871 vollendete Eisenbahn. Etwa halbwegs, an den letzten Ausläufern des Ätna, liegt förmlich eingebettet in Lavafelder die Stadt Catania. Sie fesselt den Wanderer durch ihre sauberen, lavagepflasterten Straßen, deren mittelste, der Corso Vittorio Emanuele, sich schnurgerade etwa 3 km lang vom Meere aus ostwärts zieht. Catania zählte 101000 Einwohner bei der Zählung vom 31. Dezember 1881, ist also nächst Palermo und Messina die blühendste Stadt Siciliens. Ein gewisser Anstand, eine Art griechischer Vornehmheit kennzeichnet von alters her die Cataner vor den sonstigen sicilianischen Großstädtern, in deren Adern mehr Saracenenblut fließt und die erpichter auf den Handelserwerb sind. Sogar Bettlern begegnet man selten in der „Stadt des Ätna", in deren breite, heitere Straßen seit nunmehr 2½ Jahrtausenden der rauchende Riesenkegel herabschaut. Oft hat er ihnen Verderben gedroht (namentlich 1169, 1669 und 1693), aber um so reicheren Segen hat er seinen Zornausbrüchen folgen lassen, denn in üppigster Fülle sprießt aus der verwitternden Lava die herrlichste Vegetation hervor.

Der Ätna hat sich fast kreisrund im Laufe unzählbarer Jahrtausende zu seiner gegenwärtigen Höhe von 3313 m aufgetürmt. Die Lava- und Aschenmassen des



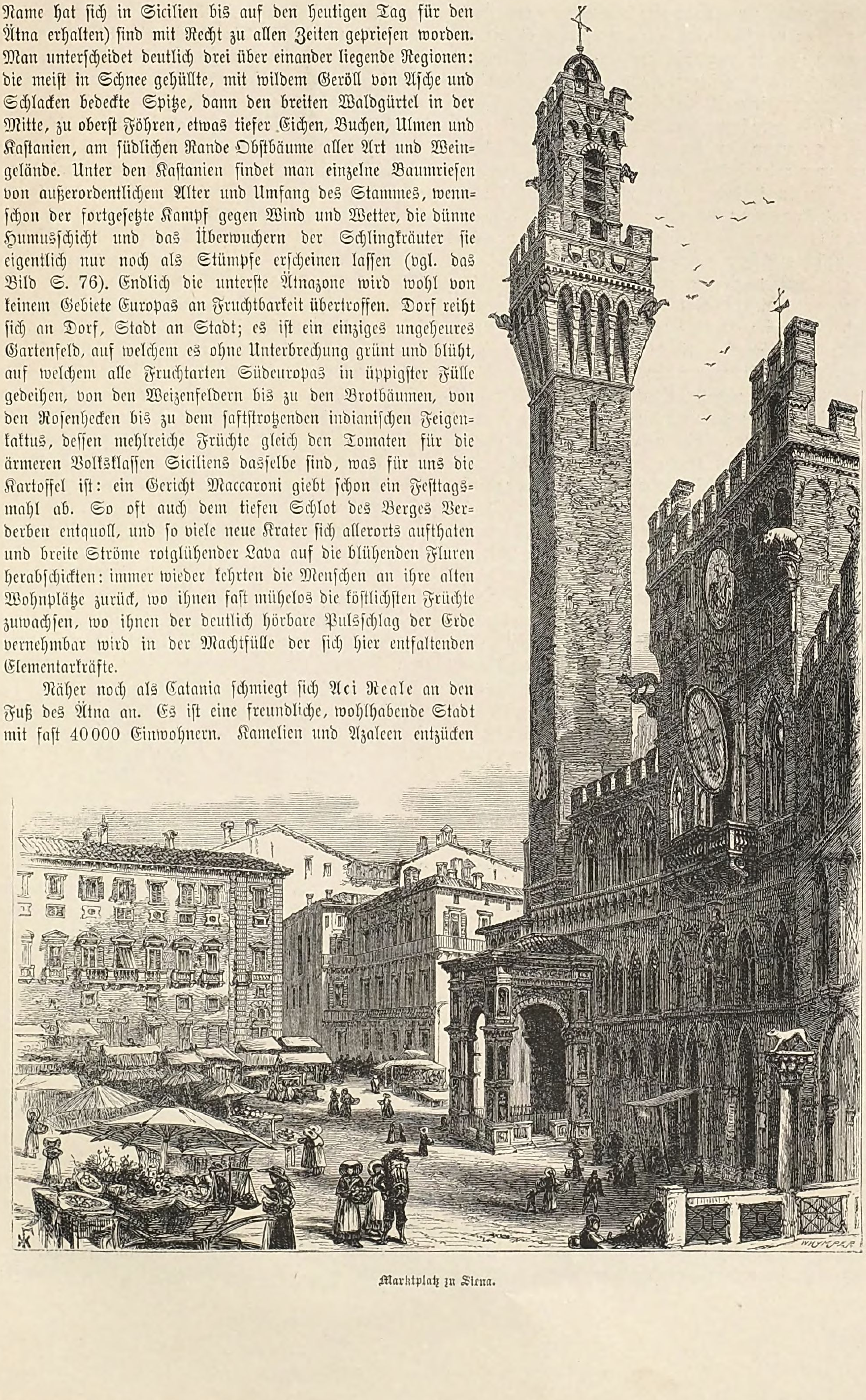
Ausbruchs vom Jahre 1852 würden genügen, um zwei Berge von dem kubischen Inhalt des Vesuv daraus zu bilden; der Auswurf von 1865 betrug nach Professor Silvestri's Berechnung etwa 100 Millionen Kubikmeter, der von 1874 dagegen 1351000 Kubikmeter — diese neueren Zahlen, in vorhistorische Zeiten auf Hunderte von Eruptionen übertragen, beweisen hinlänglich die Entstehung des Ätna durch seine eigene Thätigkeit.

Kein Vulkan Europas ist höher, gewaltiger und centraler am Kreuzungspunkte des Völkerverkehrs gelegen als gerade der Ätna. Phönizier und Ägypter, Griechen, Karthager und Römer sahen seine Pyramide als ein mächtiges Wahrzeichen aus dem blauen Mittelmeere aufragen. Hierher verlegten sie die Sagen von Polyphem und Odysseus, von Hephaistos und Typhon. Die Wunder der Vegetation rings um den Fuß des Mongibello (dieser arabische

Wasserfall bei Tivoli.

Name hat sich in Sicilien bis auf den heutigen Tag für den Ätna erhalten) sind mit Recht zu allen Zeiten gepriesen worden. Man unterscheidet deutlich drei über einander liegende Regionen: die meist in Schnee gehüllte, mit wildem Geröll von Asche und Schlacken bedeckte Spitze, dann den breiten Waldgürtel in der Mitte, zu oberst Föhren, etwas tiefer Eichen, Buchen, Ulmen und Kastanien, am südlichen Rande Obstbäume aller Art und Weingelände. Unter den Kastanien findet man einzelne Baumriesen von außerordentlichem Alter und Umfang des Stammes, wennschon der fortgesetzte Kampf gegen Wind und Wetter, die dünne Humusschicht und das Überwuchern der Schlingkräuter sie eigentlich nur noch als Stümpfe erscheinen lassen (vgl. das Bild S. 76). Endlich die unterste Ätnazone wird wohl von keinem Gebiete Europas an Fruchtbarkeit übertroffen. Dorf reiht sich an Dorf, Stadt an Stadt; es ist ein einziges ungeheures Gartenfeld, auf welchem es ohne Unterbrechung grünt und blüht, auf welchem alle Fruchtarten Südeuropas in üppigster Fülle gedeihen, von den Weizenfeldern bis zu den Brotbäumen, von den Rosenhecken bis zu dem saftstrotzenden indianischen Feigenkaktus, dessen mehlreiche Früchte gleich den Tomaten für die ärmeren Volksklassen Siciliens dasselbe sind, was für uns die Kartoffel ist: ein Gericht Maccaroni giebt schon ein Festtagsmahl ab. So oft auch dem tiefen Schlot des Berges Verderben entquoll, und so viele neue Krater sich allerorts aufthaten und breite Ströme rotglühender Lava auf die blühenden Fluren herabschickten: immer wieder kehrten die Menschen an ihre alten Wohnplätze zurück, wo ihnen fast mühelos die köstlichsten Früchte zuwachsen, wo ihnen der deutlich hörbare Pulsschlag der Erde vernehmbar wird in der Machtfülle der sich hier entfaltenden Elementarkräfte.

Näher noch als Catania schmiegt sich Aci Reale an den Fuß des Ätna an. Es ist eine freundliche, wohlhabende Stadt mit fast 40000 Einwohnern. Kamelien und Azaleen entzücken



Marktplatz zu Siena.

allerorten das Auge durch ihre Farbenpracht und Üppigkeit, Meer und Himmel leuchten in azurnem Glanze, und dennoch erinnert jeder Blick auf den Mongibello und die dunkle Wolke über seinem Haupte den lebensfreudigsten Menschen an seine Nichtigkeit jenem Riesen gegenüber — erst 1883 ergriff panischer Schrecken die Gemüter, als die Erde zu wanken begann, einzelne Mauern barsten, und man unter freiem Himmel eine Zeit lang kampierte.

Am malerischten unter allen sicilischen Städten thront Taormina auf steiler Höhe am nördlichen Abhang des Ätna. Als Tauromenium der Römer muß es unendlich mächtiger und prächtiger gewesen sein als das heutige verkommene Landstädtchen, das nichts als seine Ruinen und die landschaftliche Schönheit seiner Umgebung hat. „Wer wird ein Bild vergessen, wie es sich an der Küste von Taormina bietet!" ruft A. v. Lasaulx begeistert aus. „Die warme, leuchtende Sonne, die in die Trümmerhaufen und tiefen Felsenschluchten scheint, läßt in diesem Bilde der Ruinen keine Wehmut, kein trauriges Gefühl aufkommen. Sie malt beim Auf- und Niedergange das Bild mit leuchtenden, goldenen Tönen; die üppige Weinranke schlingt sich fröhlich um die Steine und Säulenstümpfe; duftig haucht uns die Blüte der Orange entgegen, freundlich vereint mit dem Blatte des Ölbaums und der purpurnen Granate. Noch ladet zum Schauspiel das in die Felsen geschnittene griechische Theater ein. Der schönste Hintergrund, den je ein menschlich Schauspielhaus besessen, ragt über das alte Proscenium empor, im Rahmen epheuumrankter Gesimse, akanthusgeschmückter Kapitäle: es ist der herrliche Ätna mit seinem rauchenden Gipfel — ein Bild der Ruhe oder der Zerstörung, doppelt verwendbar, für das Schauspiel und für die Tragödie. Mit dem gleichen ernsten Antlitze, mit dem er vor zwei Jahrtausenden dem schreitenden Kothurn griechischer Dramen zusah und den Chorgesängen mit rollendem Donner Beifall spendete, schaut er auch heute noch auf die vereinsamten Stufen des Theaters hin."

Die Bahnlinie nach Messina zwängt sich zwischen Gebirge und Meer durch; eine große Anzahl Tunnels sind durch einzelne schroff ins Meer abfallende Vorberge gesprengt worden. Messina, die lebhafteste Handelsstadt Siciliens zufolge ihrer günstigen Lage und ihres von Natur ausgezeichneten Hafens, wetteifert mit Palermo sowohl bezüglich der sie umgebenden landschaftlichen Großartigkeit als auch im Hinblick auf ihre Bedeutsamkeit für die Insel im allgemeinen. Bei den Alten hieß die Stadt „Zankle", d. h. die Sichel, weil eine schmale, sichelförmige Landzunge den denkbar günstigsten Hafendamm bildet; zwei Leuchttürme, Festungswerke, Warenhäuser, ein großes Lazarett und der protestantische Friedhof befinden sich auf jener Landzunge, indes die Stadt selbst sich an der gegenüberliegenden Küste ausbreitet. Im Gegensatz zu anderen sicilischen Städten ist Messina arm an Altertümern. Viele schwere Belagerungen, Seuchen und Erdbeben haben die Stadt oft an den Rand des Verderbens gebracht, aber immer wieder hat sie sich, dank ihrer unvergleichlichen Lage, zu neuem Leben aufgerafft. Der Corso Vittorio Emanuele längs des Hafens und die benachbarte Via Garibaldi bieten in ihrem Straßenleben ein internationales Treiben; der nahe Dom mit seinem überaus kostbaren Hochaltar, welcher einen eigenhändigen Brief der Jungfrau Maria an ihre glaubensstarken Messinesen enthalten soll, ist die größte Sehenswürdigkeit der modernen, reizlosen Stadt. Steigt man jedoch eine der nahen Anhöhen hinan, auf denen Landhäuser und alte Festungswerke gelegen sind, so eröffnet sich ein großartiger Rundblick über die Meerenge weg auf die kalabrische Küste mit ihren felsigen Gipfeln, welche während des größeren Teils des Jahres mit Schnee bedeckt sind, so daß sie mit der herrlichen Vegetation an ihrem Fuße in wirkungsvollem Gegensatze stehen. Die ganze Landschaft im Thale ist mit Städten und Dörfern übersäet; namentlich Reggio und Scilla nehmen sich stattlich inmitten ihrer Maisfelder und Weingärten aus. Der äußerste Vorsprung des kalabrischen Apennins wird durch einen zerfallenen Wartturm bezeichnet: unfern dieser „Zehe Italiens" (vgl. das Bild S. 77) soll einst die gefährliche Scylla die Schiffe in ihre Strudel hinabgezogen haben. Heute beachten die Schiffer kaum noch jene verrufene Stelle, und vollends von der gegenüberliegenden Charybdis hat sich kaum mehr als der mythische Name erhalten.

Von den drei südlichen Provinzen Italiens bildet Kalabrien die westliche, Apulien die östliche Halbinsel; zwischen beiden liegt die Provinz Basilicata. Die lange Apenninenkette setzt sich eigentlich nur in Kalabrien fort, von häufigen Querthälern unterbrochen und gruppenförmige Ausläufer in die Basilicata aussendend. In Apulien tritt der Monte Gargano als vereinzeltes Hochland, als „Sporn" am „Stiefel" Italiens auf, indes die in der Mitte Apuliens gelegene Hochfläche sich nur zu mäßiger Höhe über das nördlich, östlich und südlich anschließende Tiefland erhebt. Alle drei Provinzen sind von zahlreichen Küstengewässern durchströmt; trotzdem ist die Trockenheit im Sommer zufolge der steinigen Bodenbeschaffenheit und des von Afrika herüberwehenden Scirocco so groß, daß weite Distrikte unangebaut geblieben sind und die dünne Bevölkerung fast ausschließlich auf Viehzucht angewiesen ist; gleich Arabien wird auch Unteritalien bisweilen in das sandige, das steinige und das glückliche eingeteilt.

Am schwächsten bevölkert ist die Mittelprovinz Basilicata; dagegen folgt in der apulischen Ebene, namentlich längs des Adriatischen Meeres, eine Reihe meist ansehnlicher Mittelstädte fast ebenso dicht auf einander wie in einigen Teilen Englands oder in dem Industriecentrum von Rheinland-Westfalen. Schon im Altertum führte die Fortsetzung der Appischen Straße hier über den Apennin, gerade wie heute die Eisenbahn von Neapel über Benevent nach Foggia: wer von Südosten aus nach Rom wollte, mußte diese Straße ziehen. Daher kam es, daß gerade hier eine Anzahl von weltgeschichtlich entscheidenden Schlachten geschlagen wurden. Pyrrhus und Hannibal haben hier gegen Roms Legionen gekämpft;

der Normannenherzog Robert Guiscard und seine Söhne, Kaiser Friedrich II., Ritter Bayard und manche andere Helden haben in Apuliens Gefilden Lorbeeren gepflückt. Vor allem jedoch lebt in jener Ebene am Ofanto (Aufidus) noch heute das Andenken an die überaus blutige Schlacht von Cannae (216 v. Chr.), in welcher 70000 Römer fielen: immer noch findet man in den Olivenpflanzungen des „Blutfeldes" altertümliche Waffen im Boden, und in dem nahen Canosa (Canusium), wohin die Überreste des römischen Heeres flüchteten, erinnern manche Ruinen an die Zeit des Hannibal oder an die Schilderung, welche Horaz von diesem Orte macht: der Lieblingsdichter des kaiserlichen Roms war in dem benachbarten, romantisch gelegenen Venusia geboren.

Auch in der Niederung am Tarentinischen Meerbusen ist der Zusammenhang zwischen den Lebensbedingungen in Vergangenheit und Gegenwart einigermaßen nachweisbar. Freilich, vor 2000 Jahren standen jene Landstriche in ungleich größerer Blüte als heutzutage. Gerade wie auf den spanischen Hochebenen, wandern die Schafherden in breiten Zügen auf uralten Straßen bei Beginn des Sommers in die Berge, während sie in der kalten Jahreszeit in den Niederungen überwintern. Die Bearbeitung der Wolle in Verbindung mit Purpurfärberei und lebhaftem Handel auf dem Meere hatte einst Tarent zu einer der reichsten und üppigsten Städte der Welt gemacht, deren 200000 Einwohner zwar den Kampf gegen Rom aufnahmen, aber nur ihr Gold, nicht ihre Leiber dafür einsetzten. Schon zur Römerzeit und dann wiederum im Mittelalter verödete die einst so blühende Stadt; die herrliche Vegetation ihres Gebietes, ihre für den Handel günstige Lage, das überaus fischreiche Meer und die uralte Wolleninduſtrie haben sie in neuester Zeit wieder aufleben lassen (30000 Einwohner), so daß sie eine wichtige Endstation des süditalischen Eisenbahnnetzes bildet. Bekannt ist die große Spinnenart, welche ihren Namen von der Stadt erhalten hat (obgleich die Tarantel auch anderswo vorkommt) und der Tarantella-Tanz, dessen Rhythmus vielfach zu der Heilung der von der Tarantel Gebissenen in Beziehung gesetzt wird. Das einstige horazische Lob, daß „jener Erdenwinkel vor allen anderen lacht", paßt besonders nicht mehr auf die engen und finsteren Gassen des heutigen Taranto.

An der kalabrischen Südküste des Golfes von Tarent lagen vor 2500 Jahren ein paar andere hochberühmte Städte: das volkreiche Croton (heute der kleine Hafenplatz Cotrone), in welchem Pythagoras lebte und lehrte, nachdem er den Tyrannen Polykrates in Samos verlassen hatte, und das schwelgerische Sybaris; man kann nicht einmal mehr die Stelle mit Sicherheit bezeichnen, an welcher einst die prunkvollen Paläste der Sybariten standen.

Dagegen hat das römische Brundusium gerade in neuester Zeit eine gewisse Bedeutsamkeit für den internationalen Verkehr gewonnen. In Brindisi endet die Eisenbahnlinie, welche das nördliche Europa, namentlich die Weltstädte des Westens, auf dem Landwege mit dem Orient verbindet. Hier verläßt man die direkten Schnellzüge von Dover, Paris &c., um mit großen Postdampfern durch den Suezkanal nach Indien, Afrika, Australien und China zu fahren; der im Altertume, zufolge der bequemen Überfahrt nach Griechenland, durch die hier auslaufende Via Appia mit Rom verbundene Hafen ist neuerdings seitens der italienischen Regierung durch gewaltige Anlagen so weit vervollkommnet worden, daß er wieder, wie einst zur Zeit des Pompejus und dann zum zweiten Male im Zeitalter der Kreuzzüge, die wichtigste Verkehrsstelle längs der Ostküste Italiens bildet.

Zeichnet sich Unteritalien nur an vereinzelten Stellen durch eine große Ertragsfähigkeit des Bodens und üppige Vegetation aus, so ist dies um so mehr der Fall, je näher man an Neapel kommt, an den „Garten Italiens", an das „glückliche Campanien", dem schwerlich irgend ein größerer Landstrich Europas an natürlichem Reichtum des Bodens gleichkommt. „Jeder Fußtritt trieft von Segen", schrieb der weitgereiste Seume 1803. „Du pflanzest einen Baum, und er wächst in kurzer Zeit schwelgerisch breit und hoch empor. Du hängst einen Weinstock daran, und er wird stark wie ein Stamm, und seine Reben laufen weit ausgreifend durch die Krone der Ulme. Der Ölbaum steht mit bescheidener Schönheit an dem Abhange der schützenden Berge; die Feige schwillt üppig unter dem großen Blatte am gesegneten Aste. Gegenüber glüht im sonnigen Thale die Orange, und unter dem Obstwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne in reicher, lieblicher Mischung. Der Arbeiter erntet dreifach auf dem nämlichen Boden in Fülle Obst und Wein und Weizen: alles ist üppige, ewig jugendliche Kraft."

Als ein untrügliches Anzeichen dafür, daß jene glücklichen Gefilde sich vor Jahrtausenden ungleich weiter südlich erstreckten, als es heute der Fall ist, kann man die vielgenannten Ruinen von Paestum ansehen. In ganz Italien, Rom und Sicilien nicht ausgenommen, erheben sich keine großartigeren Denkmäler griechischer Baukunst als inmitten der weiten Riedgras- und Weizenfelder, welche die zerfallenen Stadtmauern des einstigen und die ärmlichen Hütten des gegenwärtigen Paestum umschließen. Alle drei Tempel, der des Neptun, der Ceres und die Basilica, sind in dorischem Stile aufgeführt, dessen einfache Größe am meisten der Majestät der Gottheit zu entsprechen scheint. Der erste Blick auf die wunderbar erhaltenen Säulenhallen, namentlich auf den großen Neptunstempel, überwältigt das Gemüt. Die einfache, natürliche Anordnung der wuchtigen Säulen und des rings umlaufenden Gesimses (die Reliefbilder an den Metopen des Frieses sind allerdings längst verschwunden) läßt sofort aufs deutlichste den Gedanken des Künstlers und die maßvolle Schönheit griechischer Art erkennen; man bewundert die geringen Mittel, mit deren Hülfe diese strenge Erhabenheit der Kunstoffenbarung verkörpert worden ist. Diese dorischen Tempel sind wahrhaft klassisch, gerade wie die Dichtungen eines Homer oder Sophokles: der sich in sie vertiefende Geist fühlt sich erhoben und veredelt, die Leidenschaften schweigen, alle seelischen Kräfte werden zu lauterer Harmonie gestimmt.

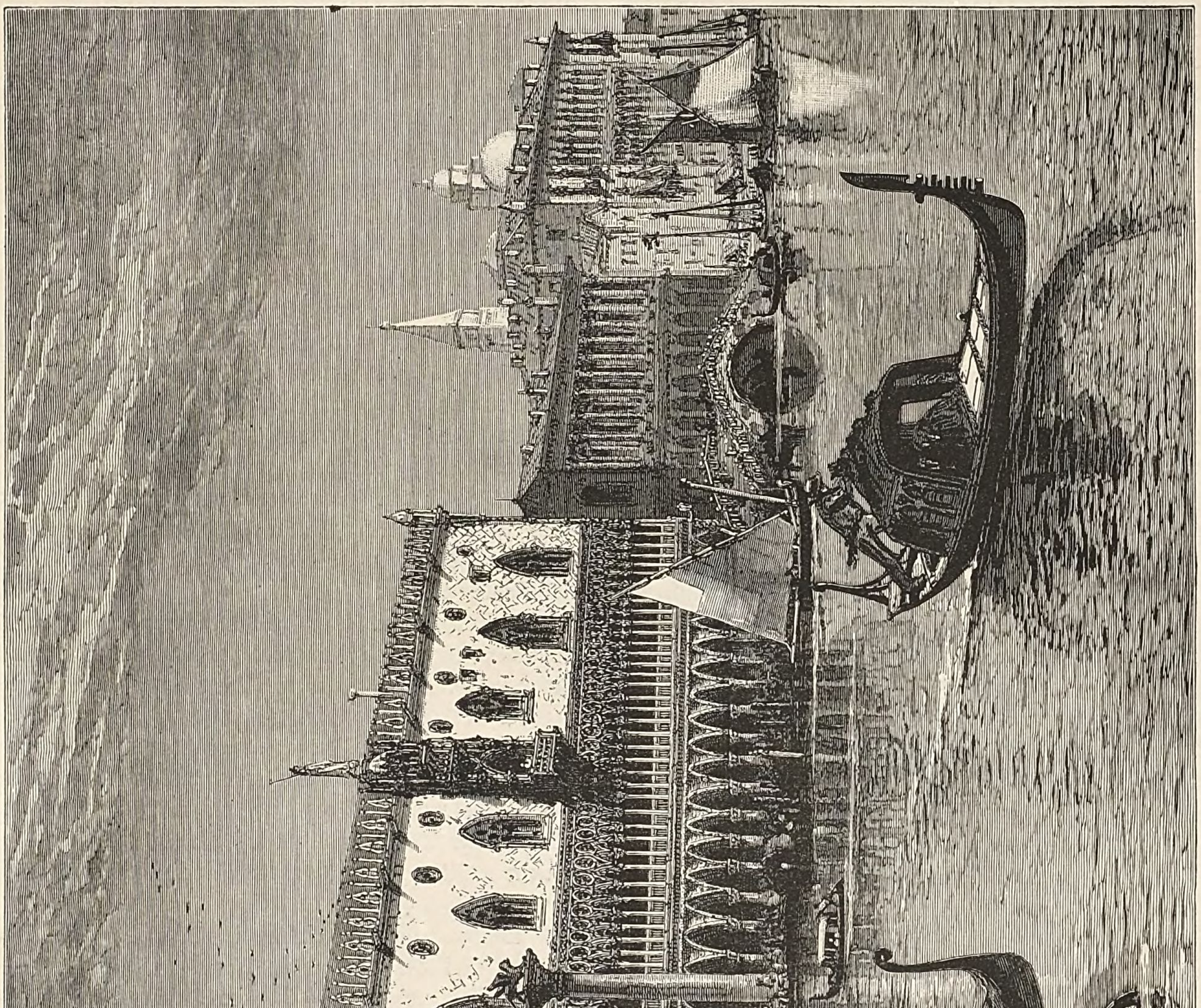
Nicht wenig trägt zu jener Wirkung der Tempelruinen von Paestum die Umgebung des Ortes bei. Anstatt der von römischen Dichtern besungenen, zweimal jährlich blühenden Rosengärten der alten Posidonia schießen Farnkräuter und Wolfsmilchstauden um die Tempelstufen oder die Schäfte zerbrochener Riesensäulen empor. Die



Blick auf Florenz.

weite Öde wird nur von Büffelherden und halbwilden Hirten oder von spekulativen Schenkwirten und Fremdenführern belebt; nur das tiefblaue Meer im Westen brandet heute wie vor Jahrtausenden an die nahe Felsenküste.

Von Paestum nach Salerno, das man als die äußerste Vorstadt von Neapel ansehen kann, von der Stätte längst vergangener Kultur bis zum Lieblingsaufenthalte gegenwärtiger Geschlechter, gelangt man in wenigen Stunden. Der Deutsche nimmt gern das durch Schiller verewigte Landstädtchen Eboli mit, eine Bahnstation auf der Linie Neapel—Tarent; sein altes Schloß thront malerisch auf dem Bergvorsprunge und beherrscht



Der Dogenpalast zu Venedig.

die weite, vielfach sumpfige und ungesunde Heide bis ans Meer hin. Die Bucht von Salerno erinnert, allerdings in bescheidener Weise, an den nahen Golf von Neapel: nur eine breite, mit Gebirgen durchsetzte Landzunge trennt beide. Die ansehnliche Stadt schmiegt sich eng an die Ausläufer des Apennin an; ihre mittelalterlichen Straßen, ihr Dom und die Trümmer des hochgelegenen Longobardenkastells rufen die Zeit ins Gedächtnis, als hierher die Studenten zu Tausenden aus allen Weltgegenden zusammenströmten, um Heilkunde zu lernen: die Schola Salernitana war im 13. Jahrhundert die Pflanzschule aller medizinischen Fakultäten der Welt. Auch heute erfreuen sich die Lehranstalten der herrlich gelegenen Stadt einer gewissen Blüte, während die modernen Straßen, insbesondere der sich am Meere hinziehende Corso Garibaldi, ein lebhaftes Treiben und starken Fremdenverkehr aufweisen.

Mehr noch als Salerno sind einige andere Küstenplätze als die Vorstädte des großen Neapel zu betrachten. Da ist zunächst Amalfi mit seinen engen Steilstraßen, seinen Cypressen, Steineichen und Johannisbrotbäumen: das weiße Kloster oberhalb des Städtchens hat manchem Landschafter als prächtiges Motiv gedient. Als Flavio Gioja hier zu Anfang des 14. Jahrhunderts den Kompaß für den Gebrauch der Schiffer einrichtete und das Amalfitanische Seerecht allgemein zur Anwendung kam, da rang Amalfi mit Pisa und Genua um die Herrschaft auf dem Meere; heute bildet der Fremdenverkehr und etwas Papier- und Maccaronifabrikation den Haupterwerb des malerisch gelegenen Ortes.

Da ist ferner, schon jenseits des Kaps von Campanella am Golf von Neapel sich sonnend, das reizvolle Sorrento, eingehegt von Wein- und Olivenpflanzungen, von dunkellaubigen Orangenhainen und freundlich hellen Landhäusern. Das lachende Rundbild (il piano di Sorrento) wird von 1500 m hohen, malerisch zerrissenen Felsmassen in weitem Bogen umrahmt, gegen welche sich das strahlende Meeresblau und die rötlichen Kalkklippen am Strande überaus wirkungsvoll abheben. Der Stolz Sorrents ist Torquato Tasso, seine Bildsäule schmückt den Hauptplatz des Städtchens. Eine Anzahl Hotels oberhalb der großen und kleinen Marina, den Halteplätzen der zahlreichen Barken, welche besonders zur Überfahrt nach Capri bestimmt sind, läßt die Beliebtheit Sorrents als Station für Touristen wie als Badeort erkennen. Viel stattlicher als die bisher genannten Orte erscheint das fast 30000 Einwohner zählende Castellamare, in der äußersten Südostecke des Golfs von Neapel inmitten eines schattigen Laubwaldes gelegen und mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn verbunden. Bis hierher hat sich die gewaltigste der geschichtlich beglaubigten Vesuv-Eruptionen erstreckt, denn Castellamare ist gerade über dem 79 n. Chr. verschütteten Stabiae erbaut, wie einzelne im vorigen Jahrhundert angestellte Ausgrabungen unzweifelhaft erwiesen haben.

Das vielbesungene Felseneiland Capri, vor der Westspitze der Landzunge gelegen, welche die Busen von Neapel und Salerno scheidet, bildet gleichsam die letzte Coulisse in dieser reichen Scenerie landschaftlicher Schönheit; von Neapel aus gesehen lagert es als eine schönumrissene Masse hellblauen Duftes über dem tiefblauen oder sonnenglitzernden Meeresspiegel. Drei Orte giebt es auf der Insel: ein Fischerdorf am Strande, da wo allein eine Landung möglich ist, dann das Hauptdorf auf dem Sattel zwischen den beiden Bergmassen (beide Orte werden seit kurzem durch eine vielgewundene Fahrstraße an Stelle der ehemaligen steilen Treppe verbunden), und endlich Anacapri auf der Spitze des einen der beiden Felsblöcke. Außer ihrer entzückenden Lage am Rande des schönsten Golfs der Welt, dessen leuchtende Pracht man mit einem einzigen Blicke wie aus der Vogelperspektive von dem Einsiedlerhäuschen auf dem Monte Solaro überschaut, bietet die Insel zwei besondere Merkwürdigkeiten: die „blaue Grotte“ und die Trümmer des Tiberius-Palastes. Erstere, 1826 von unserm deutschen Dichter Kopisch „entdeckt“, ist eins der lieblichsten Naturwunder. Durch eine bei ruhiger See etwa 1 m hohe Öffnung fährt man in die domartige, mit lichtbläulicher Dämmerung erfüllte, etwa 35 m im Durchmesser haltende Grotte hinein. Die heimliche Verborgenheit des krystallhellen Beckens, seine erfrischende Kühle im Gegensatz zu der sonnendurchglühten See draußen, besonders aber die blauem Feuer ähnlichen Farbentöne von Wasser und Luft, welche selbst auf die Tropfsteinwölbung der Decke einen zarten, zitternden Wiederschein werfen, erfüllen den Raum mit einem herzbestrickenden Zauber.

Wie ganz anders wirken die Ruinen des Tiberius auf uns ein! In der größten seiner zwölf „Villen“ — sie liegt auf der Nordostspitze der Insel — brachte er das letzte Jahrzehnt seines Lebens zu, fern vom Treiben in Rom, aber inmitten der gröbsten Ausschweifungen, wenn anders man dem düsteren Tacitus Glauben schenken darf. Von einer mehrere hundert Meter hohen, fast senkrecht ins Meer abfallenden Klippe soll er oft die Opfer seines Argwohns und seiner an Wahnsinn streifenden Grausamkeit mit eigener Hand hinabgestoßen haben, um sich an ihren Qualen zu weiden. Schon zur Zeit des Sueton wurde dieser «Salto di Tiberio» gezeigt. „Der ist mir entwischt!“ soll der Weltherrscher gescherzt haben, wenn eins seiner Opfer den Selbstmord dem grausen Sprunge in die Tiefe vorzog.

In der ganzen Welt giebt es einen Ort wie das heutige Pompeji nicht zum zweiten Male; Schiller bezeichnet seine Wiederauffindung mit Recht als ein „Wunder“; und Goethe bemerkt treffend: „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hat.“ Jenes Unheil hob am 24. August des Jahres 79 n. Chr. an. Der Vesuv dröhnte in seinen Grundfesten, als die schaulustige Menge gerade den Spielen im Amphitheater zuschaute. Eine ungeheure schwarze Säule entstieg dem Schlot des Berges, wie die Krone einer Pinie breitete sie sich hoch oben in der Luft aus, und dann rasselten Bimssteinstücke (rapilli)

und Aschenmengen so hageldicht auf die Landschaft ringsum herab, daß der helle Tag zur finstern Nacht wurde. Zwar war der Ausbruch nicht ganz unerwartet gekommen: schon sechzehn Jahre früher (63 n. Chr.) hatte der für erloschen geltende Vesuv einen Teil Pompejis zerstört, und tagelang vor dem neuen Ausbruch waren Erdstöße beobachtet worden. Aber sowohl an Heftigkeit wie an Dauer steht das Naturereignis vom Jahre 79 ohnegleichen da. Durchschnittlich ist die Verschüttungsschicht 7 m dick, zur Hälfte aus Bimssteinbröckchen von der Größe einer Erbse bis zu 6 und 9 cm Durchmesser bestehend (die größeren Stücke kommen nur vereinzelt vor), zur andern Hälfte aus einer fest zusammengeklebten, sandartigen vulkanischen Aschenschicht, welche zusammen mit gewaltigen Wassermassen niederfiel und in breiartig flüssigem Zustande in die Rapillischicht einsickerte; ihre Oberfläche ist nach und nach in fruchtbaren Boden übergegangen.

Von den Bewohnern der Stadt hat sich ohne Zweifel der größte Teil rechtzeitig geflüchtet; die Zahl der aufgefundenen Leichenreste ist verhältnismäßig klein, man schätzt ihre Gesamtzahl auf 2000. Auch von den Wertgegenständen ist vieles bei der Katastrophe selbst oder durch die bald nachher vorgenommenen Nachgrabungen entfernt worden; was man an beweglichen Kunst- und Gebrauchsgegenständen seit der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnenen Aufräumung gefunden hat, ist großenteils im Nationalmuseum (Museo Borbonico) zu Neapel untergebracht worden, besonders seitdem 1860 die Oberleitung der Ausgrabungen dem verdienstvollen Archäologen Giuseppe Fiorelli anvertraut wurde.

Verläßt man auf der „Station Pompeji" die Eisenbahn und betritt hinter dem Diomedes-Hotel die bis jetzt etwa zur Hälfte aufgedeckte Trümmerstadt, so fühlt sich auch der nüchternste Allerweltstourist mit einem Schlage in die Zeit vor 2000 Jahren zurückversetzt, denn Straßen, Häuserwände, Wandgemälde, Fußböden, Kaufläden, Theater, Bäder, Inschriften, Grabdenkmäler rc. treten so unvermittelt aus dem Einst in das Jetzt hinüber, daß man unwillkürlich über die Zeit hinweggetäuscht wird, gleichsam als wäre erst kürzlich das Unheil geschehen. „Der Dornröschen-Hauch des Gestern ist das Wunderbarste in dem großen Märchen von Pompeji", meint W. Wyl. Freilich, die Dächer, die Zimmerdecken, das Holzwerk und oft auch die oberen Teile der Wände sind bei der Verschüttung selbst und noch mehr bei der Ausgrabung draufgegangen, so daß man eine gut aufgeräumte Brandstätte, allerdings ohne die Spuren des Rauches, vor sich zu sehen vermeint. Aber das Vorhandene, von den kleinsten Gegenständen des alltäglichen Gebrauches bis zu den prächtigen Säulen des Forums, hat außerordentlich unsere Kenntnisse vom römischen Leben bereichert.

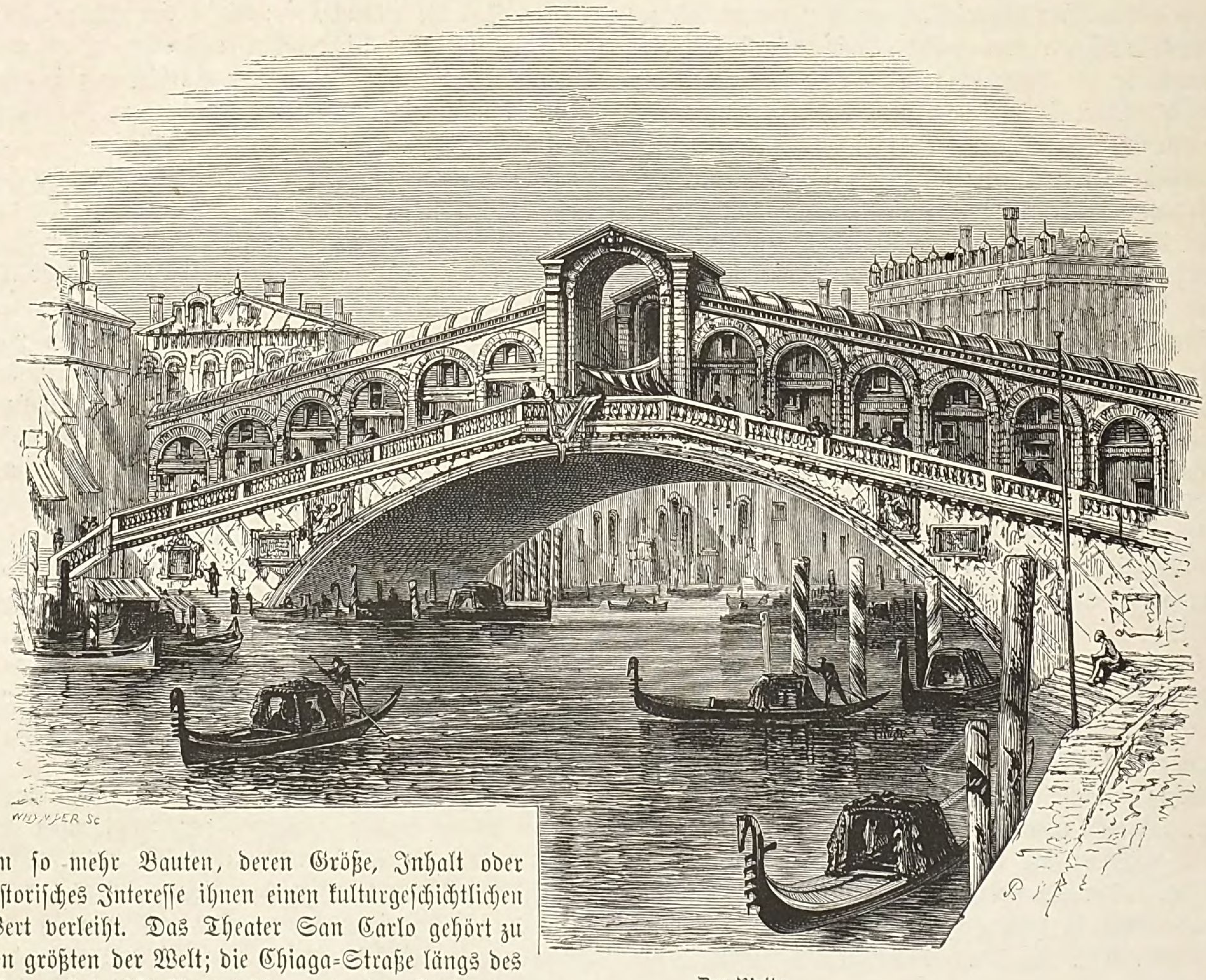
Was in dem auf halbem Wege nach Neapel gelegenen Herculaneum aufgedeckt worden ist, ist räumlich ungleich weniger als in dem größeren Pompeji; anstatt einer nur 7 m hohen Bimsstein- und Aschenschicht deckt eine bis zu 30 m mächtige, aus mehrfachen Eruptionen stammende Lavaschicht das unmittelbar am Fuße des Vesuv befindliche Herculaneum; auch haben sich die Ortschaften Resina und Portici oberhalb der verschütteten Römerstadt angesiedelt, so daß man sowohl wegen der Schwierigkeit der Ausgrabung als auch aus Rücksicht für die gegenwärtigen Besitzer des Bodens letzteren nur an einigen Stellen durchforscht und seines beweglichen Inhalts beraubt hat.

Gleichwie der Ätna ist auch der Vesuv durch die üppige Vegetation an seinem Fuße ausgezeichnet. Namentlich der feurige Lacrimae-Christi-Wein gedeiht prächtig auf dem vulkanischen Boden, dessen Fruchtbarkeit schon der unter Kaiser Augustus lebende Geograph Strabo rühmte. Daß die Aussicht vom Gipfel eine überaus lohnende ist, läßt sich leicht erraten: Städte und Länder, Gebirge und Meer wetteifern um den Vorrang in dem weiten Rundbild. Übrigens führt eine bequeme Fahrstraße bis zum Observatorium des Professor Palmieri und von dort bis an den 800 m über dem Meeresspiegel befindlichen Fuß des Vesuvkegels, dessen Spitze zur Zeit etwa 1300 m hoch liegt. Eine mit Dampf betriebene Drahtseilbahn führt seit 1880 den Kegel steil hinan, so daß man nur die allerletzte Strecke bis zum Krater zu steigen nötig hat. Ist der Berg nicht gerade „in Arbeit", so kann man hart an den Kraterrand herantreten und trotz der aufsteigenden Wasser- und Schwefeldämpfe einen flüchtigen Blick in den Riesenschlot werfen, der, eine Stätte absoluter Zerstörung und Unfruchtbarkeit, doch noch durch die leuchtenden Farben des ausgeworfenen vulkanischen Gesteins ein Bild der alles belebenden Natur gewährt. Von den im Innern des Berges sich vollziehenden Vorgängen bemerkt man freilich wenig, wenn auch jederzeit kleinere oder größere feurige Massen emporgeschleudert werden, die beim Niederstürzen auf dem Kraterrande zerstieben. Das Gestein ist heiß genug, um Wasser zum Sieden zu bringen, eine Münze zu erweichen oder sogar eine Cigarre in Brand zu setzen.

„Neapel sehen und sterben" — das ist eine landläufige Ausdrucksweise geworden zur Bezeichnung des Höchsten, was die Welt an Naturschönheit bietet. Schon zur Römerzeit wußte man die Reize des Golfes zu schätzen; in Übereinstimmung mit unzähligen neueren Dichtern und Schriftstellern legte vor einem Jahrhundert Goethe das vielsagende Bekenntnis ab: „Man sage, erzähle, male, was man will — hier ist mehr als alles. Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lusträume! — Ich verzieh es allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck, besonders von den Gegenständen, die ich heute zum ersten Male sah, erhalten hatte. Und wie man sagt, daß einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen."

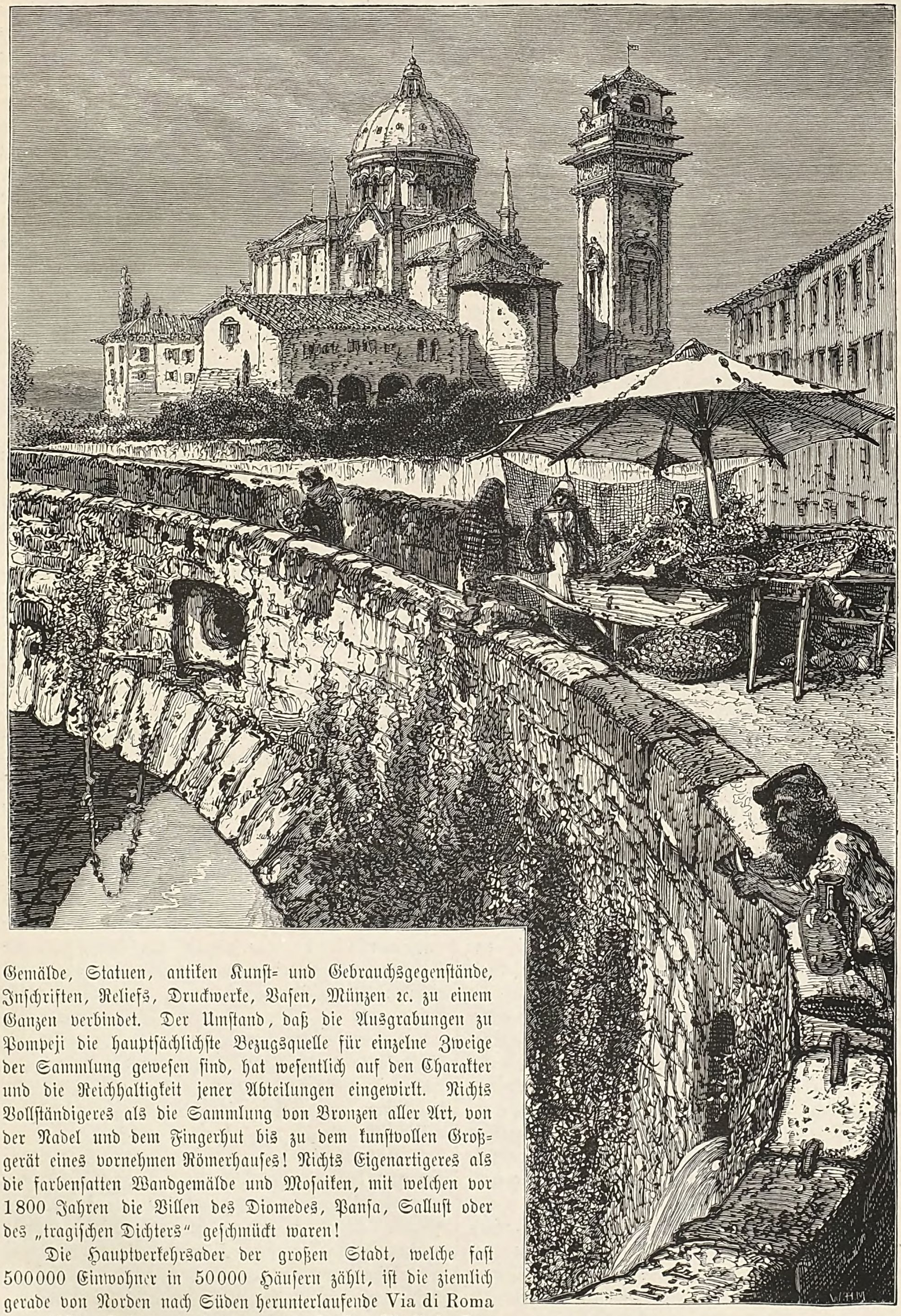
Faßt man zunächst die Stadt selbst ins Auge, so bietet sie manches, bei dessen Beschreibung man sich der Superlative nicht erwehren kann. Allerdings sind die Häuser durchschnittlich nichts weniger als hübsch gebaut; die flachen Dächer lassen sie noch einförmiger erscheinen als unsere großstädtischen Mietshäuser; jedenfalls werden sie an Sauberkeit und Behaglichkeit selbst von den Arbeitervierteln nordischer Hauptstädte übertroffen. Das Fort St. Elmo, um dessen östlichen Fuß sich der Hauptteil der alten Stadt dicht zusammendrängt, beherrscht durch seine hohe Lage (270 m über dem Meere) das weite Stadtbild; im Verein mit dem Bergrücken des Posilip im Westen, dem düsteren Castel del' Ovo am Meere und dem Capodimonte mit seinem Königsschlosse im Norden trägt es zu einer malerischen Gruppierung des gewaltigen Häusermeeres bei, namentlich für den Anblick vom Meere aus, mit dem rauchenden Kegel des Vesuv zur Rechten, dessen unheimliche Majestät sich ernst drohend über den lachenden Kranz von Landhäusern und Städten erhebt.

Auch an künstlerisch hervorragenden Bauwerken ist Neapel verhältnismäßig arm; nur wenige Kirchen und Paläste dürfen zufolge ihres Baustiles oder ihrer Pracht auf Bedeutung Anspruch machen. Dagegen zählt man um so mehr Bauten, deren Größe, Inhalt oder historisches Interesse ihnen einen kulturgeschichtlichen Wert verleiht. Das Theater San Carlo gehört zu den größten der Welt; die Chiaga-Straße längs des Meeres hat nicht ihresgleichen unter den Korsos der europäischen Hauptstädte, ebenso wenig wie die daneben laufende Promenade Villa Nazionale, deren Geländer das Meer umspült: außer den prächtigen Baumanlagen und den Aussichtspunkten auf den Golf ist das von unserm Landsmann Dr. Dohrn 1874 hier gegründete und aus deutschen Reichsmitteln unterstützte Aquarium von hohem Interesse für die Physiologie der Meerestiere. Das städtische Armenhaus Neapels, am Nordostrande der Stadt gelegen, ist, obschon immer noch unvollendet, das größte der Welt; mehr Armut, aber auch mehr Bedürfnislosigkeit als Neapel weist keine europäische Großstadt auf. Auf dem Haupttummelplatz des Volkes der niederen Stände wurden 1268 an derselben Stelle, wo jetzt die Markthalle steht, der Kaiserjüngling Konradin von Hohenstaufen und sein Freund Friedrich von Baden enthauptet. Noch zeigt man den Henkersblock, während die nahe Kirche S. Maria del Carmine Konradins Bildsäule von Thorwaldsen enthält. Auch der Volksaufstand unter Masaniello (1647) nahm auf dem Mercatoplatze seinen Anfang.



Der Rialto.

Kein Land der Welt hat einen Schatz aufzuweisen, wie ihn Neapel in seinem „Nationalmuseum" besitzt; nur die vatikanischen Sammlungen zu Rom dürften einigermaßen damit wetteifern. Im Nationalmuseum fühlt man sich insofern schnell heimisch, als man das geistige Band herausmerkt, das die fast unzählbaren



Gemälde, Statuen, antiken Kunst- und Gebrauchsgegenstände, Inschriften, Reliefs, Druckwerke, Vasen, Münzen ꝛc. zu einem Ganzen verbindet. Der Umstand, daß die Ausgrabungen zu Pompeji die hauptsächlichste Bezugsquelle für einzelne Zweige der Sammlung gewesen sind, hat wesentlich auf den Charakter und die Reichhaltigkeit jener Abteilungen eingewirkt. Nichts Vollständigeres als die Sammlung von Bronzen aller Art, von der Nadel und dem Fingerhut bis zu dem kunstvollen Großgerät eines vornehmen Römerhauses! Nichts Eigenartigeres als die farbensatten Wandgemälde und Mosaiken, mit welchen vor 1800 Jahren die Villen des Diomedes, Pansa, Sallust oder des „tragischen Dichters“ geschmückt waren!

Die Hauptverkehrsader der großen Stadt, welche fast 500000 Einwohner in 50000 Häusern zählt, ist die ziemlich gerade von Norden nach Süden herunterlaufende Via di Roma (vor 1870 „Toledo“ nach dem verdienstvollen Vicekönig Don

Auf der Petersbrücke zu Verona.

Pedro de Toledo genannt, welcher sie 1540 anlegte), deren nördliche Fortsetzung die Strada nuova di Capodimonte heißt; der Straßenzug vom Königsschloß auf der Höhe bis zur großen Piazza del Plebiscito unweit des Strandes hat eine Gesamtlänge von etwa 4 km. Hier pulsiert am buntesten und geräuschvollsten das Leben der Stadt. Hier merkt man, daß Neapel mehr als Rom die natürliche Hauptstadt des lebhaften italischen Volkes ist. „Das gellt und schreit, winkt und gestikuliert, blitzt mit den schwarzen Augen und grinst mit den weißen Zähnen; das lebt und liebt, arbeitet und schläft, ißt und trinkt auf der Straße; das wogt Tag und Nacht durch einander, barfüßig und in Fetzen oder in Sammet und Seide und voll Geschmeide, jetzt fröhlich spielend wie vergnügte Affen, jetzt furchtbar wie gereizte Tiger; gutmütig, rachsüchtig, eitel, freundlich, gefällig, bettelnd, blutarm aber voll Lebensfreude, heiter wie ihr blaues Meer, süß und feurig wie ihr Wein, schön und gefährlich wie ihr Berg, der Vesuv, der über all dem Treiben ruhig thront.“ Ähnlich wie hier W. Wys, haben seit den Tagen Goethes unzählige Touristen den neapolitanischen Volkscharakter geschildert. Natürlich darf man nicht gar zu leicht über seine Schattenseiten hinwegsehen: der Menschenfreund wird in Neapel vielleicht noch mehr als in Londons Whitechapel-Viertel oder in einigen nordöstlichen Stadtvierteln von Paris durch soviel Schmutz und Armut, soviel Unwissenheit und Sittenlosigkeit schmerzlich berührt werden.

Zu allen Zeiten haben verheerende Seuchen in Neapel einen empfänglichen Boden gefunden. Jüngst hat noch die Cholera im Sommer 1884 Tausende von Menschenleben gefordert; aber sie hat auch einen sofort in Angriff genommenen Umbau der ungesundesten Stadtviertel hervorgerufen. Man räumt in großartigem Maßstabe in der Altstadt auf, indem man Licht, Luft und Wasser in die überfüllten Wohnstätten der ärmeren Volksklassen bringt und ihnen neue, gesundere Viertel aufbaut.

Die neapolitanischen Kinder wachsen weitaus zur größeren Hälfte fast ohne jede Erziehung durch Schule und Elternhaus auf; eine zigeunerhafte Freiheit ist von klein auf ihr Lebenselement. Nackt und schmutzig lungern sie auf dem Lavapflaster oder an den Meeresquais umher, glücklich über eine Melonenscheibe oder eine Brotkruste, in deren Besitz sie meist durch den Handel mit aufgelesenen Cigarrenstummeln und hundert ähnlichen Artikeln gelangen; speziell auf die weggeworfenen Cigarren der Fremden wird von Mailand bis Syrakus eine wahre Jagd gemacht. Die heiße Sonne und das glänzende Meer sind die besten Freunde der Jugend Neapels; das milde Klima gestattet ihr, sogar die Nächte in irgend einem Straßenwinkel zuzubringen, anstatt sich in dem übelriechenden Fondaco mit zahlreichen anderen Leuten zusammenzupferchen.

Aus dem Knaben wird nach und nach, ohne besondere Vorbildung, ein Lazzarone, d. h. ein Mann ohne festes Gewerbe, der zufolge gelegentlicher Dienstleistungen als Lastträger, Eckensteher, Kommissionär &c. aus der Hand in den Mund lebt, gewöhnlich mehr Zeit als Geld übrig hat, aber auch mit Paradiesäpfeln in jeder Zubereitungsart, mit Schaltieren und gar erst mit Maccaroni oder Melonen, alles auf der Straße „aus freier Hand“ verzehrt, des Leibes Nahrung und Notdurft vergnüglich stillt. Daß viele Zehntausende kräftiger und meist begabter Menschen auf diese Weise in den Tag hinein leben, das ist eben nur in Neapel möglich, dessen sonniger Himmel solch wohlfeiles Schlaraffenleben ungemein begünstigt. Selbst unsern grundehrlichen Seume packte der Eindruck, welchen er auf dem hochgelegenen Kloster Camaldoli, dem schönsten Punkte Italiens, „der holden Leiter des Himmels“, von dem Riesenpanorama Neapels und seiner Umgebung empfing, derart, daß er in seinem „Spaziergange nach Syrakus“ die Worte niederschrieb: „Freund, wenn du einmal hörst, daß ich unbegreiflich verschwunden bin, so bringe mit unter deine Mutmaßungen, daß ich vielleicht der schönsten Natur zu Ehren die größte Sottise gemacht habe und hier unter den Anachoreten hause.“

Von Neapel aus führen zwei Wege nach Rom: die uralte Via Appia meist längs der Meeresküste, und die Eisenbahnlinie am Fuße des Gebirges, in durchschnittlicher Entfernung von 30 km vom Meere. Ein Hauptgrund dafür, daß der Schienenweg die weitere und kostspieligere Richtung längs des Apenninenzuges einschlägt, ist wohl in der klimatischen Beschaffenheit der flachen Küstenlandschaften zu suchen. Dort haust der schlimmste Feind Italiens, die Malaria, ein epidemisch im Hochsommer auftretendes Wechselfieber, das weite Landstrecken hat veröden lassen. Im Altertum freilich, als die Berge noch bewaldet waren und die Äcker allerwärts unter dem Pfluge standen, trat die böse Krankheit nur ganz vereinzelt auf. Aber als die Stürme der Völkerwanderung namentlich Roms Umgebung in weitem Umkreise verwüsteten, als der Landbesitz mehr und mehr in die Hände der Großgrundbesitzer geriet und die Wälder der Spekulation oder der Furcht vor Räubern zum Opfer fielen, da fing die Malaria an, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Die von Norden eindringenden Goten und ungezählte Heerscharen der deutschen Kaiser unterlagen teilweise oder gänzlich den Herbstnebeln der sumpfigen Heiden; wie manches wäre anders in der europäischen Staatenbildung gekommen, wenn jener tückische Feind nicht die Überlegenheit der Waffen immer von neuem beeinträchtigt hätte! Spanien wurde durch die Wasserkünste der fleißigen Mauren vor der Malaria bewahrt; in Kleinasien dagegen, auf der Balkanhalbinsel, in Syrien und anderen Küstenländern am Mittelmeer herrscht sie teilweise noch bösartiger als in Italien.

Seit der Einigung des Königreichs unter Viktor Emanuel (1870) ist zwar vieles in Italien besser geworden, aber der Malaria hat man bis jetzt nur an wenigen Punkten Einhalt zu gebieten vermocht, besonders durch massenhafte Anpflanzung des schnellwachsenden Eucalyptus globulus (blauer Gummibaum), durch Kanalisierung, Aufstauung von Flüssen und landwirtschaftliche Ameliorationen. Nach dem 1882 veröffentlichten amtlichen Be-

richte des Grafen Luigi Torelli, Präsident der Kommission zur Untersuchung der Wechselfieberfrage, sind nur sechs Provinzen Italiens ganz malariafrei; der durch die Krankheit hervorgerufene volkswirtschaftliche Schaden ist natürlich ein ungeheurer, ganz abgesehen von dem Verlust an Menschenleben.

Die Wechselbeziehung, in welcher die Malaria zu der Campagna di Roma steht, hat letzterer vielfach ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt. Selbst die lachendsten Gefilde der Erde sind nicht so oft in Wort und Bild geschildert worden als die meilenweite Einöde vor den Thoren Roms, jener weltgeschichtliche Friedhof, dessen auf und ab wogende Bodenerhebungen einst die Villen und Prachtgärten vornehmer Römer, dann die Heerlager barbarischer Völkerschaften sahen und jetzt die Weideplätze halbwilder Herden umschließen. Auf jener Ebene sproßt im Frühjahr das Gras üppig empor, mit bunten Blumen untermischt. Nach kurzer Blütenpracht sengt die Sommersonne Gras und Blumen weg, und lange Monate hindurch ist ein warmes Goldbraun die Grundfarbe der Campagna; aber fast jede Sonnenstellung, jede Himmelsansicht ruft eine andere Schattierung hervor. Dazu als Hintergrund und Umrahmung die duftig klaren, schwungvollen Ketten der Albaner- und Sabinerberge im Osten, das schimmernde Meer im Westen — das giebt ein so stimmungsvolles Gesamtbild, daß man, trotz des Mangels an Lieblichkeit und Erhabenheit, das Herz vor stiller, ernster Freude am Schönen ergriffen fühlt. In ganz Europa dürften nur einige Striche der schottischen Hochlande der Campagna in Bezug auf den eigenartig schwermütigen Charakter der Landschaft an die Seite gestellt werden. Nur fehlt jenen braunen Heiden des Nordens der weltgeschichtliche Hintergrund der ewigen Roma; die Stuarts und Macdonalds dürfen sich mit den römischen Cäsaren und den Päpsten nicht entfernt messen.

„Rom zu sehen ist ein großes Glück, es wiederzusehen ein noch größeres.“ Dies Wort des reisekundigen Adolf Stahr deutet bündig auf die Summe der Empfindungen hin, welche uns beim Eintritt in Rom überkommen. Die Campagna hat uns in eine Art weihevoller Stimmung versetzt: voller Ernst und Sammlung betreten wir den anerkannten Brennpunkt vieler Kulturinteressen der Menschheit.

Kein bloßer Zufall hat die Stadt des Romulus zur Weltherrscherin gemacht. Der Tiberstrom war im Altertum bis nach Rom hinauf schiffbar; die Entfernung der Stadt vom Meere (etwa 25 km) schützte sie vor Überfällen feindlicher Flotten, während ihre „sieben Hügel“, deren Durchschnittshöhe 50 m beträgt, die Anlage fester Schutzmauern begünstigten. Italiens Gebirgs-, Fluß- und Küstenentwicklung läßt seine hauptsächlichsten Schiffahrts- und Handelsplätze, seine einflußreichsten Völkerschaften, seine Hauptstädte und Kulturcentren auf der Westseite der Apenninen entstehen, sie ist die historische Seite der Halbinsel, und wiederum als ihr natürlicher Mittelpunkt erwies sich frühzeitig die Tiberstadt, besonders nachdem sie die älteren Nachbarstädte überflügelt und durch tüchtige Herrscher, staatskluge Maßregeln, vortreffliche Heerstraßen und ein zähes, planvolles Zusammenwirken aller Kräfte ihre Gewalt mehr und mehr über alle Teile Italiens ausgebreitet hatte. Die Fruchtländer Sicilien im Süden und die Po-Ebene im Norden sicherten den materiellen Bestand der mächtig anschwellenden Reichshauptstadt, deren Einwohnerzahl zur Zeit der höchsten Blüte bis auf zwei Millionen geschätzt werden kann.

Aber Rom war nicht das Herz Italiens allein. Die sich um das Becken des Mittelmeers lagernden Kulturstaaten der alten Welt fielen der Reihe nach unter seine Macht, nachdem es in erbittertem, hundertjährigem Wettkampf mit Karthago, welches ihm die Vorteile der centralen Lage mit anfänglichem Erfolge streitig gemacht, einen vollständigen Sieg davongetragen hatte. Der tägliche Mahnruf des alten Cato: „Übrigens meine ich, daß Karthago zerstört werden muß“, erwies sich als der Ausfluß einer weitsehenden politischen Klugheit, und nicht eher rasteten Roms Feldherren und Staatsmänner, als bis „die natürlichen Grenzen“ des Reiches von den Wüsteneien gebildet wurden, welche den Weltkreis der Alten umschlossen, nämlich von der Sahara im Süden, dem Ocean im Westen, den germanischen und sarmatischen Urwäldern im Norden, den arabischen Sandböden im Osten. Auf dreißig breiten, teilweise mit Basaltquadern gepflasterten Straßen marschierten Roms Heere in die Provinzen, flossen die Reichtümer der Provinzen in Rom zusammen. Noch Jahrhunderte nach der allmählichen Zerbröckelung des Weltreiches, nachdem fast alle Paläste Roms in Trümmerhaufen verwandelt worden waren, bildeten die Sprache Roms, seine Gesetze und Sitten und besonders die von Rom ausstrahlende Organisation der christlichen Kirche ein so festes Band um die mittelalterliche Kultur, daß man geradezu von einer zweiten Weltherrschaft der Tiberstadt sprechen kann. Gewaltige Päpste lenkten vom Stuhle des hl. Petrus aus die Geister der europäischen Fürsten und Völker, und auch für die Stadt Rom kam eine neue Zeit der Blüte, welche namentlich in Künsten und Wissenschaften unvergleichliche Früchte hervorbrachte. Den Wandlungen der Neuzeit endlich ist auch das Rom der Päpste teilweise zum Opfer gefallen. Aber schon läßt sich eine dritte Blüteperiode der „ewigen Stadt“ im Keime wahrnehmen. Die mittlere Zeit von Rom ist für ganz Italien maßgebend, seine Temperatur wird als mittlere allen Berechnungen zu Grunde gelegt, in seinem Centralbahnhof laufen aus allen Himmelsrichtungen die Schienenwege des großen Reiches ebenso centripetal zusammen wie einst die Heerstraßen der Republik und der Cäsaren. «Viva l'Italia, viva Roma capitale» — das war am 20. September 1870 der begeisterte Zuruf des Volkes, als König Victor Emanuel an der Spitze seines Heeres in die neue Reichshauptstadt einzog.

Es ist klar, daß die 2600 Jahre des Bestehens der Stadt zur Ansammlung einer unermeßlichen Menge von archäologischen Schätzen aller Art Veranlassung geboten

haben. Rom hatte zu keiner Zeit aufgehört, eine weltstädtische Rolle zu spielen, so nahe es auch manchmal daran war, dem Lose von Toledo, Syrakus und ähnlichen verblichenen Glanzstätten der Kultur anheimzufallen. Die Forschungen haben deshalb eine fast ununterbrochene Reihe von Trümmern zu Tage gefördert, von der Cloaca maxima und dem Tempel des Jupiter Stator (beide aus den ersten Jahrhunderten der Stadt)

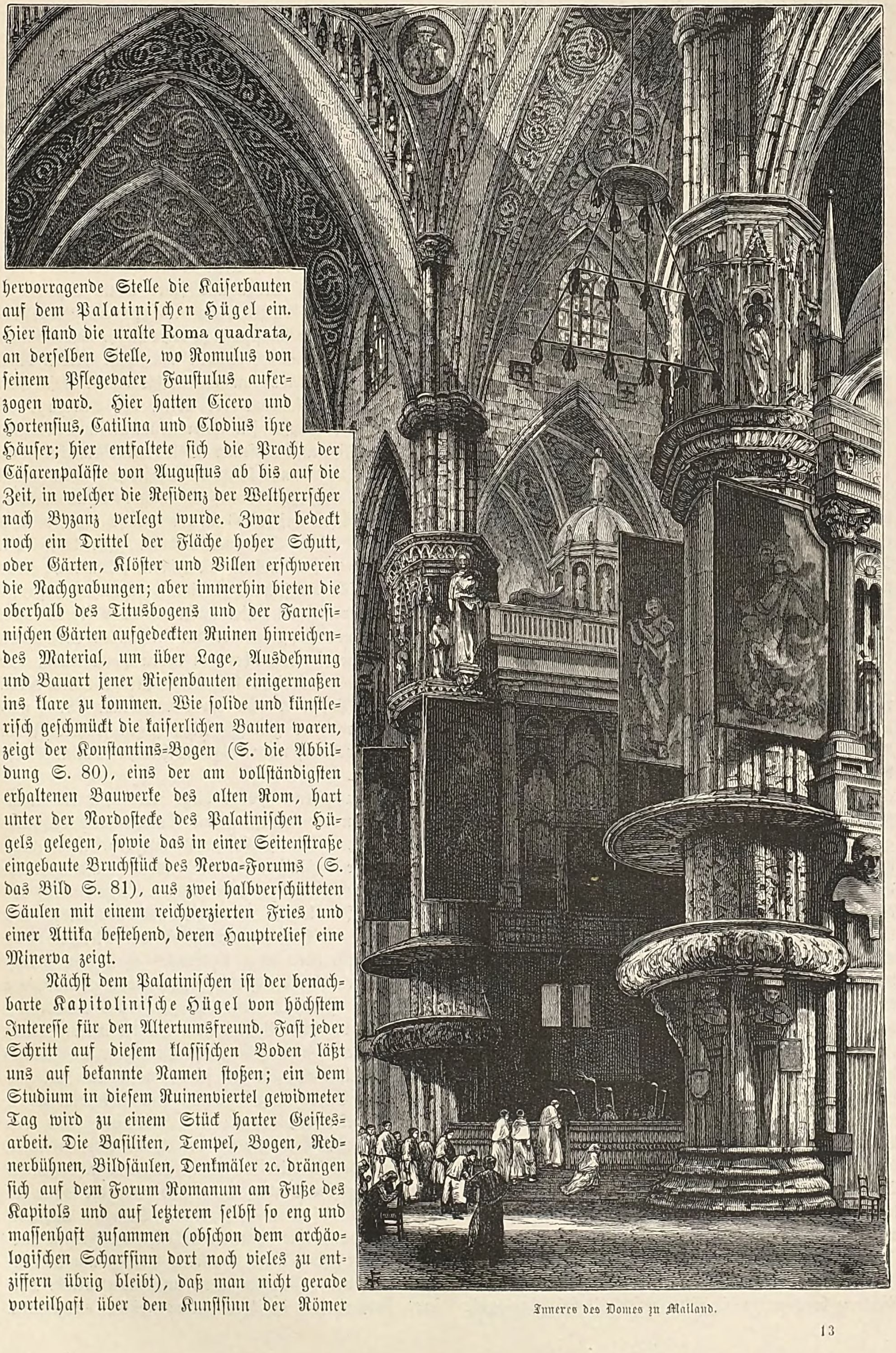


Das Kartäuserkloster zu Pavia.

bis zu dem stark verwischten „Jüngsten Gericht" Michelangelos an der Altarwand der Sixtinischen Kapelle. Wenn irgendwo, so sprechen in Rom die Steine eine der Anschaulichkeit nahekommende Sprache; hier liest sich Geschichte anders als an jedem anderen Orte der Welt.

„Oftmals, wenn ich auf dem römischen Forum stehend den Ausgrabungen zusah", schreibt K. Witte, „und der Spaten des Arbeiters den mannshohen Schutt durchstach, den anderthalb Jahrtausende über dem Boden des alten Rom aufgehäuft haben, erschienen mir diese Streifen verschieden gefärbter Erde wie die Jahresringe, an welchen wir das Alter eines Baumes erkennen, wenn die Säge ihn mitten durchschnitten hat.... Das Wachstum des Baumes hat keine Geschichte, ein Jahresring gleicht dem andern. In jene Staubatome aber, die ein Jahrhundert nach dem andern über dem Basaltpflaster der Via sacra abgelagert, hat sich die Geschichte eingesenkt mit ihren Strömen von Blut, ihren Feuersbrünsten, ihren Scenen barbarischer Zerstörungslust..."

Unter den baulichen Denkmälern Roms nehmen eine



Inneres des Domes zu Mailand.

hervorragende Stelle die Kaiserbauten auf dem **Palatinischen Hügel** ein. Hier stand die uralte Roma quadrata, an derselben Stelle, wo Romulus von seinem Pflegevater Faustulus auferzogen ward. Hier hatten Cicero und Hortensius, Catilina und Clodius ihre Häuser; hier entfaltete sich die Pracht der Cäsarenpaläste von Augustus ab bis auf die Zeit, in welcher die Residenz der Weltherrscher nach Byzanz verlegt wurde. Zwar bedeckt noch ein Drittel der Fläche hoher Schutt, oder Gärten, Klöster und Villen erschweren die Nachgrabungen; aber immerhin bieten die oberhalb des Titusbogens und der Farnesinischen Gärten aufgedeckten Ruinen hinreichendes Material, um über Lage, Ausdehnung und Bauart jener Riesenbauten einigermaßen ins klare zu kommen. Wie solide und künstlerisch geschmückt die kaiserlichen Bauten waren, zeigt der Konstantins-Bogen (S. die Abbildung S. 80), eins der am vollständigsten erhaltenen Bauwerke des alten Rom, hart unter der Nordostecke des Palatinischen Hügels gelegen, sowie das in einer Seitenstraße eingebaute Bruchstück des Nerva-Forums (S. das Bild S. 81), aus zwei halbverschütteten Säulen mit einem reichverzierten Fries und einer Attika bestehend, deren Hauptrelief eine Minerva zeigt.

Nächst dem Palatinischen ist der benachbarte **Kapitolinische Hügel** von höchstem Interesse für den Altertumsfreund. Fast jeder Schritt auf diesem klassischen Boden läßt uns auf bekannte Namen stoßen; ein dem Studium in diesem Ruinenviertel gewidmeter Tag wird zu einem Stück harter Geistesarbeit. Die Basiliken, Tempel, Bogen, Rednerbühnen, Bildsäulen, Denkmäler 2c. drängen sich auf dem Forum Romanum am Fuße des Kapitols und auf letzterem selbst so eng und massenhaft zusammen (obschon dem archäologischen Scharfsinn dort noch vieles zu entziffern übrig bleibt), daß man nicht gerade vorteilhaft über den Kunstsinn der Römer

urteilt, welche bedeutende Bauwerke oft ohne jeden vermittelnden Zwischenraum an dieser Centralstelle ihrer Stadt anhäuften. Sogar die Via sacra, auf welcher die Triumphatoren zum Kapitol hinaufzogen, gefolgt von dem siegreichen Heere und dem jubelnden Volke, ist nur etwa sechs Schritt breit gewesen — wie fürchterlich muß dort oft das Gedränge gewesen sein!

Kein Bauwerk charakterisiert besser das kaiserliche Rom als das Kolosseum. Seine Größe läßt es geradezu als ein Weltwunder erscheinen: bei 188 m Länge und 156 m Breite mißt die Ellipse der 48,5 m hohen Umfassungsmauer 524 m; 87000 Zuschauer fanden darin Platz. Aber außer seiner Größe und der Festigkeit seines Baues (es wurde im Jahre 80 n. Chr. von Titus vollendet) verkörpert das Kolosseum vielfach die Entwicklungsgeschichte der Stadt selbst. Auf seiner Arena haben sich die nationalen Gladiatoren- und Tierkämpfe in einer einzig dastehenden Großartigkeit abgespielt (bei seiner Einweihung wurden, wie Eutrop berichtet, 5000 wilde Tiere gegen einander losgelassen), abwechselnd mit Christenhetzen und Scheingefechten zur See. Im Mittelalter hat es mehrfach als Festung gedient, ja selbst zur Anlage von Fabriken und besonders als ausgiebigen Steinbruch verwandten es einige Päpste; trotzdem ist die Ruine noch heutigen Tages von so gewaltiger Wirkung auf den Beschauer, namentlich bei Mondschein- oder Fackelbeleuchtung, daß sich mit dem Abscheu vor den hier verübten Greueln die Bewunderung der Thatkraft des einstigen Römervolkes zu einem unauslöschlichen Doppelbilde mischt.

Diesen wenigen, nur flüchtig erwähnten Denkmälern römischer Größe schließt sich eine fast unbestimmbare, jährlich noch wachsende Zahl von Bauruinen an. Die Bäder des Caracalla, des Titus und des Diocletian, der herrliche Rundbau des Pantheon (es ist dies das einzige christliche Gotteshaus, das unverändert aus einem heidnischen Tempel zu seinem gegenwärtigen Zweck übergegangen ist; Raffael und Victor Emanuel haben dort ihre Grabstätte gefunden), die marmorne Trajanssäule, die Katakomben (erst die Hälfte dieser Tuffsteinlabyrinthe dürfte zur Zeit „entdeckt“ sein), der gewaltige Turmbau des Hadrian (die heutige Engelsburg), mehrere großartige Grabmäler und Cirkusbauten, vor allen aber die Ringmauern und Aquädukte des kaiserlichen Rom übertreffen weitaus alle ähnlichen Bauwerke der Neuzeit. Noch heute benutzt man drei der einstigen neun Wasserleitungen, von denen schon Plinius vor 1800 Jahren schrieb: „Wofern jemand genau schätzen will den Überfluß der von ferne hergeleiteten öffentlichen Wasser, welche unsere Bäder, Teiche, Häuser, Kanäle, Gärten und Villen vor der Stadt versehen, den Aufwand der errichteten Bogen, der durchgrabenen Berge und der geebneten Thäler: der wird bekennen, daß auf dem ganzen Erdkreise nichts gewesen sei, was der Bewunderung würdiger wäre.“

Aber auch die Päpste haben sich als Bauherrn und Förderer der Künste ausgezeichnet. Ihre Thätigkeit in dieser Richtung begann um die Mitte des 15. Jahrhunderts; die Grundsteinlegung zur Peterskirche kennzeichnet das große Vertrauen der Päpste in die Macht der Kirche. Der Dom von St. Peter ist die größte Kirche der Welt: 120 Jahre verflossen von Bramante's Plan bis zum Einweihungsfeste (1626), und mehrere hundert Millionen Mark wurden für die Kirche selbst und ihren überaus großartigen Vorhof ausgegeben. Daß ein derartiges Bauwerk durch das Ungewöhnliche seiner räumlichen Verhältnisse, insbesondere der gewaltigen Kuppel von 117 m Höhe und 42 m Durchmesser, sowie durch die Fülle der ihm allmählich zugeströmten Kunstschätze etwas Außerordentliches vorstellt, ist leicht erklärlich, während anderseits gerade jene Größe und jener bunte Schmuck es leicht in Gefahr bringen, seine Aufgabe als Gotteshaus mit der eines Kunstmuseums zu vertauschen, was bekanntlich manchen berühmten Kirchen nachgesagt werden kann.

Fast unmittelbar an die größte Kirche stößt einer der größten Profanbaue der Welt, der Vatikan, die Residenz der Päpste seit ihrer Rückkehr aus Avignon (1378). Die Anzahl seiner Säle und Gemächer wird zwischen 5000 und 11000 angegeben: schon dieses Schwanken läßt sowohl auf die räumliche Ausdehnung des Palastes wie auf das Geheimnisvolle schließen, welches das Leben seiner Bewohner umhüllt. Hier laufen seit einem halben Jahrtausend die Fäden zusammen, welche die katholische Christenheit zu einem gewaltigen Organismus zusammenbinden; hier findet nach dem jedesmaligen Ableben eines Papstes unter den seltsamsten Ceremonien das Conclave statt, welches den neuen Papst wählt. Der äußere Glanz, mit dem sich Seine Heiligkeit Leo XIII. (der 260. Papst, erwählt am 20. Februar 1878) umgiebt, ist auf das geringste Maß gegen frühere Zeiten beschränkt worden; nur wenige „Schweizer“ halten Wache im Vatikan.

Der ungeheure Palast birgt jedoch für die Kunstfreunde jedweder Konfession und Nationalität unvergleichliche Schätze. Die päpstliche Hauskapelle, nach ihrem Erbauer die Sixtinische genannt, entlockte unserm Goethe 1786 beim Anblick der Deckengemälde Michelangelos den Ausruf: „Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck.“ Fast noch herzbezwingender wirken die Freskogemälde Raffaels in einigen Hallen und Prunkzimmern („Loggien“ und „Stanzen“) des Vatikans: etwas Vollendeteres hat die malende Kunst keines Volkes, keines Zeitalters aufzuweisen. Das Museo Pio-Clementino dagegen mit seinen in neuerer Zeit hinzugefügten Erweiterungen enthält eine fast unabsehbare Menge antiker Skulpturen; die Büste des Zeus von Otricoli, die Laokoonsgruppe, der Apollo von Belvedere, der Torso des Herakles, die schlafende Ariadne, die majestätische Augustus-Statue — das sind einige der köstlichsten Perlen aus diesem unerschöpflichen Schatze. Auch die besonders durch ihre mittelalterlichen Handschriften ausgezeichnete Bibliothek des Vatikans, die fast nur Meisterwerke enthaltende Gemäldegalerie und das etrurische Museum sind vielfach in ihrer Art vortrefflich ausgestattet.

Desgleichen bergen der „Palast der Konservatoren“ auf dem linken Tiberufer und noch mehr das benachbarte Kapitolinische Museum ebenso zahlreiche wie wertvolle Antiquitäten, Büsten, Statuen und Kunstgegenstände aller Art. Endlich ist in dem Kircherschen Museum namentlich die Sammlung christlicher Altertümer erwähnenswert.

Von den 370 Kirchen Roms ließe sich natürlich recht viel sagen: ihre Geschichte, ihre Architektur, ihre Kunstschätze sind zum Gegenstand unzähliger Einzelbeschreibungen gemacht worden. Fast alle sind mit Vorhallen und Kuppeln, mit Marmorbekleidung und reichem Bilderschmuck versehen. Auch an mildthätigen Stiftungen und Klöstern hat Rom Überfluß: „Arme und Kranke finden zu Rom ihr irdisch Paradeiß“, meint ein alter Geograph. Endlich tragen mehrere hundert Paläste aus den verschiedensten Bauperioden der letzten fünf Jahrhunderte dazu bei, sowohl durch ihre reichen Fassaden den Reisenden oft inmitten der winkligsten Stadtviertel zu überraschen, als auch durch ihre Skulpturen-, Gemälde- und Kunstsammlungen die Anziehungskraft zu steigern, welche die ewige Stadt auf die Fremden ausübt. Mit Recht äußerte Thorwaldsen, der Künstler mit dem offenen Auge für alles Schöne, einmal zu dem dänischen Kronprinzen, daß selbst dreißig in dieser wunderbaren Stadt verlebte Jahre noch nicht ausreichten, alle Kunstschätze ihrer Kirchen und Paläste gründlich kennen zu lernen.

Das heutige Rom umfaßt insgesamt etwa die Hälfte des von der Aurelianischen Ringmauer umschlossenen alten Rom; seine geschlossensten Viertel befinden sich in dem nördlichen Teile, da wo von der Piazza del Popolo drei schnurgerade Straßen fächerförmig nach Süden ausstrahlen, in der Mitte der weltberühmte Corso. Bei der Ankunft auf dem im Nordosten liegenden Bahnhof, um welchen sich von allen Seiten moderne, geradlinige Stadtviertel ansetzen, vermißt der Fremde nichts von den gewohnten Bequemlichkeiten westeuropäischer Großstädte: Droschken, Omnibusse und Pferdebahnen bringen ihn schnell zu einem der zahlreichen Gasthöfe, welche sich fast ausnahmlos in den Vierteln am Corso befinden. Dort allein herrscht auch ein reges, modernes Treiben; Kaufläden, Speise- und Kaffeehäuser lassen den Gedanken zunächst noch nicht aufkommen, daß man sich in der Stadt des Romulus befindet, deren Geschichte jeder in seinen Knabenjahren bis ins einzelne „gelernt“ hat. Aber schon der erste Ausgang, die kleinste Exkursion in die, namentlich gegen Süden, sich weithin erstreckenden Gärten und Trümmerstätten lassen mit einem Schlage die unendlich ferne Vergangenheit vor das Geistesauge treten. Tausend bekannte Namen werden wachgerufen; bald knüpft sich an jeden Säulenstumpf, jeden Obelisken, jeden Travertinquader unwillkürlich irgend ein Zug aus der Entwicklungsgeschichte der einzig in ihrer Art dastehenden Stadt, und gerade in dieser Verschmelzung von einst und jetzt beruht der Zauber, welchen Rom auf jeden Fremden ausübt. Ist Neapel auch reizvoller für lebensfreudige Menschen, bieten Wien und Paris auch abwechselndere „Unterhaltung“, läßt die deutsche Reichshauptstadt oder gar erst das gewaltige London auch unendlich weitere Blicke in die Entfaltung des modernen Kulturlebens thun — Rom wird noch auf lange Jahrhunderte mit magischer Gewalt die Künstler und Poeten, die Archäologen und Geschichtsforscher, die gläubigen Katholiken und die begeisterten Anhänger eines italienischen Einheitsstaates an den Strand des gelbfließenden Tiber locken. Wer aus der prächtigen Fontana di Trevi einen Abschiedstrunk gethan, dem wird es wie Cicero ergehen, welcher vor fast 2000 Jahren in Asien die sehnsuchtsvollen Worte niederschrieb: „Ach, nur in Rom mußt Du wohnen, nur in jenem Lichte leben.“

Aber auch in Rom überkommt Einheimische wie Fremde namentlich im Hochsommer das Verlangen nach Wiesengrün und Waldesschatten. Freilich hat die Stadt einige ausgedehnte, reichgeschmückte Parks: zuerst die Villa Ludovisi auf dem Pincio, Le Nôtre's schönste Schöpfung; den weltberühmten Junokopf ihrer Skulpturensammlung pries Goethe 1787 mit dem Ausruf: „Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers.“ Dann die Villa Albani, deren reiche Kunstschätze einst unser Winckelmann ordnete, die Villa Doria (früher Pamfili) mit ihrem Pinienwalde und ihren Anemonenwiesen, die Villa Borghese mit ihren Alleen immergrüner Steineichen, die rosenduftenden Gärten der Villa Wolkonsky und manche andere durch Natur und Kunst ausgezeichnete Erdenfleckchen. Für längeren Aufenthalt jedoch wallfahrten die heutigen Römer, gerade wie ihre Urahnen vor 1800 Jahren, in die Albaner- und Sabinerberge hinaus. Die „blauduftige, unsägliche Linienschönheit“ derselben birgt bei näherem Herantreten (die Eisenbahnen erleichtern dasselbe heutzutage) malerische Landschaften voll alter Cypressen und Oliven, voll edlen Lorbeers und dunkelgrüner Steineichen am Ufer tiefblauer Seen, oder voll üppigen Epheus und silbernscheinender Mariendisteln über den Trümmern einstiger Herrlichkeit. Tivoli vor allen anderen entzückt durch seine großen und kleinen Wasserfälle (S. das Bild S. 84), durch die Terrassen und die Gartenwildnis der Villa d'Este, welche unter leuchtendem Himmelsblau wie in mondheller Sommernacht einen unvergeßlichen Zauber auf das Gemüt ausübt. Unweit der Thalschlucht, in die der Anio niederbraust, soll einst die Villa des Horaz gestanden haben, und dort, wo heute Eisenwerke hämmern, wohnte sein freigebiger Gönner Mäcenas — wie manchen dichterischen Gedanken verdanken wir nicht jenen Hainen und Lieblingsplätzen des liebenswürdigsten aller römischen Dichter! Auch Frascati war zu allen Zeiten eine „Sommerfrische“ der Römer; seine Waldpartien, seine Villen, seine Aussichtspunkte und, für den Altertumskundigen wenigstens, seine mit geschichtlichen Erinnerungen übersäete Umgebung verleihen dem Landstädtchen eine außergewöhnliche Anziehungskraft. Im Norden, an der alten Heerstraße nach Präneste, liegen die Ruinen von Gabii, unfern davon der trockene See Regillus. Dem päpstlichen Castel Gandolfo gegenüber am Albaner See zog sich in uralten Zeiten

Alba longa den Bergrücken entlang; noch südlicher, hinter dem runden Kratersee von Nemi, der Perle des Albanergebirges, rauschte der Dianahain und türmte sich Lanuvium auf, die Nebenbuhlerin des königlichen Rom. Westlich im Sabinergebirge liegt Olevano mit seinem Haine uralter Eichen; deutsche Künstler haben ihn dem deutschen Reiche erworben, und unzählige Motive unserer Maler sind diesen knorrigen Baumriesen sowie der entzückenden Fernsicht entnommen, die sich hier auf Velletri, die Sabiner- und Volskerberge und die Burgruine von Olevano darbietet. Ganz nahe bei Frascati endlich rufen die antiken Ruinen des olivenreichen Monte Porzio das Andenken an den alten Cato wach, und gar erst Tusculum — welche „Fülle der Gesichte“ überkommt beim Anblick seiner Villen und Gärten den gymnasialgebildeten Fremden! Der ganze Cicero gewinnt hier Form



Ausblick von Bellagio auf den Comer-See.

und Leben, und gern glaubt man dem vielgeplagten Staatsmanne das Bekenntnis, welches er seinem Freunde Atticus ablegt: „Von allen Beschwerden und Arbeiten ruhe ich nur an jenem Orte aus,“ oder an einer andern Stelle: „Mein Tusculanum ergötzt mich derart, daß ich mit mir selbst nur dann zufrieden bin und mich behaglich fühle, wenn ich hierher gekommen bin.“

Auf unserer Wanderung durch Italien haben wir im Westen des Apennin einen Ort von höchstem Interesse bisher übergangen: das schöne Florenz. Wer von Rom aus dorthin reist, berührt unterwegs eine wundersame alte Stadt, die so recht dazu angethan ist, als Mittelglied einen Übergang von Rom nach Florenz zu bilden. Siena ist nach seiner Hügellage eine etruskische, nach seinem Namen eine römische, nach seinem ganzen Charakter eine mittelalterliche Stadt. Seine Ringmauern, Türme und Palastbauten lassen es von fern höchst stattlich und malerisch erscheinen; im Innern jedoch findet man viele enge Steilstraßen, finstere Gebäude und menschenleere Plätze. Die jetzige Stadt von kaum 25000 Einwohnern füllt den Raum nicht mehr aus, welchen sie zur Zeit ihrer Blüte einnahm, als sie mehr als 100000 Bewohner zählte und an Macht und Glanz mit Florenz wetteiferte. Der Umstand, daß Siena vermöge seiner Lage den Welthändeln meist fern blieb und mehr durch den „schwarzen Tod“ des Jahres 1348 als durch Belagerungen zu leiden hatte, hat viel zur

Erhaltung seiner Kunstschätze, Paläste und Kirchen beigetragen. Seine großartigsten Bauten sind das Rathaus und der Dom; beide lassen in Siena den Hauptsitz der italienischen Gotik erkennen. Das Rathaus (S. die Abbildung S. 85) erinnert durch seinen hohen, zinnengekrönten Turm an das Florentiner Stadthaus, seine Fassade dagegen ist ungleich edler und reicher als die jenes Palastes. Die steinernen Wölfe, das Wahrzeichen Sienas, mahnen an die einstige Abhängigkeit der Stadt von Rom. Die riesigen Verhältnisse, in welchen man den Dom von Siena im 14. Jahrhundert geplant hatte, sind nicht zur Ausführung gelangt; der jetzt vorhandene Bau ist eigentlich



Die Fischerinsel im Lago Maggiore.

nur das Querschiff des ursprünglich beschlossenen. Aber seine zierlichen, mit mehrfarbigem Marmor und reichem Bildwerk geschmückten Fassaden, die Sgraffitomalereien des marmornen Fußbodens im Innern und die marmorne Kanzel mit Reliefs von Niccolo Pisano machen den Dom von Siena zu einem Bauwerk allerersten Ranges, das im Verein mit der gesunden Lage der Stadt, der Zuvorkommenheit ihrer Bewohner und dem dialektfreien Italienisch, dessen sich letztere mit Recht rühmen, manchen Fremden zu längerem Verweilen einladet.

„Florenz, dir fehlet das, was Rom hat, und diesem just, was du besitzest;
„Wäret ihr beide vereint, wär's für die Erde zu schön."

Dies in seiner Form freilich verfehlte Distichon

König Ludwigs I. von Bayern drückt einen ebenso feinen wie wahren Gedanken aus. Die Zeit mittelalterlichen Glanzes, als gerade Italiens Städte in Macht und Pracht ganz Europa vorangingen und alle Künste in höchster Blüte standen, kommt wohl in Venedig, Pisa und ganz besonders in Florenz zum Ausdruck, nicht aber in Rom, das zur Zeit der Normannenplünderungen und des päpstlichen Exiles, also bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts, tief darniederlag. Florenz dagegen sah mit den Mediceern sein goldenes Zeitalter heraufkommen; was aus jenen glücklichen Zeiten auf unsere Tage gekommen ist, das erfüllt uns noch heute mit Interesse und Bewunderung und steigert die Vorliebe aller Fremden für die heitere, bergumkränzte Hauptstadt Toscanas.

Zufolge ihrer geschichtlichen Vergangenheit tragen die Großstädte Italiens einen viel ausgeprägteren Sondercharakter als die anderer Länder. Zu einem Vergleiche mit Genua, Rom, Neapel, Venedig oder Palermo bietet Florenz gar keine Anhaltspunkte: alle diese Städte sind grundverschieden in ihrer äußern Erscheinung wie in ihren Lebensbedingungen. Was in Florenz großartig ist, entstand meist vor dem Wiederaufleben des Altertums in Kunst und Wissenschaft, aus dem eigensten Antriebe des städtischen Gemeinwesens oder der bedeutenden Fürsten an seiner Spitze. Da ist als Kernpunkt des mittelalterlichen Florenz die Piazza della Signoria zu nennen. Bei dem ersten Schritt, welchen man auf den mit breiten, unregelmäßigen Platten belegten Platz thut, fühlt man sich angehaucht von dem Geiste, der die herrlichen Bauwerke ringsum und die freistehenden, vom Straßenverkehr umwogten Bildwerke schuf. Hier erst glaubt sich der von Norden kommende Fremde wirklich unter Italiens Himmel versetzt: zu den klimatischen Vorzügen des Landes, welche Florenz mit der Riviera und teilweise mit den oberitalischen Städten gemeinsam hat, gesellt sich hier zum ersten Male das aus geschlossenen Räumen hinaus auf Straßen und Plätze tretende Leben. Mitten auf der Signoria drängten sich einst die Volksmassen um Savonarola, den düsteren Mönch, welcher hier mit flammender Beredsamkeit Umkehr von dem eitlen Welttreiben predigte, Boccaccio's Schriften verbrannte und an dies „Autodafé der Eitelkeiten" Angriffe gegen Rom und die Mächtigen der Erde knüpfte. Da, wo heute der Neptunsbrunnen steht, erlitt der „Volksverführer" mit zweien seiner Gefährten am 23. Mai 1498 den Tod am Galgen; ihre Leichen wurden auf einem danebenstehenden Scheiterhaufen verbrannt. In heiterem Prunk öffnet sich an der Südseite des Platzes die Halle der Landsknechte (Loggia dei Lanzi), von stattlicher Höhe, mit Meisterwerken der Plastik in Marmor und Bronze geschmückt. Als Cosimo I. in dem Stadthause (Palazzo vecchio) mit seiner schönen Gemahlin residierte — sie war die Tochter eines der Goldschmiede, deren Nachkömmlinge noch heute ihre Buden auf der alten Arnobrücke haben; sie endete in Kummer und Wahnsinn, — da hielten stämmige Hellebardiere unter der offenen Halle Wacht, obschon damals die Zeiten vorüber waren, in denen man es für nötig erachtet hatte, dem Stadthausturme seine schwere kriegerische Zinnenkrönung aufzusetzen.

Der Domplatz ist ein zweiter Knotenpunkt des Interesses für jeden Kunstfreund. Auf der Via Calzajoli, der direkten Verbindung zwischen beiden Plätzen, bewegt sich der lebhafteste Verkehr der Stadt. Der Dom selbst und sein freistehender Turm befinden sich zur Rechten, die kleinere Taufkirche (Il Battistero) zur Linken der Straßenflucht, da wo dieselbe in dem Domplatz endet. Man bedarf des wiederholten Versenkens in die Einzelheiten von Kirche, Campanile und Taufkapelle, um die erhabene Schönheit des ganzen Werkes voll in sich aufzunehmen. Der 1294 begonnene Dom von Santa Maria del Fiore wurde erst in unsern Tagen (Anfang 1884) ganz vollendet, jetzt erst ist die Marmorfassade nach den ursprünglichen Entwürfen beendet worden. In verschwenderischer Fülle ist schwarzer, weißer, gelber und roter Marmor in entzückender Farbenwirkung über die Außenwände gelegt, während die gewaltigen Raumverhältnisse des Innern, namentlich die Breite des Mittelschiffes, manchen Kunstfreund weniger anmuten als andere ausgezeichnete Kirchenbauten.

Für die Florentiner ist die Taufkapelle zufolge ihres unbestimmbaren Alters (sie soll auf dem Fundament eines Marstempels stehen), ihrer Reliquien, ihrer Mosaiken und ihrer Erzthüren das kostbarste Baudenkmal der Stadt, ein Sanktuarium, in welchem von alters her jeder Pulsschlag des öffentlichen Lebens sein Echo fand. Nach einem Chronisten des 13. Jahrhunderts holten sich die florentinischen Seiden- und Wollspinnereien von den Mosaikmustern des Fußbodens die Vorbilder zu ihren berühmten Teppich-, Gewand- und Tapetenstoffen. Die Kuppel des achteckigen Tempels war das Urbild für Brunelleschi's kühnen Entwurf zu seiner Domkuppel, während diese wiederum der gewaltigsten Schöpfung Michelangelo's, dem Kuppelbau von St. Peter in Rom, zum Vorbilde diente. Die Erzthüren endlich stehen in ihrer Art unübertroffen in der Welt da. Als Andrea Pisano die erste vollendet hatte, brach ganz Florenz in Jubel aus und verlieh dem Meister das Bürgerrecht. Die eine der beiden Erzthüren Ghiberti's jedoch erklärte Michelangelo für würdig, dem Paradies als Pforte zu dienen. Beim Anblick der Hunderte von charakteristischen, künstlerisch vollendeten Figuren dieser Thür (Ghiberti arbeitete über 20 Jahre an derselben) brach die geistreiche Frau von Staël in die Worte aus: „Welche Geduld! Welche Achtung vor der Nachwelt! . . . Wie schwer wird es doch dem Menschen, sich der Vergessenheit zu entziehen!"

Unter den sonstigen Kirchen von Florenz (es werden ihrer 170 gezählt) verdient in erster Linie die Kreuzkirche (Santa Croce) Beachtung: auch sie ist einzig in der Welt, höchstens dürfte ihr die Westminster-Abtei in London an die Seite gestellt werden. Dante's Kolossalstatue auf dem großen Platze vor der Kirche und die 1863 vollendete Marmorfassade der Kirche selbst bereiten würdig auf den Eintritt vor. Wohin das Auge blickt,

leuchten ihm prunkvolle Grabdenkmäler von den Wänden entgegen; aber alle Marmorpracht tritt zurück hinter den Namen der Toten, welche hier ruhen: Galilei und Michelangelo, Alfieri und die Gräfin Albani, Macchiavelli und Cherubini — das sind die bekanntesten jener Namen. Florenz besitzt noch ein anderes Pantheon, welches jedoch mehr zufolge seiner Ausschmückung unerreicht unter den Grabstätten der Erde dasteht. In San Lorenzo sind einige Mediceerfürsten beerdigt: außer anderen Künstlern arbeitete Michelangelo 14 Jahre an den allegorischen Figuren des Tages und der Nacht, des Morgens und des Abends, welche die Grabnischen dieser Kapelle zieren; ihr Reichtum an edlem Gestein grenzt ans Wunderbare, man schätzt die Herstellungskosten dieser Grabstätte auf 20 Millionen Franken.

Aber mehr noch als durch seine Bauten und seine Marmorschätze zeichnet sich Florenz durch seine Gemäldesammlungen aus: reichhaltigere Galerien als die in den Uffizien und im Pitti-Palast giebt es nicht in der Welt. In endlosen Sälen leuchten uns hier allerwärts die lebendigen Augen der Schönheit entgegen; was der Pinsel der erhabensten Meister in Nachahmung der Natur geleistet hat, indem obendrein jene Nachahmung mit warmem Menschengefühl beseelt erscheint, das senkt sich hier wie eine fast himmlische Offenbarung ins Gemüt des Beschauers. Man darf gar nicht erst anfangen, die Namen einzelner Meister oder die hervorragendsten ihrer hier befindlichen Werke aufzuführen — man würde des Aufzählens kein Ende finden. Wer wieder und immer wieder jene Säle durchwandert hat und dann doch einmal beim Scheiden aus der „Bilderstadt" von jener Welt von Schönheit Abschied nehmen muß, der wird mit J. V. Widmanns „Rektor Müslin" in die Worte ausbrechen: „Es liegt ein Stück Sterben in diesem Abschied"... an der letzten Thür wirft man noch einmal den Blick zurück „und drückt sich den Pfeil mit dem Widerhaken noch tiefer in die Brust."

Von Kirchen und Galerien kehrt man gerade in Florenz immer mit neuem Vergnügen in das heitere Leben, in den Sonnenglanz zurück, der über dieser Thalmulde leuchtet. Die Boboligärten hinter dem Pittipalaste, der Pinienpark der Cascinen, auf dessen glatten Korsos abends die schöne Welt lustwandelt, die herrliche Ringstraße längs den Hügeln vor der Porta romana, in deren Gärten die Springbrunnen plätschern, „die Myrte hoch und still der Lorbeer steht", die Azaleen, Rosen und Kamelien in üppiger Fülle prangen — und dann gar erst San Miniato und Fiesole auf hohen Bergesrücken: das Herz geht dort auf in Daseinsfreude, man preist den Weltenschöpfer ob der Schönheit seiner Werke. „Wie eine Wasserlilie hervorragt über den Spiegel des Sees", schreibt Heinrich Leo, „so ruht auf diesem reizenden Boden das reizendere Florenz mit seinen ewigen Werken, mit seinem unerschöpflichen Reichtum" . . . alles ist dort „unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blume menschlichen Geistes umschließt."

Was man im Arnothale zurückläßt, das fühlt man am besten auf jeder neuen Station nach dem Norden, namentlich wenn man die östliche Eisenbahnlinie nach Venedig wählt. In vielfachen Zickzacks und Tunnels klimmt die Bahn hinter Pistoja den Apennin hinan. Vom Val di Brana ist ein letzter Rückblick in die Ebenen Toskanas, in den „Garten Italiens", vergönnt. Das grünt und blüht, schimmert und leuchtet — Oliven und Steineichen, Pinien und Fruchtgärten, Villen, Türme und Kuppeln — alles zu einem Gesamtbilde umrahmt von blauduftigen Höhenzügen. Jenseits des Cirkusthales von Pracchia geht es dann noch eine Weile durch malerische Gebirgslandschaften quer über den breiten Apennin hinweg und dann hinunter in die Fruchtebene, welche der große Po mit seinem ausgebreiteten Flußsystem bewässert, ein gewaltiges Dreieck, als dessen Spitzen Rimini und Udine im Osten, Turin im Westen bezeichnet werden können.

Unmittelbar unter den östlichen Vorbergen des Apennin, aber schon ganz in der Ebene, liegt das alte Bologna, höchst zutreffend la dotta und la grassa zubenannt. Seine Gelehrsamkeit freilich scheint gegen das Mittelalter nachgelassen zu haben, wenigstens wenn die Zahl der Studenten hierfür maßgebend ist, aber noch immer ist Bologna Sitz einer Universität und reich an wissenschaftlichen Sammlungen aller Art; auch zeigt die Bildsäule Galvani's (er ward geboren, lebte, lehrte und starb in Bologna), daß man die Verdienste neuerer Geistesheroen hier zu schätzen weiß. Die Lage der Stadt inmitten fetter Fruchtebenen in Nord, Ost und Süd, im Schnittpunkte der Eisenbahnlinien Venedig—Florenz—Rom und Mailand—Ancona—Brindisi sichert ihr für alle Zeiten die Annehmlichkeit, diejenige der Großstädte Europas zu sein, in welcher man für wenig Geld am besten leben kann. Unter den steinernen „Lauben" seiner sauberen, mit Granit-Fahrbahnen belegten Straßen, im Anblick der zahlreichen backsteinernen Palastbauten, der massiv-ernsten Kirchen und weiten Plätze versetzt man sich gar leicht in das Mittelalter zurück, als die Rechtsbeflissenen von ganz Europa in den jetzt so stillen Säulenhof des heutigen Museums zusammenströmten, als das kurze «Bologna docet» Beweiskraft in allen Rechtsfragen hatte. Die beiden schiefen, gegen einander geneigten Türme und der Friedhof vor der Stadt zählen schließlich zu den Sehenswürdigkeiten Italiens. So zahlreiche und meist auch künstlerisch vollendete Grabdenkmäler als an diesem Ruheplatz der Toten findet man wohl auf keinem andern Kirchhof Europas vereinigt: stundenlang wandelt man zwischen den Marmortafeln und Monumenten der Kreuzgänge, in deren Wände die Särge eingelassen sind — wie flüchtig erscheint der Funke Leben des einzelnen inmitten dieser Hunderttausende von Toten, deren Zahl noch täglich wächst!

Dergleichen Gedanken an die Vergänglichkeit des Irdischen werden nirgends leichter wachgerufen als auf den stillen Kanälen, in den schwarzen Gondeln von Venedig. Der Übergang aus der fruchtstrotzenden Po-

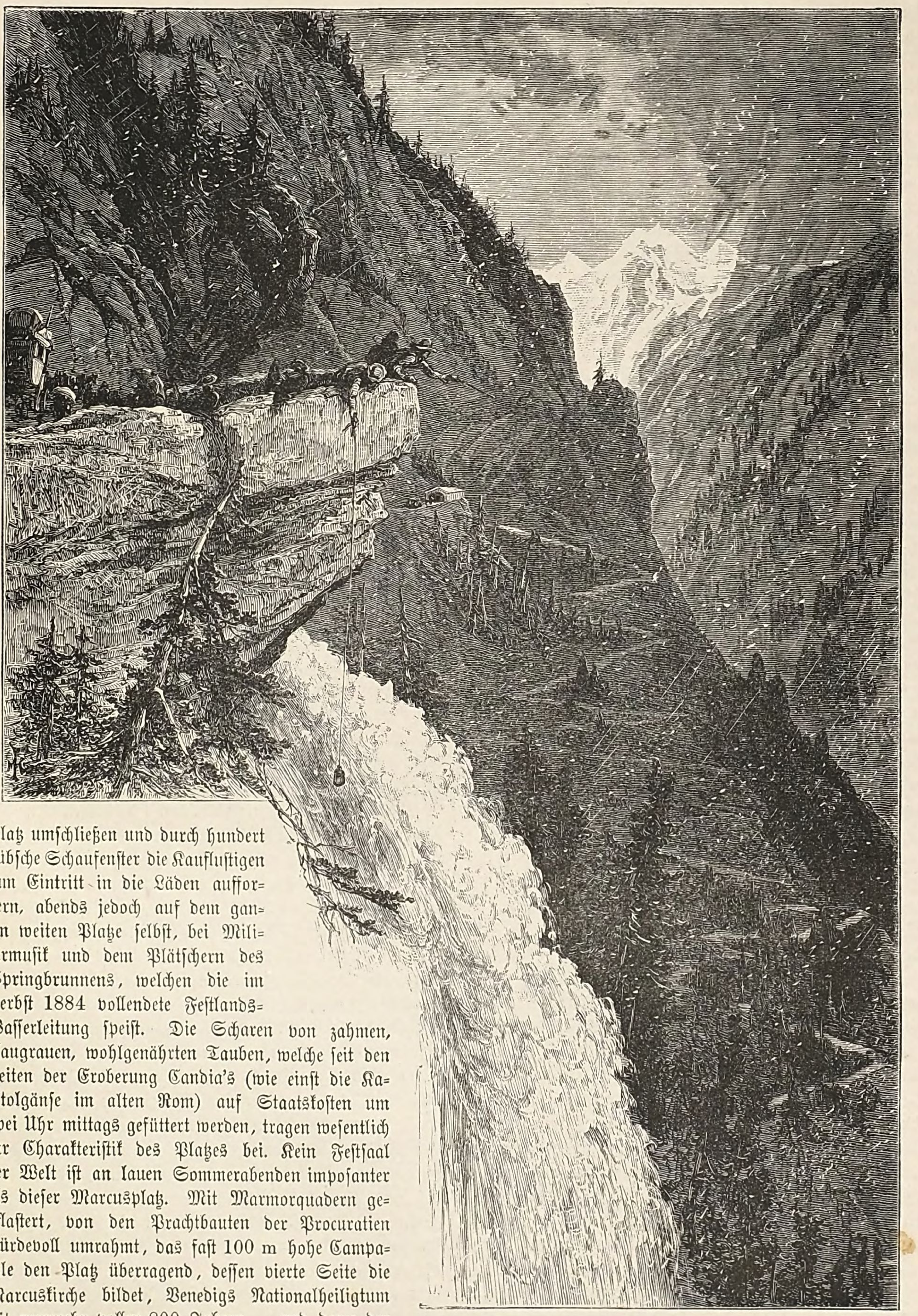
Niederung zu der Stadt, deren Einwohner weder säen noch ernten, ist namentlich zur Zeit der Weinlese, der Obst-, Reis- und Maisernte ein überraschender. Wie reichgeschmückte Guirlanden ziehen sich in der lombardischen Ebene die Traubengewinde von Baum zu Baum, in tausend und aber tausend Bogen, quer über Äcker und Felder hinweg, und die Üppigkeit der Natur spiegelt sich wider in den gesunden, fröhlichen Menschen mit den



Alpenansicht vom Monte Generoso.

sonnverbrannten Gesichtern und den feurigen Augen. In Venedig dagegen stößt der Fremde, sobald er sich nur vom Marcusplatze oder den Uferstraßen des Großen Kanals entfernt, auf unsäglich viel Armut und Elend. Der Mangel an Gärten, Bäumen, Schmuckplätzen, Fuhrwerken, die dunklen Streifen stehenden Wassers, die vielen engen, übelriechenden Gäßchen mit den schlechtgehaltenen Häusern, die offenen Garküchen mit ihrer wenig einladenden Kost, die fensterlosen Trödelläden, die vielfach ausgehängte, meist aus Lumpen bestehende Wäsche — wie paßt das alles zu den herumlungernden Gestalten, die in jedem Ausländer eine willkommene Beute zu wittern scheinen!

Die meisten Fremden pflegen die Thatsache zu übersehen, daß in Venedig etwa jeder vierte Mensch aus öffentlichen Mitteln vor dem Hungertode geschützt werden muß. Auf dem Marcusplatz, dem Sammelpunkte der zu jeder Jahreszeit zahlreich hier anwesenden Fremden, tritt nur selten das hohlwangige Elend der niedern Volksklassen zu Tage. Dort flutet der Strom von Schaulustigen aus aller Herren Ländern unablässig auf und ab: bei Tage unter den schattigen Arkaden, welche auf drei Seiten den



Platz umschließen und durch hundert hübsche Schaufenster die Kauflustigen zum Eintritt in die Läden auffordern, abends jedoch auf dem ganzen weiten Platze selbst, bei Militärmusik und dem Plätschern des Springbrunnens, welchen die im Herbst 1884 vollendete Festlands-Wasserleitung speist. Die Scharen von zahmen, blaugrauen, wohlgenährten Tauben, welche seit den Zeiten der Eroberung Candia's (wie einst die Kapitolgänse im alten Rom) auf Staatskosten um zwei Uhr mittags gefüttert werden, tragen wesentlich zur Charakteristik des Platzes bei. Kein Festsaal der Welt ist an lauen Sommerabenden imposanter als dieser Marcusplatz. Mit Marmorquadern gepflastert, von den Prachtbauten der Procuratien würdevoll umrahmt, das fast 100 m hohe Campanile den Platz überragend, dessen vierte Seite die Marcuskirche bildet, Venedigs Nationalheiligtum seit nunmehr vollen 800 Jahren — und dann der Vollmond am tiefblauen Nachthimmel, so daß die orientalischen Kuppeln des Domes und die gotischen

Wasserfall am Splügenpaß.

Ornamente der Arkaden in silbernem Schimmer erglänzen: dies unzählige Male in Wort und Bild wiedergegebene Schauspiel haftet unauslöschlich in der Erinnerung eines jeden, der in „Venedig bei Mondschein“ zu weilen das Glück hatte. „So schön wie von Venedig haben die Dichter von keiner Stadt gesagt und gesungen. Auf der Piazzetta, jenem kleinen Platz dort neben dem Marcusplatze, mein' ich, müsse der siegreiche Othello mit wehenden Bannern das Schiff verlassen; über den Schwibbogen des Rialto seh' ich Shylocks hämisches Antlitz schleichen; wo Weiber beisammen sind, such' ich Porzia's kluge und Desdemona's treue Augen. Der ganze Dogenpalast, von der Riesentreppe bis zur Seufzerbrücke, lebt und webt von Byrons Gestalten.....“

Erst auf dem farbenreichen Hintergrunde von Venedigs einstiger Größe und Pracht treten jene Kläglichkeit unserer Tage und jenes reizvolle Anschauen des Erhaltenen in die rechte Beleuchtung. Der „schönen Reste“ sind so viele auf uns gekommen, daß ein Aufenthalt in Venedig, außer den Gondelfahrten und dem Flanieren auf dem Marcusplatze, fast ausschließlich der Besichtigung von Palästen, Gemälden, Mosaiken, Kirchen u. dgl. gewidmet ist. Als Paläste im vollsten Sinne des Wortes sind reichlich hundert Bauwerke zu bezeichnen; die meisten derselben wenden ihre Fassade dem Großen Kanal zu. Ihre Marmorwände und Loggien, welche die Architektur-Einflüsse von Welschland und Morgenland mit einem bunten Reichtum verschiedenartigen Baumaterials aufweisen, sind von Sansovino, Palladio, Massari, Longhena und andern berühmten Meistern aufgeführt worden; der unermüdliche Tintoretto, der vornehme, farbenfreudige Paolo Veronese und namentlich Tizian, der größte Kolorist aller Zeiten (er starb fast hundertjährig 1576 an der Pest, seine Überreste ruhen unter einem modernen Denkmal in der alten Frari-Kirche) haben sie mit manchem Gemälde geschmückt. Auch die Kirchen der Lagunenkönigin bergen kostbare Kunstschätze. Gute Gemälde waren damals weniger kostspielig als heute, trotz des in Venedig herrschenden Reichtums. Tizians Altarblatt in der Frari-Kirche, ein Meisterwerk von „unergründlicher“ Schönheit, für das jede Galerie Hunderttausende zahlen würde, brachte dem Künstler damals (1519) nur 102 Golddukaten ein, von denen 6 ausdrücklich für den Rahmen berechnet waren. Unter den mehr als hundert Kirchen (einst zählte man deren fast 300) ist die Basilica di San Marco weitaus die bedeutendste; an Reichtum und historischem Wert der Ausschmückung kommt ihr wohl kein Dom der Christenheit gleich (obschon speziell für die venetianische Geschichte ihr die gotische Johannis- und Paulskirche zur Seite steht, die Gruftkirche der Dogen, das Westminster oder Santa Croce von Venedig). Der wellige Fußboden, der seltsame Grundriß des ganzen Baues, die noch seltsamere Form der kuppelförmigen Türme — alles weist auf Venedigs Beziehungen zum Meere und zum Orient hin, aus welchem ihm Jahrhunderte lang unerschöpfliche Hülfsquellen zuströmten. Durch die fünf Kuppeln fällt ein künstlerisch fein berechnetes Licht auf den Goldgrund der inneren Wölbungen und die farbigen Mosaiken, deren Gesamtfläche mehrere tausend Quadratmeter bedeckt. Die 500 Säulen aus edlem Gestein, welche an den fünf Portalen und dem weiten, in Form eines griechischen Kreuzes gestalteten Kirchenschiff angebracht sind, wurden von den Ländern und Inseln herbeigeholt, welche einst Venedig unterthan waren. Die Löwenflagge der Republik wehte nach den Kreuzzügen auf allen Meeren, von der Mündung des Don bis Cadix, vom Nil bis Island; 3000 Handelsschiffe und mehrere hundert Kriegsgaleeren vermittelten einen jährlichen Warenumsatz von 10 Millionen Dukaten. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, fortgesetzte Türkenkriege und die Grundsätze einer engherzigen Aristokratie wirkten lähmend auf Venedigs Machtentfaltung ein; es siechte langsam hin, bis Bonaparte 1797 der Republik den Todesstoß gab. Noch heute ragen die drei Cedernholzmasten vor der Kirche als Siegesdenkmäler empor, aber anstatt der Flaggen der drei unterworfenen Königreiche hißt die Provinzialhauptstadt Venedig bei festlichen Gelegenheiten an ihnen die italienische Trikolore auf.

Fast noch eindringlicher als die Paläste der Nobili und die Kirchen zeugen die Staatsgebäude der Republik von ihrer einstigen Macht. Der Dogenpalast hält zwar in Bezug auf räumliche Größe keinen Vergleich mit dem Escorial, dem Vatikan oder ähnlichen hervorragenden Herrschersitzen aus, aber seine eigenartige, gediegene Pracht setzt noch heute den Kunstfreund in Staunen. Beim Durchwandern der Riesensäle gewinnt die alte Dogenherrlichkeit wieder Form und Leben. Hier schimmert, ähnlich wie in der Marcuskirche, manch Stück venetianischer Geschichte von den goldstrotzenden Decken und Wänden herab, denn viele unter den 120 Dogen Venedigs fügten neue Erzeugnisse der bildenden Künste oder bauliche Erweiterungen den Werken ihrer Vorgänger hinzu. Auf der obersten Stufe der „Riesentreppe“, an welcher die Kolossalfiguren Mars und Neptun Wacht halten, wurde die Herzogsmütze auf das Haupt des neugewählten Dogen gesetzt; am nächsten Himmelfahrtstage fuhr er dann auf dem goldgeschmückten Bucentoro in die Lagune hinaus, um unter dem Jubel des Volkes das reiche Venedig symbolisch mit dem Meere zu vermählen. An jener Stelle des Palasthofes wurde über Marino Falieri der Stab gebrochen (1355); ein schwarzer Schleier verhüllt den Platz, an dem sein Bild in der langen Reihe der Dogen fehlt. Über jene „Goldene Treppe“ durften nur die Mitglieder des Großen Rats und der Signoria schreiten, deren Namen in dem „Goldenen Buche“ eingetragen waren; in jenen Löwenrachen wurden in den Zeiten des Niederganges der Republik die Zettel mit den Namen verdächtiger Bürger geworfen — der Weg in die verrufenen Bleikammern jenseits der „Seufzerbrücke“ oder in die finstern, unterirdischen Kerker ist nur wenige Schritte von dort entfernt. In dem großen Ratssaale jedoch wird das Auge, außer durch die ungeheuren Größenverhältnisse des Saales selbst, voll Erstaunen

auf dem „Paradies" Tintorettos haften: es ist mehr als 25 m lang und 10 m hoch, also wohl das größte Ölgemälde der Welt, obschon keins der schönsten, da die Tausende von Köpfen und Figuren (allerdings teilweise zufolge der Nachdunkelung) nur schwer noch als ein im einzelnen wie im ganzen vollendetes Kunstwerk wirken.

Gegenüber dem Dogenpalast befinden sich die ehemalige Bibliothek und die Münzstätte der Republik, zwei so stilvoll durchgeführte Bauten Sansovino's, daß schon Palladio die Libreria für den reichsten und geschmücktesten Bau des ganzen Mittelalters erklärte, und daß bis auf den heutigen Tag die Architekten aller Länder an seiner Gliederung, seinen Säulenstellungen, Rundbogen und Ornamenten mit Vorteil Studien machen. Auch Venedigs Kunstakademie ist, wie man aus der Zahl seiner großen Söhne schließen darf, reichhaltig ausgestattet: Titian und Giovanni Bellini, Palma Vecchio, Paolo Veronese, Paris Bordone, Tintoretto, Caravaggio, Pordenone, Bassano und viele andere Meister sind dort gut vertreten.

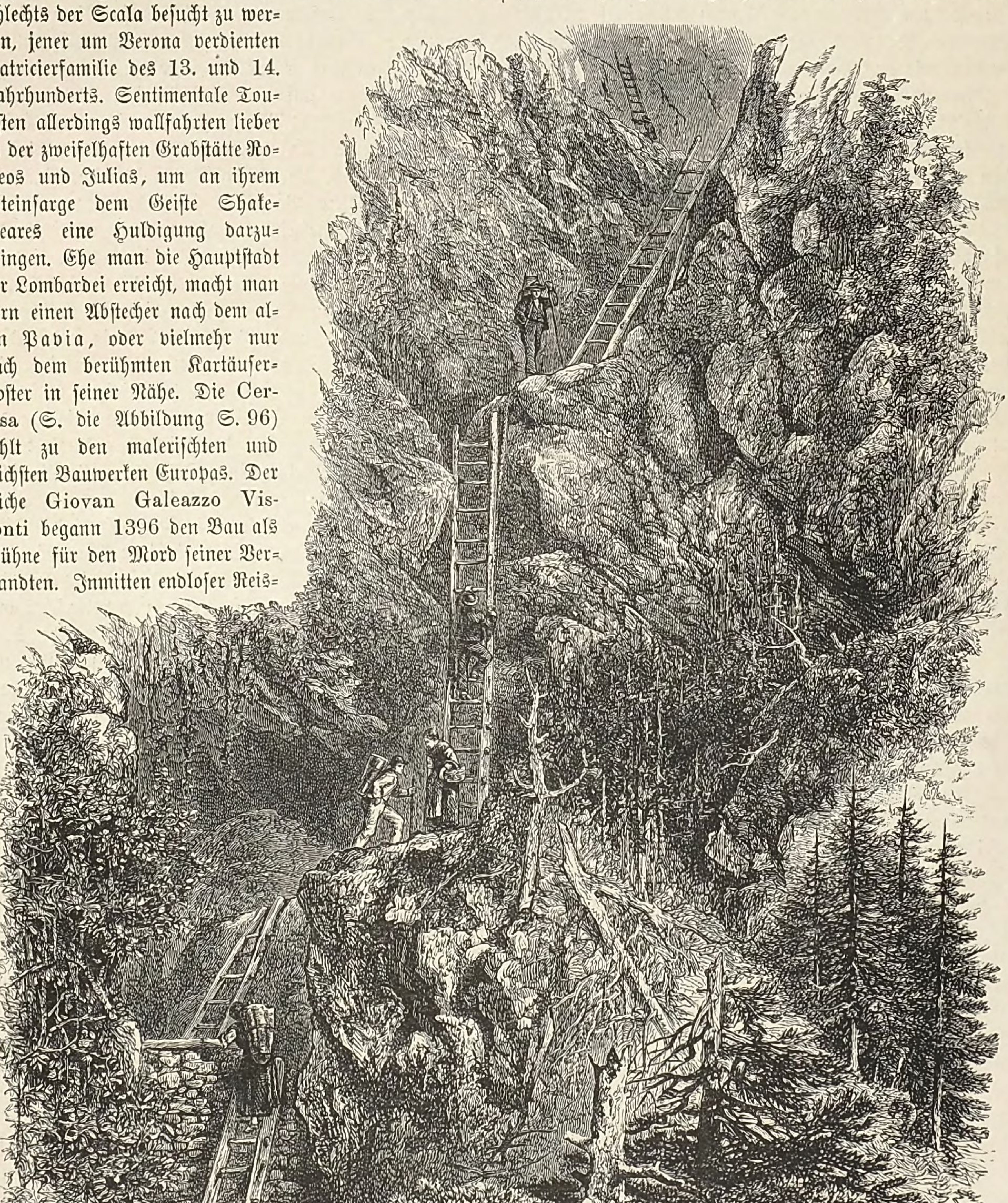
Endlich trägt auch ein Gang durch Venedigs Arsenal dazu bei, das Bild der einstigen Meereskönigin zu vervollständigen. Seiner Größe nach gehört das Arsenal immer noch zu den bedeutendsten der Welt; aber wo früher 16000 Schiffsbauleute die Flotten zimmerten, welche die Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande übersetzten oder die Schätze des Morgenlandes nach Europa brachten, da finden heute kaum noch 2000 Leute Beschäftigung. Der Modellsaal ist über 60 m, der Seilersaal über 300 m lang; auf den bedeckten Werften können etwa 30 größere und 50 kleinere Schiffe gleichzeitig gebaut werden. Der größte der vier am Portal stehenden altgriechischen Löwen gilt für denjenigen, welchen die Athener als Siegesdenkmal bei Marathon aufrichteten: jedenfalls hat er, gleich den vier kupfernen Pferden auf der Marcuskirche, ein Stück Weltgeschichte an sich vorübergehen sehen.

So hochinteressant jedoch die merkwürdige Inselstadt ist, deren Straßen aus Meeresarmen bestehen, wo das Plätschern der Ruder und die Warnrufe der Gondoliere das Klappen von Pferdehufen und das Rollen von Wagen ersetzen: auf die Dauer wirkt diese seltsame Ruhe trotz aller malerischen Ausblicke doch erschlaffend auf den an großstädtisches Treiben gewöhnten Menschen ein. Zwar geht es auf der Riva degli Schiavoni, der Merceria und andern Hauptverkehrsadern der Stadt lebhaft genug zu, zwar ersetzen die Blumen an den Balkonen, die Früchte auf dem Gemüsemarkt am Rialto, die hübschen Baumgänge des Öffentlichen Gartens und die immer noch melodischen Gesänge der Barcaroli (obschon sie keine Tasso'schen Stanzen mehr singen) die natürlichen Mängel einer direkt aus dem Meere auftauchenden Stadt — aber Berge und Wälder, Quellenrauschen und Vogelgesang werden durch kein künstliches Leben ersetzt; gern nimmt der Bürger des Jahrhunderts der Eisenbahnen den Straßenlärm in den Kauf, wofern nur ein steter Wechsel der Erscheinungen, ein stetes Werden und Fortschreiten seinen Geist in Spannung erhält, und „Die Stadt in den Lagunen Ist nur ein Traum von Stein".

Der neue Aufschwung, welchen aufmerksame Volksökonomen an Venedig wahrzunehmen glauben, beruht weniger auf dem Verkehr zur See, wie einst in den Tagen des Glanzes, als auf dem Anschluß der Stadt an das Festland. Die auf 222 Bogen ruhende, 6 km lange Eisenbahnbrücke über die Lagune vermittelt den direkten Verkehr nach Osten (Triest, Wien) und Westen (Verona, Mailand). Namentlich letztere Bahnlinie ist dadurch von großer Bedeutung, daß sie eine Anzahl volkreicher Städte der nördlichen Po-Niederung mit einander in nahe Verbindung setzt. In $6^1/_2$ Stunden kann man die weite Strecke zwischen Venedig und Mailand durchfahren, vorüber an Padua, Vicenza, Verona, Peschiera, Brescia und andern bekannten Orten. Sie alle haben mehr oder weniger eine geschichtliche Rolle gespielt und demzufolge, nach dem Beispiele der meisten Städte von Syrakus bis an den Fuß der Alpen, eine Zeit des Niedergangs erlebt; erst die Gegenwart umkleidet einen Teil der mittelalterlichen Ruinen mit kräftig sprossendem Leben.

Padua, das „gelehrte", die Geburtsstadt des Titus Livius, erinnert zufolge seines einstigen Weltrufes als Universitätsstadt an Bologna, nur daß dieses in Vergangenheit und Gegenwart stattlicher und volkreicher auftritt als die immer noch finstere, mittelalterliche Stadt des hl. Antonius. An Verona knüpft sich für uns Deutsche die Erinnerung an den gewaltigen Theodorich (Dietrich von Bern), der mit Recht den Mittelpunkt vieler unserer Heldensagen abgegeben hat; sein altgermanisches Grabmal befindet sich in dem hochinteressanten Ravenna, dem Pompeji des frühesten Mittelalters, weil es unverändert manch tausendjähriges Baudenkmal an die Neuzeit überliefert hat. Auch Verona besitzt noch einige Altertümer aus den Zeiten des Cornelius Nepos, des älteren Plinius, des Catullus und Vitruvius, namentlich das marmorne Amphitheater, welches Kaiser Domitianus für 24000 Zuschauer baute, und welches in einzelnen Teilen zu den besterhaltenen Denkmälern römischer Größe zählt; es nimmt das Centrum der Stadt ein, die alte Piazza Brà (jetzt Vittorio Emanuele), an der auch andere ausgezeichnete Bauten liegen. Das Schönste an Verona ist jedoch seine herrliche Lage an der hier stark gewundenen Etsch und den Vorbergen der Alpen. Diese Lage ließ es schon früh als geeignet für ein ausgedehntes Befestigungssystem erscheinen: in einem 24 km weiten Gürtel umschließen Kasematten, Bastione und Gräben die Stadt, und besonders die in den Kreis der Befestigungslinien gezogenen Hügel tragen zu dem malerischen Ganzen des Stadtbildes wesentlich bei. Unsere Abbildung (S. 93) zeigt einen Bogen der mittelsten der fünf Etschbrücken, welche zu dem steilen Castel San Pietro hinaufführt, der eigentlichen Citadelle der Stadt, einer schon von Theodorich befestigten Position. Von dem Campanile der rechts an der Straße liegenden Kirche San Stefano eröffnet sich eine weite Rundschau über

die alte Stadt im Grunde, die üppige lombardische Ebene dahinter und die Rhätischen Alpen im Norden. Als Sehenswürdigkeit verdient auch das Grabmal des Geschlechts der Scala besucht zu werden, jener um Verona verdienten Patricierfamilie des 13. und 14. Jahrhunderts. Sentimentale Touristen allerdings wallfahrten lieber zu der zweifelhaften Grabstätte Romeos und Julias, um an ihrem Steinsarge dem Geiste Shakespeares eine Huldigung darzubringen. Ehe man die Hauptstadt der Lombardei erreicht, macht man gern einen Abstecher nach dem alten Pavia, oder vielmehr nur nach dem berühmten Kartäuserkloster in seiner Nähe. Die Certosa (S. die Abbildung S. 96) zählt zu den malerischten und reichsten Bauwerken Europas. Der reiche Giovan Galeazzo Visconti begann 1396 den Bau als Sühne für den Mord seiner Verwandten. Inmitten endloser Reisfelder und Maulbeerplantagen schuf er rings um das Kloster einen meilenweiten Park: dort mußten die Mönche sich den strengen Satzungen der Einsamkeit, des Stillschweigens und der Enthaltung von allen Fleischspeisen unterwerfen. Sowohl die Kuppel als die überaus prächtige Westfassade lassen die Certosa als Renaissancebau erscheinen, während die Säulengalerien um den Hauptturm, die schlanken Spitztürme und die verschwenderische Fülle von Marmor und Reliefs, außen wie innen, auch antike



Die Leitern bei Leuk.



Der Gemmipaß.

und italienisch=gotische Architektureinflüsse zeigen. Die Arkaden des großen Kreuzganges sind auf 120 Marmorsäulen aufgebaut; überall ist reicher Schmuck in Terracotta, geschliffenem bunten Marmor und Mosaik zur Anwendung gebracht worden. Man ist leicht versucht, die Certosa für das heiterste, reichste und großartigste Baudenkmal von ganz Oberitalien zu halten, wäre nicht Mailand mit seinem Marmordom so nahe!

Das „große" Mailand, wie es im Volksmunde genannt wird, ist im vollsten Sinne des Wortes die „Stadt der Mitte" (lateinisch Mediolanum). Zunächst für Oberitalien, namentlich für die nordwestliche Ecke der Po=Niederung, denn hierher wenden sich die Alpenstraßen über den Splügen, den St. Gotthard und den Simplon, und auch von Süden und Osten mündeten bequeme Verkehrswege schon im Altertume hier ein, so daß Pompejus es „ein zweites Rom" nannte. Dann aber auch im weitern Sinne für die Länder diesseits und jenseits der Alpen: in ähnlicher Weise wie Genua, Venedig, Pisa, Augsburg und Nürnberg war Mailand ein Centralpunkt für den mittelalterlichen Verkehr zwischen Abend= und Morgenland; besonders die deutschen Kaiser pflegten es als Stützpunkt für ihre Römerzüge zu benutzen. Daher stammt denn auch der Reichtum und die Macht der Stadt während vieler Jahrhunderte, daher allerdings auch die Thatsache, daß von den Tagen der Gallier und Römer bis auf die neueste Zeit, von dem Siege des Marius über die Cimbern bis zur Schlacht von Custozza, die Stadt 48mal belagert, 28mal eingenommen und 3mal fast vollständig zerstört wurde, das letzte Mal durch Barbarossa (1162). Von dem antiken Mediolanum hat nur wenig diese Stürme überlebt, manches allerdings ist noch in neuerer Zeit ausgegraben worden.

Das Jahrhundert der Eisenbahnen hat gerade zu Mailands Blüte viel beigetragen. Es ist heute volkreicher als jemals vorher: die neueste Zählung weist 322000 Einwohner auf, so daß unter den Städten Italiens nur Neapel die lombardische Hauptstadt an Größe übertrifft. Seit der Eröffnung der Gotthardbahn laufen die Schienenwege von Mailand aus nach allen Richtungen der Windrose hin. Anstatt der zahlreichen alten Paläste, Kirchen und Kunstsammlungen, durch welche die meisten italienischen Städte das Interesse der Fremden fesseln, zeichnet sich Mailand durch ein lebhaftes modernes Treiben aus. In den verhältnismäßig engen Straßen der innern Stadt pulsieren Handel und Gewerbe unter jeder erdenklichen Form, so daß man sich leicht in ein Londoner Cityviertel versetzt glauben könnte, wenn nicht ab und zu die hohe, dunkle Häuserreihe mit den zahllosen Läden im Erdgeschoß durch eine fensterlose Mauer mit offenem Portale unterbrochen und dadurch der Einblick in einen geräumigen, oft blumengeschmückten Hof mit einem Palastbau im Hintergrunde gewährt würde. In den Häusern selbst fällt dem von Norden kommenden Fremden der mosaikförmige Ziegel= oder Stein=Estrich auf, welcher unsere hölzernen Fußböden ersetzt; auch die glatten Fahrbahnen im Straßenpflaster, das oft im Freien betriebene Kleingewerbe, die Fächer und schwarzen Spitzenschleier, welche bei den Frauen die Hüte ersetzen, die auf den Kirchentreppen lagernden Bettler und Lastträger (facchini), die Berge von Melonen, Trauben, Tomaten 2c., welche in malerisch buntem Durcheinander feilgeboten werden, das Auf= und Abfluten der Spaziergänger an schönen Abenden bis in die sinkende Nacht hinein — alles läßt gerade in Mailand den Nordländer die Gewißheit empfinden, daß er jetzt wirklich den Fuß auf Italiens Boden gesetzt hat.

Obschon Mailand eine offene Stadt ist, hat es immer noch seine etwa 12 km lange Umwallung größtenteils beibehalten; indes quellen zu den 11 Thoren überall die modernen Häuserviertel hinaus, und gerade die ansehnlichsten Corsi verbinden den Stadtkern mit den Thoren. Von letzteren zeichnet sich der Arco del Sempione, von Napoleon als Schluß der berühmten Simplonstraße 1807 begonnen, aber erst 1837 auf Stadtkosten vollendet und Arco della Pace benannt, durch seine Größe und den Reichtum an marmornem Bildwerk aus. Durch diesen Bogen tritt man auf die gewaltige Piazza d'armi. An der Stadtseite dieses Vierseits lag einst das starke Kastell der mailändischen Herrscher, der Visconti und Sforza; später erhob sich hier die mehrfach geschleifte Citadelle der Stadt, welche zuletzt in eine Kaserne umgewandelt worden ist; die an der Nordseite des Platzes befindliche Arena wurde von Napoleon für Volksbelustigungen angelegt. Sie kommt zwar an Größe den römischen Amphitheatern gleich, aber anstatt des Marmors ist nur Rasen zu den zehn aufsteigenden Sitzstufen verwendet worden, so daß das Ganze fast wie eine Parodie der antiken Riesenbauten erscheint. An schönen Sommerabenden jedoch, wenn hier Tausende oder Zehntausende fröhlicher Menschen für wenige Soldi sich an Feuerwerk, pantomimischen Darstellungen und ähnlichen Unterhaltungen ergötzen und das elektrische Licht den weiten Umkreis mit bläulichem Dämmerschein erfüllt, dann ist solch eine „italienische Nacht" in Wirklichkeit das, was man sich an der andern Seite der Alpen darunter vorzustellen pflegt.

Die vornehme Welt Mailands sucht ihr Vergnügen im Scala=Theater. Dasselbe, schon 1778 erbaut, war lange Zeit das größte der Welt. Seine sechs Logenreihen fassen 3600 Zuschauer; die besseren Plätze sind erbliches Eigentum reicher Familien. Andere Theater, eine Anzahl Klubs, viele Kaffeehäuser und Restaurants lassen einen Schluß auf die Leichtlebigkeit und die Wohlhabenheit der Mailänder ziehen. Namentlich in der Galleria Vittore Emanuele, deren imposante Halle alle derartigen Bauten anderer europäischer Großstädte an Größe übertrifft, reiht sich ein glänzender Laden an den andern; dort staut sich auch der Hauptstrom der Fremden, namentlich abends, wenn mehrere tausend Gasflammen die geschützten und doch luftigen, hohen Bogenhallen mit angenehmem Oberlicht erhellen.

Daß eine so reiche Stadt, welche ihren einstigen Erzbischof Karl Borromäus seiner guten Werke wegen

zum Schutzheiligen erwählte, eine Anzahl musterhafter Wohlthätigkeitsanstalten besitzt, ist leicht erklärlich. Mailands großartigste Schöpfung ist das **Große Krankenhaus** (Ospedale maggiore), ein Prachtbau des 15. Jahrhunderts, wie ihn für diesen Zweck keine zweite Stadt der Erde aufzuweisen vermag. Die Einkünfte der Anstalt belaufen sich auf ungefähr 2000000 Franken jährlich; außer durch 2000 eigene Betten sorgt sie durch freie Medikamente und ärztliche Hülfe für zahlreiche Hauskranke. Auch das Findelhaus, die Irrenanstalt, das gewaltige Lazarett vor der Porta Venezia, einige Waisen- und Armenhäuser und die Anstalten mehrerer frommen Brüderschaften bekunden den Wohlthätigkeitssinn der Mailänder.

An bedeutenden Privatpalästen ist die lombardische Hauptstadt weniger reich als Genua, Venedig, Bologna, Rom 2c.; es zeigt in dieser Beziehung den Charakter einer modernen Handels- und Industriestadt. Dagegen umschließt sein **Brera-Palast** eine ganze Reihe von Instituten für Kunst und Wissenschaft. Den innern Hof des großen Backsteinbaues (er wurde im 17. Jahrhundert für das Jesuitenkollegium aufgeführt) umgiebt eine in großem Stile gehaltene offene Säulenhalle, zu welcher man auf einer breiten Freitreppe rechts und links emporsteigt; unter den Bildsäulen ist die Canova'sche Bronzestatue Napoleons in der Mitte des Hofes die künstlerisch bedeutendste. Die Akademie der schönen Künste, das lombardische Institut für Litteratur, Wissenschaften und Künste, eine Bibliothek von 200000 Bänden (in großen Sälen handlich aufgestellt), ein umfangreiches Münzkabinett, eine Sternwarte, ein Altertumsmuseum und eine für die lombardische Kunst hochbedeutsame Gemäldegalerie sind in der Brera untergebracht; selbst ein botanischer Garten schließt sich unmittelbar an den Palast an. Das wertvollste der Gemälde ist Raffaels Sposalizio (Mariä Vermählung); aber auch die beiden Bellini, Paolo Veronese, Procaccini, Moretto, Palma Vecchio, Cima, Giotto, Leonardo da Vinci und besonders Bernardino Luini sind in hervorragenden Werken hier vertreten. Leonardo's weltberühmtes „Abendmahl" befindet sich im Refektorium der Kirche **S. Maria delle Grazie**: noch im Zustande des Verfalls (es ist stellenweise verblaßt und zweimal im vorigen Jahrhundert übermalt worden) ergreift es den Beschauer durch die herrliche Perspektive und die lebenswahre Gruppierung und Charakterisierung der 13 Figuren Christi und seiner Jünger.

Während Mailand zur Zeit der spanischen Herrschaft (17. Jahrhundert) mehr als 200 Kirchen zählte, besitzt es deren heute nur noch etwa 80, von denen wiederum die meisten ohne besondere Bedeutung bezüglich ihrer Architektur und ihrer Kunstschätze sind. Die älteste ist **San Lorenzo**; einige ihrer Teile werden bis ins vierte Jahrhundert zurückdatiert, während die 16 korinthischen Marmorsäulen von 9 m Höhe, welche an der Straße vor der Kirche stehen, Überreste der Bäder des Kaisers Maximian sind. Auch **S. Ambrogio** ist eine durch ihr ehrwürdiges Alter, ihre tausendjährigen Skulpturschätze und ihre Geschichte interessante Basilika. Der Bischof Ambrosius begann ihren Bau an der Stelle, wo er selbst von dem hl. Augustinus getauft wurde: neun deutschen Kaisern wurde an ihrem Hochaltare die lombardische Krone aufgesetzt. Die Ambrosianische Liturgie und Kirchenordnung hat sich bis auf den heutigen Tag in der Mailänder Diöcese erhalten. Die **Ambrosianische Bibliothek**, eine der reichsten Fundgruben für kirchliche Handschriften und alte Drucke, hat ihren Namen von dem einstigen Cistercienserkloster des hl. Ambrosius, in welchem sie aufgestellt ist; gegründet wurde sie von dem Erzbischof F. Borromäus (1609).

Alles, was das große Mailand an Sehenswürdigkeiten und Schätzen aufzuweisen hat, tritt weit zurück hinter dem „achten Wunder der Welt", wie die Mailänder mitunter ihren **Dom** genannt haben. In der That steht dieser ausschließlich aus weißem Marmor (aus den Brüchen von Ornavasso) aufgeführte Bau, welchen nur die Peterskirche in Rom und die Kathedrale von Sevilla an räumlicher Größe übertreffen, einzig unter den Kirchen der Welt da. Weiß leuchtet dieser „durchbrochene Berg von Marmor" in der Mittagssonne oder bei Vollmondsschimmer; seine überaus zahlreichen Pfeilertürmchen und auswendig angebrachten Bildsäulen, deren Zahl man auf über 4000 schätzt, verleihen ihm den Charakter eines kolossalen Meisterwerks der Bildhauerkunst, dessen Einzelheiten den architektonischen Grundplan allerdings überwuchert haben, so daß das Ganze nicht, gleich den gotischen Domen des Nordens, einen hohen Gedanken in reinen und kräftigen Linien verkörpert.

Derselbe Herzog Visconti, welcher die Certosa bei Pavia zu bauen begann, legte 1386 den Grund zu dem Mailänder Dom, aber erst im 19. Jahrhundert, namentlich auf Napoleons Antrieb, wurde die letzte Hand an das prunkvolle Gotteshaus gelegt. Das Domarchiv zählt fast 200 Baumeister auf (teilweise auch solche aus Deutschland, Österreich und Flandern), welche den Bau während der jahrhundertelangen Herstellungszeit gefördert haben; ihre große Anzahl erklärt den Übergang von der ursprünglichen Gotik zur Renaissance und das dann folgende Überhandnehmen des ornamentalen Schmuckes und der stilwidrigen Fassade. Ungleich harmonischer als die bestechende Außenseite wirkt das Innere des Domes auf den Beschauer ein. Es ist in bewunderswerter Großartigkeit dem Pomp des katholischen, insbesondere des italischen, Gottesdienstes angepaßt; unser Bild (S. 97) zeigt die beiden Säulen, welche den hohen Chor vom Mittelschiff abschließen. Überall Marmorpracht, Statuen, Ölgemälde, Mosaiken, Deckenschmuck — das Ganze mild abgetönt durch das Licht, welches seitwärts von oben und vom Chor her durch gemalte Fenster fällt. Dadurch, daß die 52 in vier Reihen geordneten Riesensäulen durch allerlei Bildhauerwerk geziert sind, daß das bunte Marmorpflaster und die ganze Decke in heiterem Farbenschmuck prangen und auch aus den Kapellen der Seitenschiffe Kerzenglanz, farbiges Fensterlicht und Altardekorationen hervorschimmern, wird dem ungeheuren

Raume jene Einförmigkeit genommen, welche uns Deutsche in unsern Domen mit ernster Weihestimmung zu ergreifen pflegt, auf den Südländer dagegen, dessen Auge an lebhaftere Farben gewöhnt ist, fremdartig und entnüchternd einwirkt.

An Denkwürdigkeiten besitzt der Mailänder Dom die Grabstätten vieler Kirchenfürsten, meist unter Marmormonumenten von der Hand hervorragender Künstler; die Sakristei enthält erstaunliche Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen in Form von massiven Bildsäulen, Kreuzen, Kelchen, Leuchtern, Weihrauchgefäßen u. dgl.; insbesondere zählt ein 5 m hoher siebenarmiger Bronzeleuchter unter die ausgezeichnetsten Kunstschätze des späten Mittelalters.

Geradezu überwältigend ist der Rundblick von dem 108 m hohen Turm, welcher über dem Kreuzpunkte der beiden Mittelschiffe steht, oder auch schon von dem flachen Dache des Doms. Es ist aus großen Platten weißen Marmors zusammengefügt; eine reich mit Spitztürmchen und Statuen geschmückte Galerie führt ringsherum. Die Pracht des Domes selbst, der von Monumental-



Grimsel-Hospiz.

bauten eingefaßte Platz zu den Füßen, die große Stadt im Umkreise, die üppige lombardische Ebene ringsum, deren sattgrüne Triften allerwärts mit Dörfern und Städten übersäet sind und von Kunststraßen durchzogen werden, endlich im mächtigen Halbkreise die Kette der Hochalpen am äußersten Horizonte, vom Monte Viso südwestlich bis zu den Ortler Alpen im Nordosten, so daß ein gutes Auge bei klarem Wetter den Mont Cenis, den Montblanc, das Matterhorn, den Monte Rosa, den Simplon, den Gotthard und die Spitzen des Bernina unterscheiden kann: was menschliche Kultur unter den denkbar günstigsten Verhältnissen zu schaffen vermag, und wie winzig doch die Werke von Menschenhand gegen die Gottesschöpfung sind, das lehrt ein einziger Blick von diesem prunkvollen Tempeldach, und gewiß mancher Beschauer hat den Allmächtigen ob der Größe und Schönheit seiner Werke gerade an dieser Stelle angebetet.

Der landschaftliche Charakter der Po-Ebene mit ihren Reis- und Maisfeldern, ihren Maulbeerbäumen und Weinstockguirlanden, ihren Pappelalleen und endlosen Niederungen ermüdet auf die Dauer denjenigen, welcher etwa, wie in der guten alten Zeit, zu Fuß oder im Postwagen

größere Strecken zurücklegen wollte. Träte man direkt aus den Alpen in diese wald- und hügellose Ebene ein, so würden die Ausdrücke des Entzückens verstummen, mit denen jeder Italien-Reisende bei seiner Niederfahrt von den Alpen so freigebig ist. Zwischen den Hochalpen und der lombardischen Ebene liegt die Zone der oberitalischen Seen. Jeder von ihnen ist gleichsam ein von Künstlerhand geschaffenes Eingangsthor in jenes vielumworbene Wunderland, das mit geheimnisvollem Zauber seit Jahrtausenden die Nordländer vom Po bis zum Ätna gelockt hat. Nur weniger Stunden bedarf es, um von der Grenzscheide zwischen Nord und Süd, von irgend einem der Alpenpässe, auf der Brenner- oder Gotthard-, Mont-Cenis- oder Splügenstraße, wo die ersten welschen Laute an unser Ohr schlagen, aus der Region des ewigen Eises zu jenen tiefblauen Spiegeln hinabzufahren, welche die ganze üppige Vegetation des Südens umkränzt. Wie im Fluge saust man im Eisenbahn- oder Postwagen aus den Schneegefilden durch die Zone der Nadelhölzer, der Laubwälder und der Kastanien in die des Weines hinab: der überraschend schnelle Wechsel vom Winter zum Frühling macht einen unauslöschbaren Eindruck, ja er ist für viele sogar der schönste Augenblick ihrer ganzen italienischen Reise.

Unter den vier größeren Seen an der Nordgrenze Italiens ist der östlich gelegene Garda-See der größte.



Die Teufelsbrücke am St. Gotthard.

Da, wo er mit seinem schmalen Nordzipfel sich in die Alpen einzwängt, durch welche weiterhin der in den See einfließende Mincio den einzigen Durchlaß andeutet, türmen sich die höchsten Bergketten auf. Sie legen sich schirmend um das malerisch am Endpunkt des Sees gelegene Riva, ein schon zu Österreich gehöriges Städtchen, das mit Recht mehr und mehr als klimatischer Kurort in Aufnahme kommt. Die breite Südseite des Sees liegt fast schon im Flachlande; seine Olivenpflanzungen, Maulbeerbaumhecken und Bewässerungsgräben bezeichnen den Anfang der weiten Po-Ebene. In die ultramarinblaue Seefläche ragt einige Kilometer weit die Halbinsel Sermione hinein. Der römische Dichter Catullus hatte hier sein Landhaus; noch zeigt man die Stätte, an der er die Schönheit dieses Erdenfleckes mit Schmeichelworten pries, während der ernste Virgil den bei Sturmwetter sich dunkelblau färbenden und dann sich in hellgrünen Wellen aufkräuselnden See mit den Worten anredete: „Der du mit Wogen des Meers und Gebraus aufsteigst, o Benacus...“

Bei einem Wettstreit der vier Seen unter einander wird die Palme der Schönheit wohl am häufigsten dem Comer See zuerteilt werden. An der Südspitze seines südöstlichen Armes liegt Lecco, in gleicher Lage am südwestlichen Arme Como, und am Schnittpunkte beider Arme, wo sie vereinigt sich nach Norden wenden, Bellagio. Lecco ist ein gewerbfleißiges Städtchen am Ausfluß der Adda aus dem See; seine Seidenfabrikate und noch mehr sein Eisendraht erfreuen sich eines guten Absatzes. Über die Romantik seiner Gebirgsscenerie giebt Manzoni in seinen „Verlobten“ die beste Auskunft. Nichts ist lohnender als eine Postfahrt von Lecco, dem Endpunkt der italischen Eisenbahn, nach Colico am Nordende des Sees, wo die drei großen Alpenstraßen vom Splügen, Engadin und Stilfser Joch einmünden. Die erst neuerdings vollendete Poststraße bricht sich durch viele Galerien und Tunnel ihren Weg längs des östlichen Seeufers. Oft mußten harte Felsen weggesprengt werden; der stete Ausblick auf den See zur Linken, die vielen malerischen Dörfer und Städtchen an der Straße und die reiche Flora an den Felsbuchtungen, in welche schäumende Gießbäche im Frühjahr herabstürzen (der Fiume latte bei Varenna ist der höchste Wasserfall [300 m] Italiens), verleihen dieser Kunststraße mannigfaltige Abwechselungen. Ungleich stattlicher als Lecco erscheint Como (25000 Einwohner). Schon zur Römerzeit diente es als Bollwerk gegen die Alpenvölker; im Mittelalter wetteiferte es sogar eine Zeit lang mit Mailand, namentlich als Eingangsthor nach Italien für die deutschen Kaiser. Seine heutige Bedeutung verdankt Como in erster Linie seiner blühenden Seidenindustrie, alsdann seiner Lage an der Gotthardbahn, welche unzählige Touristen hier ihre Reise unterbrechen läßt. Sein mittelalterlicher Dom ist aus- und inwendig mit reichem Marmorschmuck verziert. Für die Naturwissenschaften hat die alte Stadt insofern Bedeutung, als hier die beiden Plinius und der Physiker Volta geboren wurden. Die dankbare Stadt hat das Andenken an ihre großen Söhne in mehrfacher Weise geehrt: den Pliniern hat sie Bildsäulen im Dome errichtet, nach dem Erfinder der säulenförmigen elektrischen Batterie dagegen ihren schönsten Platz benannt. Mitten auf dem Voltaplatze steht Volta's Statue, gegenüber dem „Hotel Volta“, unfern der Landungsstelle des Dampfers „Volta“ — kurzum, der Name „Volta“ ist ungefähr mit allem verknüpft, was das sonnige Como den Fremden aufzuweisen hat.

Die Seefahrt zwischen Como und Bellagio gehört zu den reizvollsten Europas. Das milde Klima begünstigt die Entfaltung einer üppigen Vegetation, und diese wiederum hat seit undenklichen Zeiten hier eine fast ununterbrochene Reihe von Landhäusern, Dörfern und Städtchen entstehen lassen. Es giebt Strecken an diesem Ufer, welche auch nüchterne oder verwöhnte Touristen als ein wahres „Paradies auf Erden“ zu bezeichnen versucht sind. Glänzende Villen, in Terrassen ansteigende Gärten, Orangen- und Oleandergebüsche, Aloen- und Palmengruppen, Magnolien und Kamelien, alles duftend und blühend und sich wiederspiegelnd in dem tiefen, krystallklaren Wasser, falls kein Regenschauer den meist strahlendblauen Himmel verdüstert — das sind Reize, welche Fürsten, Millionäre, Künstler, Diplomaten und sonstige Mitglieder der „oberen Zehntausend“ zur Ansiedlung an diesem Gestade bewogen haben, um nach dem Rausche eines bewegten Lebens hier in süßem Nichtsthun, im Genusse der herrlichen Natur die Tage des Alters zu erwarten.

Bellagio ist, für die Dampfschiffe sowohl als auch für die Fremden, der Mittelpunkt dieses weiten Kreises von Schönheiten. (S. das Bild S. 100.) Seine centrale Lage im Treffpunkte der drei Seearme, die subtropische Vegetation des oberhalb des Städtchens gelegenen Parkes der Villa Serbelloni, sowie einige naheliegende altberühmte Schlösser haben den Bau mehrerer Palast-Hotels und damit den Zusammenfluß der Fremden verursacht. An dieser Stelle lassen die Nordländer gern, nachdem sie kurz vorher die Alpen überschritten haben, zum ersten Male den Zauber Italiens einige Tage lang auf sich einwirken. Wie ganz anders als daheim im Buchenwalde spaziert es sich doch durch die Schattengänge der Villa Melzi oder durch die Citronenallee der Villa Carlotta am westlichen Seeufer! Fremdartige, blendende Farbenspiele und starke Düfte berauschen geradezu die Sinne, der Anblick der ersten Pinie ruft eine Kette langersehnter Vorstellungen wach, und nicht am wenigsten erfüllen die in jenen Villen aufgehäuften Kunstschätze das Herz mit einer an Gewißheit streifenden Ahnung aller der Herrlichkeiten, welche Venedig, Florenz, Rom und Neapel auf der Weiterreise bieten werden. Und wie sanft schaukelt es sich auf den Gondeln, besonders an lauen Abenden, wenn meilenweit an den Ufern die Lichtfunken aufblitzen und helle Stimmen das neapolitanische Lieblingslied zum Preise der Santa Lucia anstimmen! Auch auf den Terrassen der großen Hotels genießt man, umgeben von dem denkbar größten Comfort, die Pracht dieses Seegestades. Selbst wenn die Sonne schon hinter Cadenabbia unter-

gegangen ist, dann ruht auf den Bergen noch jener warme, orangenfarbige Duft, der erst allmählich in ein unbestimmtes Blau übergeht.

Der kleine See von Lugano liegt mit der Stadt gleichen Namens schon auf Schweizer Gebiet; seine Umgebung ist jedoch insofern rein italienisch, als sowohl die Bauart von Kirchen und Häusern als auch die Vegetation sich in nichts von denen der anderen Seen unterscheidet. Der Monte Salvatore überragt als ein etwa 1000 m hoher Stumpfkegel die Stadt und den See. Seine Besteigung gewährt besonders den Botanikern eine reiche Ausbeute an Pflanzen. Schwarze und grüne Nieswurz (Helleborus), gelbe und purpurfarbige Kreuzblumen (Polygala), starkduftende Alpenveilchen, große, rote Enzianen und die prächtigen, aber in Europa äußerst selten wildwachsenden Straußfederfarne (Struthiopteris) finden sich zur passenden Jahreszeit in unzähligen Exemplaren vor. Die Fernsicht von der Spitze des Salvatore ist berühmt wegen ihres Blickes auf den Monte Rosa.

Der Lago Maggiore führt seinen Namen wegen seiner verhältnismäßigen Länge: von der Stelle, wo sich der Ticino in dies Läuterbecken ergießt, um in ihm die aus den Alpen mitgeführten Kiesmassen abzulagern, bis zu seinem Austritt aus dem See in die lombardische Ebene rechnet man fast 60 km, während die Durchschnittsbreite nur etwa 3 km beträgt. Im allgemeinen trägt die Umgebung des Lago Maggiore einen flacheren, freundlicheren Charakter als die der übrigen, mehr zwischen hohen Bergen eingezwängten Seen, obschon die ansehnlichen Gebirgsstöcke an seiner nördlichen Hälfte, sowie seine beträchtliche Tiefe ihn durchaus als einen Alpensee erscheinen lassen. Seine mehrfachen Windungen rufen eine malerische Abwechselung im Anblick der Ufer hervor; eine Dampfschiffahrt auf dem schimmernd blauen See gewährt stets reichen Genuß. Außer dem am Nordende gelegenen Locarno, einem hübschen, alten Schweizerstädtchen, drängen sich die bekannteren Orte am Seeufer alle da zusammen, wo eine Ausbuchtung nach Westen Raum für eine Gruppe kleiner Inseln geschaffen hat. Stresa, Baveno, Pallanza und Laveno umgeben im Vierseit die Borromeischen Inseln, den Glanzpunkt des Lago Maggiore. Namentlich Pallanza ladet in neuester Zeit durch seine geschützte Lage, seine zahlreichen Villen und das großartige „Hotel Pallanza" unmittelbar am See die Fremden zu längerem Aufenthalt oder zu einer Luftkur ein. Der neben dem Hotel befindliche Garten des Herrn Rovelli trägt durch eine Fülle exotischer Gewächse, durch Gruppen von Azaleen, Koniferen, Kamelien und Rhododendren in überaus stattlichen Exemplaren nicht wenig zu der Annehmlichkeit einer Villeggiatur in Pallanza bei.

Unter dem Namen der Borromeischen Inseln faßt man die Isola Bella, Madre, Giovanni, S. Michele und Pescatoria zusammen. Auf letzterer (S. die Abbildung S. 101) steht ein Fischerdorf, während die beiden ersten durch die gräfliche Familie der Borromei um die Mitte des 17. Jahrhunderts aus kahlen Felsklippen in die üppigsten Garteneilande umgewandelt worden sind. Die Isola Madre als die größte zeichnet sich durch ihren Park voll immergrüner Bäume, ihren Blumen- und botanischen Garten aus; auch tropische Gewächse kommen unter diesem sonnigen Himmel im Schutze der künstlich aufgeführten Terrassen gut fort. Isola Bella darf mit Recht ein Wunderwerk der Gartenkunst genannt werden, es steht ohne gleichen in Europa da. In zehn Terrassen steigt der Garten pyramidalisch auf. Steintreppen verbinden die Terrassen unter einander; die steinernen Stützmauern sind mit Statuen, Vasen und Obelisken geschmückt. Jede Handvoll Gartenboden ist vom Festlande aus herübergeschafft worden. Orangen- und Citronengebüsche, Blumenbeete und Pinien durchwürzen die Luft mit Wohlgerüchen; in Muschelgrotten oder unter farnumwucherten Felsüberhängen findet man Kühlung in den heißen Tagesstunden, ebenso spenden zopfartig geschorene Hecken von Cypressen, Myrten und Lorbeerbäumen, unter andern auch ein reichlich 12 m hoher Kampferbaum, überall köstlichen Schatten. Die oberste, 36 m hoch gelegene Terrasse hat eine Fläche von 12 m im Geviert; die Aussicht von hier aus, namentlich kurz vor Sonnenuntergang, ist über alle Beschreibung lieblich und zugleich großartig: die grüne Isola Madre, das Kirchlein der Fischerinsel, das stattliche Pallanza, die mit Dörfern übersäeten Gestade des Sees, endlich fern im Nordwesten die Gletscher des Simplon — das liegt alles so klar vor dem Auge! Der mächtige Palast unten mit allen seinen Kunstschätzen und Luxusmöbeln im Geschmack Ludwigs XIV. verliert gewaltig im Rahmen dieses Landschaftsbildes, und selbst Kuriositäten, wie z. B. die Bettstelle, in welcher Napoleon I. vor der Schlacht bei Marengo schlief, sind gerade hier von sehr zweifelhaftem Interesse.

Die ganze Anlage dieses Zaubergartens ist zu eigenartig, als daß sie nicht oft die Kritik herausgefordert hätte. Ein Schriftsteller vergleicht die Insel, von fern gesehen, mit einer großen Trüffelpastete, welche ringsum mit Schnepfen- und Rebhuhnköpfen garniert ist; ein anderer dagegen spricht von ihr als von einer magischen Schöpfung voller Anstrengung und Geschmack, einem Feenlande, welches als Muster für die Gärten der Kalypso dienen könnte. Der gelehrte Alpenforscher de Saussure nennt sie „eine prächtige Laune, einen großartigen Gedanken, eine Art von Schöpfung". Dem englischen Geschichtsschreiber Gibbon ist sie „ein verzauberter Palast, das Werk von Kobolden, inmitten eines von Bergen umschlossenen Sees". Der bekannte Künstler und Reiseschriftsteller Brockedon dagegen verurteilt sie in strenger Weise als die übel angebrachte Geschmacksverirrung eines reichen Mannes, welche höchstens einem Zuckerbäcker Ehre machen könnte. Dasselbe sagte übrigens schon der alte Geograph Büsching, als er die beiden Terrasseninseln verglich „mit zween nach Art der Pyramiden eingerichteten, mit grünem Laubwerk und Blumen angezierten Auffätzen, in welchen die Confituren auf die Tafel gebracht zu werden pflegen". Wie dem auch sein möge — in Geschmackssachen wird bekanntlich selten ein endgültiges Urteil abgegeben — : soviel steht fest, daß die Borromeischen Inseln durch ihre ent-

zückende Lage und die Pracht ihrer Vegetation noch Millionen von Reisenden als Glanzpunkte ihrer Schweizer- oder Italienreise gelten werden. Selbst diejenigen, welchen es vergönnt war, die Wunder der Natur in entfernten Himmelsstrichen anzuschauen, werden niemals den harmonischen Einklang von Erhabenheit und Schönheit, von Anmut und Farbenreichtum der Landschaft, verbunden mit hochbedeutsamen kulturgeschichtlichen Momenten, vergessen, wodurch die italienischen Seen ihnen die Scheidestunde erschwert haben.

Wer sich den eigentümlichen Genuß verschaffen will, zu guter Letzt, ehe er den Rückweg über die Alpen antritt, sich das Herz noch einmal recht schwer zu machen, der besteige den an Italiens äußerster Grenze liegenden Monte Generoso zwischen dem Comer und dem Luganer See. Er ist für den Südabhang der Alpen etwa dasselbe, was der Rigi für die nördliche Abdachung ist: eine von der Natur geschaffene Aussichtswarte inmitten des reizvollsten Gebirgspanoramas. Bei einer Höhe von 1700 m (der Rigi ist 1800 m hoch) ist er, dank den Bemühungen des Dr. Pasta aus Mendrisio, welcher ein großes Hotel unfern des Gipfels angelegt hat, auf bequemen Wegen zu erreichen. Durch Buchen- und Kastanienwälder und dann durch weite Strecken von baumhohem Goldregen (Cytisus alpinus) geht es aufwärts. Von den Felsklippen hängen dicke Bündel gelber Blüten über dunkle Abhänge herab; wie hinter einem Vorhange mit goldschimmernden Quasten blickt man durch sie ins Thal hinunter. Der Geolog trifft auf mancherlei Fossilien in dem Jurakalk, sowie auf Spuren einstiger Gletscher,



Monte Rosa.



Der große Eiger.

welche vor undenklichen Zeiten die Oberfläche dieses jetzt so üppigen Landstriches bedeckten. Bei weitem das Herrlichste jedoch erwartet den Wanderer auf der Spitze des Monte Generoso: ein so farbenreiches Landschaftsbild, wie es anmutiger und doch auch wieder gewaltiger gar nicht gedacht werden kann. Unser Bild (S. 104) giebt eine schwache Vorstellung von dem, was ein Blick nach Nordwesten zeigt. Der Bergkegel jenseits des hier schmalen Luganer Sees ist der Salvatore mit einer Kapelle auf seinem Gipfel. Rechts davon im Hintergrunde breitet sich die Stadt Lugano am Seegestade aus, während auf dem links den See durchkreuzenden Damm ein Eisenbahnzug die Landschaft belebt: die große Gotthardlinie führt hier vorbei, und in Lugano machen sogar die Schnellzüge zwischen Nord und Süd, zwischen Paris, Köln ꝛc. einerseits und Mailand, Genua, Rom ꝛc. andrerseits, eine Minute lang Station. Über dem Salvatore steigen höher und höher die Alpenriesen empor, die Gletscher des St. Gotthard und Finsteraarhorn stechen blendend gegen das Blau des Himmels ab. Übrigens umfaßt der Blick vom Monte Generoso die Hochalpen vom Monte Viso bis zur Bernina-Gruppe, gerade wie die Fernsicht vom Turm des Mailänder Domes, nur daß letztere wegen der geringeren Höhe und größeren Entfernung des Standpunktes weniger deutlich ist und ein schärferes Auge erfordert. Bei diesem letzten Blick auf das Land des Überflusses, wo die Natur mit vollen Händen seit Jahrtausenden ihre Gaben über die Fluren verstreut, beherzigt man gern vor der Rückkehr in die nordische Heimat den Zuruf des genialen Schweizer Dichters Gottfried Keller:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
„Von dem goldnen Überfluß der Welt.“

Einzelwerke über Italien:
Allmers, Hermann: Römische Schlendertage. Oldenburg 1883.
Brandes, H. K.: Ausflug nach Rom. Lemgo 1858.
Buch, Leopold von: Geognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien. 2 Bde. Berlin 1809.
Burckhardt, J. (A. v. Zahn und Bode): Der Cicerone. 4 Bde. Leipzig 1874.
Gregorovius, Ferdinand: Wanderjahre in Italien. 4 Bde. Leipzig 1883.
Leo, Heinrich: Geschichte der italienischen Staaten. 5 Bde. Hamburg 1832.
Lasaulx, A. von: Sicilien. Ein geographisches Charakterbild. Bonn 1879.
Kaden, Woldemar: Italien. Eine Sommerfahrt nach dem Süden. Glogau 1882.
Martens, Georg von: Italien. 3 Bde. Stuttgart 1846.
Overbeck, Joh. Adolf: Pompeji. Leipzig 1884.
Parthey, G.: Wanderungen durch Sicilien und Malta. Berlin 1834.
Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. 2 Bde. Leipzig 1853.
Speyer, Otto: Bilder italienischen Landes und Lebens. 2 Bde. Berlin 1859.
Widmann, J. V.: Rector Müslins italiänische Reise. Zürich 1881.
Wyl: Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Amalfi, Capri, Paestum und im Museo Borbonico. Zürich 1877.

Die Schweiz.

Ein Blick auf die Karte Europas zeigt, daß nur Serbien und die Schweiz insofern vollständige Binnenländer sind, als sie mit keinem Fußbreit Landes an das Meer stoßen, so daß sie durchaus vom Seeverkehr ausgeschlossen sind. Die ungemein centrale Lage der Schweiz gegenüber sämtlichen europäischen Kulturstaaten und ihr ausgesprochener Charakter eines Gebirgslandes läßt sie als eine Insel in der Brandung des europäischen Völkertreibens erscheinen. Zwischen Österreich und Frankreich, Deutschland und Italien türmen sich ihre Alpenriesen wie ein Bollwerk auf, und die Weltgeschichte lehrt durch hundert Thatsachen, wie namentlich die Zusammenstöße zwischen Germanen und Romanen oft durch jene neutrale Grenzscheide beeinflußt worden sind. Aber nicht nur die Staaten und Völker werden durch die Schweizer Alpen geschieden, sondern auch die Himmelsstriche und ihr Klima, die Sprachen- und Stromgebiete, die Tier- und Pflanzenwelt Europas bestimmen sich durch ihre Lage im Süd oder Nord, West oder Ost dieses mächtigen Berglandes.

Da die Schweiz zufolge ihrer Binnenlandslage und der verhältnismäßig geringen Ertragsfähigkeit ihres Bodens (nur ein Drittel ihres Flächeninhalts ist nicht als Gebirgsland im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu bezeichnen) keine Überproduktion an Bodenfrüchten und keine Schätze durch Kolonialhandel zu erzielen vermag, so ist sie wesentlich auf die Industrie, den Durchgangshandel und die dadurch bedingte Leichtigkeit ihres Verkehrs mit den Nachbarländern angewiesen; in unserm Jahrhundert tritt auch der Fremdenbesuch als bedeutender Einnahmeposten im Etat der Schweiz auf. Aus diesen Gründen haben die Schweizer von alters her ihre Aufmerksamkeit dem Bau und der Unterhaltung der Verkehrswege zugewandt: „Das Nervensystem des Schweizerlandes ist sein tausendmaschiges Straßennetz“, sagt treffend W. Kaden im Eingange seines prächtigen Werkes „Das Schweizerland“. Schon die Römer hatten zweifelsohne die Pässe über den Mont Cenis, den Julier, den Splügen, den Brenner für ihre Heerzüge einigermaßen geebnet; die deutschen Kaiser und die Handelskarawanen des Mittelalters zogen ebenfalls auf den herkömmlichen Straßen; denn groß war die Auswahl derselben überhaupt nicht, wennschon kleinere Verbindungswege zwischen benachbarten Thälern oder

Saumpfade für Schmuggler und Jäger wohl seit uralten Zeiten in Menge vorhanden waren. Gerade die Alpen sind, mehr als andere große Gebirgssysteme, zufolge des häufigen Vorkommens von Gruppen oder Centralmassen reichlich mit Querthälern durchsetzt. Haben nun auch im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Verschüttungen, Vergletscherungen oder andere große Elementarereignisse die ursprünglichen Verbindungswege zwischen Nord und Süd verwischt, oder hat man inzwischen geeignetere Durchgangspässe entdeckt und dieselben, wie es Napoleon mit der Simplonstraße that, zu breiten Heerstraßen ausgebaut: eine durchgreifende Änderung des Völkerverkehrs schreibt sich doch erst seit der Überschienung der Alpen durch Eisenbahnen her.

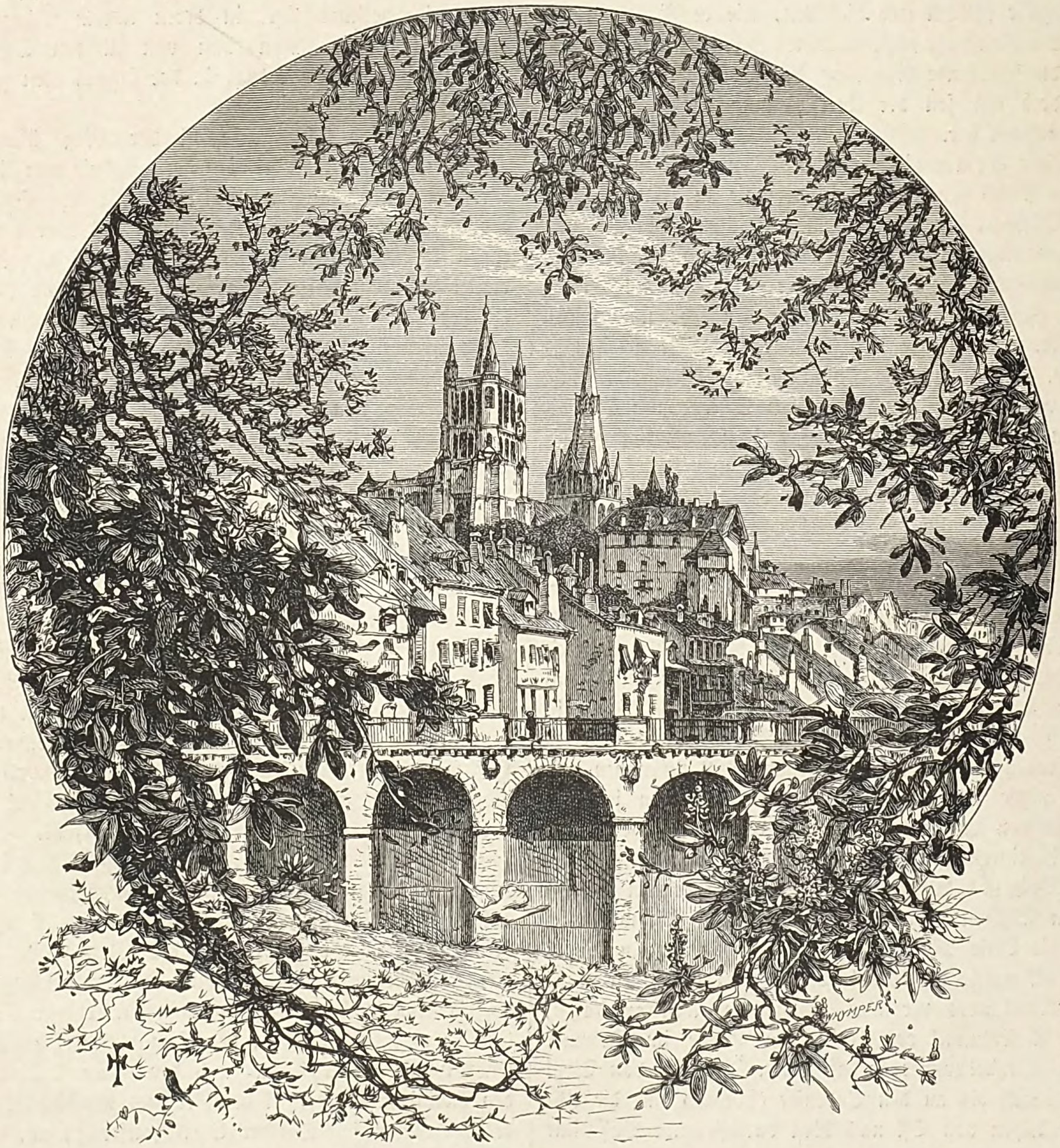
Die Semmeringbahn zwischen Wien und Triest machte 1853 den Anfang, indem sie in 879 m Höhe den Ostflügel der Alpen vermittelst kühner Viadukte und Tunnels überschritt. Die Brennerbahn zwischen München und Verona folgte 1867 mit einer Paßhöhe von 1367 m; man glaubte nach Überwindung der sehr ungünstigen Steigungsverhältnisse das denkbar Mögliche geleistet zu haben. Aber Österreichs Ruhm ließ die Westmächte nicht eher ruhen, als bis auch sie ihren Schienenweg über die Alpen hatten. Der Mont Cenis-Tunnel (zwischen Turin und Chambéry, von Italien und Frankreich gemeinschaftlich erbaut) brachte zum ersten Male die Unterführung der Bahn unter dem Hauptgebirgsstocke in Anwendung; der 13½ km lange Tunnel erforderte 13 Jahre Arbeit und 70 Millionen Franken Herstellungskosten. Endlich die neueste Querbahn durch die Alpen, die Gotthardbahn, wurde zwischen Deutschland, der Schweiz und Italien vereinbart. Mitte 1872 wurde der fast 15 km lange Haupttunnel zwischen Göschenen und Airolo in Angriff genommen; die von beiden Seiten geförderten Richtstollen trafen am 29. Februar 1880 zusammen, und in weniger als 10 Stunden durchfährt man jetzt die Strecke von Luzern bis Mailand, d. h. die ganze Alpenwelt in einer Durchschnittsbreite von etwa 200 km, ohne auf Wind und Wetter im Schutze der bequemen Schlafwagen Rücksicht zu nehmen. Der Vollständigkeit wegen sei auch die Linie Marseille—Nizza—Genua hier nochmals erwähnt, welche die Städte der Riviera längs der Küste des Mittelmeers verbindet, sowie die Arlbergbahn, deren Riesentunnel von 10½ km Länge im Sommer 1884 vollendet wurde, so daß fortan Österreich von Tirol (Innsbruck) bis an den Bodensee (Lindau) eine die Allgäuer Alpen von Ost nach West durchziehende Bahnlinie besitzt.

Man könnte versucht sein anzunehmen, daß mit diesen bequemen Alpenstraßen nunmehr die Schweiz aufgehört habe, das Lieblingsziel des wanderlustigen Europa zu sein, — daß die Hast unserer Zeit sich damit begnüge, die zackigen Felsenkronen und schimmernden Gletscherfelder vom Eisenbahncoupé aus zu bewundern, um ohne die Strapazen von Bergpartien möglichst schnell und bequem in die anscheinend genußreicheren Gefilde Italiens zu gelangen. Ganz unberechtigt ist diese Annahme allerdings nicht: auf einigen Hauptstraßen der Alpen, insbesondere auf der Brenner- und Gotthardtour, hat das Peitschenknallen der Frachtfuhrleute und der Schellenklang der Saumrosse fast ganz aufgehört, auch die Touristen sind schon seltener geworden, und die Gastwirte in Andermatt, Hospenthal 2c. beklagen bitter die Konkurrenz, welche ihnen die Straße durch das Urgestein des gewaltigen Gotthardstockes gemacht hat. Aber noch giebt es Alpenpässe, deren Hochgebirgs-Romantik keine Lokomotive beeinträchtigt, in deren klarem Äther man die Seele gesund baden kann von all den Schlacken und Nadelstichen des Lebens in der sogenannten großen Welt.

Solch eine Alpenstraße ist der Weg über den Splügen. In Chur endet die Eisenbahnlinie vom Norden her. Die alte Rhätierstadt liegt im Schutze des Calanda: der breite, 2800 m hohe Kegel blickt fast überall in die engen Gassen des Städtchens hinein und auf das Villenviertel des Gäuggeli mit seinen Gärten längs der Plessur; an der Berglehne gegenüber thront gar stattlich die Bischofsresidenz. Ihre Kathedrale zählt zu den ältesten Kirchenbauten der Christenheit, denn schon im 5. Jahrhundert residierten Bischöfe auf dem „Hof"; der hohe, epheuumsponnene Eckturm, Marsoel vom Volke genannt, stammt aus der Zeit, als die Römer von hier aus die streitbaren Rhätier in Schach hielten. In der Kirche sind die Grabstätten alter Graubündener Familien, das zierliche gotische Sakramentshäuschen im Chor, sowie einige durch ihren antiquarischen Wert ausgezeichnete Schätze an Kirchengeräten und Meßgewändern bemerkenswert. Für den „Hof" ist die Zeit der geistlichen Oberherrschaft allerdings vorüber. In dem Kloster St. Luzi ist ein Seminar und daneben die neue Kantonschule untergebracht; in dem Schenksaal über dem Eingangsthor zum Hof trinkt man einen köstlichen Landwein („Completer"), indes der Blick an den uralten steinernen Fensterkreuzen vorbei auf eine malerische Alpenlandschaft fällt.

Von Chur nach Thusis geht es auf glatter Straße durch die breite, wohlangebaute Rheinebene hinauf. Etwa auf halbem Wege, unterhalb des Schlosses Reichenau, vereinigen sich der aus der Nähe des St. Gotthard kommende Vorderrhein und der aus der Adulagruppe hervorströmende, noch dunkel schäumende Hinterrhein. Da, wo letzterer unmittelbar hinter dem freundlichen Thusis, dem Knotenpunkt der Splügen- und der neuen Schynstraße, den mächtigen Querriegel des Gebirges durchbricht, fängt der hochromantische Teil der Splügenstraße an. Gleich am Eingange liegt auf steiler Höhe die Ruine Hohen-Rhätien, die älteste Zwingburg der ganzen Schweiz. Die mit ihr verknüpften Sagen gehen um mehr als zwei Jahrtausende zurück: der Etruskerfürst Rhätus flüchtete hierher mit seinen Mannen und brachte italisches Blut in die Bevölkerung dieses Landstriches. Nur ein (oft kaum fußbreiter) Pfad führte ehemals unten am Rhein durch die Felsschlucht, so daß die nach Italien ziehenden Kaiser oder Kreuzfahrer lieber hoch über die Berge hinweg zogen, da „das verlorene Loch" oder die Via Mala, wie

man allgemein den Felsspalt nannte, zu gefahrbringend und beschwerlich zu passieren war. So nahe kommen sich die steilen, bis zu 500 m hohen Schieferwände, daß an einzelnen Stellen kein Sonnenstrahl hinabdringt, ja daß man heute, wo die herrliche Kunststraße eine gefahrlose Wagenfahrt durch die Via Mala gestattet (seit 1822), mitunter den in Klippen eingezwängten, von Fels zu Fels springenden Fluß nicht mit den Augen wahrnehmen kann: nur sein Rauschen und Brausen dringt aus der Tiefe herauf. Eine Stunde geht es so, bald auf der rechten, bald auf der linken Flußseite, das enge Thal aufwärts; die malerischten Blicke, in die Höhe wie in die Tiefe, hat man von dem kühnen Steinbogen der zweiten Brücke. Aus der kühlen, feuchten Schlucht gelangt man dann in das Schamser Thal; die Dörfer Zillis und Andeer nehmen sich inmitten der üppigen Matten und des frischen Tannen-



Lausanne.

grüns gar lieblich aus. Nochmals verengt sich die Straße; mit der Via Mala teilt der Rofflerpaß das Schluchtartige und Wildromantische, nur bedingt sein härterer Fels eine gleichmäßigere Gestaltung der hohen Thalwände. Wie stark der Rhein durch die Klippen tost, läßt sich daraus ermessen, daß er in kaum zwei Stunden ein Gefälle von reichlich 500 m hat. Bei Sassaplana tritt man in das höchste und längste Thalbecken des Hinterrheins, das Rheinwaldthal. Es ist die südlichste Grenzmark des Deutschtums; die „Freien vom Rhyn" rühmen sich, vor langen Jahrhunderten von den Hohenstaufen als Wächter dieses Passes gegen die Welschen eingesetzt worden zu sein. Bei dem Hauptorte Splügen herrscht im Sommer ein reges Treiben; die großen Posten machen vor dem „Hotel Bodenhaus" Station, in allen Sprachen Europas tauschen hier Nord und Süd ihre

Reiseeindrücke während der Table d'hôte aus. Dann klimmt die Straße, indem sie sich von der Bernhardiner Straße nach Süden abzweigt, in zahlreichen „Kehren" bergan bis auf den Gipfel (2117 m). Immer spärlicher, kahler und öder wird der Baumwuchs; eisig weht selbst im Sommer der Luftzug über die Paßhöhe, ein reißender Bergstrom stürzt unter der Straße in die Tiefe (vgl. das Bild S. 105); die atmosphärischen Niederschläge kommen während der größeren Hälfte des Jahres als Flocken zur Erde, und nur das magische Wort «Italia» auf dem Grenzstein zaubert neuen Glanz in die Augen, neue Glut in die Herzen der Reisenden. Schnell vorüber an dem italienischen Zollhause rollt der Wagen; die grauen Berggipfel und Felswüsteneien längs der Straße weichen mehr und mehr tiefgrünen Lärchen-, Tannen- und Laubbäumen. Bald ist Campo Dolcino erreicht; die Dörfer,



Schloß Chillon und der Genfer See.

die Menschen haben schon eine italienische Physiognomie, und wenn das kastanienumkränzte Chiavenna im Thale sichtbar wird, dann liegen die Schweizer Alpen hinter uns, bald leuchtet der Spiegel des blauen Comer Sees uns im Sonnenglanze entgegen.

Die einzige der großen Alpenthalstraßen, welche einen von der Splügen-Straße wesentlich verschiedenen Charakter trägt, ist das Engadin. Seine ansehnliche Länge (18 Stunden), die 1600 — 1850 m betragende Höhenlage, welche unter den größeren bewohnten Thälern Europas nicht ihresgleichen hat, seine Heilquellen und seine Seen locken alljährlich viele Tausende von Kranken und andere Tausende von Gesunden hierher. Der Inn durchströmt das durchschnittlich 2—4 km breite Thal seiner ganzen Länge nach. Den höchsten Punkt im Südwesten bezeichnet der Maloja-Paß, welcher nach der Lombardei hinüberführt:

bei Chiavenna stoßen Engadin- und Splügen-Straße zusammen. Vom Maloja bis zu dem Dörfchen Cinuschel erstreckt sich das höher gelegene Oberengadin, von dort in nordöstlicher Hauptrichtung das etwas tiefere, mehr von den Bergen eingeengte Unterengadin. Letzteres hat seine wichtigsten Verkehrscentren in dem 1872 fast ganz abgebrannten Zernetz, dem an der Flüela-Straße gelegenen Süs und dem weltbekannten Schuls-Tarasp. Der Reichtum des letzteren Badeortes an Mineralwassern ist „wahrhaft unerhört", wie der kundige Berlepsch sich ausdrückt, „so daß fast allen Übeln, zu deren Bekämpfung der Arzt den Gebrauch eines Bades empfiehlt, hier Abhilfe geboten ist", und der als Arzt wie als Naturforscher gleich bedeutende Geh.-Rat Dr. H. Lebert bestätigt dies mit den Worten: „In diesem Knotenpunkte des centralen Europas spendet die Erde ganz nahe beisammen Schätze, welche man sonst nur auf weite Flächen in großen Entfernungen verteilt findet."

Das Oberengadin übertrifft in vieler Beziehung durch seine natürlichen Vorzüge noch den tiefer gelegenen Teil des Thales. Die finstern Wälder und steilen Bergabhänge machen lieblichen Alpenwiesen Platz; die von ewigem Schnee und Gletscherfeldern bedeckten Alpen spiegeln sich wider in der krystallnen Flut der Seen; die majestätische Arve, der graziöse Lärchenbaum und ganze Büsche von Alpenrosen klimmen die Abhänge hinan. Im Frühjahr, wenn der Föhn den Schnee geschmolzen hat, bedecken sich die Triften mit einem wahren Blumenteppich: azurblaue Gentianen und schneeweiße Saxifragen, großblumige Veilchen, feinbereifte Aurikeln, duftendes Satyrion, alle kurzstenglig, drängen sich mitunter bis an den Rand der Eisfelder vor; die rosenroten Blüten der Androsace helvetica kommen sogar bis zu einer Höhe von 3000 m ü. M. vor, ebenso einzelne Kryptogamen, welche sonst nur im höchsten Norden gefunden werden. Die Frühlingsanemonen, Krokuspflanzen und Bergprimeln sind unmittelbar nach der Schneeschmelze da, noch bevor das Eis der Seen auf der Thalsohle ganz geschmolzen ist. Wahrlich, das Engadin ist treffend nicht nur „eine Apotheke der Natur", sondern auch das „Paradies der Botaniker" genannt worden. Ende Juli beginnt die Heuernte, Anfang September wird das allerdings spärliche Getreide eingebracht, das unter gleichen Höhenverhältnissen im übrigen Europa überhaupt nicht mehr fortkommt. Unter den zahlreichen Luftkur- und Badeorten werden St. Moritz, Pontresina (in einem Seitenthal am Fuße des Piz Languard und der mächtigen Berninagletscher gelegen), Silvaplana und Samaden am stärksten besucht: wohl an hundert Hotels, zum Teil große, prächtige Paläste, sind über das Thal verstreut, und an einzelnen Punkten geht es so lebhaft und großstädtisch zu, daß man nur durch die ernste Majestät der Alpenfirnen und die feine, reine Luft daran erinnert wird, daß man dem „Qualm der Städte" glücklich entflohen ist. Eine Art Gasthofsstatistik in Gsell-Fels', „Die Schweiz" berichtet die interessanten Thatsachen, daß in dem einzigen Kurhause von St. Moritz während einer Saison mehr als 20000 Personen übernachteten, und daß 870 Fuhrwerke an einem einzigen Tage die Straße an einer bestimmten Stelle befuhren.

Man darf nicht vom Engadin reden, ohne dabei der Engadiner zu gedenken. Es sind nicht nur die Fremden, deren Geld in diesem Alpenthal die durchgehende Behäbigkeit hervorgerufen hat; schon lange vor der Beliebtheit von Tarasp und St. Moritz als Badeorte zeichneten sich die Engadiner Bauernhäuser durch ihre stattliche Größe und ihre solide Bauart aus: in allen 28 Ortschaften des Thales war kein Bettler zu finden, aber unter den 12000 Eingeborenen gab es manche, deren Namen einen guten Klang in Nord und Süd hatten. Die unzureichende Menge der Bodenprodukte veranlaßte viele junge Leute, ihr Brot in der Fremde zu suchen; namentlich als Konditoren erwarben sie in den Hauptstädten aller Länder Europas den Ruf der Tüchtigkeit und damit einen soliden Reichtum. Mit Fleiß, Zuverlässigkeit und einer bewundernswerten Genügsamkeit verbanden sie eine gewisse Würde des Auftretens, ein zähes Festhalten an der Sitte der Väter und an der „ladinischen" Sprache, wie sie seit den Tagen der Römer sich durch eine Vermischung mit keltischen und romanischen Mundarten allmählich herausgebildet hat. „Wer mit 20 Jahren noch nichts ist, mit 30 Jahren noch nichts weiß, mit 40 Jahren noch nichts hat, der wird nie etwas sein, und wird nie etwas wissen, und nimmer etwas haben." Diese engadinische Lebensregel wird gewissenhaft befolgt. Hat man draußen genug geschafft und ordentlich etwas beiseite gelegt, dann kehrt man, wie von einer geheimnisvollen Macht gezogen, zu den grünen Matten und klaren Seen des Heimatthales zurück, um inmitten der Seinen den Lebensabend zu genießen, fern von den Eitelkeiten und dem auflösenden Luxus fremder Weltstädte, und dereinst angesichts der majestätischen Firnen in die kühle Erde gebettet zu werden. Allerdings macht sich zufolge des stetig wachsenden Fremdenstromes auch schon im Engadin ein Umschwung zum Modernen bemerkbar: die heranwachsende Generation weicht in ihren Lebensgewohnheiten sichtlich von der schlichten Weise der Väter ab — wohl nicht lange mehr wird's dauern, und die alten Engadiner Zuckerbäcker werden nur noch vom Hörensagen bekannt sein. — Übrigens paßt das vom Engadin und seinen Bewohnern Gesagte auch vielfach auf einige kleinere Nachbarthäler, insbesondere auf Davos: nicht nur Brustkranke finden in seiner reinen, sonnigen Alpenluft Genesung, sondern auf seinen grünen Wiesen, unter den Lärchen und Rottannen seiner Vorberge, im Verkehr mit den einfachen, sittenstrengen Leuten, deren unscheinbares Äußere meist nicht die Bildung und Weltklugheit ahnen läßt, welche sie sich draußen erworben haben, hat schon mancher Fremde den Frieden des Gemüts, die Freude am Leben und an der schönen Gotteswelt wiedergefunden.

Unter den Längenthälern der Schweizer Alpen ist das Rhônethal bei weitem das bedeutendste; seine Ausdehnung in einer Richtung, vom Rhônegletscher bis Martigny (nur die Mittelstrecke zwischen Brieg und Leuk

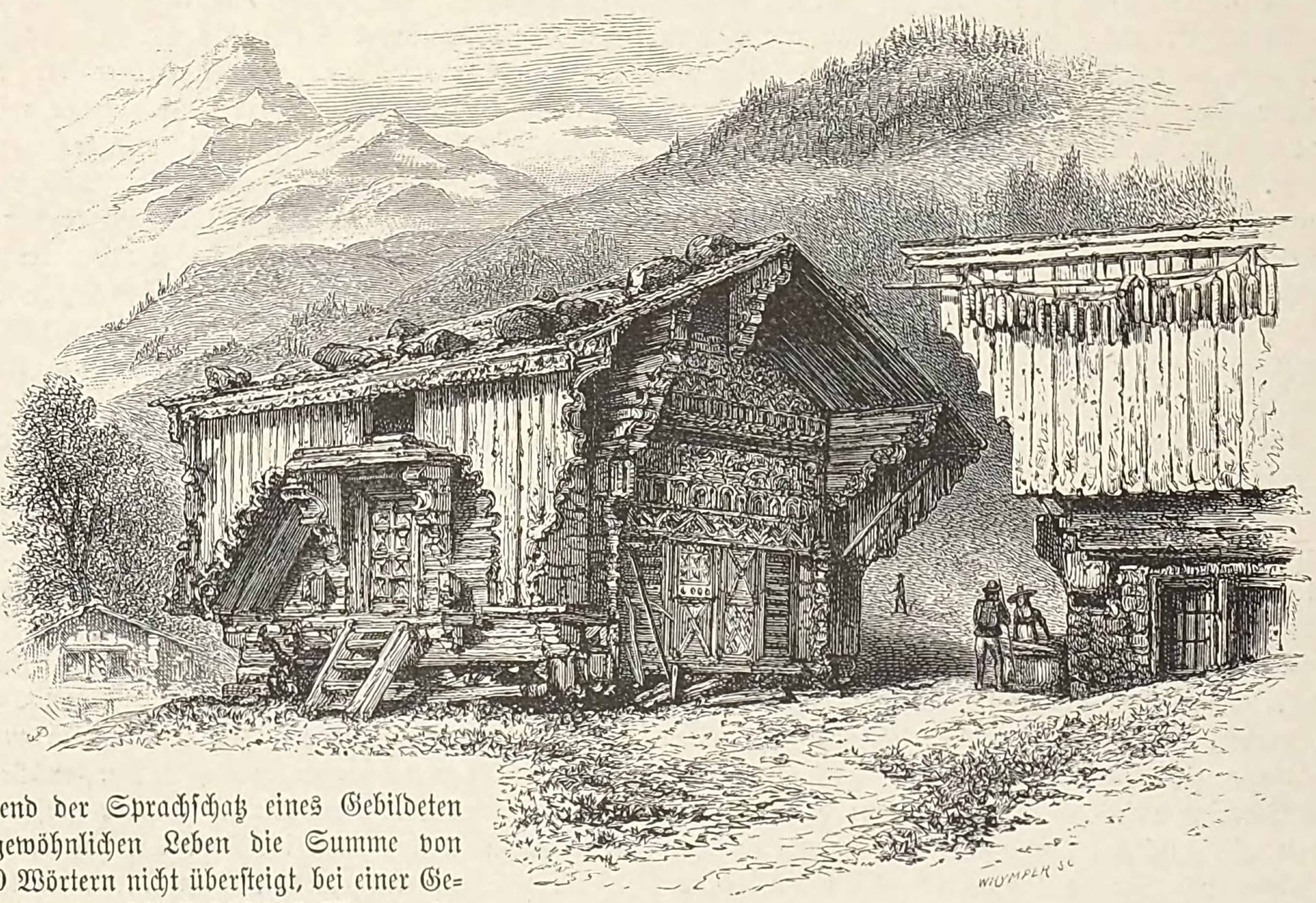
weicht ein wenig von der Richtung Ostnordost nach Westsüdwest ab), beträgt etwa 115 km. Da das Vorderrheinthal bis nach Chur hin (70 km) genau dieselbe Richtung einschlägt und nur das Centralmassiv des St. Gotthard sich wie ein gewaltiger Riegel zwischen den beiden Thälern auftürmt, so ist die Poststraße von Martigny nach Chur in gewissem Sinne dem Toledo von Neapel oder der Berliner Friedrichstraße vergleichbar: in dem Labyrinth von hundert Berggruppen, Gletschern, Querthälern ꝛc. der Centralalpen bildet sie eine Art roten Fadens, an dem man wie an einer Richtschnur sich leicht in dem Durcheinander zurecht findet. Des Vorderrheinthals und des Rhônethals unterhalb Martigny haben wir bereits früher kurz Erwähnung gethan. Von Martigny aus der Rhône aufwärts hat man die höchsten Erhebungen der Alpen zu beiden Seiten des Thales: zur Rechten den Montblanc als Ausgangspunkt, dann den Großen St. Bernhard, das Matterhorn, die Monte Rosa-Gruppe und den Simplon; zur Linken das Berner Oberland mit der Jungfrau, das Finsteraarhorn und als Schlußpunkt die St. Gotthard-Gruppe. Mit Recht führt dies, selten mehr als eine Stunde breite, Flachland am Flusse den Namen Wallis (vallis: das Thal), denn außer der bestellbaren Thalsohle und den Matten der Bergabhänge besitzt der große Kanton Wallis kein Kulturland, dagegen viele stundenweite Eismeere, nackte Schrattenfelder und schauerlich öde Trümmerthäler. Auf den zahlreichen, mehr als 4000 m hohen Piks hört jeder Unterschied zwischen Sommer und Winter auf: „Drauf schießet die Sonne die Pfeile von Licht, Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.“ Noch hat keines Menschen Fuß einen Teil jener silberglänzenden Kuppeln, Hörner und Eispyramiden betreten; kalt und schweigsam ragen die weißen Gipfel in geheimnisvoller Majestät in das Himmelsblau empor. Immer mehr steigert sich jedoch die erst in unserm Jahrhundert aufgekommene Mode, als Mitglied eines Alpenklubs sich tüchtig an Leib und Seele zu machen zum Vordringen in die Gletscherregion: Zunahme der Körperkraft, Stählung der Muskeln, Übung in Enthaltsamkeit und Vorsicht, Lebensfreudigkeit und Befreiung von allen kleinlichen Vorurteilen sind die Ergebnisse jenes „Strebens nach oben“.

Nicht nur die Alpenwanderer, sondern auch die eingeborenen Bewohner dieser Hochthäler zeichnen sich durch Körper- und Charakterfestigkeit vorteilhaft aus. Bei den Wallisern allerdings kommt es darauf an, in welchem Teile des langen Rhônethales sie ansässig sind. Die ein französisches Patois sprechenden Unterwalliser, welche westlich von der Kantonshauptstadt Sion rhôneabwärts wohnen, nähern sich im Charakter mehr den Savoyern und Franzosen. Die breitere Thalsohle gestattet den Acker- und Weinbau, während die neuerdings bis Brieg fortgeführte Eisenbahn mancherlei Gewerbthätigkeit fördert. Der feurige Malvasier von Sion und Sierre, der gewürzige Muskat, der bis zu einer Höhe von 1100 m gedeihende „Heidenwein“, der in guten Jahren überreiche Ertrag an Getreide und Obst würden sogar einen gewissen Wohlstand hervorrufen, wenn nicht schwere Landplagen seit undenklichen Zeiten das Thal heimsuchten. Bergstürze, Erdbeben, Lawinen und besonders heftige Überschwemmungen haben so oft das Land geschädigt, daß dem niedern Volke, neben dem immer noch häufig sich zeigenden Kretinismus, der Stempel des Elends und der Verkommenheit aufgeprägt ist. Der Schweizer ist im allgemeinen an seine Heimatscholle gefesselt; treibt ihn der Erwerbstrieb auch jahrzehntelang in die Fremde, so weist sein Kompaß doch immer wieder auf sein Geburtsthal zurück. Aber der Walliser wandert über das Weltmeer aus, er vermag trotz aller Arbeit den Kampf gegen die Elemente nicht durchzuführen. Die Dörfer des Rhônethals verraten durch ihre verwitterten, schmutzigen Wohnhäuser und die aus rohen Lärchenholzstämmen zusammengeschlagenen Scheunen die Armut der Bewohner und ihren geringen Sinn für ein schmuckes Heim. Der Geruch von Mist und Käse, der Rauch der Feuer- und das Ungeziefer der Lagerstätte ließen Chateaubriand sich „tief unglücklich in den berühmten Hütten des Wallis“ fühlen, während der allerdings wenig verwöhnte J. J. Rousseau die Gastfreundschaft und die Trinkgelage der Walliser des vorigen Jahrhunderts mit Lobsprüchen pries. Da er weder für die Bewirtung etwas zahlen durfte, noch bei der „übertriebenen Länge der Mahlzeiten“, der „Entschlossenheit“ der Trinker und dem Gehalt ihrer Landweine den Weisen zu spielen vermochte, so bezahlte er „mit seiner Vernunft“.

Von Siders (Sierre) ab thalaufwärts wird deutsch gesprochen. Die Poststraße bietet wenig Interessantes, denn die malerische Schönheit und Erhabenheit der Walliser Landschaft entfaltet sich nur in den hohen Seitenthälern. Ein kräftiges Hirtengeschlecht wohnt im Oberwallis; unbeugsam wie ihre Felsen halten sie an ihrer Freiheit fest. Ihre Bedürfnislosigkeit bewährt sich am besten während der kurzen Sommermonate, welche sie mit dem Vieh auf der Alp zubringen: trockenes Brot, harter Käse und mitunter eine Schnitte an der Luft gedörrten Rindfleisches, dazu ein ärmliches Lager und die denkbar größte Weltabgeschiedenheit sind dann ihr Teil. Sie sind der katholischen Religion treu ergeben; ihren Kirchen merkt man die allgemeine Bedürfnislosigkeit kaum an, denn stattliche Klosterschaften und Kirchenbauten sind im ganzen Thale anzutreffen. Die Bischofsstadt Sion oder Sitten ruft, aus der Ferne gesehen, geradezu die Vorstellung wach, welche man sich von dem hochgebauten Zion der Bibel zu machen gewohnt ist. Zahlreiche Türme ragen über die Dächer der Häuser auf; die alte Burg Valeria mit ihrer Kirche thront malerisch auf dem Stadthügel; noch höher steigt die Trümmermasse der trotzigen Feste Tourbillon empor, und die Schneefelder des Hochgebirges vollenden die theatralische Wirkung dieser Scenerie. Sie steigert sich noch im Hochsommer, wenn das italisch heiße und glanzhelle Land der hier ziemlich breiten Thalsohle in üppiger Fülle prangt, wenn unter dem klaren, azurnen Himmel, in der transparenten Luft, sich Licht und Schatten so scharf trennen wie etwa auf einem sicilischen Landschaftsbilde. Achtmal wurde die wohlgelegene Stadt im

Laufe der Jahrhunderte belagert und erobert, fünfmal brannte sie ab, und immer noch ist sie mit ihren kaum 5000 Einwohnern die historische Bischofs-, Haupt- und Patrizierstadt des ganzen wallisischen Rhônethals. Nicht das schmucke Brieg oder das schwer durch Erdbeben und Überschwemmung erst neuerdings geschädigte Visp, weder das in paradiesisch fruchtbarer Umgebung gelegene Sierre oder Siders noch die einstige Spielhölle Saxon mit ihren jodhaltigen Quellen, ja nicht einmal Martigny, der alte Knotenpunkt großer Alpenstraßen, kommen an Bedeutung und Interesse für den Wanderer der Kantonshauptstadt gleich.

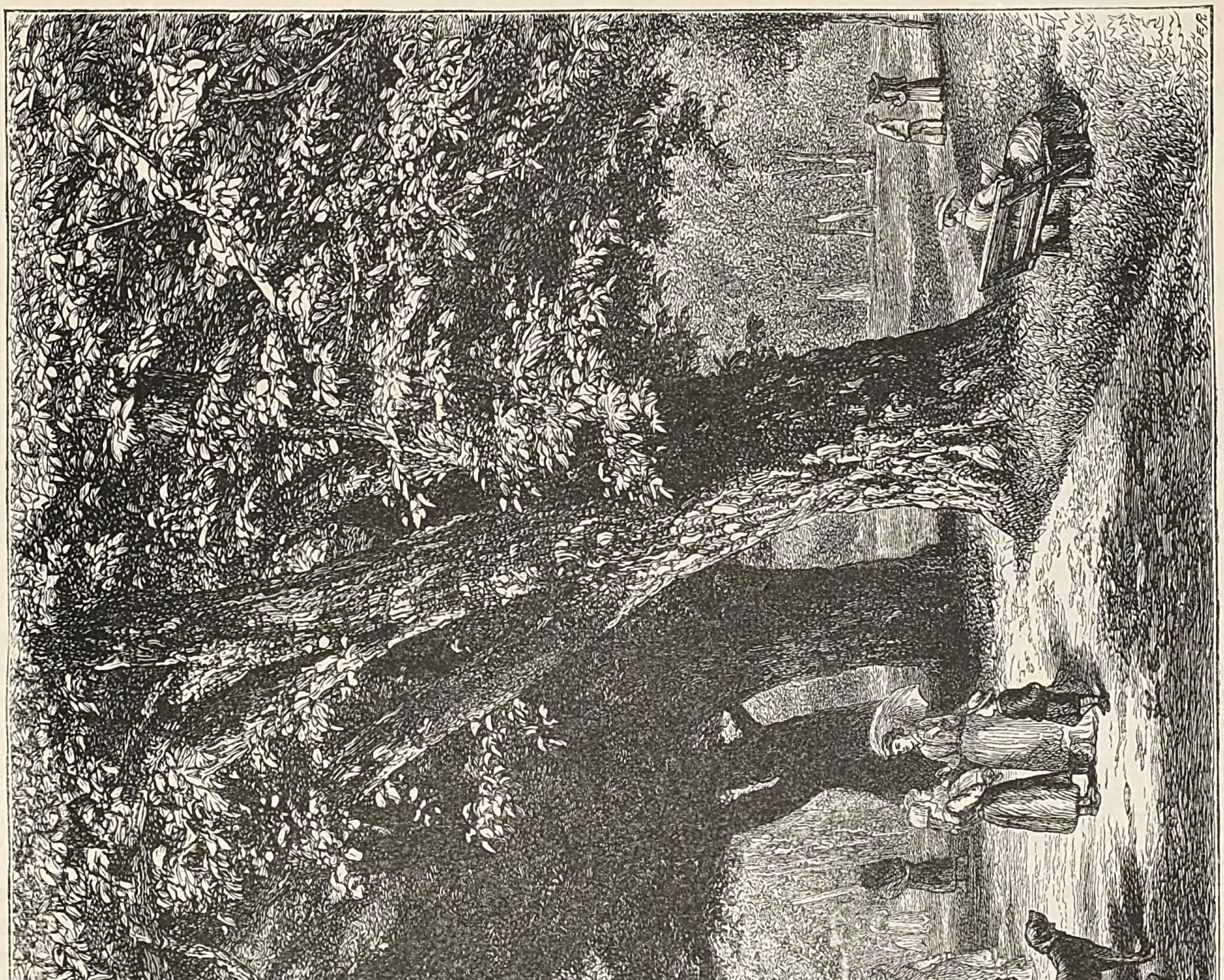
Mit der Volksbildung und dem Schulunterricht sieht es im Wallis schlechter aus als in der übrigen Schweiz. Trotz der in allen Kirchgemeinden bestehenden Volksschulen und des, seit 1874 obligatorisch eingeführten, unentgeltlichen Primarunterrichts entzieht im Winter die Abgeschlossenheit vieler Alphütten, im Sommer die Heuernte und besonders die Pflege der Herden viele Kinder der allgemeinen Lernpflicht. Ein Geißbub oder ein Senne ist zufolge seines lückenhaften Schulbesuchs und der Beschränktheit seines Verkehrs mit Menschen meist ein gar wortkarger Geselle. Sein ganzer Sprachschatz besteht aus 500—600 Wörtern, in die er die enge Welt seiner Gedanken und Gefühle einkleidet. Daß dies keine leere Behauptung sei, erhellt vergleichsweise aus der von einem englischen Gelehrten erwiesenen Thatsache, daß das alte Testament in der englischen Übersetzung nur 5642 verschiedene Wörter, Milton 8000 und der universelle Shakespeare nur etwa 15000 gebraucht,



Schweizerhaus.

während der Sprachschatz eines Gebildeten im gewöhnlichen Leben die Summe von 4000 Wörtern nicht übersteigt, bei einer Gesamtzahl von reichlich 100000 Wörtern im englischen Lexikon. Und doch hat es Geißbuben gegeben, die es zu etwas Großem gebracht haben. Thomas Platter, in einem Dörfchen bei Zermatt geboren, ward einer der bedeutendsten Bürger und Lehrer seines Volkes, er starb 1582 als Vorstand der Münsterschule in Basel. Matthäus Schinner stieg vom Betteljungen bis zum Kardinal auf; er spielte eine weltgeschichtliche Rolle im 16. Jahrhundert und war nahe daran, zum Papst gewählt zu werden. Der Ziegenhirt Max Imhof, 1798 in Bürglen geboren, entwickelte sich zu einem der namhaftesten Bildhauer der Schweiz.

Verläßt man die Eisenbahn auf der Station Susten, dem mittelalterlichen Städtchen Leuk gegenüber, so gelangt man von letzterem auf einer schönen Kunststraße durch das felsige Dala-Thal nach Bad Leuk, etwa 12 km nördlich vom Rhônethal am Fuße der Felsenmauern gelegen, zu denen sich der Gemmi-Paß emporwindet. Bad Leuk war schon vor 600 Jahren als Kurort bekannt, ja schon die Römer haben, nach zahlreichen Ausgrabungen zu schließen, in seinen heißen Gipsquellen Heilung von Hautkrankheiten gesucht. Der Chronist Stumpf rühmt 1543, nachdem er die „vast hohe und grausame, doch ziemlich wandelbare“ Gemmi überschritten, das Leuker Wasser mit den Worten: „Es ist gar nützlich denen, die gebrochene Beine und Schenkel habend, dient gar wohl den Podagrämigen, Paralyticis, hilft der Milz- und der Lebersucht, dient wohl der schwachen Lungen, stärkt den Magen und die Däuung, bringt Lust zum essen, ist gut den Wassersüchtigen und denen so Gries und Sand oder Stein haben. Es stellt den Fluß der Nase und der triefenden Augen, benimmt den Krampf, erwärmt das Geäder, hilft



Interlaken. Vorbereitungen zu einer Bergpartie.

auch den Fiebernden und Gelbsüchtigen ꝛc.“ Sind die heutigen Ärzte auch etwas sparsamer in ihrer Anerkennung der Heilkraft von Bad Leuk, so ist es doch immer noch ein für Flechten, Skrofeln, Rheumatismen u. s. w. ausgezeichneter Kurort. In den großen, gemeinsamen Badebassins sitzt man in einem dunkelwollenen Kostüm als halbes Amphibium einen Teil des Tages und vertreibt sich die Zeit mit Lesen, Frühstücken, Domino- oder Damespiel; schwimmende Holztafeln dienen als Tische.

Unter den Exkursionen in die Nachbarschaft nimmt die Besteigung der Gemmi die erste Stelle ein. Der stark ansteigende Saumpfad ist oft geradezu in die fast senkrechte Felsenwand eingesprengt; mächtige meterhohe Schutzwände fassen die Wendungen der Straße ein, so daß man nicht mehr, wie einst der alte Geograph Münster es von sich sagte, mit „Zittern der Knochen und des Herzens“ den Paß zu erklimmen braucht, vorausgesetzt daß keine fahrlässigen oder mutwilligen Touristen Steine in den Abgrund rollen, um die Tiefe desselben zu ermessen (vgl. das Bild S. 109). Auf der Paßhöhe (2300 m ü. M.) belohnt den Wanderer eine herrliche Aussicht auf die Walliser Alpen: das Grandiose ihrer massigen Formen, die wunderbaren Gegensätze in Umrissen und Farben, die Verschiedenheiten von Klippen und Abhängen, von Wald und Wiesengrün lassen ein überaus lebhaftes Bild entstehen. Die Häuser von Bad Leuk nehmen sich wie ein Zwergenspielzeug tief unten im Thale aus, und wie ein Silberfaden blitzt mitunter das Wildwasser der Dala auf. Als Alexander Dumas an den Rand des schwindelnden Abgrunds trat, da „habe ihn“, schreibt er, „der Blick in die Tiefe so überwältigt, daß er bewußtlos rücklings zu Boden gesunken sei ... während des Hinabsteigens (nach Leuk) fühlte er seine Zähne so klappern, daß er sein Taschentuch in den Mund stopfen mußte. Unten angekommen, entdeckte er, daß es wie mit einem Rasiermesser durch und durch geschnitten war“... Soll man sich mehr über die schwachen Nerven, oder über die blühende Phantasie, oder über die guten Zähne des Romantikers wundern?

Charakteristisch für den Steilkessel, in welchem Bad Leuk liegt, ist seine Verbindung mit dem nahe gelegenen Bergdorf Albinen (Arbignon). Um einen weiten Umweg zu sparen, hat man an besonders steilen Stellen des direkten Weges auf die Höhe Leitern an den Felswänden befestigt (S. das Bild S. 108); aus langer Gewohnheit steigen die Landleute mühelos, selbst mit Lasten auf dem Kopfe, diese Leitern hinauf oder herunter, als wären es die bequemsten Treppen.

Jenseits des Gemmi-Passes kommt man längs dem Daubensee, einem unmittelbar aus dem Lämmern-Gletscher gespeisten Gewässer, durch einsame Steinwüsten, vorüber an Firnen und Schneekegeln, in das freundliche Berner Pfarrdorf Kandersteg, das nur noch 1170 m über dem Meere liegt; die Bergspitzen ringsum ragen als gewaltige Dekoration bis zu 3670 m empor. Von Kandersteg geht's dann viele Stunden lang immer bergab durch eine wohlangebaute Gegend bis an den Thuner See — das Berner Oberland liegt im Rücken des rüstigen Wanderers.

Fast noch erhabenere Hochlandsbilder bietet ein zweiter Übergang über die Berner Alpen. Von Oberwald, dem höchst gelegenen Dorfe des Wallis, führt in nördlicher Richtung eine Kunststraße zunächst an den Fuß des Rhônegletschers. Die Wagen können an einer Stelle (da, wo 1882 ein neues Gasthaus zwischen dem Furka-Paß und der Poststation Gletsch eröffnet wurde) bis an den Rand dieses durch seine Größe wie durch sein prächtiges Farbenspiel ausgezeichneten Gletschers fahren, auch liegt das große „Hotel zum Rhônegletscher“ an der Südspitze des zungenartig sich herabsenkenden Eismeeres so günstig, daß man aus seinen Zimmern das seltene Naturschauspiel genießen kann. Vor dem Hotel zweigt sich von der Poststraße über den St. Gotthard der Saumweg über den Grimsel-Paß ins Haslithal und zum Brienzer See ab, hier ist daher in der Wanderzeit einer der besuchtesten Knotenpunkte des Touristenverkehrs.

Der Weg über die Grimsel war Jahrhunderte lang die einzige Verbindungsstraße zwischen den Kantonen Wallis und Bern. In beschwerlichem Aufstieg gelangt man zu der auf der Paßhöhe (Hausegg 2165 m) gelegenen Kantongrenze. Eine ödere Wildnis als dies Plateau wird schwerlich gefunden. Kein Baum noch Strauch weit und breit, nur eisige Höhen und Klippen ringsum. Der fast immer zugefrorene „Totensee“ paßt trefflich in dies Felsenchaos, namentlich wenn dicke Nebel um die Höhe hängen, oder wenn Schneestürme über sie hinwegjagen. Auch insofern ist der Name des Sees zutreffend, als in ihm manch tapferer Soldat sein Grab fand. 1799 hielten die Österreicher den Paß gegen die aus dem Rhône-, dem Reuß- und dem Aarthal gleichzeitig anmarschierenden Franzosen besetzt. Unter Führung eines Dörflers aus der Umgegend fielen die Franzosen auf bisher unbetretenen Pfaden den Österreichern in den Rücken, und nach einem blutigen Gefecht in der Nähe des Sees mußten letztere die Paßhöhe aufgeben.

Von der Hausegg zum Grimsel-Hospiz (vgl. Bild S. 112) führt der Pfad etwa 300 m abwärts in einen mächtigen Bergkessel, dessen Seiten glatte Felswände bilden, und auf dessen Boden sich ein kleiner, düsterer See und eine magere Grastrift befinden. Das Hospiz ist ein massiver Steinbau; seine grauen Mauern rühren wohl noch aus der Zeit her, als hier Mönche hausten und den erschöpften Reisenden Obdach und Pflege angedeihen ließen. Mehrfach durch Brand und Lawinensturz im Innern zerstört, ist es jetzt ein regelrechter Gasthof: der „Spittler“ hat oft Mühe, in den 80 Betten alle im Hochsommer hier Nachtquartier Begehrenden unterzubringen. Im Winter halten nur einige Knechte mit großen Hunden hier Wacht, denn trotz der Schneemassen, von denen das Haus manchmal meterhoch umgeben ist, reisen doch in dringenden Fällen Säumer aus dem Bernerland ins Rhônethal. In den vierziger Jahren stellten in diesem rauhen Kessel die Naturforscher Agassiz, Desor, Karl Vogt u. a. Beobachtungen über die Natur

der Gletscher an; die überaus interessanten Ergebnisse dieser Forschungen hat Dr. Gsell-Fels in seinem illustrierten Werke „Die Schweiz“ in klarer, fesselnder Form mitgeteilt.

Aus den nächstgelegenen Aargletschern, welche aus den Firnmulden der Finsteraarhorn-Gruppe sich thalwärts senken, fließt die Aare als Schmelzwasser hervor: sie springt in das Haslithal hinunter und nimmt kurz vor Meiringen ihre ersten größeren Zuflüsse auf, denen bald, nachdem sie die Seen von Brienz und Thun durchströmt hat, so viele andere folgen, daß die Aare den bei weitem stattlichsten Nebenfluß des Rheins auf Schweizer Gebiet bildet, ja für die Schweiz insofern noch von größerer Bedeutung als Rhein und Rhône ist, als der 280 km lange Flußlauf der Aare fast ganz in die starkbevölkerten Nordwestdistrikte des Landes fällt.

Unter den zahlreichen Fällen der Aare zeichnet sich der Handeckfall durch seine Höhe (60 m), seinen Wasserreichtum und die erschreckliche Wildheit seiner Umgebung aus. Auf dem unwirtlichen Wege von dem Grimsel-Hospiz bis zur Handeck bemerkt man auf dem granitnen Felsboden deutliche Spuren von Gletscherschliff; diese „Großschrift der Eiszeit“ zeigt sich im größten Maßstabe an der „hehlen (d. i. glatten) Platte“, einer Felsschicht mitten im Wege von etwa 1000 Quadratmeter Oberfläche. Zwar giebt es viele höhere Wasserfälle in der Schweiz, aber von gewaltigerer Wirkung ist keiner als der Fall an der Handeck, ausgenommen der Rheinfall bei Schaffhausen. Die enge Schlucht wird von beinahe senkrechten Wänden gebildet; donnernd stürzt die Wassermasse hinab, um als Staubregen wieder emporzuwirbeln; mitten im Sturz kommt seitwärts noch der weiße Ärlenbach hinzu, um gemeinsam mit der Aare in den dunklen Schlund niederzutosen. Hinter der Handeck beginnt allmählich die Baumregion. Bei dem Dorfe Guttannen geht der Saumpfad gegenwärtig in eine bequeme Fahrstraße über, und wenn das lange Haslithal bis nach Meiringen hin auch noch die Schlucht des Kirchet mit ihren erratischen Blöcken und manche andere teils liebliche, teils wildromantische Partie aufzuweisen hat: gegen die hochalpine Scenerie der Grimsel verblassen die Landschaftsbilder des Thales; nur die Reichenbacher Wasserfälle entlocken dem Wanderer wohl noch einen Ausruf der Bewunderung.

Verfolgt man die am Rhônegletscher verlassene Poststraße in östlicher Richtung weiter, so gelangt man in vielen Kehren auf die Höhe des Furka-Passes (2436 m); nur die Straße über das Stilfser Joch erreicht noch eine größere Höhe. Kein Wanderer wird es unterlassen, häufig hinter sich zu blicken in die Bergwelt des Berner Oberlandes, deren mächtigste Spitzen sich dort neben und hinter einander auftürmen. Unter allen den mehr als 4000 m hohen „Hörnern“ prägt sich auch von diesem Standpunkte aus am gewaltigsten das Matterhorn der Erinnerung ein. Es ist mit Recht „das Ideal eines Berges“ genannt worden. Nicht wie die anderen Bergriesen bildet es nur die höchste Spitze eines Massengebirges oder eines Kammes: eine mindestens 1300 m hohe Pyramide schießt frei in die Wolken empor, in der ungefähren Form des versteinerten Riesenzahnes eines vorsündflutlichen Raubtieres in vieltausendfacher Vergrößerung. Am 14. Juli 1865 wurde es zum ersten Male erstiegen, von sieben Menschen büßten vier beim Abstieg ihr Leben ein; auch die zahlreichen Besteigungen in späteren Jahren haben noch vereinzelte Opfer gefordert.

Von der Furka gelangt man durch das einsame Urserenthal nach dem alten Flecken Hospenthal und damit auf die große St. Gotthard-Route; die Poststraße geradeaus nach Osten führt in das Vorderrheinthal bis nach Chur. Hospenthal trägt seinen Namen von einem mittelalterlichen Hospital: der Longobardenturm auf einem steilen Felsblock, die Kirche ebenfalls auf einem Hügel und ein Dutzend Häuser am Abhange nehmen sich im Rahmen der Schneeberge ringsum recht malerisch aus. Die nach Süden aufsteigende Poststraße, welche seit dem Sommer 1882, d. h. seit der Eröffnung der Gotthardbahn, den größten Teil ihres Personen- und Güterverkehrs an die Tunnelbahn unter dem Berge abgetreten hat, führt in vielen Windungen durch eine kahle Hochgebirgslandschaft nach dem Gotthard-Hospiz.

Der St. Gotthard ist kein Einzelberg, sondern der gemeinsame Name für ein breites, rhomboidisches Centralmassiv oder Hochplateau, das von zwanzig einzelnen Spitzen gekrönt wird; die Höhe der letzteren steigt von 2540 m (Pizzo Valetta) bis zu 3197 m (Pizzo Rotondo), ist also keine besonders hohe im Vergleich mit den übrigen Riesen der Alpenwelt. Das Plateau wird von 27 kleinen Seen bewässert; zwischen ihnen hat sich ein von riesigen Blockhaufen umsäumtes Sattelthal, der eigentliche Gotthard-Paß, gebildet, neben dem jedoch eine Anzahl kleinerer Thäler zu bemerken ist. Aus den Gletschern des Centralstocks werden der Tessin und die Reuß gespeist; der Rhône fließt aus dem Rhônegletscher und der Vorderrhein aus dem Tomasee am Badus hervor, also aus Höhen, welche dem Gotthardstock zwar benachbart, aber doch von ihm geschieden sind. Nach der Überlieferung wurde im 12. Jahrhundert eine Kapelle zu Ehren des Bischofs Godehard von Hildesheim († 1038) hier erbaut und danach der Berg benannt. Azzo Visconti, Herzog von Mailand, legte 1317 das Hospiz an „wegen Erledigung seiner Podagraschmerzen und dem hl. Gotthard zu Ehren“; 1431 war es so umfangreich, daß es die zum Basler Konzil reisenden Kirchenfürsten beherbergen konnte. Mehrfach wurde es durch Lawinen und Kriegsunruhen heimgesucht. Das jetzige Zufluchtshaus wurde nach Fertigstellung der Poststraße über den Gotthard (1820—1830) eingerichtet: die „klotzige Solidität“ seiner dicken Mauern und steinernen Treppen paßt zu der großartigen Wildheit und Öde seiner Umgebung. Das edle Wort des Kinderfreundes Pestalozzi an das St. Gotthard-Hospiz:

„So stehe denn, du schöne Gotteshütte,
„Du Bergpalast, vor allen groß und teuer!
„Auf deinem Herd erlösche nie das Feuer!
„Nimm alle Armen auf in deine Mitte!
„Bleib immer du das königliche Haus,
„In dem die Liebe gehet ein und aus....“

es paßt nur noch teilweise auf unsere Zeit, denn wohlhabendere Reisende suchen jetzt meist in dem 1869 erbauten Hotel Monte Prosa (der „Prosa" ist einer der 20 Gotthardgipfel), unmittelbar neben dem Hospiz, eine bequemere Unterkunft. Aus der Chronik der Gotthard-Straße ist ersichtlich, daß der englische Mineralog Greville am 25. Juli 1775 die erste Reise „in einer Kutsche" über den Paß machte und dafür 28 Karolin (etwa 500 Mark) verausgabte; erst 1793 wagte ein anderer Engländer zum zweiten Male dieselbe Reise. Jenseits des Gotthard-Hospizes führt die Poststraße in vielen Zickzacks steil abwärts in das Val Tremola, das „Thal des Zitterns", und dann immer dem Tessin folgend in die lombardische Ebene hinab.

Der von Hospenthal aus nördlich gelegene Teil der Gotthard-Straße führt durch das ansehnliche Andermatt, wo sich die Oberalp-Straße ins Rheinthal abzweigt, durch den 75 m langen Tunnel des Urner-Lochs (vor 1707 hing hier in Ketten an der äußeren Felswand die „stäubende Brücke") in die weltberühmte



Am Thuner See.

Schöllenen-Schlucht. Als Schillers Tell dem Parricida den Weg von Altorf „ins Land Italien, nach Sanct Peters Stadt" wies, bediente er sich der Worte:

„Ihr steigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
„Die wilden Laufes von dem Berge stürzt —
„Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
„Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtnis
„Der Wanderer, die die Lawin' begraben....
„Und seid ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
„Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
„Auf euch herab von dem beeisten Joch,
„So kommt ihr auf die Brücke, welche stäubet.
„Wenn sie nicht einbricht unter eurer Schuld,
„Wenn ihr sie glücklich hinter euch gelassen,
„So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf —
„Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,
„Es führt euch in ein heitres Thal der Freude...."

So anschaulich und richtig auch der Dichter hier die Gegend zwischen Altorf und dem Urseren Thale, dessen Hauptort Andermatt ist, geschildert hat: das „schwarze Felsenthor" wurde erst 400 Jahre nach Tells Zeit gebohrt, und Schiller (welcher bekanntlich die Schweiz nur aus Büchern, namentlich Tschudi, sowie aus den Erzählungen seiner Schwiegermutter und Goethes kannte) hat deshalb hier einen topographischen Schnitzer gemacht.

Die „Schreckensstraße“, d. h. die Schöllenen-Schlucht, gleicht der Via Mala am Splügen durch die Kahlheit ihrer Klippenwände und das Toben der tief unten in Wirbeln und Stromschnellen springenden Reuß. Der aufsteigende Wasserstaub trieft von den Granitfelsen nieder, Lawinen und Steinstürze donnern auf die festen Dächer der Schutzgalerien, welche hier wie bei anderen Poststraßen der Schweiz an gefährlichen Stellen die Kunststraße schirmen. Da, wo die nackten Granit- und Gneiskolosse am steilsten aufragen, spannen sich zwei Brücken über die Reuß (S. das Bild S. 113). Die untere war Jahrhunderte lang als die Teufelsbrücke im Volke bekannt: in drei Tagen hatte der Böse den kühnen Bau vollendet, und als er den bedungenen Lohn für sein Werk einforderte, da wurde er von den klugen Urnern gewaltig angeführt, denn ein Ziegenbock wurde



Die Jungfrau, von Interlaken aus gesehen.

als erstes (dem Teufel verschriebenes) lebendes Wesen über die Brücke getrieben, statt daß sie ein Mensch überschritt, wie Beelzebub gerechnet hatte. Jene alte, schmale, tiefgelegene Brücke ist durch eine breitere ersetzt worden, welche reichlich 30 m über der Reuß liegt; feuchtes Moos und purpurne Mönchskappe wachsen jetzt lustig auf der einstigen Fahrstraße der Italienfahrer.

Daß im Umkreis des St. Gotthard sich in den letzten Jahren gewaltige Neuerungen zugetragen haben, lehrt ein Blick in das sonst so stille, weltverlorene Thal von Göschenen. Hier ist ein wahres Wunder der Welt zu schauen, das in Plan, Ausführung und Zweck die hängenden Gärten der Semiramis, den Koloß von Rhodos und die sonstigen Wunderwerke der alten Welt beinahe als bedeutungslose Spielereien erscheinen läßt.

Der erste Gedanke einer Gotthardbahn, d. h. einer direkten Schienenverbindung zwischen Südwestdeutschland, der Schweiz und Oberitalien, wurde natürlich durch die Störungen gegeben, welche während der größeren Hälfte des Jahres den Wagenverkehr über die Alpen beeinträchtigen. Dazu kam der Wetteifer der genannten Staaten mit den Nachbarreichen, die bereits ihre Alpenbahnen in Angriff genommen oder vollendet

hatten, und auch politische Beweggründe wirkten fördernd auf das Zustandekommen des Werkes ein. Freilich, vom ersten Auftauchen des Gedankens (1837) bis zur allerseits staatlich genehmigten Konstituierung der „Gotthard-Bahn-Gesellschaft“ (4. November 1871) verstrich viel Zeit, besonders da während 20 Jahren innerhalb der Schweizer Kantone gestritten wurde, ob eine Überschienung des Lukmanier oder des Simplon oder des Splügen oder gar der Grimsel nicht dem übermäßig kostspieligen Gotthardprojekte vorzuziehen wäre. Der Nationalrat Dr. Alfred Escher in Zürich (geb. 1819, † 6. Dezember 1882) arbeitete erfolgreich für die Durchbohrung des Gotthard, namentlich für den schwierigsten Punkt, die Beschaffung der Geldmittel. Das Anfangskapital von 150 Millionen Mark für das Gesamtnetz erwies sich schon 1876 als viel zu gering, die beteiligten Mächte schossen nach langen Verhandlungen weitere 32 Millionen Mark zusammen; etwa 45 Millionen Mark kamen davon auf die 14,92 km lange Tunnelstrecke Göschenen—Airolo. Dem Ingenieur Louis Favre aus Genf wurde die Tunnelbohrung übergeben. Der höchste Punkt der Bahnlinie kam mit 1154 m ü. M. etwa in die Mitte des großen Tunnels zu liegen (während z. B. die neue Andenbahn 4770 m Paßhöhe hat, die projektierte Simplonbahn mit 18½ km Tunnellänge aber nur 711 m; ihr Tunnel wird der längste der Erde sein). Am 4. Juni 1872 wurde in Göschenen, am 2. Juli 1872 in Airolo mit den Vorarbeiten begonnen. Als störende Ereignisse traten der Arbeiteraufstand in Göschenen (Juli 1875), der Brand von Airolo (September 1877), das Hereinbrechen von Wildwassern (1878) und der Tod Favres ein: derselbe starb am 19. Juli 1879 an einem Schlaganfall im Tunnel, „wie ein Soldat auf dem Felde der Ehre“. Am 29. Februar 1880 erfolgte der Durchschlag durch die letzte Felsschicht; nur eine minimale Abweichung von wenigen Centimetern von der Richtungslinie wurde festgestellt. Vom 1. Januar 1882 ab fand ein regelmäßiger Personen- und Güterverkehr durch den Tunnel statt; am 1. Juni 1882 wurde die ganze Strecke von Luzern bis Mailand (245 km) dem Verkehr übergeben, endlich 1883 ein zweites Geleise im Tunnel selbst gelegt. Es waren während der 7 Jahre und 5 Monate der Durchbohrung (d. h. des Firststollens; für die Erweiterung und Ausmauerung des Tunnels kamen noch weitere zwei Arbeitsjahre hinzu) durchschnittlich täglich 2400 Menschen in Arbeit (1873: 841, 1876: 3116). 1800000 kg Dynamit wurden verbraucht; beim bloßen Tunnelbau kamen fast 200 Menschen ums Leben (außer den an innern Krankheiten, Erkältungen ꝛc. gestorbenen), und 431 Arbeiter wurden mehr oder weniger erheblich verwundet.

Diese letzten Zahlen erhalten ihre Begründung erst durch das nähere Herantreten an den Arbeitsplatz. Ein Blick auf die Thätigkeit im Innern des Tunnels, besonders als beide Stollen sich dem Durchschlage näherten, erfüllte die Seele mit Beklommenheit und Staunen. Die halbnackten Gestalten der Arbeiter, von Schweiß bedeckt, mit ihren vom schwachen Lampenschimmer geisterhaft beleuchteten, leidenden, gelblichen Gesichtern, ihren geschwärzten, krampfhaft angestrengten Händen, ihrem mühsamen Atemholen, nachdem sie Tag für Tag seit vielen Monaten, ja Jahren ihre acht Stunden in diesem modernen Tartarus bei einer Hitze von 22—34° C. thätig waren, forderten das tiefste Mitleid heraus. Fast 2000 m hoch türmte sich der Granitberg über ihnen auf, wie winzige Gnomen wühlten sie in den Eingeweiden der Erde. Auf eine Strecke von 15 km verteilt, sah man sie, jeden mit seiner kleinen Lampe an der Seite, in drückendem Dunste sitzend, stehend, kauernd, am Ausbrechen, am Laden der Dynamitschüsse, beim Wegräumen des Schuttes beschäftigt, die Rollkarren aus- und einfahrend, durch Wasser und Schlamm watend — dazu der Lärm der Lokomotiven und Wagen, der Pferde und der Treiber, der Tausende von Hämmern und Spaten, das zischende Geräusch der Bohrmaschinen, das Krachen der Dynamitexplosionen. . . .

Aber Großes ist erreicht worden! Außer jenem Scheiteltunnel durch das Urgestein des Gotthardstocks tragen im ganzen 56 Tunnel (davon 5 Geradtunnel und 7 Kehr- oder Schraubentunnel) zwischen 1000—2000 m Länge, 9 Viadukte, 8 Galerien und 48 Brücken dazu bei, die Gotthardbahn zu einem wahren Wunderbau selbst in unserer so rasch fortschreitenden und so Großes schaffenden Zeit zu gestalten. Die Gesamtlänge aller Tunnel der Gotthardbahn beträgt mehr als 41 km, also etwa ¾ der Länge aller Tunnel des deutschen Reiches. In elektrisch erleuchteten Waggons durchfährt man in 25 Minuten die Strecke von Göschenen nach Airolo, vom rauhen Nord zum milden Süd. Die Alpen haben aufgehört, eine völkertrennende Schranke oder gar eine Art Wüste zu sein, als welche die Römer sie betrachteten. Wer keinen Sinn für die schauerliche Großartigkeit ihrer Bergriesen hat oder durch körperliche Untüchtigkeit am Bergsteigen verhindert wird, der kann sich jetzt mühelos ihres Anblicks von hundert gut gelegenen Aussichtspunkten erfreuen und sich an ihren blauen Seen von der Sonne des Südens durchwärmen lassen, ohne seinen Füßen die geringste Anstrengung zuzumuten.

Für die rüstigen Wanderer haben wir die großartigste aller Hochgebirgstouren Europas bis zu guter Letzt verspart, ehe wir zu den Seen des Nordrandes der Alpen und zu den Städten niedersteigen. Es ist wahr, daß der Montblanc der höchste Berg unseres Erdteils (4811 m), und daß der Gotthardstock im eigentlichen Sinne des Worts der Knotenpunkt der gesamten Alpenwelt ist, in dem die bedeutendsten Ketten zusammenstoßen und von dem die Ströme nach Nord und Süd herabströmen. Aber die Gruppe des Monte Rosa und ihre nächste Umgebung ist ungleich gewaltiger als das Gotthardmassiv, ja selbst als der Montblanc insofern, als letzterer zwar in seinem Centrum um beinahe 200 m höher als der Monte Rosa ist, aber nur drei Gipfel über 4000 m Höhe hat. Dagegen steigen in der Monte Rosa-Gruppe 21 Hörner über 4000 m und 8 Spitzen sogar über 4500 m empor!

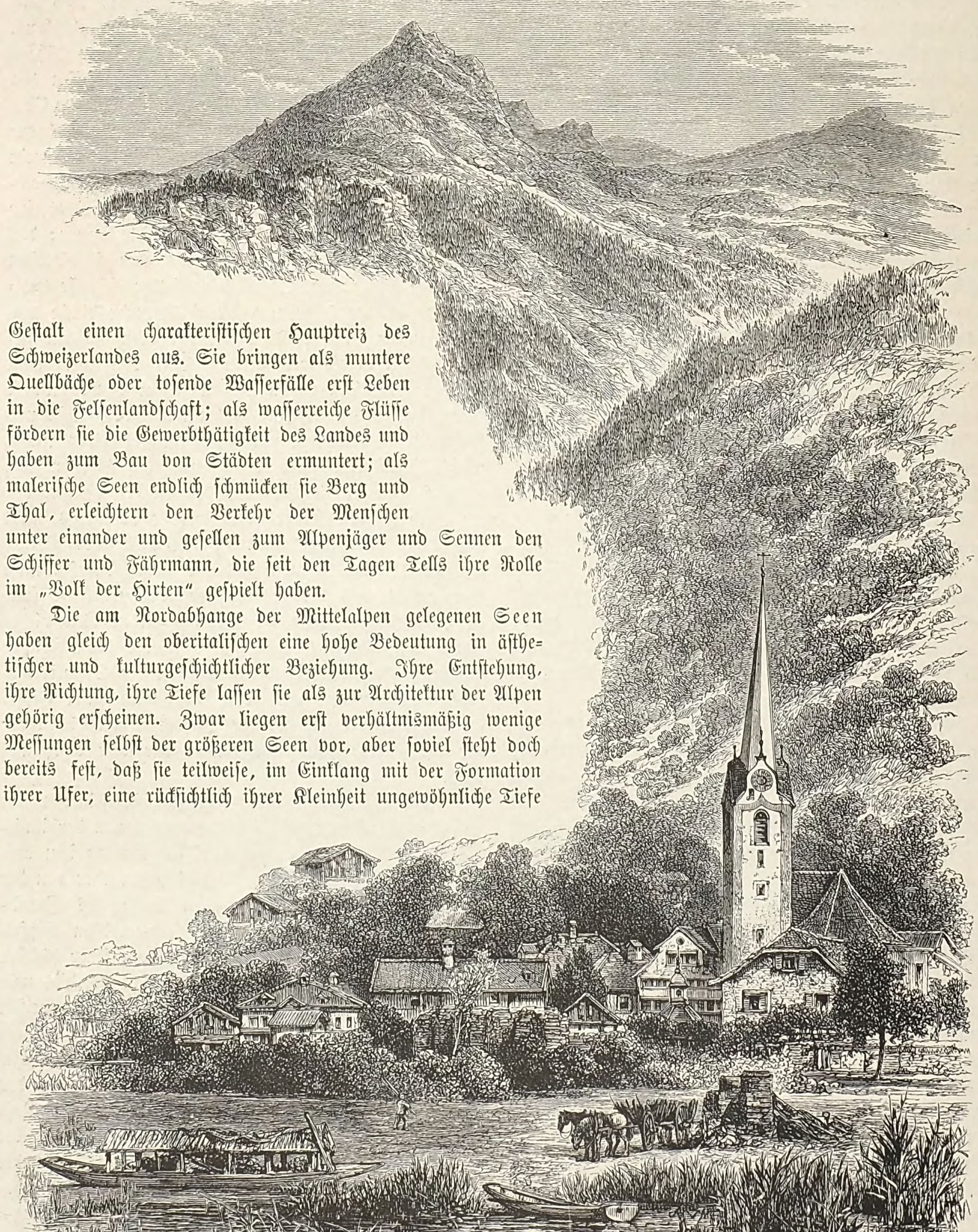
Für den länglichen Halbkreis von Gletschern, welcher das von der Visp durchströmte Nikolasthal von den Mischabeln bis zum Weißhorn umrahmt und etwa 15 km im Durchmesser hat, dient Zermatt als gemeinsamer Mittelpunkt. Es ist ein kleines, 1620 m hoch an der obern Visp gelegenes Dorf mit Häusern, die vor Alter und Rauch schwarz aussehen, einer holprigen Straße, einem Kirchlein und einigen modernen, großen Hotels; die Besitzer derselben, Gebrüder Schreiber, sind die kundigsten Wegweiser für den Bezirk ringsum. Vor den Hotels spielen sich an Hochsommertagen interessante Scenen ab. „Vor den Hotels harrt die Reihe der Führer, drei Nationalsprachen entgegenbietend und den Ankömmling auf seinen innern und äußern Wert musternd. Das vielfach geschlungene Seil über der Schulter ladet zu den kühnsten Unternehmungen ein. In Bergstiefeln und abenteuerlichen Hüten lagern sich zurückgekehrte Touristen umher, und hier und da klagen ein geschwollenes, hochgerötetes, abgeschältes Gesicht, aufgesprungene Lippen und unterlaufene Augen die neidische Gletschersonne an. Sie sind „auf Felsen abgebrüht und auf Gletschern geröstet" worden. Andere richten für die kühnen Unternehmungen vorsorglich alle Erleichterungsmittel her, die breit benagelten, mit Kautschuk, Schweineschmalz und Thran eingefetteten Bergschuhe, die Schleier und Rauchbrillen, welche der Schneeblindheit und der hautreizenden Einwirkung der Sonne wehren sollen, die Decken und Plaids, den eisenbeschlagenen Alpstock, den starken, mit Fleischextrakt, Schokolade, harten Eiern, Salami, Zwieback, Kaffee, Salz und Cigarren wohlversehenen Tornister; dann auch für die Gletscherbeschreitung die Eissporen und die aus italienischem oder schwerem Manila-Hanf gedrehten Seile."

Drei Thäler stoßen in Zermatt zusammen. Die beiden östlichen umschließen den Riffelberg, ihr Gletschereis dringt bis an die Wiesen des Dorfes vor. Das westliche Zmutt-Thal dagegen erstreckt sich etwa 8 km weit bis an den Fuß des Matterhorns. Durch tiefgrüne Tannenwäldchen führt der Weg, vorüber an Rhododendron- und Farnkrautbüschen, über einen Teppich von Moos und Alpenblumen, durch ärmliche, weltverlorene Dörfchen, deren Hütten das Alter gebräunt hat; in einem derselben (Grächen) wurde Thomas Platter geboren, hier las er als barfüßiger Geißbub „hungernd, im Hanf verborgen, blätterweise seinen Pindar und Homer". Immer näher kommt man dem Amphitheater der Gletscher, bis dieselben sich eng zusammenschließen und die eigentliche Bergbesteigung beginnt, entweder auf die Zinke des Matterhorns zur Linken oder auf die weiten Schneefelder der Dent blanche zur Rechten. Vom Riffelberg dagegen wird am bequemsten und lohnendsten die Besteigung der 3818 m hohen Cima di Jazzi unternommen. Den Gorner Grat entlang kommt man ohne Gefahr in 5 Stunden auf den Gipfel: dem Panorama, das sich dort nach allen Seiten hin darbietet, darf sich bezüglich seiner überwältigenden Großartigkeit kein anderes in Europa an die Seite stellen. Wäre der eigentliche Monte Rosa-Kamm nicht etwas zu nahe vor dem Beschauer, so daß die Höhe von 4638 m neben dem Lyskamm und Breithorn zur Rechten nicht voll zur Geltung kommt, so könnte man sich kein idealeres Bild eines Alpenrundblicks in großem Stile ausmalen. Nichts als Gletscher und Firnen ringsum, bald breit oder gekuppelt, bald mit wilden Zackenkämmen sich vom Himmelsblau abhebend. Keine Pflanze, kein lebendes Wesen atmet in jenen Höhen; nur der Donner der Eislawinen oder das Pfeifen des Sturmes unterbricht zeitweise diese weißschimmernde Einöde. Die Mächtigkeit der Gletscher kann man nur ahnen: man kennt ihre Flächenausdehnung, weiß jedoch meist nicht, wie tief die mit ewigem Eise ausgefüllten Hochthäler sind. In einigen Rissen und Klüften bringt eine günstige Beleuchtung prächtige Farbenspiele hervor; das lichteste Grünweiß stuft sich da bis zum schwärzesten Blau ab; Eisgrotten, Steintrümmerfelder, schroffe Granitwände in der Höhe und grauschäumende Bäche von Gletschermilch in der Tiefe bringen ebenfalls ein gewisses Leben in die weißstarrende Öde. Wie klein kommt sich der Mensch inmitten der ungeheuren Verhältnisse dieses Umkreises vor! Fast fehlen ihm die Begriffe und Maße für das, was er mit einem Aufblick seines Auges erfaßt. Welch eine Welt von Bergen und Thälern liegt zwischen dem Monte Viso und der Ortlerspitze, zwischen der lombardischen Ebene (über welcher allerdings meist eine Dunstschicht liegt) und der Riesenkette des Berner Oberlands! Und dennoch hat der kleine Mensch nicht eher geruht, als bis er auf der Dufourspitze (wie die patriotischen Schweizer ihrem genialen General zu Ehren die höchste Erhebung der Monte Rosa-Gruppe genannt haben) das Grenzmal zwischen der Schweiz und Italien aufgepflanzt hat. Seit 1855 wird dieser Gipfel im August und September jedes Jahres vielmals bestiegen; der alte Führer Peter Taugwalder war über achtzigmal oben.

Wer den Monte Rosa für sich in seiner vollen Erhabenheit schauen will, muß entweder von der italienischen Seite, vom Macugnaga-Thal aus, zu ihm aufblicken (wie es unser Bild S. 116 zeigt), oder von der dem Riffelberg gegenüberliegenden Seite des Zmutt-Thales: aus dem unermeßlichen, formenreichen Gipfelmeer hebt sich majestätisch die Spitzenkrone jener höchsten Erhebung des Hochgebirges ab. Wem es überdies noch vergönnt war, von diesem Standpunkte aus die weißen Firnen mit Abendglut übergossen zu sehen oder (wie es Calame in einem berühmten Gemälde des Leipziger Museums dargestellt hat) in sein Auge zu fassen den rosigen Schimmer des ersten Morgengrußes, der dem Rosa gilt und der sich widerspiegelt in der blauen Flut der italischen Seen und zum Marmordach des Mailänder Domes hinüberfliegt, der kann getrost von dieser erhabenen Stätte scheiden: er wird in sein flaches Alltagsleben einen wahren Schatz mitnehmen, wie solcher jedem Menschen zu teil wird, welcher, um mit Goethe zu sprechen, „große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke

zu bewahren, sie mit anderen Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.“

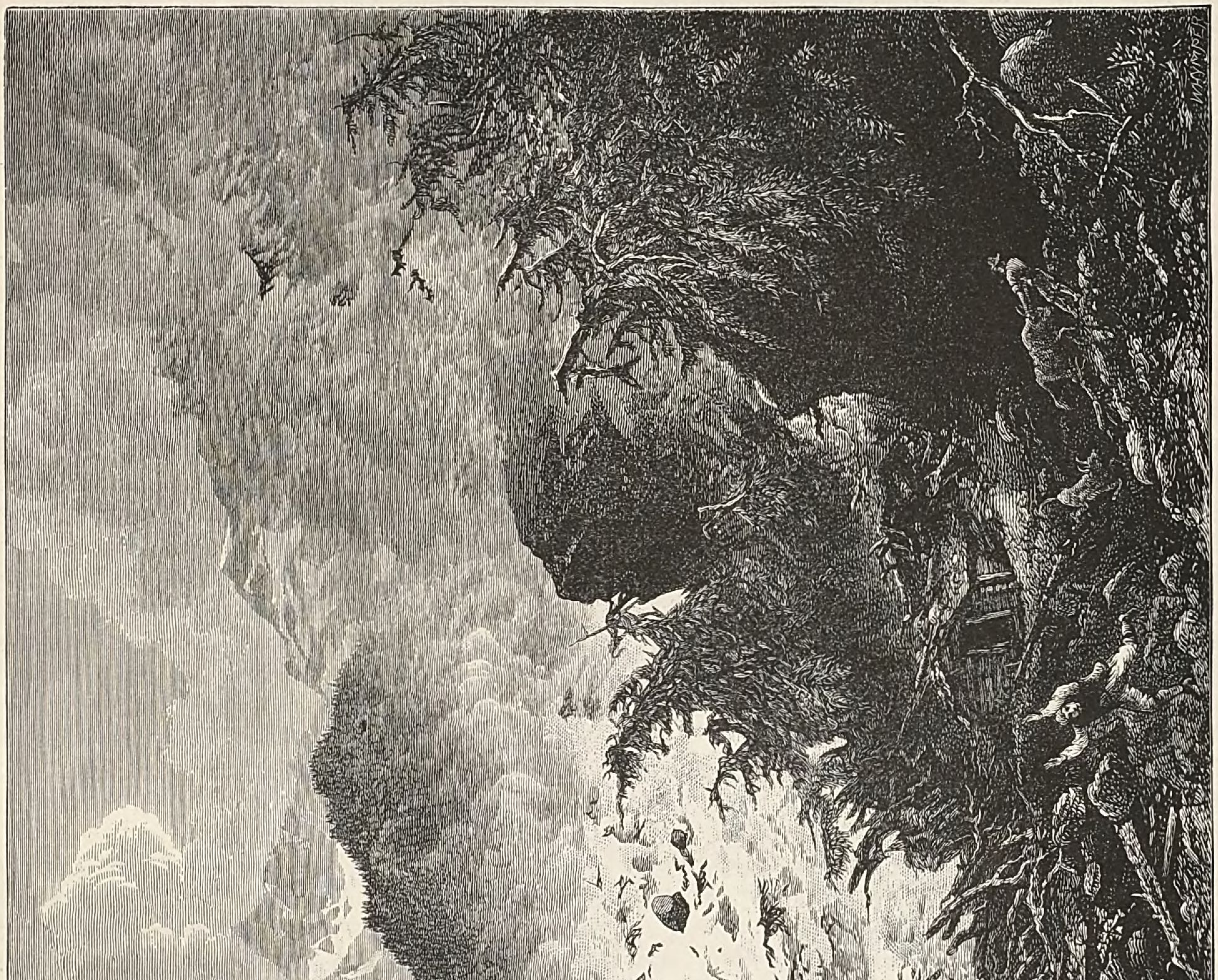
Neben den Alpen machen die Gewässer in jedweder



Flüelen am Vierwaldstätter-See.

Gestalt einen charakteristischen Hauptreiz des Schweizerlandes aus. Sie bringen als muntere Quellbäche oder tosende Wasserfälle erst Leben in die Felsenlandschaft; als wasserreiche Flüsse fördern sie die Gewerbthätigkeit des Landes und haben zum Bau von Städten ermuntert; als malerische Seen endlich schmücken sie Berg und Thal, erleichtern den Verkehr der Menschen unter einander und gesellen zum Alpenjäger und Sennen den Schiffer und Fährmann, die seit den Tagen Tells ihre Rolle im „Volk der Hirten“ gespielt haben.

Die am Nordabhange der Mittelalpen gelegenen Seen haben gleich den oberitalischen eine hohe Bedeutung in ästhetischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. Ihre Entstehung, ihre Richtung, ihre Tiefe lassen sie als zur Architektur der Alpen gehörig erscheinen. Zwar liegen erst verhältnismäßig wenige Messungen selbst der größeren Seen vor, aber soviel steht doch bereits fest, daß sie teilweise, im Einklang mit der Formation ihrer Ufer, eine rücksichtlich ihrer Kleinheit ungewöhnliche Tiefe



Lawinensturz im Maderanerthal.

besitzen (bis über 300 m). Das übermütige Element der Alpenflüsse gelangt in ihnen zu Ruhe und Klärung; mit Recht hat man sie die Sammelbehälter, Läuterungsbecken und Kehrichtmagazine der Alpen genannt. Gleich dem menschlichen Auge strahlen sie in leuchtender Schönheit; sie spiegeln das Grün der Alpenmatten oder das Himmelsblau in so mannigfachen Abstufungen und doch immer so rein und durchsichtig wider, daß kein Gemälde von Menschenhand ihre satte krystallne Färbung wiederzugeben vermag. Zufolge ihrer Thallage erfreuen sich die Seeufer eines milderen Klimas und deshalb einer reicheren Vegetation als die den rauheren Winden ausgesetzten Gelände. Daher sind denn auch die ältesten Ansiedelungen auf Schweizer Boden an den Ufern der Seen zu suchen. Die Pfahlbauten, welche man seit etwa 30 Jahren zuerst im Züricher See und dann auch im Neuenburger, Boden=, Bieler und anderen Seen entdeckt hat, weisen durch die zu Tausenden aufgefundenen Erzeugnisse der Stein= und Bronzeperiode auf eine vorgeschichtliche Zeit zurück und bezeichnen durch Acker=, Handels= und Hausgegenstände jene Seegestade als die ältesten Kulturstätten des Landes. Die nachfolgenden Jahrhunderte oder Jahrtausende steigerten wo möglich noch die Vorliebe der Menschen für die von der Natur bevorzugten Ufer, und somit sehen wir heute die Sammelplätze der Bevölkerung sich vielfach an den Seen aufbauen, deren Fläche Schiffe in jeder Form, vom Fischernachen bis zum Salondampfer, durchkreuzen, deren Ufer Kunststraßen und Eisenbahnen umrahmen; unter den zwölf größeren Seen der Schweiz ist keiner, zu dem heute nicht eine direkte Schienenstraße führte.

Für die zahlreichen Städte und Ortschaften, welche an dem größten aller Schweizer Seen liegen, ist Lausanne als die Hauptstadt zu betrachten. Zwar zählt Genf mehr als doppelt so viel Einwohner, ist auch reicher und geschichtlich interessanter, aber seine Lage am äußersten, schmalsten Ende des Sees, rings von fremdem Gebiet umschlossen, läßt es für die Waadtländer hinter der hochthronenden Kantonshauptstadt zurücktreten, deren Kathedrale weithin über den See sichtbar ist (S. das Bild S. 120). Das alte Lausodonum ist mehr noch als Rom eine Hügelstadt: zwischen drei mit Häusern besetzten Kuppen steigen die Straßen oft jäh auf und nieder. Lausanne erinnert insofern an Edinburg, als auch dieses gleiche Bodenhebungen aufweist, nicht direkt am Wasser liegt, sondern eine kleinere Hafenstadt hat, die Hauptstadt des Landes ist, in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung eine hervorragende Rolle spielt ꝛc. Das, was Genf gegenüber Lausanne ist, würde dann ziemlich genau Glasgow im Verhältnis seiner Größe, seiner industriellen Thätigkeit, seiner Lage ꝛc. gegenüber Edinburg sein; allerdings müßte man die statistischen Angaben der beiden Schweizer Städte mit der Zahl 8 multiplizieren, um sie in das richtige Verhältnis zu den genannten schottischen Großstädten zu bringen. In den letzten Jahrzehnten ist viel für Lausanne geschehen. Durch Bodenanschüttungen, Viadukte (der Grand Pont ist ein gewaltiges Bauwerk) und breite, bequem ansteigende Neustraßen hat man wesentliche Verkehrserleichterungen und Verschönerungen geschaffen; schon ziehen sich die neuen Häuser und Gärten bis nach Ouchy, an das Ufer des Sees, fast ohne Unterbrechung hinunter, während eine Anzahl öffentlicher Prachtbauten, wie das neue Theater, der Palast für das 1875 nach Lausanne verlegte Bundesgericht, das Postgebäude u. a. der alten Hauptstadt des Waadtlandes immer mehr den Charakter einer aufblühenden Großstadt verleihen. Die Kathedrale von Lausanne wird allgemein für den schönsten Kirchenbau der Schweiz gehalten: die reiche Ornamentik ihrer Vorhalle, das mächtige Schiff mit seinen tausend Säulen, die vielen, auch historisch interessanten Grabdenkmäler und namentlich die aussichtsvolle Lage, welche dies Münster als krönenden Schlußstein des terrassenartig aufsteigenden Stadtbildes erscheinen lassen, tragen zu der Majestät der alten Kathedralkirche bei. Indes noch mehr als durch seine Bauten und seine reizende Umgebung zieht Lausanne die Fremden durch den Wohlstand, den feinen, geselligen Ton und den hohen Bildungsgrad seiner Bewohner an. Seitdem hier Voltaire seine „Zaïre" aufführen ließ und Gibbon sein berühmtes Buch „Vom Verfall und Untergang des römischen Weltreiches" vollendete, seitdem Calvin hier mit Farel und Viret disputierte und Vinet voll sittlicher Wärme für die Veredlung der Gesellschaft eintrat, hat Lausanne nicht aufgehört, ein Sammelpunkt geistig bedeutender Menschen zu sein.

Auch Lord Byron gehörte zu den Bewunderern des Genfer Sees. Seinen „Gefangenen von Chillon" schrieb der Dichter in einem Gasthofe zu Ouchy während zweier Regentage im Juni 1816. Das düstere, massige Schloß, welches die Wellen auf allen Seiten umspielen (es steht nur durch eine Zugbrücke mit dem Festlande in Verbindung), diente viele Jahrhunderte lang als Staatsgefängnis. (S. die Abbildung S. 121.) Der mannhafte Abt Bonivard schmachtete seines Glaubensmutes wegen von 1530 ab sechs Jahre in dem tiefen Felsenkerker; an eine Säule gefesselt, schritt er in kleinem Kreise um dieselbe herum, bis sich die Spuren seiner Tritte in dem Gestein des Fußbodens eindrückten. Die Mahnung Byrons: „Daß nie die Spur erlösche! Sie soll die Tyrannei vor Gott verklagen!" ist bis auf den heutigen Tag beherzigt worden, denn noch immer werden jene Fußspuren im Felsboden des Kerkers von Chillon gezeigt. Übrigens lassen die schauerlichen Legenden des Schlosses das Los Bonivards noch als ein verhältnismäßig erträgliches erscheinen. Er kam wenigstens heil und gesund davon, lebte noch 24 Jahre und war zweimal nachher verheiratet; so gut ist es anscheinend wenigen Gefangenen in Chillon ergangen. Der altersschwarze Galgen, das Loch in der Wand, durch welches die Leichen in den See geworfen wurden, die Folterkammer und namentlich die teuflischen «Oubliettes» (tiefe Schächte, in welchen die auf Rettung Hoffenden erst durch scharfe Messer zerschnitten wurden und dann in den See hinabstürzten) zeugen von der einstigen Gefährlichkeit dieses Felsenkerkers.

Was den Genfer See vor den übrigen durch ihre Schönheit berühmten Seen der Schweiz auszeichnet, das ist zunächst seine Größe: sie gestattet eine breite Entfaltung landschaftlicher Scenerie in dem von Sonne und Leben überströmten Rundbilde. Das windstille Montreux mit dem hoch darüber gelegenen Glion ist der günstigste Standpunkt, um die großartigen Züge dieses Gemäldes mit einem Blick zu erfassen. Zur Linken, zwischen Bouveret und Villeneuve, die Brandung des Rhône mit der breiten, schneebedeckten Dent du Midi im Hintergrunde; gerade gegenüber die wilden Klippen und Hochthäler Savoyens, deren Fuß von üppigen Kastanienwäldern umhegt wird; zur Rechten die Weinberge des Waadtlandes, und überall Schlösser, Dörfer und Städte aus lieblichem Grün hervorlugend. Namentlich am Westende des Sees macht der ländliche Charakter der Seeufer mehr und mehr einem gewissen Schmuck und Reichtum Platz. Unter den frommen, arbeitsamen Genfer Familien der besseren Stände giebt es wenige, welche nicht ihren Landsitz am See haben; frei und fröhlich wachsen dort die Kinder in der herrlichen Gottesnatur auf. Wie in einem buntblumigen Kranze reiht sich Villa an Villa, Garten an Garten; immer näher rücken die Ufer des Sees zusammen, bis endlich der gelbschäumende Rhône von Villeneuve azurblau und spiegelblank durch die Montblanc-Brücke in Genf dem mittleren Frankreich zuströmt.

Auch der See selbst bietet einen reichen Wechsel von Bildern dar. Selten ist seine Oberfläche vollkommen unbewegt; die sanft zitternden Strahlungen gehen oft bis zu brausenden Sturmeswogen über, die mit weißem Gischt gegen die Steinufer anprallen. Dann flüchten sich die Schifferkähne mit ihren dreieckigen Spitzsegeln eiligst in die sichere Bucht, und selbst die großen Dampfer schwanken und schaukeln gar gewaltig oder stellen gar ihre Fahrt ein. Über die Farbe des Genfer Sees ist viel geschrieben und selbst mit Gründen gestritten worden. Meist wird er für dunkelblau angesehen, und der bekannte Naturforscher Davy schrieb eigens eine Abhandlung, um zu beweisen, daß die blaue Farbe von einem gewissen Jodgehalte des Wassers herrühre. Indes dürfte diese Ansicht mindestens als weit hergeholt bezeichnet werden. Die Grundfarbe des Sees ist allerdings Blau, und zwar ein ins Weißliche stechendes Wasserblau, welches bei wolkenlosem Himmel und hohem Sonnenstande zum schönsten Krystallblau wird, etwa wie das Blau im Innern des Grindelwald-Gletscherstollens, und welches in der Nähe der hohen Bergwände in ein sattes Türkisenblau übergeht. Aber auch alle Schattierungen von grün kann man zeitweise beobachten, von dem feinen, lichten Meergrün bis zu dem schwersten sogenannten Russischgrün. Außerdem, und zwar je nach der Beleuchtung, der Wolkenbildung und dem Standpunkt des Beschauers, lassen sich mitunter auch gelblich-fahle, oder blendendweiße, oder rötlich-braune, oder selbst violette und karminfarbene Spiegelungen unterscheiden. Da nun auch die Berge ihre Färbung wechseln, indem sie morgens meist leicht verschleiert, mittags grün und abends oft rosig strahlend erscheinen, so erhält fast zu jeder Tagesstunde das herrliche Landschaftsbild eine andere Stimmung durch den Farbenwechsel des Sees und der Berge ringsum — man wird des Anschauens gar nicht müde.

Trotz der landschaftlichen Schönheit des Genfer Sees, welcher die südlichen Reize des Comer Sees, die kühnen Alpendekorationen des Vierwaldstätter-Sees, die meerhafte Flutmasse des Boden- und die reiche Uferkultur des Züricher Sees in einem Bilde der Größe und Anmut vereinigt, ist demselben doch erst seit etwa einem Jahrhundert die bewundernde Aufmerksamkeit der Menschen zu teil geworden. Namentlich Jean Jacques Rousseau hat den Sinn für die Schönheit dieser Gegend volkstümlich gemacht; er hat der französischen Gesellschaft seiner Zeit die frische Luft der Berge zugeführt und die besseren Klassen veranlaßt, die geraden Alleen ihrer Parks mit den Streifzügen durch Feld und Wald zu vertauschen. Fortan strebte alle Welt danach, die ideale Naturschönheit des Sees zu bewundern und das von Rousseau ersehnte Landhaus zu bewohnen. „Am Abhange eines lieblichen, wohl beschatteten Hügels möchte ich ein ländliches Häuschen haben, ein weißes Haus mit grünen Fensterläden. Ich würde Ziegel zur Bedachung wählen, weil sie sauberer als das Strohdach und heiterer als der Schiefer aussehen...." Dies weiße Häuschen mit grünen Fensterläden, gleichsam wie das Ei des Kolumbus von Rousseau erfunden, erhob sich damals an den Gestaden der Seen wie an den Abhängen der Berge: jedermann wollte das Glück erproben, unter einem solchen Dache zu wohnen, und noch heute ist das weiße Haus mit den grünen Fensterläden charakteristisch für die Schweiz und einen Teil von Frankreich. Rousseaus «Nouvelle Héloïse» erfüllte die Landschaft um den Genfer See mit dem poetischten, glühendsten Leben. Wenn auch jenes Kastanienwäldchen oberhalb Clarens nicht mehr das echte Bosquet de Julie ist, in welchem die beiden Freundinnen den empfindsamen Saint-Preux küßten und die schöne Julie vor Wonne in Ohnmacht fiel — das Vorgebirge von Meillerie ragt heute noch, ganz wie vor hundert Jahren, Clarens gegenüber in den blauen See hinein, und es gehört keine übergroße Einbildungskraft dazu, sich den verliebten Schwärmer voller Hangen und Bangen nach „der glücklichen Stadt" Clarens ausschauend vorzustellen. „O mein See!" ruft Rousseau einmal aus, „du übst einen Reiz aus, den ich nicht erklären kann. Wenn das glühende Verlangen nach dem glücklichen Leben, zu welchem ich geboren war, meine Einbildungskraft entflammt, dann bleibt sie immer an diesem See haften." Genfs größter Sohn hat mit den moralisch unmöglichen Hauptpersonen seines «Émile» und seiner «Nouvelle Héloïse» viel Unheil in der Welt angerichtet, aber trotzdem hat sich Buffons Prophezeiung, daß Rousseau das Familienleben neu gestalten würde, vielfach erfüllt; daneben ist er noch heute der eigentliche Sänger des blauen Genfer Sees, dessen Geist das liebliche Clarens, das heiße Rhônethal, die blumigen Abhänge der Vevaise und das schroffe Vorgebirge von Meillerie umschwebt.

In ganz anderem Sinne als J. J. Rousseau hat sein großer Gegner und Zeitgenosse Voltaire den Genfer See in Europa bekannt gemacht. Der reiche, prunkliebende Dichter stand im 61. Lebensjahre, als er 1755 zum ersten Male im Leben einen eigenen Herd zu gründen beschloß. Er erwarb fast gleichzeitig fünf verschiedene Wohnsitze zwischen Genf und Lausanne, alle schön gelegen und derartig auf die hier zusammenstoßenden französischen und Schweizer Gebiete verteilt, daß der alte, viel verfolgte Fuchs mit Recht sagen konnte: „Man muß mehrere Löcher haben, um sich vor den Hunden zu retten." Trotzdem wurde dem ränkevollen Dichter das Leben von Lausanne und Genf aus so sauer gemacht, daß er sich nach und nach aller seiner Besitzungen



Zürich vom Lindenhof aus.

bis auf das einzige Ferney entledigte, um so mehr, da er die Behaglichkeit des Lebens gern möglichst billig erkaufte und sich auch gut aufs Rechnen verstand. In Ferney lebte Voltaire von 1760 ab ohne Unterbrechung bis zu seinem Todesjahre (1778). Das kleine, verarmte Dörfchen war, worauf der ehrgeizige Dichter Gewicht legte, eine lastenfreie

Seigneurie, deren Besitzer von dem burgartigen „Schlosse" aus die unumschränkte Gerichtsbarkeit über eine Quadratmeile Landes ausübte. Die vier Türme jenes Schlosses sind heute nicht mehr vorhanden, dagegen rufen im Innern noch



Die Taminaschlucht bei Pfäffers.

mancherlei Andenken die Erinnerung an den einstigen Burgherrn wach. Ganz Ferney ist wohl einst mit Voltaire=schem Gelde erbaut worden. Der kluge Seigneur streckte mittellosen Einwanderern Gelder zum Bauen vor unter Bedingungen, die für beide Teile annehmbar waren. Er unterstützte die Handwerker, namentlich die Uhrmacher, durch seinen europäischen Ruf und seinen Briefwechsel mit Fürsten und Königen; sogar die Kaiserin von Rußland bestellte ihre Uhren in Ferney. Auf dem Schlosse selbst herrschte ein lebhaftes Treiben. Ferney war zwanzig Jahre lang die Hauptstadt des Esprit, in welcher der Philosoph wie ein „König der Civilisation" residierte. Fluten von Fremden strömten ohne Unterlaß dorthin: Herzöge, Marschälle, Edelleute und Gelehrte stießen dort auf Rechtskundige, Offiziere, Priester und Zeitungsschreiber. Die Herrscher Europas schickten „dem alten Teufel von Ferney" ihre Boten und gaben ihren Gesandten den Befehl, alle seine Launen zu begünstigen, alle seine Fehler zu übersehen. Bald führte jeder Weg nach Ferney. Wenn man sich eine Reise nach Venedig, Genua oder Florenz vornahm, so kam man erst durch Ferney. Was auch immer Grund und Zweck der Reise war: Liebe, Rachsucht, Geschäfte, Krieg, Wißbegierde, Gesundheit, Vergnügen — in Ferney wurde Halt gemacht, um dem Schiedsrichter der Menschheit in allen Fragen, welche das Reich der Vernunft betrafen, dem stets schlagfertigen Vorkämpfer für die Aufklärung, dem Feinde aller Unduldsamkeit auf politischem und religiösem Gebiete den Tribut der Huldigung darzubringen.

Ganz nahe bei Ferney hatte zu Anfang unseres Jahrhunderts Frau von Staël einen Hof ausgezeichneter Geister um sich versammelt. Wie einst zu dem großen Antichristen, so wallfahrtete man zu der Feindin Napoleons: auf dem Schlosse von Coppet wurden weltgeschichtliche Umwälzungen geplant, litterarische Meisterwerke geschaffen und ein geistvolles Salonleben gepflegt, indes im übrigen Europa der Waffenlärm erscholl. Männer wie August Wilhelm von Schlegel, Benjamin Constant, Bonstetten, Chateaubriand, Sismondi, Barante, Charles Pictet und viele andere gingen als Freunde der gedankenreichsten Schriftstellerin Frankreichs in dem alten Schlosse aus und ein, während der ritterliche Prinz August von Preußen und Julie Récamier, die gefeiertste Schönheit Frankreichs, Coppet zu einer Art Minnehof machten im edelsten, poetischen Sinne des Wortes. Man fühlt sich unwillkürlich in den Geist jener Zeit zurückversetzt, wenn man die pietätvoll aufbewahrten Erinnerungszeichen an den Minister Necker und seine große Tochter vor sich sieht. In dem Bibliothekzimmer mit der Canovaschen Bildsäule Neckers versammelte die geistsprühende Titanin einst die besten Namen ihrer Zeit, um der Zwingherrschaft Bonapartes entgegenzuarbeiten und das Jahrhundert der Romantik zu eröffnen; durch die Buchengänge des unmittelbar an die Schloßflügel stoßenden Parkes schallte oft helles Lachen, während in dem kleinen, von einer hohen Mauer umhegten Gehölz jenseits der Landstraße die Familien Necker und Staël in einer Gruftkapelle von dem bewegten Leben ausruhen. So friedlich auch das rothe Schloß im Sonnenglanze daliegt — die unruhige „Burgfrau" sehnte sich immer wieder nach dem lebendigen Treiben der damaligen Welthauptstadt, und der Anblick des Rinnsteins ihrer Pariser Rue du Bac war ihr erwünschter als der blaue Genfer See, wo sich in Stunden des Alleinseins das Schreckgespenst der Langenweile vor ihr aufrichtete.

Von Coppet nach dem uralten, stattlichen Nyon ist nur ein kurzer Spaziergang längs des Seeufers. Als Bonstetten dort als Landvogt waltete, weilten Johannes von Müller, Matthisson, Salis u. a. unter seinem gastlichen Dache. Wiederum eine Strecke weiter schmiegt sich das freundliche Rolle hart an den See. Die litteraturkundige Familie La Harpe wohnte hier. Immer mehr nimmt dann die Gegend den Charakter einer großstädtischen Straße an; ein Hotel stößt an das andere; die Pensionen überbieten sich an Größe und Eleganz; auf lange Strecken ist das Seeufer abends durch Gas beleuchtet. Als ein paar Glanzpunkte dieses herrlichen Gestades sind der Kirchhof von Clarens, die Terrasse an dem Kirchlein von Montreux und Glion, „der waadtländische Rigi", zu nennen: von jedem dieser Orte eröffnet sich ein köstlicher Ausblick auf den See und seine mit sonniger Lebensfülle übergossenen Ufer.

Unter den Schweizer Seen wird von dem Fremdenstrome am wenigsten der Neuenburger See besucht, namentlich seitdem die westschweizerischen Eisenbahnen, diese alles nivellierenden Heerstraßen der Neuzeit, in die eidgenössische Hauptstadt Bern als in einen Knotenpunkt zusammenlaufen. Freilich bietet der Neuenburger See auch nicht annähernd so großartige Landschaftsbilder als der Genfer oder Vierwaldstätter=See, aber immerhin ist die Stadt Neuchâtel aus mehrfachen Gründen eine der interessantesten Schweizerstädte. Die zahlreichen Pfahlbauten der Umgegend, die hier aufgefundenen Waffen aus Stein und Bronze und die Druidensteine lassen mit Sicherheit auf vorgeschichtliche Niederlassungen am Ufer dieses großen Sees schließen. Die Stadt hat sich im Laufe vieler Jahrhunderte amphitheatralisch von oben nach unten zu aufgebaut: eine auf der Mairie befindliche Statistik vom Jahre 1553 bekundet, daß in jenem Jahre das Schloß von den Wogen des Sees umspült wurde, und heute liegt zwischen Schloß und See der größte Teil der Stadt. Das Schloß war, wie so häufig, der Ausgangspunkt für die später allmählich entstandene Stadt. Es war schon vor tausend Jahren die Residenz der Burgundenkönige: das Thor, durch welches sie ihren Einzug 888 in die Feste hielten, ist noch heute erhalten. Nach den Burgunden kamen am Ende des Mittelalters andere Fürstengeschlechter auf die Burg, aber mit den Jahrhunderten sanken die Zinnen der Burg wie die Fürstengewalt selbst in Trümmer. Als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Oberhoheit über Neuchâtel aufgab, da fand sich auch die einst so stolze Burg nur noch in mühsam zusammengeflicktem und meist zerfallenem Zustande vor. Eine umfassende Erneuerung des

Schlosses und der auf dem Plateau befindlichen Stiftskirche wurde seitens des jungen Freistaates vorgenommen und mit sehr bedeutenden Geldopfern vor etwa 10 Jahren vollendet. Gegenwärtig haben einige Zweige der städtischen Verwaltung in dem alten Burgundenschlosse ein wohlgeordnetes Unterkommen gefunden. Namentlich die Stiftskirche ist aufs glücklichste restauriert worden. Ihr Stil ist nicht mehr romanisch, aber andrerseits auch noch nicht gotisch: fast ist es einzig der Übergang aus dem altersgrauen in den goldig-rötlichen Sandstein, welcher den Wechsel der Jahrhunderte anzeigt. Die 1875 errichtete Bildsäule des Neuenburger Reformators Farel († 1565 als Pastor an der Stiftskirche) ziert den Burgplatz; der protestantische Gottesmann hält die offene Bibel in den hocherhobenen Händen dem Beschauer entgegen. Die Tage der „guten Königin Bertha", die Maifelder der mittelalterlichen Markgrafen, die Eidschwüre zwischen Rittern und Bürgern, die Stürme des Reformationszeitalters — alles gewinnt auf dieser hochgelegenen Terrasse von neuem Farbe und Leben vor dem Geistesauge.

Unten in der Stadt hat das Bürgertum die schönsten Früchte eines echten Lokalpatriotismus zu Tage gefördert. Die Stiftungen des edlen David de Purry (geb. 1709 in Neuchâtel, † 1786 in Lissabon) wirken segensreich bis in unsere Zeit fort. Von den 4½ Millionen Franken seiner Hinterlassenschaft wurden das monumentale Rathaus, das Krankenhaus und ähnliche Kommunalbauten errichtet. Andere hochherzige Männer folgten dem Beispiele Purrys; das Hospital Pourtalès, die Muster-Irrenanstalt Préfargier und besonders die trefflichen Lehranstalten der Stadt zeichnen Neuchâtel rühmlich aus: seine Bürgersöhne genießen gesetzlich kostenfreien Schulunterricht bis zum 16. Lebensjahre; seine wissenschaftlichen Sammlungen, seine Bibliothek mit ihren J. J. Rousseauschen Manuskripten und den reichen theologischen Schätzen, seine Bildergalerie mit den Calameschen Alpenlandschaften unterstützen wirksam das Weiterstreben und die geistige Förderung der Einwohnerschaft. Auch Handel und Wandel blühen. Die Uhrenfabrikation, die Anfertigung von Werkzeugen und Telegraphen-Apparaten, der Wein- und Schokoladenhandel, endlich die weltberühmten Pensionate für junge Damen (deren Hauptsitz nächst Lausanne und dem Waadtlande der Kanton Neuchâtel ist) haben der Stadt reichlich fließende Einnahmequellen eröffnet.

Unter den Schweizer Städten mit französisch sprechender Bevölkerung darf **Freiburg** nicht unerwähnt bleiben. Die Stadt wurde 1175 als eine „Burg der Freien" auf einem kahlen, von der Saane umflossenen Felsplateau angelegt; ihre Lage ist eine so malerisch seltsame, daß A. Dumas meinte, ein weinseliger Baumeister hätte ihren Grundriß in der Absicht entworfen, einmal etwas recht Auffallendes zu liefern. Um den Verkehr mit der neueren Unterstadt und den Nachbarbergen zu erleichtern, hat man in unserm Jahrhundert einige lange Drahtseilbrücken und nach Bern zu einen 334 m langen Eisenviadukt für die Bahnlinie erbaut. Die alte gotische Domkirche zu St. Nikolaus mit ihrer großartigen Orgel ist die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt. Gleich den protestantischen Städten Neuenburg und Lausanne zeichnet sich übrigens auch das fromme, katholische Freiburg durch seine trefflichen, einst von Jesuiten gegründeten Lehranstalten aus.

Es ist interessant, an einem solchen Platze die religiösen, sprachlichen und rechtlichen Verschiedenheiten der Schweizer Kantone zu beobachten. Oft weicht eine Straße von einer benachbarten in der Umgangssprache ihrer Bewohner ab, und wenn sich auch der amtliche Verkehr in den meisten Kantonen nur in einer Sprache bewegt, so hat die hundertjährige Gewohnheit die Gallicismen und Germanismen vielfach abgeschliffen oder durch einander geworfen und eine Art eidgenössisches Französisch neben den mannigfachen Kantonsdialekten und dem, einem überwiegenden Teile der Eidgenossen verständlichen „Schwyzerdütsch" herausgebildet. Letzteres ist die Herzenssprache der Schweizer, in welcher Vornehme ebenso gut wie Geringe mit einander verkehren, sobald irgendwie das Gemüt an der Unterhaltung beteiligt ist. Alle drei Nationalitäten stimmen ferner, trotz unzähliger Spielarten von kirchlicher, politischer, kultureller und sprachlicher Verschiedenheit, darin überein, daß sie in der Hauptsache stets gut eidgenössisch sind und das weiße Kreuz auf rotem Grunde allen den stolzen Wappentieren der europäischen Großstaaten vorziehen.

Die Bundeshauptstadt **Bern** steht zwar an Größe wesentlich hinter Zürich, Genf und Basel zurück, aber bezüglich ihrer Geschichte, ihrer Lage und der Eigenart ihrer Bauten wie ihrer Bewohner darf sie wohl als die interessanteste der Schweizer Großstädte bezeichnet werden. Im Berührungspunkte der burgundischen und kelto-germanischen Stämme, auf der Grenzscheide von verschiedenen Sprach- und Religionsgebieten, im Mittelpunkte der Ebene zwischen Alpen und Jura gelegen, hat Bern schon frühzeitig die Keime der Bundeshauptstadt in sich getragen; zu der „trutzig-stolzen Behäbigkeit" seines Bürgertums gesellten sich Kampfesmut und Waffenglück in Kriegszeiten, weise Umsicht in Friedenswerken und eine allzeit bewährte Opferwilligkeit für das Gemeinwohl der Stadt und des Vaterlandes. So bemerkbar sich auch in der Reisezeit das Touristen-Element unter den steinernen „Lauben" oder am „Bärengraben" oder vor dem „Zeitglocken-Turm" vordrängen mag: Bern trägt keinen internationalen Stadtcharakter, es ist die ausgeprägte Hauptstadt der Eidgenossenschaft, zwar ohne blendenden Prunk in seinen Bauten und Straßen, aber tüchtig und gediegen in seiner Gesamtphysiognomie. Das klare Quellwasser seiner alten monumentalen Brunnen, die stattliche Aare, welche auf drei Seiten die landzungenartige Stadt umfließt, die großartige Nydeck-Brücke, deren Granitbogen die größte Spannung unter den Steinbrücken der Welt hat, die eiserne, elegant geschwungene Kirchenfeld-Brücke, das alte Rathaus und das neue Bundespalais, das Kornhaus mit seinem riesigen Weinkeller, das spätgotische Münster mit dem 1882 gesichteten Kirchenschatz, der zu den reichsten derartigen Kunstsammlungen der Erde gehört, endlich die neuerdings vollendeten Bauten des

Museums, der Eidgenössischen Bank zc. machen Bern immer mehr zu einer ebenso interessanten wie schönen Stadt. Das Herrlichste jedoch ist seine Lage; es ist gerade weit genug dem Hochgebirge des Berner Oberlandes vorgelagert, um (am besten vom „Schänzli" aus) einen unvergleichlichen Blick auf die schimmernde Kette der Schneegipfel zu gestatten, „ein Panorama, wie keine Stadt der Erde es bietet", urteilt Dr. Gsell-Fels in seiner „Schweiz".

Teilt man die Schweizer Touristen in Vergnügungsreisende und Heilsbedürftige ein, derart daß z. B. Zermatt nur die ersteren und Tarasp nur die letzteren als



Das Schnetzerthor bei Konstanz.

Gäste empfängt, so giebt es doch eine Reihe von Plätzen, welche von Gesunden und Leidenden gleichzeitig aufgesucht werden. Dazu gehört in erster Linie Interlaken, das Baden-Baden der Schweiz. Man muß sich weise beschränken, um die Vorzüge jenes Ortes in wenigen Sätzen aufzuzählen. Zwischen dem Thuner und dem Brienzer See («inter lacus») liegt im Schutze eines Gebirgswalls das etwa eine Stunde im Geviert messende „Bödeli", ein ebener Fruchtboden, welchen in grauer Vorzeit die beiden aus dem Oberlande herabströmenden Lütschinen angeschwemmt haben. Ums Jahr 1300 leiteten die hier angesiedelten Augustinermönche den inzwischen vereinigten



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Fluß durch starke Dämme in den Brienzer See ab, und wohl bald darauf bedeckte sich die Niederung mit Dörfern, Städtchen und Burgen: Reste des Klosters und Burgruinen finden sich heute noch vor. Da die Empfänglichkeit für die Schönheit der Alpenwelt bekanntlich allen früheren Jahrhunderten abging, so ist Interlaken als Kur- und Touristenstation auch erst in neuerer Zeit zu seiner heutigen Bedeutung gelangt. Die bequeme Eisenbahnverbindung mit Bern, das feuchtwarme Klima, dessen Jahresmittel + 8° R. beträgt (0°,2 im Dezember und 16°,8 im August), die zahlreichen Reize der nächsten Umgebung und der Umkreis der Hochgebirgswunder in nicht zu weiter Ferne ließen ein Palasthotel nach dem andern auf dem Bödeli entstehen, und dieser Komfort des äußern Lebens lockt in unsern Tagen alljährlich etwa 30000 Fremde aus aller Herren Ländern in das üppig grüne Thal zwischen den Seen.

Das Fremdenleben von Interlaken konzentriert sich auf dem Höheweg, einer breiten, wohl 2 km langen, von mächtigen Kastanien beschatteten Promenade (S. das Bild Seite 125). Zur Linken reihen sich die großen Hotels mit ihren Gärten an einander, zur Rechten breitet sich eine vollständig ebene, baumlose Wiese aus, gewissermaßen als stimmungsvoller Vordergrund für das gewaltige Gebirgspanorama im Süden. Denn dort hat der allmächtige Weltbaumeister in der Coulisse der Vorberge gleichsam absichtlich eine Lücke gelassen, um sie mit dem unbeschreiblich großartigen Bilde der Jungfrau, der Königin aller Schweizer Berge, auszufüllen (S. S. 129). Ihr gelten die Blicke der Bewohner Interlakens zu allen Tagesstunden, namentlich jedoch abends, wenn die Sonne der Erde ihren letzten Gruß zuschickt, dessen erst flammendes und dann immer zarteres Rot zuletzt nur noch die Gletscher und Firnen der majestätischen Alpenkönigin auf dem dunklen Abendhimmel erglänzen läßt, ein Naturschauspiel, das in der Erinnerung jedes Beschauers unauslöschlich haften bleibt. Instinktiv hat das Volk, wie so oft, diesem hohen und hehren Berge den rechten Namen gegeben. Diese „Jungfrau" ist nicht ein schüchternes Mädchen, das vor seinem eigenen Schatten erschrickt, auch nicht die prunkende Kokette, sondern das unnahbare, in ihrer Ruhe ehrfurchtgebietende Weib, das kein unholder Blick verletzen mag, weil nichts Gemeines sie erreichen kann in der hohen Region, in welcher sie thront. Für hohe und stolze Seelen giebt es wahrlich keinen schöneren Berg auf unserm Erdball!

Es ist leicht erklärlich, daß das Aufblühen der Hotels am Höhewege, welche die an Luxus gewöhnte Menschheit als Luftkurstation wählt, eine große Anzahl wohlfeilerer oder womöglich noch schöner gelegener Unterkunftshäuser auf dem Bödeli und den benachbarten Höhen hervorgerufen hat. Fehlt ihnen auch die Allee von Riesenkastanien, das von Saxeten hergeleitete Quellwasser und das elegante Gesellschaftstreiben des eigentlichen Interlaken, so bietet ein schattiger Wald oder der Blick auf die Seen oder die idyllische Ruhe eines Dorfes meist genügende Entschädigung, namentlich für Kranke oder Rekonvalescenten. Erheben sich gar, was von vielen Standpunkten aus der Fall ist, neben der Jungfrau die fast gleich hohen Kegel des Mönch und des Eiger (vgl. das Bild S. 117), oder sieht man die weltberühmten Fälle des Gießbach oder des Staubbach von den Felsen herniederstürzen (das Thal von Lauterbrunnen trägt zur Zeit der Schneeschmelze seinen Namen mit Recht, denn von allen Seiten rieseln lautere Brunnen die Steilwände herab), oder spiegeln sich Dörfer, Berge und Wälder in den tiefblauen Augen der beiden Seen, oder erzählen die epheubewachsenen Ruinen des Schlosses Unspunnen von mittelalterlichen Turnieren oder Hirtenfesten, bei denen die Sieger im Schießen, Schwingen, Steinstoßen, Alphornblasen und Singen mit bekränzten Schafen als Preisen ausgezeichnet wurden — dann überkommt auch verwöhnte Kenner des Schweizer Landes ein freudiges Behagen an den mannigfachen Reizen des Bödeli.

Es ist noch keine fünfzig Jahre her, da suchten die erholungsbedürftigen Bewohner der nordischen Großstädte stärkende Alpenluft und herzerquickende Naturfreuden weniger in Interlaken als in Thun. Die Lage dieses Städtchens am Ausfluß der Aare aus dem Thuner See ist ungemein anmutig: Obstgärten, Wiesen und Laubwälder umkränzen es. Zwar besitzt es auch einige „Hotels ersten Ranges", aber seine Bewohner leben nicht ausschließlich von der „Fremden-Industrie", wie ihre Nachbarn auf dem Bödeli. Denn Thun war seit langen Jahrhunderten eine Stadtgemeinde; die Römer hatten sich bereits dort festgesetzt, und bis in unsere Zeit ist es der Vorort des Berner Oberlandes gewesen. Von jeher zeichneten sich seine Männer durch Streitbarkeit und Sinn für Waffenehre aus. Als man ihnen nach dem Siege bei Murten, welchen die Schweizer 1476 über Karl den Kühnen von Burgund davontrugen, ihrer besonderen Tapferkeit wegen die Wahl ließ, entweder Steuerfreiheit auf zehn Jahre zu genießen oder ihren schwarzen Wappenstern mit einem goldenen zu vertauschen, da zogen sie letzteres vor, und noch heute ist Thun stolz auf sein Banner. Übrigens macht sich der militärische Geist noch immer in der freundlichen Stadt bemerkbar. Auf der „Allmend" finden alljährlich artilleristische Schießübungen statt: 1834 legte hier Napoleon III. seine Prüfung als Artilleriehauptmann vor dem damaligen Oberst Dufour ab. Große Kasernen- und sonstige Militärbauten kennzeichnen Thun auch äußerlich als Garnisonstadt. Auf der Hauptstraße dagegen macht sich das bürgerliche Kleingewerbe breit. Das Erdgeschoß der Häuser ist einige Schritte vorgebaut und dadurch sowohl ein erhöhtes Trottoir als auch eine doppelte Reihe kleiner, über einander liegender Kaufläden hergestellt.

Thun ist ferner ein geeigneter Standort für viele Ausflüge in die Umgegend. Die Seeufer sind mit ansehnlichen Dörfern und einigen stattlichen Schlössern geschmückt; die große Parkanlage des Grüsisberg, die Bächimatt-Promenade mit ihren hundertjährigen Linden, das fürstlich eingerichtete Schloß Schadau, die Bergriesen

Stockhorn und Niesen, das Gurnigel-Bad und das sich im See spiegelnde Spiez sind die bekanntesten Zielpunkte solcher Wanderungen. Der Thuner See freilich ist trotz seiner Kleinheit nicht immer ruhig; bei Unwetter ist es sogar gefährlich, namentlich für Segelboote, den See zu kreuzen (vgl. das Bildchen S. 128).

Endlich bietet gerade Thun eine passende Gelegenheit, über die Volksfeste der Schweizer ein paar Worte zu sagen. Geräuschvolle Feste werden in der Schweiz von alters her viele gefeiert, und in keiner Richtung durchreist man zur Sommerzeit das Land, ohne Scharen begeistert vergnügter Menschen hinter einem Musikkorps und einer Vereinsfahne einherziehen zu sehen. Aber bei genauerer Betrachtung dienen Schützen- und Sänger-, Turn- und Winzerfeste alle mehr oder weniger dazu, die Vaterlandsliebe der Festgenossen wach zu erhalten und ihr einen lauten Ausdruck zu geben. Oft verfliegt die beim Weine erzeugte Stimmung recht bald, auch wird des Guten in Gesang und Reden leicht zu viel gethan, so daß der einfach-ländliche Charakter früherer Zeiten verschwunden ist. Die Schützenfeste stehen obenan; seit Tells Meisterschuß haben die Schweizer ein sicheres Auge und einen festen Arm stets in Ehren gehalten. Hier greift militärische Tüchtigkeit in das bürgerliche Vergnügen über. Die im Paradeschritt aufmarschierenden Jugendwehren, die männlichen Kriegergestalten im Kostüm des 14. und 15. Jahrhunderts, die Zeiger und Warner, die vielen Banner, welche sich um die eidgenössische Schützenfahne, das Palladium des Schweizers, scharen — alles zeigt deutlich, daß die kleine Schweiz mit ihren knapp 3 Millionen Einwohnern ein sehr beachtenswerter politischer Nachbar ist, auch ohne daß sie ein stehendes Heer unterhält. Allerdings darf der „Ehrentrunk“ nicht zu oft wiederholt, dem „Schützen- und Ehrenwein“ in der Festhütte nicht zu fleißig zugesprochen werden; sonst möchte leicht der geräuschvolle Charakter eines Volksvergnügens an die Stelle der ursprünglich beabsichtigten Stählung der Nationalwehrkraft treten.

Mehrfache Gründe haben zusammengewirkt, daß der Vierwaldstätter-See allmählich der Mittelpunkt der gesamten Alpenwanderungen geworden ist. Wer nur acht Tage in der Schweiz war — auf dem Rigi ist er sicherlich gewesen! Nur der regelmäßige Besucher der Schweiz, der die besonderen Vorzüge eines anderen Thales oder Sees liebgewonnen hat, oder die Mitglieder der Alpenklubs, für welche die Berge erst von 3000—4000 m an interessant zu werden beginnen, jene „freien und starken Männer“, wie sie Tschudi nennt, „welche furchtlos ihre Sohle auf die schimmernden Zinnen der Alpendome setzen und, eine Welt zu ihren Füßen, ihre Stirn im Äther baden“, sie fahren achtlos an dem vielbuchtigen See vorüber, während jeder Neuling hier zuerst und nachhaltig Station macht. Den Vierwaldstätter-See in wenigen Sätzen zu charakterisieren, dürfte schwer halten, wenn nicht geradezu unmöglich sein. Denn er ist ein anderer bei Luzern als bei Buochs, ein anderer in der Küßnachter Bucht als an den Myten oder an der Axenstraße. Oft reicht schon eine bloße Wegbiegung um eine Klippe oder eine Veränderung des Höhenstandpunktes hin zu einer vollständigen, mitunter zauberhaft wirkenden Veränderung des Landschaftsbildes. In die idyllische Lieblichkeit einzelner Thalsenken mit ihren Herden und Wiesengründen, ihren freundlichen Flecken und Obstgärten ragt gewaltig drohend der finstere Pilatus oder der gletscherschimmernde Uri-Rotstock hinein. Unterhalb einsamer, hochgelegener Dörfchen, zu welchen keine moderne Kunststraße bis jetzt führt, erheben sich palastartige Fremdenpensionen: der verwöhnteste Genußmensch findet sich hier wie zu Hause, während der Älpler hinter dem steilen Bergstock in seiner Hirteneinfalt fast gar keine Ansprüche an das Leben stellt, solange er der direkten Einwirkung der „Fremdenkultur“ entzogen bleibt. Mit Ausnahme der Firnenwelt-Scenerie, wie sie die Monte Rosa- oder die Bernina-Gruppe aufweisen, drängen sich alle sonstigen Arten von Schweizerlandschaft am Vierwaldstätter-See zusammen: grüne Matten und Hunderte von Metern hohe Uferklippen; südliche Üppigkeit (die sich allerdings nur bis zur Feigenreife erstreckt) und öde, zerklüftete, von rauhen Nebeln umwobene Hochflächen; herrliche Laubwälder, malerische Schluchten, der See selbst in allen Farben spielend, je nach Umgebung, Tageszeit und Gewölk, und die fast zahllosen Ansiedelungen der Menschen an seinen Ufern und in den Becken seiner Flußthäler, alle dieselbe Mannigfaltigkeit zur Schau tragend, welche man überall in der Schweiz antrifft, vom mehrhundertjährigen Schwyzer Blockhause mit seinem weitvorragenden First bis zum Prachtbau der Paläste am Luzerner Quai oder auf dem Rigi, dem Axenstein und andern ausgezeichneten Punkten.

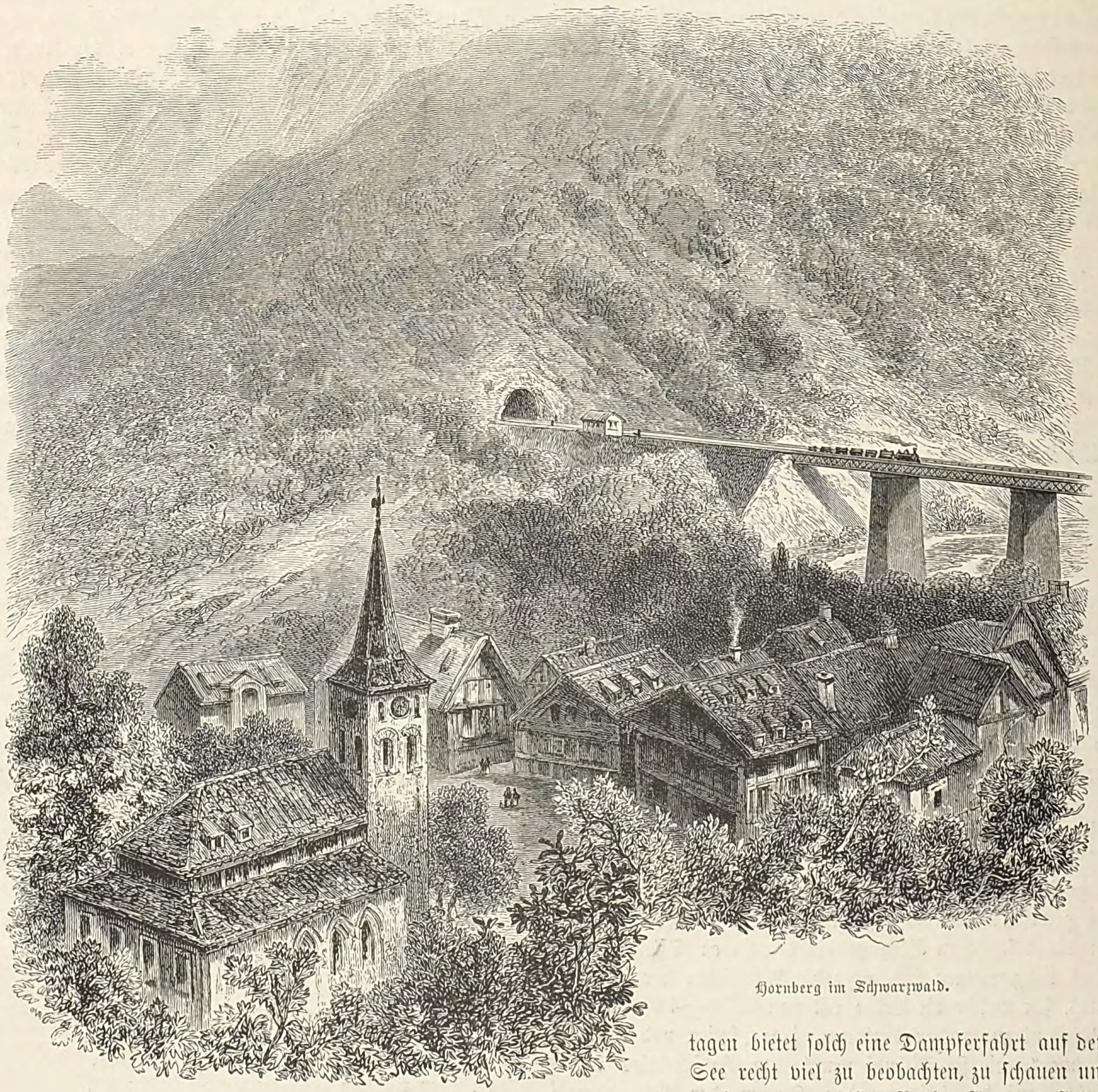
Für uns Deutsche und vielfach sogar für die Schweizer ist Schillers Tell bis auf den heutigen Tag mustergiltig betreffs der Schilderung von Land und Leuten der vier Urkantone geblieben. „Es lächelt der See, er ladet zum Bade“. . . wer sieht bei dieser ersten Zeile des herrlichen Dramas nicht den Sonnenglanz auf der krystallenen Flut blinken? Aber wem fällt bei den Worten „Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen“ nicht so manche vom Vierwaldstätter-See gemeldete Unglückskunde ein? . . . „Da rast der See und will sein Opfer haben . . .“ Namentlich der Urner See zwischen Brunnen und Flüelen ist bei Unwetter viel gefährlicher als der offene Ocean, denn

„Wenn der Sturm
„In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
„Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
„Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
„Die Pforte sucht er heulend sich vergebens,
„Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
„Die himmelhoch den engen Paß vermauern.“

Um jenen Urner See, die großartigste und ihrer Steilufer wegen am wenigsten vom internationalen Fremdenverkehr berührte Einbuchtung, gruppieren sich fast alle die durch Schillers Tell berühmt gewordenen Stätten: Bürglen und Altorf, beide am Ausgange des Schächenthals, Flüelen (S. das Bild S. 132), der Sitz der Herren von Attinghausen, das Rütli, die Tellsplatte, die

Orte Schwyz und Steinen unterhalb der Myten in der Muotta-Niederung, mit dem Hafenplatz Brunnen. Letzterem gegenüber, auf dem Wege zum Rütli, ragt seit 1859 das eigenartige Schillerdenkmal aus dem Wasser empor, dessen goldene Worte: „Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone, 1859" weithin über den See von dem 25 m hohen Mytenstein her leuchten und das Herz jedes Deutschen mit stolzer Freude erfüllen darüber, daß die freie Schweiz unsern Lieblingsdichter so hoch ehrte. Mit so guten Gründen auch die ganze Legende vom Tell ins Reich der Fabel verwiesen worden ist: die poetische Verklärung haftet unauslöschlich an jenen Gestaden des romantischen Sees, sie läßt uns heute jeden Naturreiz desselben doppelt empfinden, und gern stimmen wir Gottfried Keller bei, der von der Tellsthat ebenso schön wie treffend sagt:

„Ob sie geschehn, das ist hier nicht zu fragen,
„Die Perle jeder Fabel ist der Sinn,
„Das Mark der Wahrheit ruhet frisch darin,
„Der reiche Kern von allen Völkersagen."



Hornberg im Schwarzwald.

Außer der Gotthardbahn, welche von Luzern bis Altorf den ganzen Norden und Osten des Sees umrahmt, und zahlreichen Kunststraßen, unter denen die Axenstraße an der Ostseite des Urner Sees sich ebenso malerisch wie großartig darstellt, vermitteln 15 Dampfschiffe (das erste seit 1836), darunter 5 Salondampfer, den Verkehr zwischen den zahlreichen Ortschaften und Fremdenpensionen längs der Ufer. An schönen Sommertagen bietet solch eine Dampferfahrt auf dem See recht viel zu beobachten, zu schauen und zu bewundern. Alle Völker Europas finden sich oft an Bord vertreten, namentlich junge deutsche Ehepaare gehören zu den ständigen Touristengruppen. Man plaudert und scherzt in allen möglichen Mundarten; hier entlockt die kühn ansteigende Rigi-Bahnlinie Ausrufe des Staunens, dort gerät man in Entzücken über das sich reizend an den See schmiegende Bekenried, und allgemeine Überraschung giebt sich in freudigen Ausdrücken kund, wenn zwischen Treib und Brunnen der

Blick in die weite, von Riesenwänden umsäumte Bucht des Urner Sees fällt; empfindsamen Seelen entlockt dies überaus großartige Naturbild Thränen edler Rührung, so stark wirken hier Anmut und Erhabenheit zusammen.



Neben den denkwürdigen Stätten der Tellssage umfassen die Urkantone am Vierwaldstätter-See noch einige andere für den Schweizer Patrioten hochbedeutsame Punkte. Unweit Schwyz, an dem idyllischen Egeri-See, liegt die Wahlstatt von Morgarten, auf welcher der erste der glänzenden Siege des Hirtenvolkes über das Kaiserhaus Österreich erfochten wurde (1315). Die Tage von Morgarten, Sempach (1386), Näfels (1388) und St. Jakob (1444) waren, wie Johannes von Müller urteilt, „den schönsten der alten Geschichte

Zwischen Kirnach und Villingen (Schwarzwaldbahn)

gleich". Kaum zwei Stunden von Morgarten thront auf einer weiten Hochfläche **Einsiedeln**, einer der besuchtesten Wallfahrtsorte der Christenheit, ausgezeichnet durch die Größenverhältnisse seiner Bauten und das „wunderthätige Muttergottes-Gnadenbild" seiner Kirche. Die Äbte von Einsiedeln haben eine wichtige Rolle in der politischen Geschichte der Schweiz gespielt.

Die überaus zahlreichen Gasthäuser an allen schön gelegenen Punkten der Schweiz (1884 zählte man 1002 Etablissements mit 58137 Fremdenbetten und 16 Millionen Franken Reinertrag) haben manchmal die Ansicht laut werden lassen, die ganze Schweiz sei eigentlich nur ein großes Gasthaus. Eine gewisse Berechtigung ist dieser Ansicht nicht abzusprechen, natürlich nur für einzelne Striche und Ortschaften, auf welche sich der Fremdenstrom hauptsächlich hinlenkt. Wer die Hunderte meist großer Hotels zwischen Genf und Villeneuve, im Engadin, in Interlaken und Umgebung, auf fast allen Alpenpässen und Knotenpunkten größerer Straßenzüge, besonders jedoch am Vierwaldstätter-See berücksichtigt, kommt sofort zu dem Schluß, daß nur ein Bruchteil dieser „Betten" für die in der Schweiz reisenden Schweizer berechnet sei, daß schon ihr übermäßiger Komfort auf die Engländer, Deutschen, Russen ꝛc. hinweise, welchen man für ein bequemes Reisen möglichst gute Zahlung abzunehmen trachte. Für den Schweizer liegt nichts Entehrendes in dieser Industrie; sie setzt Arbeit und Kenntnisse voraus und wird ungleich „reeller" ausgeübt als in den meisten andern Ländern unter gleichen Verhältnissen. Beispielsweise in den schottischen Hochlanden giebt es ähnliche Palasthotels, aber man stellt ungleich höhere Anforderungen an den Geldbeutel der Reisenden. Für letztere dagegen hat der äußere Luxus, dessen sie sich bis an den Rand der Gletscher erfreuen dürfen, eine große Anziehungskraft. Man reist nicht mehr wie die mittelalterlichen Pilger oder wie die rüstigen Fußwanderer zur Zeit unserer Vorfahren. Das Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität hat auch die Reiseart umgewandelt: „wenig Zeit und lieber viel Geld", heißt es heutzutage, man „sieht" aber auch heute in einem Tage oft mehr als früher in einer Woche, und ein „weitgereister Mann" der guten alten Zeit würde heute schwerlich noch für einen solchen gelten, falls er nicht wenigstens die Länder Europas auf 1000 km im Umkreise seines Wohnsitzes gründlich bereist, also etwa vom Mittelpunkt Köln aus seine Fahrten bis nach Christiania, Warschau, Pest, Rom, Bayonne, Inverneß ꝛc. ausgedehnt hätte.

Das augenscheinlichste Beispiel für die Entwicklungsfähigkeit der „Fremdenindustrie" bietet der (schweizerisch „die") **Rigi** dar, der schönste Aussichtspunkt und gleichzeitig die höchste Bahnstation (1751 m) Europas. 1816 erhoben sich auf Rigi-Staffel und Rigi-Kulm die ersten, noch recht bescheidenen Gasthäuser; auf dem Wege der Kollekte war dem alten Martin Bürgi, dem Gründer der jetzt hochangesehenen Familie Bürgi, das Kapital dazu beschafft worden. Auf dem Kaltbad hatten schon vorher eine Kapelle, eine Einsiedlerhütte und ein hölzerner Badekasten gestanden: in letzteren setzten sich die Badenden mit den Kleidern hinein, oder sie tranken von der Quelle aus einem eisernen, an einer Kette hängenden Schöpflöffel. Am Anfange unseres Jahrhunderts entstand eine Art von Badegasthof, aus welchem sich allmählich, besonders nach dem Brande von 1849, das jetzige Riesenetablissement entwickelte. Ähnlich ging's in Rigi-Scheideck zu. Anfangs war auch dort das Wasser die Hauptsache; aber als bald mehr nach Wein als nach Wasser verlangt wurde, da erweiterte der schmunzelnde Wirt auch auf Scheideck seinen Gasthof.

Das heutige großartige Fremdenleben auf dem Rigi entwickelte sich jedoch erst seit der Eröffnung der Zahnradbahn von Vitznau bis Rigi-Staffel (1871), welche weiter bis zum Kulm und von dort nach Arth herunter geführt wurde, mit einer Verbindungsbahn von Kaltbad nach Scheideck. Die „Gesellschaft für Bau und Betrieb von Eisenbahnen, Gast- und Pensionshäusern auf der Rigi", welche sich den stolzen Namen Regina Montium beilegte, hat es, obwohl die ersten „Gründer" auf keinen grünen Zweig gekommen sind, zu wege gebracht, daß jetzt 2000 Personen gleichzeitig auf dem Rigi übernachten und das Schauspiel des Sonnenaufgangs auf dieser unvergleichlich gut gelegenen Hochwacht genießen können. An einem schönen Sommermorgen sieht man denn auch, nachdem der Alphornbläser die Schlaftrunkenen aufgestört hat, einen Bruchteil der mit Glücksgütern gesegneten Gesellschaft Europas hier in wahrer Verzückung eines der erhabensten Naturbilder genießen. Auf keine äußere Bequemlichkeit hat man Verzicht leisten, durch keine Anstrengungen und Entbehrungen, wie es früher notwendig war, diesen Genuß erkaufen müssen. Mylord frühstückt auf Rigi-Kulm ebenso „vollständig" als in seinem Inselhome, während die Alpengipfel vor ihm im ersten Morgensonnenstrahl erglühen und die weite Welt zu seinen Füßen aus dem blauen Nebeldufte sich in immer strahlendere Licht- und Farbenpracht kleidet. Der Rigi ist zufolge seiner Lage der meist besuchte, der berühmteste und „lohnendste" Berg der Welt. Stände er einige Meilen weiter nach irgend einer Richtung hin, so würde er nicht mehr solch ein treffliches Belvedere für die Hochalpen abgeben. Zu jeder Tagesstunde ist der Umblick ein überwältigend großartiger: scharf umrissen wie auf einer Riesenlandkarte liegen die smaragdgrünen Seen da, im Kranze weiter Länderstrecken und duftig hingelagerter Hügel, mit unzähligen Ortschaften übersäet, während die Kämme und Gipfel des Hochgebirges vom Säntis im Nordosten bis zum Riesen im Südwesten, also vom Boden- bis zum Thuner-See, den Horizont in einem etwa 200 km weiten Halbkreise abschließen.

Außer der Rigipartie und einigen Dampfschiffahrten auf dem See versäumt es so leicht kein Fremder, ein Stück Gotthardbahn hinaufzufahren, um die Wunder ihrer Technik in Augenschein zu nehmen oder um einen Abstecher in das **Maderaner Thal** zu machen, das seiner Lawinenstürze wegen den Reiz der wildesten, schaurigsten Romantik bietet (vgl. das Bild S. 133). Die La-

winen kehren periodisch wieder; sie haben ihre bestimmten Züge und Gänge, die bewegten Massen kommen meist an denselben Lagerplätzen zur Ruhe. Allerdings treten sie auch zufolge besonderer Schneeablagerungen oder Temperaturverhältnisse unregelmäßig auf und richten dann gerade den größten Schaden an. Die geringste zufällige Veranlassung, welche ein anfangs kleines Schneeteilchen ins Rollen bringt, kann eine Lawine hervorrufen, die mit furchtbarer Wucht unter dröhnendem Gepolter der Tiefe zustürzt, Steine und Bäume mit sich reißt und krachend durch den Hochwald bricht. Trotz der Verwüstungen, welche die Lawinen anzurichten im stande sind, werden sie für vorwiegend nutzbringende Alpenphänomene gehalten. Sie bahnen dem Frühling seinen Weg, indem sie Millionen Centner Schnee von den Berghalden wegführen; ihr unaufhörliches Niederdonnern ist den Älplern ein heimatliches, fröhliches Naturschauspiel, eine Art Ostergeläut zu Ehren des neuerwachten Lebens in der Natur.

Die volkreichste Stadt der Schweiz ist Zürich: es zählt mit seinen 9 Vororten fast 80000 Einwohner. Als topographisch wichtigster Platz an dem etwa 40 km langen, durchschnittlich aber nur 2 km breiten See muß schon früh sein Ausfluß in die ansehnliche Limmat gegolten haben, da schon vor der römischen Zeit hier Ansiedelungen keltischer Völker bestanden; auch im See selbst befanden sich Pfahlbaudörfer. Ein Besuch des Museums der Antiquarischen Gesellschaft von Zürich ist mit Rücksicht auf die Vorgeschichte der Stadt ungemein interessant und belehrend: es dürfte wenige Städte in der Welt geben, welche so auf mehrere Jahrtausende zurück ihre Entwicklungsgeschichte ad oculos zu demonstrieren im stande sind. Das Turicum der Römer hatte sein befestigtes Lager an der Stelle des heutigen Lindenhofs (S. das Bild S. 136), also recht im Herzen der alten Häuser des linken (westlichen) Limmatufers. Beim Vordrängen der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung gaben die Römer den Posten auf. Später weilte Karl der Große mehrfach in Zürich: seine Pfalz befand sich ebenfalls auf dem Lindenhof-Hügel. 853 stiftete Ludwig der Deutsche die Frau-Münster-Abtei, beschenkte dieselbe reichlich und machte seine Tochter Hildegard zur Äbtissin; das ältere Großmünster, gerade gegenüber am rechten Limmatufer, galt schon damals für die Hauptkirche der Stadt. Eine befestigte „Stadt“ wurde Zürich allerdings erst später, unter den Zähringern, welche es als kaiserliche Reichsvögte beherrschten. Die Stadtgeschichte Zürichs während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters ist außerordentlich reich an Ereignissen aller Art. Seine Geschicke schwankten zwischen Kaisern und Eidgenossenschaft, zwischen Siegen und Niederlagen. Zwingli als Prediger am Großmünster begann hier sein Reformationswerk; als Feldprediger der Züricher fiel er mit 512 Landsleuten bei Kappel (1531) im Toggenburgischen, nahe seinem Geburtsdorfe Wildhaus. In dem großen Eckhause am Zwingli-Platz zu Zürich, der damaligen „Schuley“, verlebte er die letzten sechs Lebensjahre. Gerade wie Calvin hat er auch auf das bürgerliche Leben seiner Stadtgenossen bedeutenden Einfluß ausgeübt: wie Genf „die Stadt Calvins“, so kann Zürich „die Stadt Zwinglis“ genannt werden. Der Dichter Joh. Jak. Bodmer, 1698 in Zürich geboren, förderte die Entwicklung des litterarischen Lebens seiner Vaterstadt; Zürich wurde durch Bodmer geradezu ein Vorort der deutschen Litteratur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Klopstock, Wieland, Goethe und die beiden Stolberg sprachen bei dem „Vater der Jünglinge“ vor. Auch J. C. Lavater, vor 100 Jahren die glänzendste Persönlichkeit Zürichs, Sulzer, Hirzel, Schultheß, Nägeli, G. Kinkel, Kaspar Orelli und Heinrich Lang sind Zierden der Stadt gewesen; litterarisch hat keiner besser für ihren Ruf gesorgt als der geniale Gottfried Keller.

Die politische Geschichte Zürichs im 19. Jahrhundert ist ein fortgesetzter Wettstreit der Liberalen, Konservativen und Demokraten um das Stadtregiment gewesen. Aber ungleich wichtiger als dergleichen Rivalitäten sind die Errungenschaften Zürichs auf dem Gebiete des Handels, des Gewerbfleißes und der Wissenschaft. Wohl in keiner Stadt der Schweiz wird unablässiger gearbeitet als in Zürich, selbst die wohlhabenden Leute „schaffen“ dort den Tag über, und anders als in den Abendstunden setzt sich schwerlich ein Ortsangehöriger in einem der zahlreichen Wirtshäuser fest. An erster Stelle ist die Seidenmanufaktur zu erwähnen, eine bis ins Mittelalter zurückreichende Industrie, welche namentlich während der Reformation durch die Einwanderung reicher italienischer Protestanten gefördert wurde; man zählt heute etwa 30000 Webstühle. Auch das Baumwollgewerbe ist recht bedeutend, es macht reichlich $1/3$ der gesamten Schweizer Baumwollmanufaktur aus. Die Maschinenbauanstalt von Escher, Wyß und Comp. hat einen Weltruf; ebenso ist die Pianoforte- und die Papierfabrikation von großem Belang; endlich darf der ansehnliche Buchhandel und das Bankgeschäft von Zürich nicht unerwähnt bleiben.

Bezüglich seines Bildungswesens nimmt Zürich gleich Genf eine hervorragende Stellung ein. Die Schule, speziell die Volksschule, ist stets ein Wertmesser der Kultur eines Landes oder einer Stadtgemeinde; die Schulhäuser und das Straßenwesen bekunden besonders in den Schweizer Kantonen die Leistungsfähigkeit der Gemeinden aufs genaueste. Und da muß es mit Zürich gut bestellt sein. Fast alle seine Schulhäuser sind Prachtbauten. Das Eidgenössische Polytechnikum prangt auf seiner Höhe wie eine Akropolis über der langgestreckten Unterstadt: wahrlich nicht ohne Grund hört man Zürich oft das „Limmat-Athen“ nennen. Eine Blinden- und Taubstummen-Anstalt, eine land- und forstwirtschaftliche Hochschule, eine Tierarzneischule, eine eidgenössische Sternwarte und ein botanischer Garten dienen neben der Universität und den höhern und niederen Schulen den Bildungszwecken der Züricher Jugend; auch die archäologischen, technischen, naturwissenschaftlichen und Kunstsammlungen, sowie eine Bibliothek von 100000 Bänden, das Theater und die herrlich am See gelegene Tonhalle fördern das geistige Leben der gewerbfleißigen Stadt. Seit den letzten Jahren hat sich auch die äußere Physiognomie Zürichs ungemein

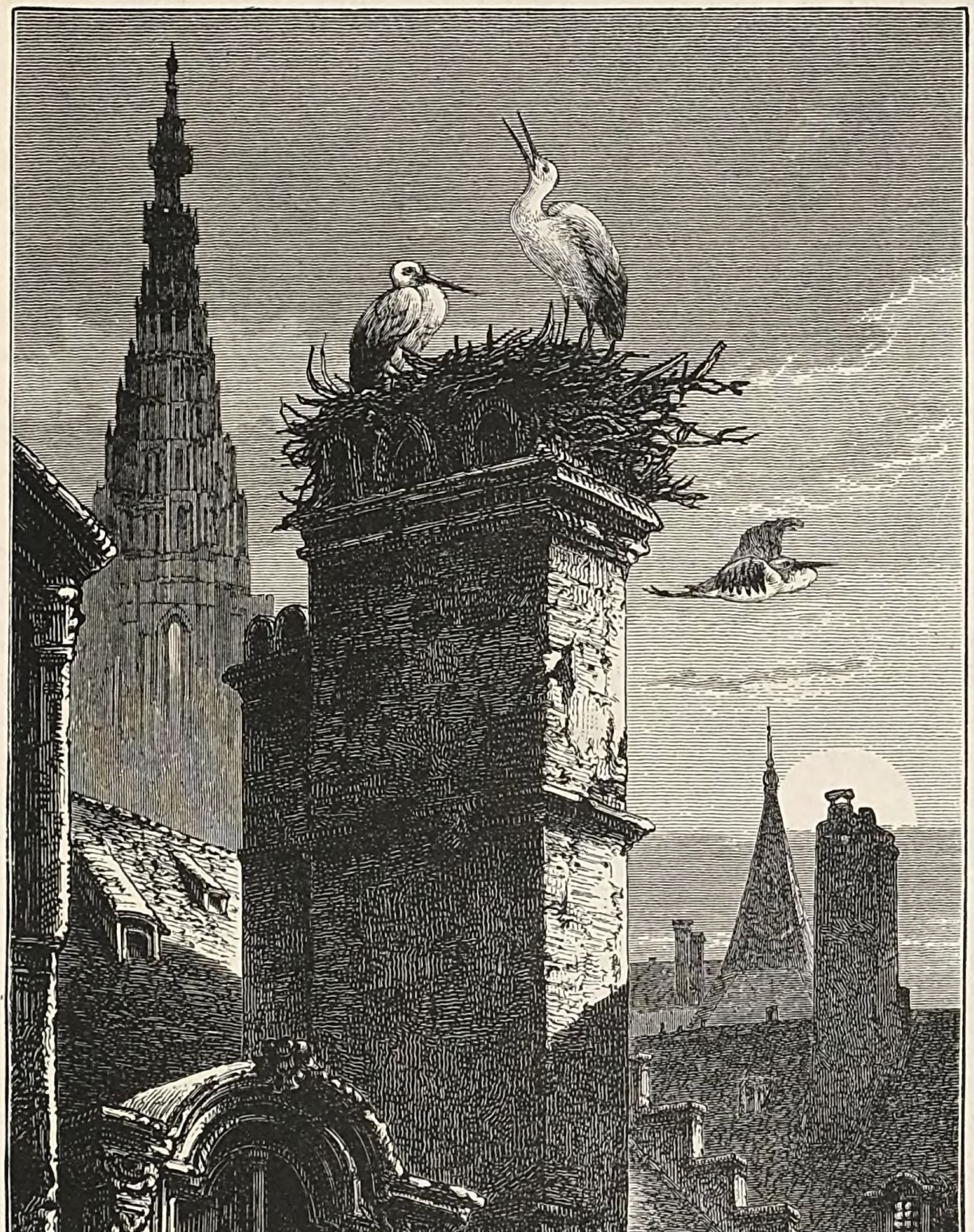
zum Vorteil verändert. Großstädtische Straßenzüge und elegante Stadtviertel ziehen sich von dem monumentalen Bahnhofsgebäude nach Südwesten bis an das Seeufer hin, woselbst die Vorstadt „Enge" ein modernes Villenquartier voll schöner Häuser und Gärten bildet. Ähnlich der Montblancbrücke in Genf ist neuerdings mit einem Aufwande von 6 Millionen Franken die große Brücke vollendet worden, welche die Limmat bei ihrem Austritt



Der Ballon in den Vogesen.

aus dem See überbrückt, so daß man jetzt im weiten Halbkreis auf den neuen Quais herumspazieren und das Gebirgspanorama im Süden bewundern kann. Die Stadt ist jetzt in Wirklichkeit der Edelstein in dem glänzenden Ringe, mit welchem schon vor Jahrhunderten Benvenuto Cellini die Gestade des Züricher Sees verglich, und mehr als im Mittelalter dürfte gerade seit der allerneuesten Zeit sich das alte Wort als wahr erweisen: „Wen

Gott lieb hat, dem giebt er ein Haus in Zürich." Gerade die Vereinigung von Thalebene, Fluß, See und Gebirge, mit dem Ausblick auf die Firnen der Hochalpen, schafft ringsum einen Reichtum an landschaftlicher Scenerie, welcher alle Sinne des Beschauers entzückt. Der Weltumsegler Horner hat, besonders im Hinblick auf die rege Schaffensfreudigkeit der Züricher, gewiß in vieler Beziehung Recht mit seinem vielsagenden Ausspruch: „Ich habe mich immer aufs neue überzeugt, daß von der Welt der schönste Teil Europa, von Europa das glücklichste Land die Schweiz, und von der Schweiz für den gebildeten Mann der angenehmste Aufenthalt Zürich ist."



Aus Straßburg.

Zu den Umgebungen der Stadt ist eigentlich der ganze See zu rechnen, denn 12 Dampfschiffe vermitteln außer der Eisenbahn den Verkehr mit den fast zahllosen Ortschaften zu beiden Seiten des Sees. Als schönster Punkt darf wohl der Ütli-Berg im Südwesten gelten; seit 1875 führt eine Bergbahn bis auf den Gipfel. Das Panorama ist bei klarem Wetter ein überraschend anmutiges und gleichzeitig großartiges. Die Stadt zur Linken mit ihren stundenweiten Vororten, die vielen Dörfer am See mit ihren Rebengeländen und Obstgärten, die weithin sich erstreckende Wasserfläche, die Alpenkette vom Säntis bis zur Jungfrau, endlich in blauem Dufte der Jura, die Vogesen und ein Stück Schwarzwald — wer bräche da nicht gleich dem jugendlichen Klopstock in die entzückungsvollen Worte aus: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht Über die Fluren verstreut!".....

Von Interesse für den Kulturforscher ist das alte Städtchen Rapperswyl am östlichen Teile des Sees. Außer seinen eigenen geschichtlichen Erinnerungen birgt es in seinem 800 Jahre alten, malerisch gelegenen Schlosse eine seltene Sammlung, das „Polenmuseum". Der in Kilchberg nahe bei Zürich wohnhafte Graf Ladislas Plater gründete es 1870 mit Aufwendung beträchtlicher Mittel; aus allen Winkeln des einstigen Polenreiches wurde beigesteuert, um wenigstens an einem Orte der Welt die Denkmäler vergangener Größe den Nachkommen bruchstückweise zu erhalten. Das finstere Schloß mit dem schattenreichen Lindenhofe und dem seltsamen Inhalt seiner Säle macht einen tiefernsten Eindruck: die zerfetzten Siegesfahnen, die Rüstungen der Starosten und die malerischen Kostüme der Landbewohner aus den Weichselniederungen rufen dem Beschauer einen Augenblick längstverwehte

Ruhmestage in die Erinnerung zurück; aber «Finis Poloniae» klingt es unwillkürlich wieder, sobald man aus dem Portal, vorüber an der adlergekrönten Säule, in das reichblühende Leben der Gegenwart, in die sonnige Landschaft der „freien Schweiz" hinaustritt.

Der Züricher See steht durch den Linth-Kanal in direkter Wasserverbindung mit dem Wallen-See, dem in sich abgeschlossensten und malerischten unter den größeren Seen der Schweiz. Der Thalboden zwischen beiden Wasserflächen war einst zufolge der steten Überschwemmungen der von Süden aus den Gebirgen von Glarus kommenden Linth durch Fieber heimgesucht und für den Anbau fast unbrauchbar. Hans Konrad Escher aus Zürich, ein warmer Freund seines Volkes, brachte 1807 einen Antrag auf zweckentsprechende Kanalisierung bei der Behörde durch; die Linth wurde in den Wallen-See abgeleitet, die Thalebene entsumpft und weite Flächen Landes wurden der Kultur zurückgegeben: der edle Patriot wurde unter dem Namen Escher von der Linth von der Eidgenossenschaft geadelt. — Der Wallen-See ist 15 km von Osten nach Westen lang und nirgends mehr als 2 km breit. Seine Nordseite wird durch die schroff ins Wasser abfallende Kette der Churfirsten gebildet, eine breite, steile, kahle, bis zu 2300 m ansteigende Felsbastei, an welcher man sieben fast gleich hohe Spitzen unterscheidet. Nur ein einziges Dörfchen hat am Ufer Platz gefunden: sein Name „Quinten" erinnert, ebenso wie der einiger Dörfer am südlichen Seeufer (Primsch, Unterterzen, Quarten), daran, daß die gewaltige Roma ihre Legionsquartiere bis an dies weltverlorene Seebecken vorgeschoben hatte. Das Südufer ist weniger knapp und steil zum See abfallend; ein Gelände von Wald- und Wiesengrün legt sich um die Hügel, und sogar Kastanien, Feigen und Trauben gedeihen an besonders geschützten Stellen. Etwa in der Mitte der Uferlinie bricht sich die ansehnliche Murg von Süden her ein Thal; das Städtchen Murg ist zufolge seiner malerischen Lage und der zahlreichen Hochgebirgstouren seiner Umgebung ein beliebtes Sommerquartier für Maler. Seitdem die Eisenbahn von Zürich nach Chur den Südrand des Sees entlang fährt, oft durch lange Tunnel die Felswände durchbohrend, hat man die einstige Dampfschiffahrt auf dem See eingestellt; wegen der steilen Churfirsten und der auf dem engen Wasserspiegel wütenden Stürme war dieselbe so gefährlich, daß 1850 ein Postdampfschiff mit 12 Passagieren und der gesamten Mannschaft unterging.

Von dem uralten Wallenstadt am östlichen Ende des Sees führt ein nur zwei Stunden langes Querthal in die hier schon ansehnliche Ebene des Rheins. Kurz bevor die Bahnlinie den Fluß überschreitet, um sich in südlicher Richtung nach Chur zu wenden, gelangt man zu einem modernen Badeort, dessen großartige Hotelbauten und Gartenanlagen inmitten der schlichten Alpendörfer und der altertümlich einfachen Städtchen ringsum gar zauberhaft wirken. Ragatz liegt zwar schon in der Ebene, aber unmittelbar am Fuße der Berge, welche die Tamina einschließen. Dieser reißende Bergstrom kommt aus dem Sardonagletscher; zahlreiche Bäche eilen ihm aus den Felsenterrassen seines engen, tiefen Bettes zu. Eine Stunde oberhalb Ragatz verschwindet das Wasser in einer Felsenkluft von schauerlicher Tiefe; ihre Ränder stoßen an einer Stelle mit den Oberkanten so weit zusammen, daß sie einen Übergang gestatten, während die Thalsohle nicht mehr gangbar ist. In jenem Schlunde entquillt der Erde die Heilquelle von Pfäffers. Bald erweitert sich die Thalschlucht wieder; aber immer noch von hohen Kalksteinwänden eingeengt, rauscht die Tamina über Felsenschwellen und mächtige Trümmerstücke hinab bis nach Ragatz in die Rheinebene. Hart am Eingang der spaltenartigen Schlucht, in welcher die Quelle entspringt und aus der die Tamina tobend hervorbricht, liegt das alte, klosterartige Badehaus von Pfäffers in einsamer, fast düsterer Umgebung. Das Wasser hat eine natürliche Wärme von 29 ½° R., also ungefähr Blutwärme; in Eisenblech-Röhren ist es etwa 500 m weit von der eigentlichen Quelle in den Trinkbrunnen und die Bäder geleitet worden. Es ist ganz klar, ohne Geruch und Geschmack, fast chemisch rein und beinahe ohne alle festen Bestandteile. Bis in die Baderäume der eleganten Hotels von Ragatz legt es weitere 5 km in Lärchenholz-Röhren zurück und kommt dort nach 43 Minuten mit einer Durchschnittswärme von 27 ¾° R. an, unabhängig von Witterung und Jahreszeit. Reinheit, Wärme und leichte Verdaulichkeit sind die großen Vorzüge der Pfäfferser Quelle; die Wirkung der Bäder auf das Nervensystem und die Hautfunktionen ist eine sanfte, natürliche, langsam fortschreitende. Ihre therapeutische Wirkung wird durch den Aufenthalt in der herrlichen Luft und eine geeignete Diät wesentlich unterstützt: die musterhaft eingerichteten Badhäuser, namentlich die „Kuranstalt Quellenhof" und der „Hof Ragatz", beherbergen jährlich bis zu 20000 Besucher. Der berühmte Arzt Theophrastus Paracelsus schrieb 1535 in einem langen „Traktat von des Bades Pfeffers Tugenden, Kräften und Wirkung" folgendes: „Es gehören in das Bad Pfeffers besonders Contracturen, krumme, verfallene, lahme Glieder, Zittern der Hände und Beine aus Gebresten des Marks, unordentlichem Leben u. a., Gliedersucht, Rückenweh, Hüftweh u. dgl., müde Glieder nach langer Arbeit, alte Fieber, so sich überjähren und mit Arznei übermüdet worden sind, und Gallenkrankheiten...." Kurz vorher hatte schon Zwingli den kranken Ulrich von Hutten ins Bad nach Pfäffers geschickt, aber dessen Übel war durch Bäder nicht mehr zu heilen, er starb auf der Insel Ufenau im Züricher See.

Außer den Kurgästen gehen aber auch die Touristen nicht leicht an Ragatz vorbei, ohne einen Gang durch die Tamina-Schlucht gemacht zu haben. Jahrhunderte lang war dieselbe unzugänglich. Schon 1240 (oder gar 1038) war die Heilquelle entdeckt worden; der Benediktiner-Orden legte das erste Badhaus an, und zwar dicht neben der Quelle zwischen den Felswänden, derart daß man mit Leitern und Stricken sich von oben aus in die Schlucht hinunterließ und gleich 6—7 Tage ununterbrochen in dem warmen Bade sitzen blieb, auch im Wasser

aß und schlief, mit Unterbrechung einer einzigen Nacht, um einmal im Trockenen ordentlich auszuschlafen. Heute führt aus der Trinkhalle des alten Kurhauses Pfäffers eine gefahrlose, von starken Balken gestützte Galerie längs der Felswände in etwa zehn Minuten zur Quelle. Die Kluft ist durchschnittlich 10 m breit; ein schmaler Streifen Himmelsblau blickt von oben herein durch die überhangenden, 80 m hohen Kalkwände (S. das Bild auf S. 137): an einzelnen Stellen sieht man nichts als die dunklen Felsen über sich, und nur kleine Wasserfälle stürzen bei feuchtem Wetter als Tagwasser von oben herunter. Bei hohem Sonnenstande erscheint die Schlucht am schauerlichsten, die schmalen Streiflichter der Sonne lassen die in der Tiefe brausende Tamina und die Höhlungen der Felswände dann besonders dunkel erscheinen. Die kühle, feuchte Luft der Schlucht und dann am Ende die von der Quelle aufsteigenden Dampfwolken vermehren die eigenartige Romantik dieser Riesenhöhle. Übrigens hat die Frage, woher die Quelle eigentlich komme, zu vielen widersprechenden Ansichten Veranlassung gegeben. Ein endgültiges Urteil steht trotz der reichhaltigen Litteratur über Pfäffers (Dr. Gsell-Fels hat 74 Schriften gesammelt) noch immer nicht fest; am wahrscheinlichsten sickert das Wasser des Wangsersees (oder des Wildsees) in eine „rätselhafte Tiefe", wird dort durch die Erdwärme erhitzt und steigt in einer heberförmigen Ader in der Erosionsschicht der Tamina wieder zu Tage.

Je weiter man von Ragatz aus das Rheinthal abwärts verfolgt, desto mehr entfernt man sich von dem Lande der Berge und der schweizerischen Eigenart seiner Bewohner: in kaum drei Stunden sieht man bei Bregenz oder Rorschach das „Schwäbische Meer" weithin erglänzen. Denn aus guten Gründen trägt der Bodensee jenen Beinamen. Vom Schwabenlande ging im frühen Mittelalter der Anbau jener Uferstrecken aus, deren mildes Klima und deren länderverbindende Lage schon die Römer angelockt hatte. Der Lacus Brigantinus, wie letztere den See nach der uralten Stadt Bregenz in der Südostecke des Sees benannten, war schon früh von Kastellen und Heerstraßen umgeben; auch eine kleine römische Flotte wurde lange auf ihm unterhalten. Aber erst nach Karl dem Großen und dem Aufblühen der geistlichen Stiftungen in Konstanz, St. Gallen und Reichenau, sowie auch zufolge des Durchgangshandels zwischen Italien und den reichen Handelsstädten Augsburg, Nürnberg, Köln u. a. wurden die Landschaften am Bodensee der Kultur-Mittelpunkt des schwäbischen Landes, welches eine Zeit lang der Träger der gesamten deutschen Bildung war. Daß diese Bedeutung des Bodensees sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, dürfte durch das Hindrängen so vieler Völker zu seinen Gestaden erwiesen werden. Die Schweiz, Österreich, Bayern, Württemberg und Baden grenzen an den See und haben sich durch direkte Bahnlinien mit ihm in Verbindung gesetzt; auch besitzen alle die genannten Staaten ihre eigenen Dampfschiffe, vermittelst deren ein regelmäßiger Personen- und Güterverkehr von Ufer zu Ufer, von Stadt zu Stadt ermöglicht wird. Außer 31 Dampfern (der erste derselben wurde schon 1824 in Gebrauch genommen) befahren den See noch Lastschiffe aller Art und mächtige Trajektdampfer, welche bis 18 beladene Güterwagen direkt von den schweizerischen auf die süddeutschen Bahnen übersetzen.

Der Bodensee zerfällt in das große Hauptbecken, den Obersee (zwischen Bregenz und Konstanz), die kleinere nordwestliche Einbuchtung des Überlinger-Sees, und das westlich von Konstanz nur durch ein Stück Rhein mit dem Obersee in Verbindung stehende Becken des Unter- und des Zeller-Sees; die Gesamtfläche des Wassers beziffert sich auf 540 qkm, der Bodensee ist also nur 37 qkm kleiner als der Genfer-See, aber mehr als sechsmal so groß als der Züricher- und fast fünfmal so groß als der Vierwaldstätter-See. Bei einer durchschnittlichen Höhenlage von 400 m über dem Meeresspiegel beträgt seine größte Tiefe 276 m. Im Frühjahr, nach der Schneeschmelze in den Alpen, steigt der Wasserstand um 2—3 m. Ein gänzliches Zufrieren des Bodensees ist in den letzten 400 Jahren nur sechsmal beobachtet worden, eine Folge des milden Klimas und des den See fast auf allen Seiten einschließenden Hügellandes; im Februar 1880 feierte man zur Faschingszeit große Volksfeste mitten auf dem Eise zwischen Bregenz und Lindau. Außer dem Fischreichtum des Wassers an Blaufelchen, Seeforellen, Lachsen, Hechten und Welsen trägt die ungewöhnliche Fruchtbarkeit der Uferlandschaften zu dem Wohlstande der Anwohner des Bodensees bei: die Obstgärten des Thurgau sind so ergiebig, daß die Ausstattung mancher Tochter dieses Kantons früher oft nur in einer Anzahl Birn- oder Apfelbäume bestand. Das uralte Arbon hieß bei den Römern deshalb Arbor felix; auch die Erträge an Getreide und Wein sind hier wie an andern Uferlagen recht bedeutend. Der benachbarte Kanton Appenzell dagegen betreibt zufolge seiner Gebirgslage namentlich Rindviehzucht. Die Innerrhodener, welche die katholische Kantonshälfte bilden und als einfache Älpler in den Bergen wohnen, hängen noch an alten Sitten und Trachten: ihre Sennen tragen rote Westen, gelblederne Kniehosen, schwarze, runde Lederkappen oder Zipfelmützen; unter dem abgestimmten Geläut der Kuhglocken geht es jauchzend um Pfingsten hinauf in die Berge, im Herbst dagegen wird die Rückkehr der Herden ins Thal durch die „Älplerkilwi" gefeiert, eine Art Kirchweih mit Volksbelustigungen aller Art. Die protestantischen Außerrhodener sind gewerbtüchtiger und wohlhabender, sie wohnen in stattlichen Häusern, haben Freude am Volksgesange und schicken die Handstickereien ihrer fleißigen Frauen und Mädchen in alle Weltteile.

Allen Ortschaften am Bodensee gemeinsam ist der stimmungsvolle Blick über die meerartige Wasserfläche einerseits und auf die prachtvolle Bergscenerie anderseits. Von Bregenz nach Konstanz zu verliert sich der Blick bei windstillem Wetter in blaue, duftige Fernen; Himmel und Wasser scheinen am Horizont in einander überzufließen. Taucht dann gegen Abend der Sonnenball in die Flut

hinab, so stellt sich der See wie ein Becken geschmolzenen Goldes dar, auf welchem braune und purpurne Lichtstreifen in schneller Folge wechseln, bis endlich ein tiefes Blau sich auf die weite Fläche legt, oder der Vollmond den Wasserspiegel in ruhiger Klarheit schimmern läßt — ein Bild ohne wildromantische Großartigkeit, aber voll heiteren Friedens. Die sich terrassenförmig am Südufer aufbauenden Bergketten dagegen gewähren von einzelnen hochgelegenen Aussichtspunkten überraschende Alpenpanoramen; von den Bergriesen Graubündens, vorüber an



Heidelberg mit der Neckarbrücke und dem Schloß.

dem Zackenkamm der Churfirsten, mit den anmutigen Bregenzer Waldbergen zur Seite und dem Säntis als Mittelstufe, spannt sich das weite Landschaftsbild bis zu den grünen Hügeln des liederreichen Schwaben oder dem Basaltkegel des Hohentwiel im fernen Westen, und immer dient die blauschimmernde Seefläche als vermittelnder Vordergrund.

Unter den Städten am Bodensee zeichnet sich Konstanz durch seine Größe und seine Lage inmitten einer reich angebauten, wasserreichen Ebene ganz besonders aus. Die Stadt hat wechselvolle Zeiten an sich vorübergehen lassen. Ihre Gründung durch den römischen Kaiser Constantius Chlorus (304 n. Chr.) ist nicht erwiesen, viel-

mehr lassen Pfahlbauten auf eine viel frühere Ansiedelung an dieser günstig gelegenen Stelle schließen. Schon im 6. Jahrhundert war die Stadt ein Bischofssitz; unter Karl dem Großen und Friedrich II. wird sie häufig als Handelsplatz erwähnt. Das große Konzil von 1414—1418 lenkte die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf Konstanz. Damals zählte es 40000 Einwohner; die Prachtentfaltung der geistlichen und weltlichen Machthaber, der Feuertod von Johann Huß und Hieronymus von Prag, die Belehnung Burggraf Friedrichs von Nürnberg mit der Mark Brandenburg und die Wahl Martins V. zum Papst verleihen der alten Stadt eine weltgeschichtliche Bedeutung; den großen Konziliums-Saal und das Münster betritt man noch heute mit Interesse für die Vergangenheit. Durch den Preßburger Frieden kam Konstanz 1806 an Baden; die Stürme der Reformationszeit, des Dreißigjährigen Krieges und die Nachwehen der französischen Revolution hatten es bis auf 5000 Einwohner heruntergebracht. Seit der Einführung der Eisenbahnen hat sich nicht nur sein äußerer Wohlstand gehoben, so daß es heute schon wieder 14000 Einwohner zählt, sondern auch sein Gemeinwesen, seine Schulen und seine öffentlichen Anlagen sind kräftig aufgeblüht. Die veralteten Befestigungswerke sind geschleift worden; das malerische Schnetzthor (s. das Bild S. 140) ist eins der wenigen Überbleibsel.



Der Rhein bei Bingen.

Drei merkwürdige Schlösser werden leicht von Konstanz aus erreicht. Im Westen liegt inmitten eines reizenden Parks **Arenaberg**, das oft genannte Besitztum der Napoleonischen Familie. Die Königin Hortense erwarb es nach dem Sturze Bonapartes, sie brachte hier die Erinnerungszeichen an den Kaiser unter, und bis in die Jetztzeit sind die Geschicke der unglücklichen Herrscherfamilie mit dem schmucklosen Schlosse am Untersee verknüpft. Die kleine Insel **Mainau**, nördlich von Konstanz im Überlinger-

See, ist die idyllische Sommerresidenz des Großherzogs von Baden. Üppige Wiesen, Obst- und Blumengärten umschließen das am Ufer aufragende Schloß, dessen schöne Räume eine Fülle von Kunstschätzen enthalten. Unter den Laubkronen seiner Parkanlagen pflegt der alte Heldenkaiser Wilhelm alljährlich im Sommer eine Woche der Erholung zu widmen: hier, an der äußersten Grenze seines Reiches, schlagen dem geliebten Herrscher die Herzen seines Volkes ebenso treu entgegen als in seiner Königsresidenz an der Spree. Die Meersburg endlich thront auf hohem Felsen am gegenüberliegenden nördlichen Seeufer; König Dagobert von Austrasien soll Stadt und Schloß vor 1200 Jahren gegründet haben. Manche Namen von gutem Klange sind mit dem alten Schlosse verknüpft; die Schönheit seiner Lage und die hier geübte Gastfreundschaft sind wiederholt dichterisch gepriesen worden.

Am engsten mit dem Wasser des Bodensees verschmolzen ist Lindau, „das schwäbische Venedig“ von dem alten Geographen Münster zubenannt. Die Linden-Inselstadt war bis zu Anfang unseres Jahrhunderts freie Reichsstadt und Festung; eine 325 m lange Holzbrücke verbindet sie mit dem Festlande, ebenso ist die bayrische Staatsbahn bis auf die Insel geführt worden. Gleich Venedig wurde Lindau im Mittelalter reich durch Handel: einige Patrizierhäuser zeugen noch heute von der regsamen Vergangenheit des jetzt ziemlich stillen Landstädtchens. Auch das alte Bregenz in der Seebucht gerade über hat trotz seiner günstigen Bahnverbindungen und seiner entzückenden Lage es bis jetzt nicht über 4000 Einwohner gebracht. Seine Reize prägen sich nicht im Fluge dem Wanderer ein, wie ein Hochgebirgspanorama oder ein Blick auf den romantischen Vierwaldstätter-See; sie wollen in ruhigem Genießen empfunden werden. Dagegen nehmen die moderneren Städtchen Romanshorn und Rorschach insofern am Welthandel Anteil, als sie Stapelplätze für den Kornhandel der Schweiz sind und, ebenso wie das württembergische Friedrichshafen am nördlichen Seeufer, den Durchgangsverkehr zwischen der Schweiz und Deutschland vermitteln.

Gewissermaßen noch zum Gebiet des Bodensees gehörig ist endlich das alte, malerische Schaffhausen. Bis hierher fahren die Lastschiffe vom Bodensee den Rhein hinunter: von dem lateinischen scapha, der Kahn, leitet „Schiffhausen“ seinen Namen her. Hier wurden im Mittelalter die Schiffslasten auf Wagen verladen, um westwärts geschafft zu werden, denn den Rheinfall vermag kein Fahrzeug herabzufahren. Die Stadt ist reich an Erinnerungen an vergangene Zeiten. Vor der Einführung der Eisenbahnen bildete der Rhein die Hauptverkehrsader des fruchtbaren Landstriches, ihm verdankte die Stadt ihre mittelalterliche Blüte. Schon 1501 trat sie in die schweizerische Eidgenossenschaft ein, auch der Reformation neigte sie sich schon früh zu. Ihre Straßen weisen eine große Anzahl charakteristischer Bauten aus der Renaissance- und Rokokozeit auf. Fast jedes Haus der „Vordergasse“ und der „Vorstadt“ hat seinen mit Wappen gezierten Erker im ersten Stockwerk, seine wasserspeienden Drachen an der Dachfirst und Schnörkel, mitunter auch Bildwerke, auf den Giebelflächen zwischen den vielgegliederten Fenstern. Noch heute nennt das Volk die Häuser bei ihrem charakteristischen Namen, anstatt nach Straße und Hausnummer: der Palmenzweig, der Tiergarten, die Schmiedstube, die Platte, der Ritter, die Taube, der rote Ochs, die Blume, der Schneeberg und viele andere Häuser sind für Architekturfreunde von Interesse. Auf dem alten, mehrfach restaurierten Münster trägt eine Glocke die durch Schiller verewigte Inschrift: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango (die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich). Das Stadtbild erhält sein charakteristisches Gepräge durch die hochgelegene Citadelle, „der Munoth“ genannt, eine Verstümmelung aus „Unnot“, da der Bau des gewaltigen Turmes „ohne Not“ im sechzehnten Jahrhundert ausgeführt wurde, um den Armen Arbeit zu verschaffen. In der Stadt selbst liegen die gewerblichen Viertel am Rheine; man hat die treibende Wasserkraft, welche etwa 800 Pferdekräften gleichkommt, durch Transmissionswerke der Maschinen- und Textilindustrie dienstbar gemacht.

Schaffhausen rühmt sich, die Geburtsstadt einiger berühmter Männer gewesen zu sein. Der ebenso gelehrte als originelle Kanzelredner Geiler von Kaysersberg wurde hier 1445 geboren. Dem größten Geschichtschreiber der Schweiz, Johannes von Müller, geboren 1752, hat die dankbare Vaterstadt ein Denkmal errichtet. Müller hegte schon frühzeitig „eine unaussprechliche Verehrung und Liebe großer Männer und der Freiheit“, deshalb erachtete er es als „würdiges Lebensgeschäft“, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben. „Ich habe die Schweiz gewählt“, sagt er in der Einleitung zu seiner „Schweizergeschichte“; „denn sie vereinigt eine Menge Völker, alle Zeiten und alle Himmelsstriche; ich liebe jene stolzen Kriegsnationen in den Gebirgen, den hochgestimmten Geist jenes uralten Adels, die Vaterlandsliebe jener tugendhaften Bürger. Entsprossen aus dieser Nation, beseelt von der einzigen Begierde, noch denen, die tausend Jahre nach mir leben werden, zu dienen, glaubte ich, meine Tage der Erhaltung der Freiheit widmen zu dürfen.“ Dieser Freiheitsdrang erfuhr freilich in den letzten Lebensjahren des schweizerischen Tacitus mancherlei Anfechtungen; namentlich vermochte es der anfangs von Müller geschmähte Napoleon, den republikanischen Geschichtschreiber gänzlich zu Gunsten der Kaiserherrschaft umzustimmen. „Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert“, schreibt Müller seinem Bruder 1806 nach einer Unterredung mit Napoleon.

An den Namen Schaffhausen knüpft sich unwillkürlich das Bild des Rheinfalls.

„Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen!
„Mir entstürzte vor Lust zitternd das meinige fast.
„Rastlos donnernde Massen auf donnernde Massen geworfen,
„Ohr und Auge, wohin retten sie sich im Tumult?....“

Mit diesen schwungvollen Worten schilderte Ed. Mörike den gewaltigsten Wasserfall Europas. Der höchste ist er allerdings lange nicht, denn nur 24 m hoch stürzt sich die 160 m breite Wassermasse über das Riff hinweg,

welches ihren Weg hemmte; einige Felsen ragen mitten im Strome über die schäumenden Fluten empor (vgl. die Abbildung S. 141). Schon unterhalb Schaffhausen kommt eine kreisende Bewegung in die Strömung; etwa $^3/_4$ Stunden weiter nach Süden, bei dem Dorfe Neuhausen, unterhalb des hochgelegenen Schlosses Laufen, durchbricht der Fluß die Felsbank. Man hat verschiedene bequeme Standpunkte geschaffen, um das erhabene Naturschauspiel möglichst in seiner vollen Majestät zu genießen. Von den Gartenterrassen einiger Hotels, von dem „Känzeli" und der am Uferfelsen klebenden Galerie des „Fischenz" kann man das niederstäubende Wogenmeer bewundern, ja sich direkt von dem Wasserstaube bespritzen lassen. Bei Tage staunt man den Regenbogenschimmer der hoch aufsteigenden Schaumwolken an, in stiller Vollmondsnacht dagegen fühlt man sich von dem Donnergebrause und dem geisterhaften Weiß der Gischtmassen geradezu überwältigt.

Für die Völker des nordwestlichen Europas ist von jeher Basel der Ein- und Ausgangspunkt für die Schweiz gewesen. In früheren Jahrhunderten verdankte es diese für seinen Wohlstand bedeutsame Wahl einzig seiner Lage an jener schroffen, für militärische und Handelsinteressen wichtigen Rheinbiegung. Hier stoßen nicht nur die Gebirgssysteme des Jura, des Schwarzwalds und der Vogesen in ihren Ausläufern zusammen, sondern auch die Völkerschaften der Alemannen, Helvetier und Gallier berührten sich hier in Kriegs- und Friedenszeiten; auch begann hier die Schiffbarkeit des Rheinstromes, wennschon des noch immer starken Gefälles wegen bis Straßburg nur in beschränktem Maße und meist als Thalfahrt. Daß schon die Römer die Wichtigkeit dieser Lage erkannt und benutzt haben, bedarf kaum der Erwähnung. Allerdings lag ihre älteste Kolonie einige Stunden östlich vom heutigen Basel, aber schon früh war die Strombiegung selbst von einem Stadtkern umgeben, welcher anfangs wahrscheinlich Robur hieß und 374 n. Chr. dem Kaiser Valentinianus zu Ehren Basilia genannt wurde.

Ein solcher Kreuzungspunkt der Heer- und Handelsstraßen von Nord nach Süd, aus dem Rhein- in das Rhonebecken, war jedoch auch mancherlei Gefahren ausgesetzt. Die Hunnen zerstörten die Stadt so gründlich (918), daß ungefähr nichts erhalten blieb. Dann nahmen sich die deutschen Kaiser und noch mehr die Bischöfe des neuerbauten Ortes an: „Die Statt ist am Bisthumb aufgewachsen wie das Ephäuw an einer Mauern", heißt es in der Chronik. Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts spannte sich eine steinerne Brücke über den Rhein, welcher hier über 200 m breit ist. Nach ungezählten Fehden zwischen Bürgerschaft, Geistlichkeit, Kaiser und Ritterschaft brach 1347 auch in Basel das „große Sterben" aus, und in 4 Jahren wurden 14000 Menschen dahingerafft. Das Erdbeben vom 18. Oktober 1356, welches das mittlere Rheinthal erschütterte, legte fast ganz Basel in Trümmer. Eine neue Stadt erhob sich, auch jenseits der Rheinbrücke kam „Klein-Basel" zu einiger Bedeutung. Das große Konzil von 1431—1448 vermehrte den Ruf und die Macht der Stadt; die Heldenschlacht von St. Jakob, die Gründung der Universität, die Annahme der Reformation und der Eintritt in die schweizerische Eidgenossenschaft bezeichnen wichtige Gedenktage in der Geschichte der Stadtgemeinde.

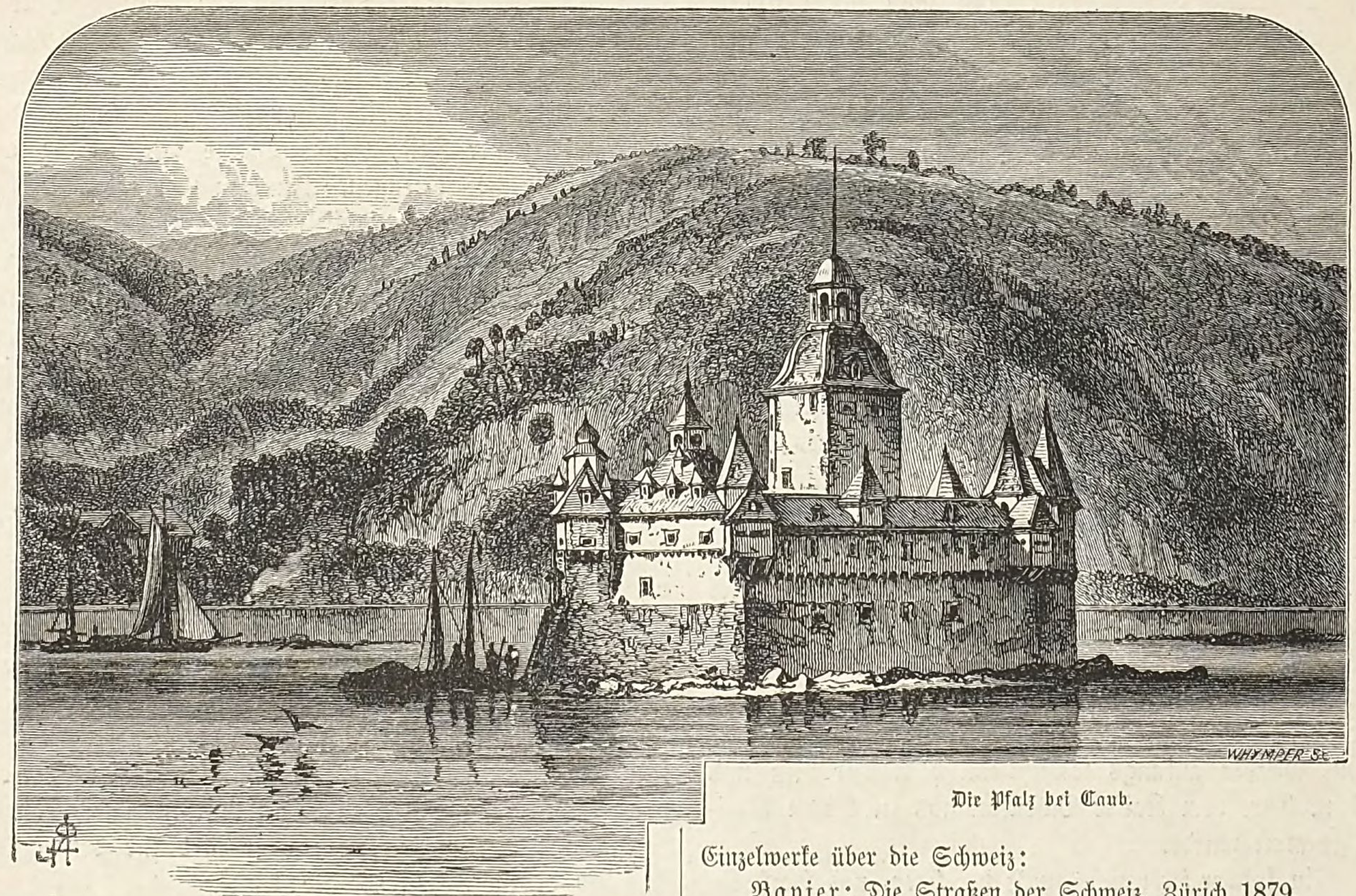
Seit jener Blütezeit Basels im 15. Jahrhundert ging neben dem Streben nach Reichtum und Unabhängigkeit eine ausgeprägte Vorliebe für wissenschaftliche, künstlerische und religiöse Bestrebungen einher. Geiler von Kaysersberg, Johann Reuchlin, Sebastian Brant, Erasmus von Rotterdam, der Buchdrucker Froben, Hans Holbein (der Jüngere), Ökolampadius, der Kosmograph Sebastian Münster, die Mathematiker-Familie Bernoulli, Leonhard Euler, Isaak Iselin, die Familie Merian, der Chemiker Schönbein, der Kunstforscher Burckhardt, Wilhelm Wackernagel, die Maler Arnold Böcklin und Stückelberger, der Bildhauer Schlöth — das sind die bekanntesten unter den vielen Namen aus Kunst und Wissenschaft alter und neuer Zeit, welche Basels Weltstellung auf geistigem Gebiete bezeugen. In dem von ihrer Universität ausgehenden wissenschaftlichen Geiste, in der Pflege der Musik, in der Unterhaltung ihrer Kunstsammlungen und in der Unterstützung kirchlicher Rührigkeit, namentlich auf dem Felde des Missionswesens, sehen die reichen Baseler ein heilsames Gegengewicht gegen den Materialismus ihrer Handelsstadt. Dabei sind sie durchaus keine Feinde heiterer Geselligkeit und der Freuden einer gutbesetzten Tafel; die Leistungen ihrer Trommelkünstler zur Fastnachtszeit, die Zunftessen und Maskenzüge, das Behagen an Mutterwitz und ein kerngesunder alemannischer Humor haben den Chronisten bewogen, Basel das lustigste Bistum zu nennen unter den neun Bistümern am Rheinstrom, „so man pflegt die Pfaffengasse zu nennen, da an keinem Fluß von Europa sonst so viel Bisthumb gelegen sind". Freilich sorgten die „Edlen, strengen, frommen, festen, fürsichtigen, ehrsamen, weisen Herren" vom Rat, wie sie amtlich angeredet wurden, durch Luxusgesetze und Sittenvorschriften aller Art für den guten Ruf der „ehrwürdigen Stadt" Basel.

Wie alle mittelalterlichen Städte, welche zufolge richtiger Erkenntnis und Ausnutzung des Zeitgeistes fortgeschritten sind, so hat sich auch Basel in Handel und Wandel des 19. Jahrhunderts zu schicken verstanden und einen mächtigen Aufschwung in der Neuzeit genommen. Aus der Schweiz, dem Elsaß und Baden laufen hier sechs wichtige Schienenstränge zusammen, wohl die Hälfte der Schweizer Einfuhr wird durch sie vermittelt; die Anfertigung von Seidenbändern, namentlich aus Florettseide, beläuft sich in den 7 Spinnereien der Stadt auf jährlich 700000 kg; der größte Teil des Fabrikats wird nach England ausgeführt. Aus der engen Umwallung sind längst moderne Vorstädte hervorgequollen. Die alten Mauern, Wälle und Türme haben Schmuckanlagen und Promenaden Platz gemacht; vier stattliche Brücken führen nach Klein-Basel ins Badische hinüber. Freilich, wo sich das alte Basel dicht an den Fluß drängte, da war kein

Raum für die Anlage moderner Häuserviertel, und noch heute fassen malerische, altersschwarze Häuser von St. Johann bis nach St. Alban den Strom ein, und wie eine Art Burg ragt der rote Sandsteinbau des Münsters über die regellosen Dächer empor. Im Mittelpunkt der Stadt, da wo das alte Basel in die geradlinigen Straßen der Neuzeit übergeht, erinnert nur noch das trutzige Spahlenthor an die einstige Wehrhaftigkeit der Stadt. Ganz im Südosten, als ein Centrum für die ausgedehnten Villenquartiere der neuesten Stadterweiterung, steht Basels herrlichstes Ruhmeszeichen, das 1872 enthüllte Denkmal von St. Jakob, ein Meisterwerk des Bildhauers Ferdinand Schlöth. Den 1300 Eidgenossen zu Ehren, welche, wie einst die Lacedämonier bei Thermopylae, fast bis auf den letzten Mann fielen im Kampfe gegen 40000 Feinde, von denen gegen 5000 unter ihren wuchtigen Streichen hinsanken, ragt die kranzausteilende Helvetia über den Eckfiguren der verwundeten, „vom Siegen entkräfteten" Krieger auf. „Unsere Seelen Gott, unsere Leiber den Feinden", lautet die Inschrift am Sockel.

Es ist ein eigen Ding um die Liebe zum Vaterland; das kleine Volk der Schweizer hat sie in glänzenden Waffengängen öfter als irgend ein anderes Volk der Welt mit seinem Blute bezeugt. Es kämpfte niemals für eine prunkende Königsherrschaft, auch nicht des Ruhmes wegen, oder um im Besitz und Genuß eines reichen, üppigen Landes zu bleiben. Aber die grünen Matten seiner Hochthäler, die brausenden Ströme, die „heimeligen" alten Städte und der stete Aufblick zu den schimmernden Gletscherkronen hatten von Kindheit an seine Gefühlswelt erfüllt, und vollends das stolze Bewußtsein, ein freier Herr auf freiem Boden zu sein, ließ den Schweizer das bequeme Flachlandsleben verachten und bildete in ihm das „Schweizer-Heimweh" aus, sobald er längere Zeit den Ton des Alphorns und den Kuhreihen hatte entbehren müssen. Die Waadtländer Bonne, der Tessiner Steinarbeiter, der Engadiner Zuckerbäcker: es zieht sie alle über kurz oder lang in das Heimatsthal zurück. So nivellierend auch unser neunzehntes Jahrhundert mit seinen gewaltigen Verkehrsmitteln und seinen kosmopolitischen Strömungen auf die Völker einwirkt, — der echte Schweizer von altem Schrot und Korn scheint noch heute den Mahnruf des edlen Attinghausen zu beherzigen:

„Die angebornen Bande knüpfe fest;
„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
„Das halte fest mit deinem ganzen Herzen —
„Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."



Die Pfalz bei Caub.

Einzelwerke über die Schweiz:

Bavier: Die Straßen der Schweiz. Zürich 1879.
Berlepsch, H. A.: Die Schweiz. Zürich 1882.
Désor, E.: Der Gebirgsbau der Alpen. Wiesbaden 1865.
Gaberel, M. J.: Rousseau et les Genevois. Genf 1858.
Gsell-Fels, Dr. Th.: Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz. Zürich 1880.
Derselbe: Die Schweiz. Zweite illust. Ausgabe. Zürich 1883.
Kaden, Woldemar: Das Schweizerland. Stuttgart.
Keller: Die Pfahlbauten in den Schweizer Seen. (8 Berichte.) Zürich 1854—78.
Koch von Berneck, M.: Führer auf der Gotthardbahn. Zürich 1884.
Lebert, Hermann: Das Engadin, seine Heilquellen &c. Ein Vortrag.
Müller, Johannes von (und seine Fortsetzer): Schweizergeschichte. Zürich 1816 u. flg.
Osenbrüggen, Eduard: Die Schweizer. Daheim und in der Fremde. Berlin 1874.
Rey, Rodolphe: Genève et les rives du Léman. Genf 1875.
Theobald, Prof. G.: Naturbilder aus den Rhätischen Alpen. Chur 1860.
Tschudi, v.: Das Tierleben der Alpenwelt. Leipzig 1875.
Zschokke, Heinrich: Die Schweiz in ihren klassischen Stellen und Hauptorten. Stuttgart und St. Gallen 1858.
Zürich und seine Umgebungen. Zürich 1883.

Das Deutsche Reich.

Im Gegensatz zu dem Südabhange der Alpen, welche in die lombardische Tiefebene fast unvermittelt abfallen, finden sich dem Nordrande der Schweizer- oder Mittelalpen ansehnliche Gebirgsgruppen und Hochebenen vorgelagert. Nirgends tragen jene nach Norden zu stufenartig sich senkenden Bergmassen einen ausgeprägteren, leichter übersehbaren Gruppencharakter als in der Südwestecke unseres deutschen Vaterlandes. Wie ein paar Riesenwälle schließen der Schwarzwald und die Vogesen (letztere auf gut deutsch Wasgau oder Wasgenwald genannt) die oberrheinische Ebene ein. In einer Länge von etwa 300 km und einer Breite von 22—55 km zieht sich das Becken des Rheins von Basel bis Mainz. Als Ergebnis geologischer Forschungen scheint festzustehen, daß in vorgeschichtlicher Zeit ein ansehnlicher Binnensee die ganze Ebene zwischen Colmar, Landau, Frankfurt, Darmstadt, Offenburg und Freiburg ausgefüllt, als breiter Wasserfall sich über den Querriegel des Schiefergebirges bei Bingen hinweggewälzt und



Mäuseturm.

in der mittelrheinischen Tiefebene einen Abfluß gesucht habe; der heutige Thalweg des Rheins durch die den Fluß einengenden Felsen ist dann die Arbeit der Elementarkraft ungezählter Jahrtausende gewesen.

Der unverkennbare Parallelismus zwischen Wasgau und Schwarzwald besteht sowohl in ihrer Längengestalt, Richtung und Höhenlage, als besonders in ihrer Gesteinsformation: in beiden besteht der höhere, südliche Teil aus Granit und porphyrdurchsetztem Gneis, während die schmälere, sich allmählich absenkende Nordfläche den bunten Sandstein als Hauptbestandteil aufweist. Beide Gebirge fallen nach dem Rhein zu ziemlich steil ab, während ihre dem Flusse abgekehrte Seite in ein Hochplateau übergeht. Auch ihre Waldgebirgs-Vegetation, die Form ihrer Kuppen, die hochgelegenen Bergseen und Torfmoore, endlich viele übereinstimmende Eigenarten ihrer Bewohner lassen auf eine gewisse Zusammengehörigkeit von Schwarzwald und Wasgau schließen.

Man kann bei beschränkter Zeit, dank den vorzüglichen Verkehrswegen der Neuzeit, sich in wenigen Tagen ein Gesamtbild des Schwarzwalds verschaffen. Ein rüstiger Fußwanderer kann ihn in acht Tagen von Norden nach Süden durchstreifen, und fast jede Stunde wird ihm ein neues Element zur Befriedigung seiner Schaulust und Wißbegierde bieten. Bei der geringen Durchschnittsbreite des Gebirges vermag der Wanderer leicht von Osten nach Westen und umgekehrt zu gelangen, so daß ihm alle Hauptpunkte erschlossen werden. Noch eiligeren Wanderern, welche den Schwarzwald als eine Vorstufe zu den Wundern der Alpenwelt ansehen und ihn der bequemen Gelegenheit wegen „mitnehmen", anstatt direkt linksrheinisch auf Basel oder von München aus auf den Bodensee zuzueilen, eröffnet sich seit 1873 in der Schwarzwaldbahn eine Straße mitten hindurch durch die höchstgelegenen Landschaften dieses Gebirges. Die Bahnanlage sucht ihresgleichen in Deutschland an Großartigkeit und Kühnheit des Baues; der mittelste Teil, die 28 km lange Strecke zwischen Hornberg und St. Georgen, erforderte einen Kostenaufwand von fast 19 Millionen Mark. Die höchstgelegene Station Sommerau ist 834 m ü. M.; auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau blickt man von hier aus weit hinab in alle Lande. Durch einen großen Viadukt, 38 Tunnel und 140 Brücken hat der Mensch die Natur bezwungen; in fortgesetzten Zickzacks bahnt er sich seine Straße über und durch die Felsen, oft vorbei an Klippen und Abgründen, mitunter rings um einzelne Kuppen herum oder im Kehrtunnel die Höhen erklimmend.

Unmittelbar an der Schienenstraße liegen einige der malerischten Punkte des Schwarzwalds. Zuerst geht es von Offenburg an das Kinzigthal aufwärts. Eine der schönsten und fruchtbarsten Ebenen umsäumt den Fluß in ansehnlicher Breite; saftig grüne Wiesen und heitere Dörfer, Fruchtfelder und Obstgärten, Rebenhügel und dichtbelaubte Höhen wechseln in bunter Mannigfaltigkeit ab; auch mittelalterliche Burgen und behäbige Bauernhöfe zeigen sich neben gefälligen Stationshäusern, schmucken Kirchen und idyllisch in Seitenthälern versteckten Mühlen. Bei Hausach wendet sich die Bahnlinie in das Gutachthal: die Anmut der Landschaft weicht mit dem ansteigenden, engeren Thale mehr und mehr einem Waldgebirgs-Charakter, die kerzengerade, tiefdunkle Schwarzwaldtanne bedeckt weithin die Abhänge und Kuppen der Berge. In entzückender Lage breitet sich das industriereiche Städtchen Hornberg in einem Kessel unterhalb des Bahnviaduktes aus (vgl. das Bild S. 144); die weißen Mauern eines Schloßbaues krönen eine der nahen Waldhöhen oberhalb des Städtchens. In Triberg, wohin man durch viele Tunnel aufsteigt, hat die Landschaft bereits ihre Anmut verloren; nur kümmerlich gedeihen in dieser Höhe (686 m) noch die Obstbäume; nur Tannen, Fichten, Wiesen und Felsen werden zu beiden Seiten der kühnen Bahnbauten wahrgenommen. Triberg wird seines Gebirgsklimas und seines Wasserfalls wegen viel besucht, auch wohl als Kurort zu längerem Aufenthalt gewählt. Fast unmittelbar oberhalb der freundlichen Stadt stürzt in sieben Absätzen schäumend und stiebend die ansehnliche Wassermasse der Gutach 180 m hoch über und zwischen gewaltigen Granitblöcken herab. Keine der Stufen gleicht der andern, jede für sich ist malerisch, und das Gesamtbild im Rahmen der grünen Tannen wirkt so mächtig, daß wohl in ganz Deutschland sich kein Wasserfall dem Triberger an die Seite stellen darf. Außer seiner reinen, kräftigen Schwarzwaldluft, seiner Bergbahn und seinem Wasserfall bietet Triberg als einer der Hauptsitze des Uhrenhandels viel des Interessanten dar. Wird auch die einen jährlichen Umsatz von mehr als 20 Mill. Mark erzielende Industrie der Schwarzwälder-Uhren, welche bekanntlich über die ganze Erde gehen, in neuerer Zeit schon vielfach fabrikmäßig betrieben, so ist sie doch noch immer wesentlich Hausindustrie geblieben, welcher etwa 15 000 Menschen ihren Unterhalt verdanken. „Wer will bestimmen", sagt trefflich ein neuerer Reisender, „wie viel Sinn für Zeitwert und Ordnung diese Schwarzwälder Uhren unter die Leute brachten, selbst unter Russen, Türken und Amerikaner?" Von der ganz aus Holz gefertigten „Unruh-Uhr" des 17. Jahrhunderts bis zu den fein gearbeiteten Regulatoren, Schiffs-, Tafel- und Pariser Uhren unserer Tage hat die Fabrikation natürlich gewaltiger Fortschritte in der Kunstfertigkeit der fleißigen Arbeiter bedurft, welche die einzelnen Teile der Uhren am Fensterplatz ihrer sauberen Häuser verfertigen. Die trauliche Kuckucksuhr in ihrem meist reich geschnitzten Gehäuse zaubert dem Auswanderer jenseits des Weltmeeres wie dem Ansiedler in Rußlands Steppen den schönen deutschen Wald vor die Seele, und wie der Schweizer, so kehrt auch der Schwarzwäldler gern aus der Fremde in sein schmuckes Heimatsdorf zurück, wenn er als Uhren-, Orchestrion-, Bürsten- oder Spielwarenhändler „draußen" genug geschafft hat.

„Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
„Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank..."

Die also in Freiligraths „Auswanderern" Angeredeten legen nicht müßig die Hände in den Schoß: entwe-

der beteiligen sie sich an den Arbeiten der Männer, oder sie erzeugen kunstvolle Strohgeflechte, ganz wie die toskanischen Bäuerinnen, und namentlich im Winter regen sich Tausende fleißiger Hände; statt des Strickstrumpfs gleiten dann die langen, feinen Geflechtstreifen durch die flinken Finger, die im Sommer so fest die Heugabel umspannten.

Wie die Uhrenfabrikation im obern Schwarzwald, so hat der Holzhandel weiter nordwärts ein uraltes Innungswesen und einen soliden Wohlstand hervorgerufen. Denn Holz ist das Haupterzeugnis des Schwarzwalds. Buchen, Fichten und besonders Weißtannen werden auf den durch Schleusen in ihrer Strömung verstärkten Flüssen bis an den Rhein geflößt. Das Brennholz wird jetzt meist auf dem Landwege, d. h. mit der Eisenbahn, weiter befördert, nachdem es im Winter auf Schlitten bergab gebracht worden ist. Die zu Bauholz verwendbaren Stämme haben oft eine Länge von 30 m und mehr. Sie fahren in kleineren Flößen die Enz, Murg oder Kinzig hinab, um bei Mannheim zu mächtigen Rheinflößen vereinigt zu werden, auf denen mitunter eine Bemannung von hundert Köpfen Platz findet mit allem, was zu einer vielwöchigen Reise bis nach Holland nötig ist. Besonders für die Niederlande ist der Schwarzwald seit Jahrhunderten ein unerschöpfliches Holzmagazin gewesen. Die „Schifferschaft im Murgthale“ leitet ihr Privilegium, „Holz und Borthen auf dem Rheinstrom zu verführen“, aus dem 13. Jahrhundert her. In Gernsbach an der Murg, da wo sich heute die Kurgäste von Baden-Baden an Forellen und Markgräfler, Kiefernadelduft und Wiesengrün erfreuen, war immer der Hauptsitz jener seltsamen Genossenschaft. Ihre Satzungen haben den mittelalterlichen Zopf noch nicht ganz abgestreift. Von dem „schifferschaftlichen Comptoir“ zu Gernsbach aus werden die 23000 Morgen Hochwald verwaltet, welche der Innung gehören; dort werden die Anteile der Genossen an dem Waldkomplex, die Sägemühlen-Gerechtigkeiten u. a. gebucht, dort etwaige Zwistigkeiten zwischen Sägern, Flößern, Rottmeistern, Fuhrleuten und Kürern geschlichtet.

Durch immer neue Tunnel führt die Bahn in Zickzackwindungen auf die Höhe von Sommerau und dann auf kahler Hochebene weiter nach dem ansehnlichen Städtchen Villingen. Nur in einzelnen Gruppen drängen sich noch die Tannen in den Schluchten zusammen (vgl. das Bild S. 145); hier erfreut kein Vogelgesang mehr das Ohr, und in dem langen Winter bleibt oft wochenlang der Schnee fußhoch liegen. In dem nahen Donaueschingen, der freundlichen Residenz des Fürsten von Fürstenberg, wird außer dem Schloß mit seiner reichen Bibliothek und seinem schönen Park die angebliche Donauquelle gezeigt; die Inschrift „678 m ü. M., 2840 km bis zum Meere“ regt zu mancherlei Betrachtungen an: wie viel Länder und Völker hat jener Quell von hier bis zum Schwarzen Meere im Verlauf der Weltgeschichte aufblühen und untergehen sehen!

Von Villingen zweigt sich eine Bahnlinie nach Stuttgart ab. Auf württembergischen Gebiet liegt am Ostabhange des Schwarzwalds das Pfarrdorf Nordstetten, der Geburtsort Berthold Auerbachs, den er in seinen „Dorfgeschichten“ dichterisch verherrlicht hat. Für jene Bilder voll Innerlichkeit und Gemütstiefe, für jenen träumerischen Zug zur Heimat ist unser Volk dem Sänger des „Barfüßele“ und „Lorle“ zu herzlichem Danke verpflichtet — an der schmucklosen Grabstätte des Schwarzwalddichters geht kein Deutscher ohne tiefinnerliche Bewegung vorüber.

Die kleinen, dunklen, tiefen Bergseen des Schwarzwaldes haben eine ganze Welt von Märchen im Volksgemüt erzeugt. Keiner fordert mehr die Poesie heraus als der Mummelsee, fast 1000 m hoch in einem Felsenkessel an der Hornisgrinde gelegen. In jener Weltabgeschiedenheit wirkt die Stille der Natur fast schaurig auf den Wanderer ein, namentlich wenn nur die Herbststürme wie mächtige Seufzer durch die dichten, dunklen Tannen rauschen, oder wenn in Mondnächten

„Die Buchen im Kreise nur leise
„Flüstern verstohlener Weise...“

Es wäre ein Irrtum, nach dem melancholischen Charakter des Walddickichts und der abseits gelegenen Moore und Seen den ganzen Schwarzwald als ein düsteres, schauerliches Waldgebirge anzusehen. Die Fruchtbarkeit seiner Thäler, die heiteren Dörfer und Städte, die bequemen Kunststraßen und Wege, die üppigen Wiesen, die munteren Quellen und Bäche, die weite, helle Rheinebene zur Seite — alles läßt ihn als eine wahre Perle unter Deutschlands Landschaften erscheinen. Auch die grellfarbigen Trachten und der fröhlich-sinnige Charakter seiner Bewohner stimmen zu dem Gesamteindruck des Landes, und gern stimmt man J. G. Jacobis Worten zu:

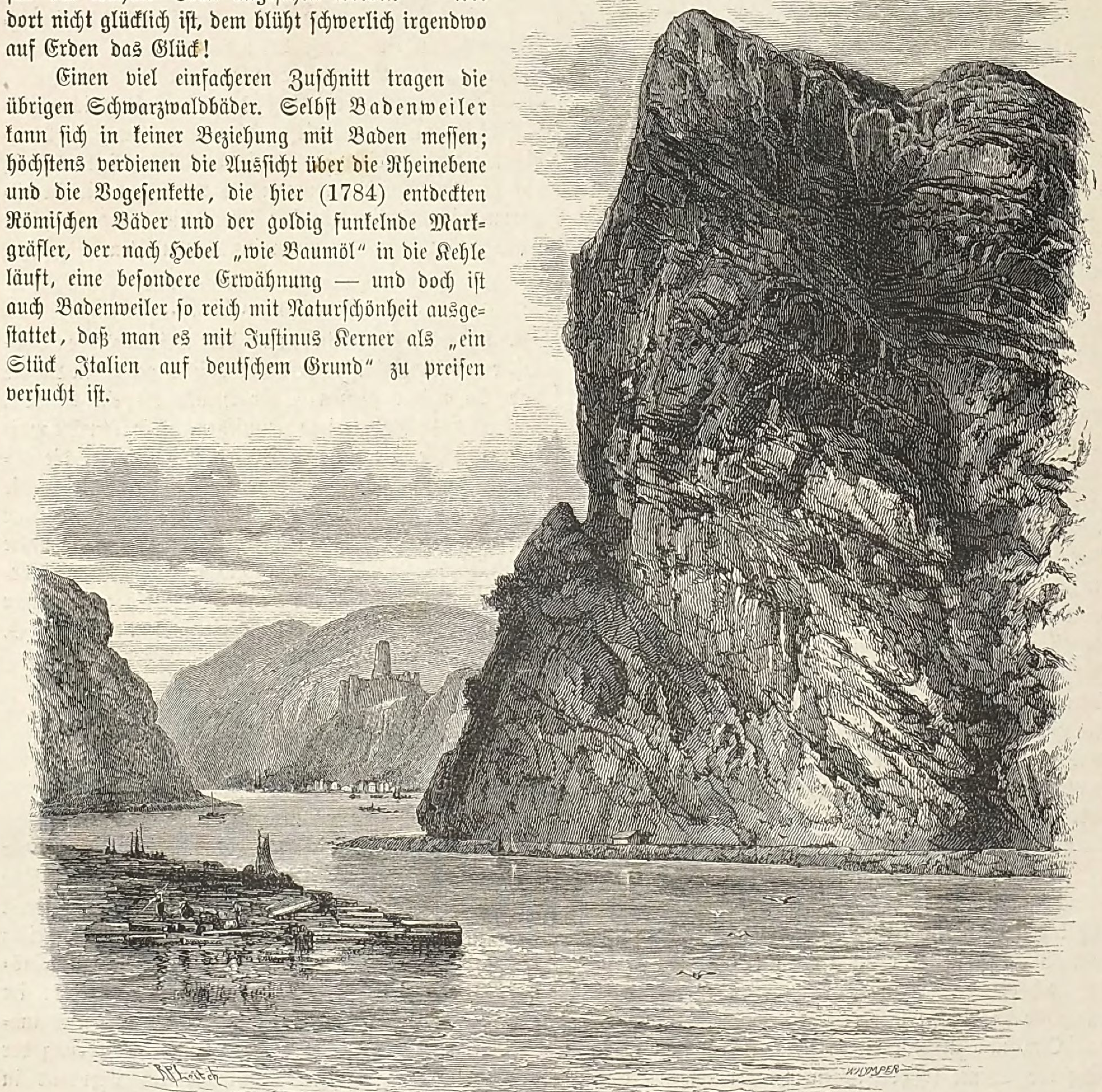
„Wem ist der Schwarzwald unbekannt
„Mit seinen hohen Tannen?
„Kein Wandrer kommt ins Schwabenland,
„Und keiner geht von dannen,
„Der nicht bei seiner holden Pracht
„Still steht und große Augen macht.“

Die größeren Ortschaften und die zahlreichen Bäder des Schwarzwaldes erhöhen den Reiz des Landes. Wie eine Königin prangt im Schmuck von Natur und Kunst das Weltbad Baden-Baden: Europa hat keinen zweiten Ort aufzuweisen, welcher gleich der Stadt am klarströmenden Oosbache so viel Glanz und Lebensfreude im Rahmen eines so entzückenden Landschaftsparadieses umschließt. Zwar ist Baden auch nach der Aufhebung der von Franzosen geleiteten Spielhölle ein Luxusbad in großem Stile geblieben, zu welchem etwa 50000 zerstreuungssüchtige „Kurgäste“ alljährlich wallfahrten; aber es ist nicht mehr die „Sommerhauptstadt Europas“ für die abenteuernde „Gesellschaft“ von der Newa bis zur Seine. Das heutige Baden-Baden wird stark von dem guten deutschen Mittelstande besucht, dank der Anziehung, welche sein unvergleichliches Friedrichsbad, seine Lichtenthaler Allee, seine Wiesen und Wälder, seine luxuriösen Gasthöfe und der internationale Korso vor seinem Kurhause an schönen Sommerabenden, namentlich bei Ge-

legenheit der alljährlichen Pferderennen, auf jedermann ausüben. Eine ununterbrochene Festatmosphäre schwebt über Thal und Höhen, und mehr als eine der zahllosen Villen, in denen gekrönte Häupter oder reich mit Glücksgütern gesegnete sonstige Sterbliche einige Sommermonate zuzubringen pflegen, kann zufolge ihrer poetisch schönen Lage, ihrer Park- und Blumenanlagen, ihres mit allem erdenklichen Komfort ausgestatteten Innern für ein wahres Eden angesehen werden — wer dort nicht glücklich ist, dem blüht schwerlich irgendwo auf Erden das Glück!

Einen viel einfacheren Zuschnitt tragen die übrigen Schwarzwaldbäder. Selbst Badenweiler kann sich in keiner Beziehung mit Baden messen; höchstens verdienen die Aussicht über die Rheinebene und die Vogesenkette, die hier (1784) entdeckten Römischen Bäder und der goldig funkelnde Markgräfler, der nach Hebel „wie Baumöl" in die Kehle läuft, eine besondere Erwähnung — und doch ist auch Badenweiler so reich mit Naturschönheit ausgestattet, daß man es mit Justinus Kerner als „ein Stück Italien auf deutschem Grund" zu preisen versucht ist.

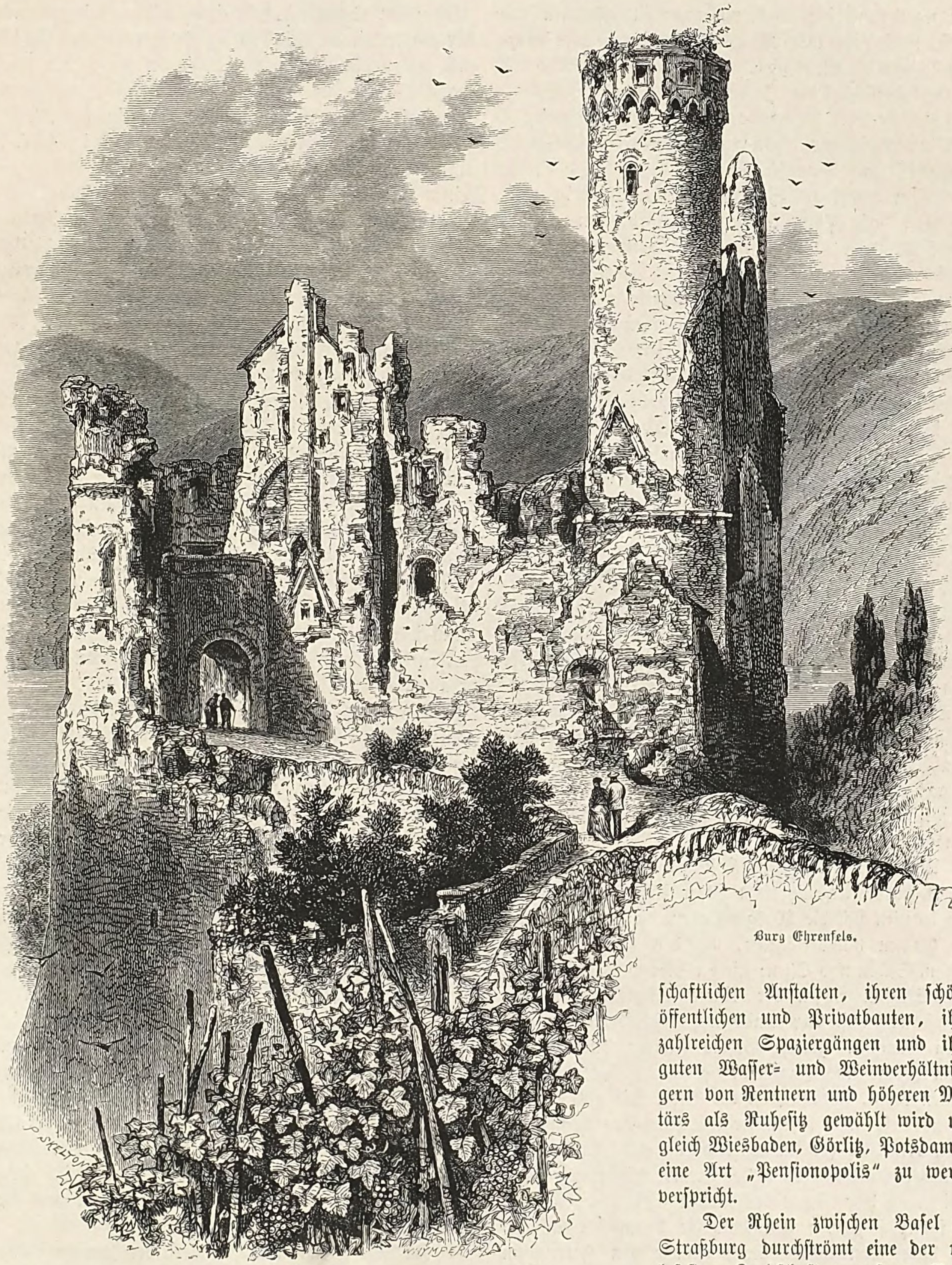
Von den Städten des schönen, gesegneten badischen Landes sei noch Freiburg im Breisgau erwähnt. Seiner Größe nach (42000 Einwohner) steht es nur hinter der Landeshauptstadt Karlsruhe und dem gewerb- und handelsreichen Mannheim zurück. Sein Münster ist das bedeutendste Bauwerk des Landes, es ist die einzige gotische



Die Loreley.

Kathedrale Deutschlands, welche im Mittelalter selbst vollendet worden ist; ihre rote Sandsteinpyramide ragt leicht und majestätisch über der Rheinebene auf, und schon 1550 meinte Sebastian Münster mit Recht von dem luftig durchbrochenen Turm: „Die Heyden hetten jhn vor zeiten under die Sieben Wunderwerck gezehlt, wo sie ein sollich Werck gefunden hetten." Fast von gleicher Wirkung auf den Beschauer wie jene architektonische Großthat ist das Standbild des Bertold Schwarz. Dieser Franziskanermönch soll hier 1312 das Schießpulver erfunden haben — noch heute steht das Menschengeschlecht unter dem Einfluß dieses Erzeugnisses der „schwarzen

Kunst". Wer Freiburgs prächtige, waldreiche Umgebung mit einem Blick überschauen will, muß den Schloßberg besteigen. Das fruchtbare Thal der Dreisam, die breite Rheinebene, die Schwarzwaldkuppen, welche zu dem hochromantischen Höllenthal zusammenrücken, der Schauinsland, der Blauen und fern im Westen die langgestreckte Vogesen-



Burg Ehrenfels.

kette: sie bilden eine gar farbenprächtige Landschaft. Es darf wahrlich nicht wunder nehmen, daß die in neuester Zeit sichtbar aufblühende Stadt mit ihren reichen wissenschaftlichen Anstalten, ihren schönen öffentlichen und Privatbauten, ihren zahlreichen Spaziergängen und ihren guten Wasser- und Weinverhältnissen gern von Rentnern und höheren Militärs als Ruhesitz gewählt wird und, gleich Wiesbaden, Görlitz, Potsdam 2c., eine Art „Pensionopolis" zu werden verspricht.

Der Rhein zwischen Basel und Straßburg durchströmt eine der reizlosesten Landschaften unseres Vaterlandes. Bis vor kurzem flutete er bei hohem Wasserstande in einer Breite bis zu mehreren Kilometern daher, während er in trockenen Jahreszeiten sich erbärmlich zwischen seinen

Kiesinseln hindurchwand. Diese Inseln selbst verschieben sich thalwärts mit einer gewissen Regelmäßigkeit; ihre Zahl beläuft sich auf fast 200, sie vermindert sich mit dem geringeren Gefälle des Flußes. Ein System von parallelen Dämmen regelt neuerdings mehr und mehr das Flußbett. Die Wasser müssen jetzt möglichst geradeaus rinnen, aber immer noch hindern die Kiesmassen, die Wildheit des Gefälles und die Veränderlichkeit der Strombahn jede größere Entfaltung des Verkehrs zu Wasser, und erst von Mannheim ab wird der Rhein zur wirklichen Handelsstraße für Flöße, Segelschiffe und Dampfer. Oberhalb Straßburgs herrscht der Fischer anstatt des Schiffers. An den Ufern ist wenig zu sehen: hohe Pappelreihen, trostlose Weiden-, Erlen- und Birkenwälder, wie sie in Flußniederungen gedeihen, spärliche Dörfer und sonstige Spuren menschlicher Ansiedelung. Außer 7 Schiffbrücken überspannen 3 Eisenbahnbrücken den Strom; die letztern erinnern durch stark befestigte Brückenköpfe daran, daß seit Cäsars Tagen manch blutiger Kampf an dieser Völkergrenze ausgefochten worden ist, und daß der Schatten des Krieges noch immer über diesen Wogen schwebt.

Drüben im Elsaß ist es namentlich im Mittelalter ungleich lärmender zugegangen als auf der Schwarzwaldseite des Rheins; die Völkerzüge wählten mit Vorliebe jenes Ufer, um von Osten aus durch die „Lücke von Belfort" in die Länder von Südwest-Europa einzudringen. Mehr als eine Entscheidungsschlacht der Weltgeschichte ist am Rande des Wasgenwaldes geschlagen worden. Unweit Belfort traf Cäsar mit Ariovist zusammen, in dem breiten Völkerthore spielte sich eine der ersten beglaubigten Scenen unserer deutschen Geschichte ab. Die Unterhandlung der beiden Heerführer führte zu keinem friedlichen Vergleich, auf dem „Ochsenfelde" zwischen Sennheim und Thann wurde 58 v. Chr. die erste blutige Schlacht um die Rheingrenze ausgekämpft — die römischen Adler triumphierten über die ungestüme Kampfeswut der germanischen Stämme.

Unter den römischen Kastellen längs des Oberrheines wurde Argentoratum schon früh das wichtigste. Hier kreuzten sich die Wasgaustraßen, die in das eigentliche Gallien hinüberführten, mit den Heerstraßen von Norden, Süden und Osten; seit der Merowingerzeit kommt jener Straßen wegen der Name Stratoburgum oder Straßburg auf. Der römischen Herrschaft machten nach harten Kämpfen (welche Gustav Freytag dichterisch in seinem „Ingo und Ingraban" geschildert hat) die Alemannen im 5. Jahrhundert ein Ende. Die aus Schwabenland aufs linke Rheinufer übergesiedelten Alemannen hießen Alisâzas (die in anderem Lande Seßhaften) oder Elisâzas, Elisâzun (die in der Fremde Sitzenden), welche Bezeichnung dem Lande den Namen Elsaß gegeben hat. Die später folgenden Frankenkönige hoben die Entwicklung dieses Landstriches durch Anlage von Herrensitzen und Klöstern. Nachdem unter den Nachfolgern Karls des Großen im Vertrag von Mersen (870) das Elsaß an das ostfränkische oder deutsche Reich gefallen war, blieb es fast 800 Jahre lang mit demselben vereinigt. Unter dem Schutze der Kaiser gelangte es zu seiner höchsten Blüte, bis sich immer deutlicher von Westen her Gelüste auf die Rheinufer zeigten, besonders nachdem die Habsburger den Schwerpunkt des Reiches nach Osten verlegt hatten; am Schlusse des Dreißigjährigen Krieges wurde der größte Teil des Elsaß an Frankreich abgetreten (1648). Als letztes Bollwerk mußte auch Straßburg der Übermacht weichen; am 30. September 1681 zog Louvois mit starker Truppenmacht in die Stadt ein, am 23. Oktober hielt der „allerchristlichste König" Ludwig XIV. in einem mit acht weißen Pferden bespannten Galawagen seinen Einzug in die überrumpelte Stadt. Der Bischof Fürst Franz Egon von Fürstenberg empfing ihn am Portal des Münsters, welches dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben worden war, mit dem Bibelwort: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen." Niemals ist eine Verletzung des Völkerrechts einmütiger von den Geschichtschreibern verurteilt worden als jene Besitznahme Straßburgs durch Ludwig XIV.; um so mehr muß die Thatsache in Verwunderung setzen, daß viele Straßburger Familien es bis auf den heutigen Tag mit Frankreich halten, so unleugbar ihre Stadt in Abstammung, Sprache, Volkscharakter, Gewohnheiten, Kunst und Geschichte die Zusammengehörigkeit mit Deutschland bekundet. Wir wissen alle, auf welche Weise Straßburg in unsern Tagen dem Reiche wiedergewonnen wurde: seine Neubefestigung, die Tüchtigkeit der deutschen Heere, vor allem jedoch die gesunde Vaterlandsliebe unseres Volkes werden jene hochwichtige Rheinfeste dem Reiche allzeit erhalten.

Straßburg ist jedoch nicht nur ein Waffenplatz ersten Ranges, sondern von alters her eine wichtige Pflegstätte geistiger Bestrebungen gewesen. Groß ist die Zahl der geborenen Straßburger, welche sich in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet, sowie der bedeutenden Männer, welche in Straßburg gewirkt haben, wennschon sie eine andere Stadt ihren Geburtsort nennen. Neben Frankfurt und Mainz rühmt sich Straßburg des Verdienstes, die Wiege der Buchdruckerkunst gewesen zu sein, denn hier machte Gutenberg (zwischen 1424 und 1444) die ersten Druckversuche mit beweglichen Lettern. Die Theologen Tauler, Eckart, Geiler, Bucer, Spener, Jeanjean, Bruch, Härter und Reuß, die Dichter Gottfried, Brant, Murner, Fischart, Hirtz, Ehrenfried Stöber nebst seinen beiden Söhnen August und Adolf, der hochgefeierte Baumeister Erwin, der Pädagoge J. Sturm, der Humanist Wimpfeling, der Mechaniker Schwilgué, die Sprachforscher Scherz und Oberlin, der Geschichtschreiber Schöpflin, die Komponisten Kastner, Stockhausen und Neßler — das sind in bunter Reihe einige der hauptsächlichsten Vertreter Straßburgs auf dem Gebiete von Wissenschaft und Kunst.

Zu dem schmückenden Beiwort der „wunderschönen Stadt" hat ohne Zweifel Straßburgs Wunderbau, das Münster, und die beredte Lobpreisung desselben durch Goethe am meisten beigetragen. Denn weder die Stadt an sich noch ihre Umgebung darf auf jenes Beiwort

Anspruch machen; namentlich durfte sie es nicht in jener früheren Zeit, als noch der Gürtel der alten Festungswerke die engen Stadtviertel mit den meist winkligen, finsteren Straßen umschloß, auch in der flachen, waldlosen Gegend ringsum kein malerisches Landschaftsbild die Blicke fesselte. Der junge Goethe freilich blickte gerade in Straßburg voll jugendlichen Frohsinns ins Leben. Die in seiner Dichterbrust aufflutende Welt von Schönheit warf einen verklärenden Schimmer über Gegenstände, welche der verwöhnte Mensch unserer Zeit als alltäglich und reizlos unbeachtet läßt. Wie seltsam und wie erhebend weiß Goethe den Zauber in Worte zu kleiden, der ihn beim Anblick des Münsters erfaßte! „Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattendes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnenvoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk: tretet hin und erkennet das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele." . . .

Auch die Umgegend Straßburgs sah Goethe im besten Lichte von der Plattform des Münsters aus vor sich liegen, die „schöne Gegend", in welcher er „eine Zeit lang wohnen und hausen durfte" . . . die „große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche". Wir Nachkömmlinge sind anspruchsvoller und skeptischer geworden. Wir finden die gut angebaute Ebene um Straßburg weit entfernt davon, mit paradiesischen Reizen geschmückt zu sein; selbst die Fernsicht auf den Wasgau erscheint einförmig zufolge der Kuppenbildung der höchsten Berge, wie des Elsässer Belchen (Ballon d'Alsace, vgl. S. 148), des Sulzer Belchen u. a., und es bedarf sicher einer löblichen Voreingenommenheit für das Heimatland, wenn E. Stöber singt:

„Die Welt ist groß: zieh hin und her,
„Du findest doch kein Elsaß mehr."

Auch an den sagenhaften und geschichtlichen Beziehungen, welche erfahrungsgemäß einer an sich reizlosen Örtlichkeit einen romantischen Anstrich zu verleihen vermögen, hat man stark gerüttelt. Im Lichte der Forschung ist Erwin weder aus Steinbach im Badischen gebürtig noch der Vater der Bildhauerin Sabina gewesen, welcher wir die herrliche Statue des Meisters verdanken. Ja, daß das Münster selbst ein besonders bewundernswerter Bau sei, ist von einem Gewährsmann wie Viollet-le-Duc in Frage gestellt worden, und zwar noch vor 1870 und mit Anführung von technischen Gründen. Das alles hindert uns jedoch nicht, das Münster mit seiner schlanken, durchsichtigen, 142 m hohen Steinpyramide, seiner herrlichen Fensterrose, seinen fast unzähligen Bildhauerarbeiten, seiner prächtigen Steinkanzel, seiner astronomischen Uhr und seinen reichen Erinnerungen aus der Vorzeit als eins der ausgezeichnetsten Bauwerke zu preisen, welche jemals von Menschenhand geschaffen worden sind.

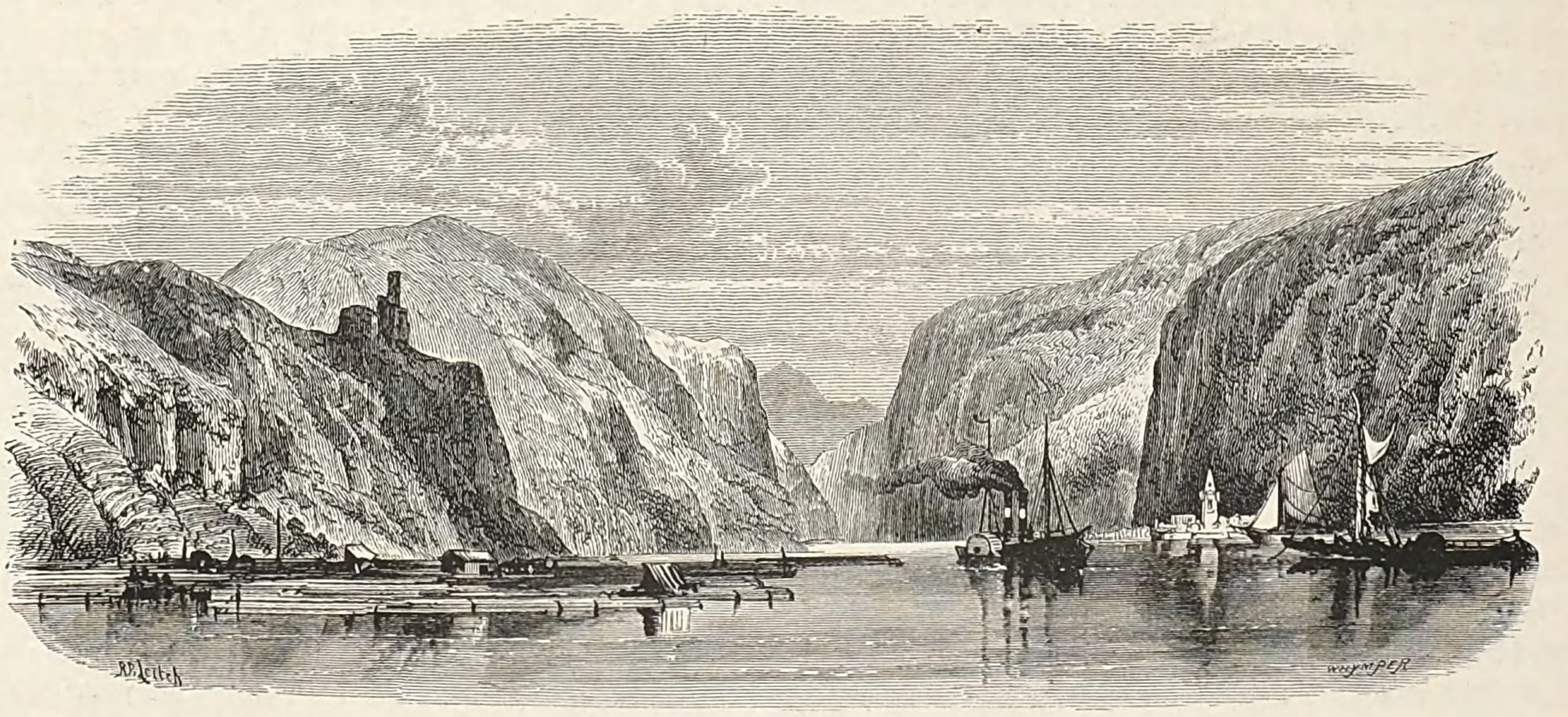
Seit der schweren Belagerung im Spätsommer 1870 hat sich die Physiognomie der Stadt Straßburg gewaltig zu ihrem Vorteile verändert. Die durch das Bombardement verursachten Schäden sind ausgebessert, die zerstörten Gebäude durch Neubauten ersetzt worden. Durch die Erweiterung der Befestigungslinien wird der Stadt eine Ausdehnung auf etwa das Doppelte ihres bisherigen Umfanges gestattet; schon sind überall neue Straßenviertel, öffentliche Plätze und Anlagen, viele Gemeinde- und Staatsbauten entstanden; unter letzteren nehmen die neuerdings vollendeten Universitätsbauten und der 1883 eröffnete Centralbahnhof den ersten Rang ein; der im Bau begriffene Kaiserpalast wird sich ihnen würdig anschließen, er nimmt ziemlich genau die Mitte jenes, etwa 6 km weiten Ringstraßen-Bogens ein, welcher das Straßburg der Zukunft vom Schirmeckerthor im Südwesten bis zur Citadelle im Osten umspannen und in die Reihe der modernen Großstädte einfügen soll.

Nächst den Störchen, welche immer noch gern auf Dachfirsten und Schornsteinen in Straßburg ihr Nest aufschlagen (vgl. das Bild S. 149), ist aus dem Reiche der Vögel die Gans zu einer Art Wappentier für die Hauptstadt der Reichslande geworden, oder richtiger, sie ist es seit nunmehr einem Jahrhundert gewesen. Die Straßburger Gänseleberpasteten haben ihren Weg um den Erdball gefunden; die Feinschmecker aller Länder schwelgen in dem Genusse der zarten, schwerverdaulichen, durchtrüffelten Masse, zum Leidwesen aller Tierschutzvereinler, welche den grausamen Vorgang zur Erzielung einer möglichst großen Leber gern beseitigt sehen und das federreiche Haustier einzig zum Sonntagsbraten aufwachsen lassen möchten.

Ist Straßburg mit seinen 113 000 Einwohnern unbestritten die Hauptstadt der Reichslande, so ist Mülhausen weitaus ihr erster Industrieort und Metz ihre wichtigste Festung. Mülhausen verdankt wenig seiner geographischen Lage: daß es jetzt ein Knotenpunkt von Kanal- und Eisenbahnverbindungen ist, darf nur als eine Folge seiner gewerblichen Leistungen angesehen werden. Der Gemeinsinn und die fachmännische Tüchtigkeit einer Anzahl hervorragender Bürger hat die Stadt, welche am

Schlusse des vorigen Jahrhunderts nur 6000 Einwohner zählte, zu einem ebenso volkreichen wie wohlhabenden Mittelpunkt der Baumwoll-Spinnerei und -Weberei, der Kattundruckerei und Maschinenfabrikation gemacht. 1746 wurde die erste Fabrik für bunte Baumwollgewebe angelegt, und heute drehen sich fast 2000000 Spindeln in dem Industriebezirke, von denen 525000 Spindeln und 5400 mechanische Webstühle auf die eigentliche Stadt Mülhausen kommen. Die Familien Köchlin, Dollfus, Schlumberger, Mieg u. a. haben ihre Vaterstadt jedoch nicht nur groß, sondern auch glücklich zu machen gesucht. Für die Zehntausende von Arbeitern wurden passende Wohnstätten gebaut, welche durch kleine Ratenzahlungen allmählich in den Besitz des Arbeiters übergingen und ihn dadurch zum Fleiß, zur Sparsamkeit und Seßhaftigkeit erzogen. Durch die Gründung der Société industrielle (1825) wurde die Ausbreitung des Gewerbes mächtig gefördert; die Gesellschaft erstrebte die Mitteilung der neuesten Erfindungen und Beobachtungen unter den Mitgliedern, die Fürsorge für das leibliche und sittliche Wohl der Arbeiter, endlich die Anlage von Schulen und Fortbildungsanstalten aller Art, von Bibliotheken, naturwissenschaftlichen Sammlungen, Gewerbemuseen, Zeichenschulen u. dgl. Kaum darf sich eine zweite Stadt Europas gleich ausgezeichneter Anstalten zur Verbesserung der materiellen Lage, sowie zu einer menschenwürdigen Erziehung und Ausbildung des Arbeiters rühmen; Persönlichkeiten wie die des Maire Joseph Köchlin-Schlumberger († 1863) und manches anderen Großindustriellen haben sich um die Blüte ihrer Vaterstadt und die Kultur der Menschheit unvergängliche Verdienste erworben.

Reicher als irgendwo hat das römische Leben in den ersten Jahrhunderten nach Chr. im Moselthale geblüht. Zwar ist letzteres, namentlich in der oberen Flußhälfte und im Vergleich zum Rheinthal, ungemein eng, aber desto lieblicher und malerischer, und wie ein Wun-



Flöße auf dem Rhein.

derland schildert der römische Dichter Ausonius die prunkenden Paläste und Landhäuser, die Gärten und Weinberge an der vielgewundenen Mosella. Das heutige Metz war als Divodurum schon ein blühendes Gemeinwesen, als Cäsar dorthin kam. Die beiden die Stadt umschlingenden Moselarme und die Höhenzüge zu beiden Seiten des hier ausgeweiteten Flußthales kennzeichneten den Ort als strategisch wichtig: bald mündeten 6 Militärstraßen hier ein, und bis auf den heutigen Tag ist Metz trotz ungezählter Belagerungen niemals eingenommen worden, wennschon es mehrfach zur Kapitulation gezwungen wurde. Die Zerstörung der Stadt durch Attila (451), ihre Erklärung zur deutschen Reichsstadt (870), die Erlangung der Reichsfreiheit (11. Jahrh.), die Verkündigung der Goldenen Bulle (1356), welche unter ungeheurem Schaugepränge den Kaiser Karl IV. und die Großen des Reichs in der stolzen Moselstadt vereinigte, die an Straßburgs Fall erinnernde Einnahme der Stadt durch die Franzosen (1552), die Bestätigung dieser Überrumpelung durch den Westfälischen Frieden (1648), endlich die Belagerung durch die Deutschen im Herbst 1870 und die Übergabe der Stadt samt Besatzung und Kriegsmaterial am 29. Oktober 1870: das sind die denkwürdigsten Daten aus der fast zweitausendjährigen Geschichte von Metz.

Trotz großer Anstrengungen seitens der Deutschen ist Metz erst zum kleinsten Teile den Germanisierungsversuchen zugänglich geworden. Es ist eigentlich immer noch bloß eine Militär- und Beamtenkolonie an der Westmark des neuen Kaiserreiches; während sich im ganzen Bezirk Deutsch-Lothringen die französisch Redenden zu den Deutschen etwa wie 2 : 3 verhalten, bildet die in Metz zurückgebliebene französisch sprechende Bürgerschaft den weitaus größten Bruchteil der Stadtbevölkerung, und nur ganz allmählich bewirkt der Umgang mit den eingewanderten Deutschen, sowie die Einführung des Deutschen als offizielle Sprache im amtlichen Verkehr, in Kirche, Schule und Militärdienst, eine Entwelschung der einstigen deutschen Reichsstadt.

Metz ist keine schöne Stadt. Seine reiche Vergangenheit kommt fast gar nicht in seinen Bauten zum Ausdruck. Nur das trutzige „Deutsche Thor“ (1446 erbaut), die große gotische Kathedrale (1546 vollendet) mit prächtigen Glasmalereien, sowie der St. Louis-Platz mit seinen mittelalterlichen Häuserfronten und Bogengängen fallen von dem alten Metz in die Augen. Die öffentlichen und militärischen Bauten reichen meist nicht über das vorige Jahrhundert zurück. Die mit hübschen Anlagen geschmückte Esplanade, der schattige „Jardin d'amour“ und die mit Kaufläden und Hotels besetzten „Rue Serpenoise“ und „Rue des Clercs“ erinnern an eine Stadt von Bedeutung. Die nach Metz kommenden Deutschen zieht es vielfach in die freundliche Hügellandschaft der Umgegend hinaus. Auf Schritt und Tritt stößt man dort auf Gräber und Denkmäler. Dort ruhen die Tapfern von Gravelotte,



Ruine Rheinfels.

Mars-la-Tour, Rezonville und St. Privat, die in den heißen Augusttagen 1870 mit ihrem Heldenblute dem Vaterlande die Moselfeste wiedergewannen — Deutschland wird ihrer allzeit in Ehren gedenken!

* * *

Es ist auffällig, daß die linksrheinisch zwischen Straßburg und Bingen gelegenen Städte in früheren Zeiten von größerer Bedeutung waren als die rechtsrheinischen zwischen Freiburg und Frankfurt, daß später jedoch letztere, welche schon im Anfange der fünfziger Jahre durch eine Hauptbahnlinie verbunden wurden und in steigendem Maße den Handel und Verkehr an sich zogen, an Wohlstand und Bedeutung kräftiger emporblühten als jene, trotzdem das linke (pfälzische und rheinhessische) Ufer vielfach höher, anmutiger und stärker bevölkert ist. Politische Verhältnisse allgemeiner Art, die Gründung neuer Fürstenresidenzen und die rasche Vergrößerung von

Städten wie Heidelberg, Mannheim und Frankfurt haben jenen Wechsel des Verkehrslebens hervorgerufen.

Heidelbergs Lob ist unendlich oft angestimmt worden — und das mit Recht. Alle Elemente, aus deren Mischung eine herrliche Gegend entsteht: Berg und Ebene, Wasser und Wald, Ruinen, Gärten u. dgl., sie finden sich hier vereinigt. „Die Lage der Stadt und Umgegend", meinte Goethe, „hat etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiß, was denkende Künstler von der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben." Das Heidelberger Schloß, dies „vollendete Gedicht aus dem Mittelalter", wie es Ludwig Tieck nannte (vgl. die Abbildung S. 152), war einst der schönste Fürstensitz Deutschlands, sowohl wegen seiner Lage als wegen der Pracht und des Reichtums seiner Architektur; seine Trümmer verdienen den Namen der „deutschen Alhambra", denn umfangreicher, herrlicher und geschichtlich denkwürdiger ist wohl keine Burgruine im Deutschen Reich. Auf dem Altan des Schlosses überkommt den Patrioten eine Flut widerstreitender Gefühle. Das üppige Neckarthal im Grunde, die heitere Musenstadt am Fuße des Berges, welche heute blühender als jemals vorher dasteht (sie wurde im Laufe der Jahrhunderte fünfmal bombardiert, zweimal verbrannt und dreimal erstürmt und geplündert), die sonnigen Rebenhügel nah und fern — dieser Anblick schwellt das Herz mit stolzer Freude über die Schönheit unseres Vaterlandes: „in tausend Wanderbüchern liegt ein Epheublatt, immergrün wie das Andenken an die schönen Stunden in der Neckarstadt". Aber ein Blick rückwärts auf die Schloßruine ruft Trauer und Ingrimm in die Seele. Barbarischer wie in Heidelberg haben die Horden des Dreißigjährigen Krieges und die Feldherren Ludwigs XIV. nirgends gewütet; die bloße Aufzählung der Greuel und des Jammers, welche die Pfalz im 17. Jahrhundert heimsuchten, würde viele Bände füllen, und die Namen Tilly, Mélac und Turenne genügen, um in dieser Schloßruine ein ergreifendes Wahrzeichen von Deutschlands tiefster Erniedrigung zu sehen. Selbst Heidelbergs Universität war den Kriegszeiten zum Opfer gefallen. 1626 zählte sie nur einen Studenten, und ihr stolzester Schatz, die weltberühmte Palatinische Bibliothek, war nach Rom gebracht worden; erst 1816 kam dieselbe bruchstückweise an die rechtmäßige Besitzerin zurück. Am 18. Oktober 1886 feiert die Ruperto-Carolina, die älteste Universität des Deutschen Reiches, das 500jährige Jubiläum ihres Bestehens. Wie wird da der Freudenbecher unserer jungen und alten Kommilitonen überschäumen, und wie kräftig werden sie mit dem wanderlustigen „Trompeter von Säckingen" einstimmen in das Loblied:

„Alt Heidelberg, du feine,
„Du Stadt an Ehren reich,
„Am Neckar und am Rheine
„Kein' andre kommt dir gleich..."

Im genauen Gegensatz zu Heidelberg steht Mannheim, die am regelmäßigsten gebaute Stadt Deutschlands: ihre einstige, fast kreisförmige Stadtmauer, welche jetzt durch Anlagen und eine Ringbahn ersetzt ist, umfaßt 110 Häuserquadrate von ziemlich gleicher Größe; das ungeheure Schloß nimmt fast die ganze Rheinseite der Stadt ein. Zwar hat auch Mannheim bald nach seiner Gründung (1606) durch Kriegsnöte wiederholt gelitten, aber seine günstige Lage im Winkel zwischen Rhein und Neckar hat ihm immer schnell wieder aufgeholfen, und heute ist es die volkreichste und gewerbfleißigste Stadt Badens (62000 Einwohner). Ein gutes Theater, welches die Erinnerungen an Schillers erste dramatische Erfolge wachruft, die Versailles nachahmenden Gärten des nahen Schwetzingen, die Bildergalerie im Schlosse und das rege Treiben der Schiffe und Eisenbahnen in dem linksrheinischen Ludwigshafen (dasselbe wurde erst 1843 gegründet und zählt bereits über 15000 Einwohner) sind die einzigen Gegenstände von Interesse, welche das moderne Mannheim dem Fremden zu bieten vermag.

Auch die Residenzstädte Karlsruhe und Darmstadt fesseln den Wanderer wenig. Karlsruhe weist anstatt des Mannheimer Schachbrettgrundrisses einen fächerförmigen Plan auf: die Straßen der südlich gelegenen Stadt zielen ebenso wie die Alleen des nördlichen Schloßgartens auf den mathematisch genau im Mittelpunkt befindlichen Schloßturm hin; einige Querstraßen, namentlich die große Kaiserstraße mit der Pferdebahnlinie von Mühlburg im Westen nach Durlach im Osten, durchbrechen den ebenso langweiligen wie unpraktischen Stadtplan.

Fast noch einförmiger und residenzmäßiger geht es in dem weitläufig und regelmäßig gebauten Darmstadt zu. Wie Karlsruhe, hat es seine stattliche Garnison, ein vorzügliches Hoftheater, einen großen, prächtigen Schloßpark, eine umfangreiche Bibliothek, Sammlungen aller Art, gute Bildungsanstalten, einige hübsche Denkmäler, ein Polytechnikum und einige industrielle Anstalten. Die Annehmlichkeit des Lebens in diesen mittelgroßen Residenzen wird wesentlich durch die Nähe reizender Berglandschaften erhöht. Karlsruhe hat für weitere Ausflüge seinen Schwarzwald und das Neckar-Bergland, Darmstadt dagegen die Waldespracht des Odenwalds, an dessen westlichem Fuße sich die vielgefeierte Bergstraße bis nach Heidelberg hinzieht. Der Hauch südlicher Üppigkeit liegt über diesem Gelände. Zwar entbehrt es die Majestät der Alpenfirnen im Hintergrunde und selbst die malerische Romantik des Hochgebirges, aber die vollen Wipfel seiner Eichen und Buchen, die epheuumrankten Trümmer von Burgen und Klöstern und die saubern Dörfer an den von fruchtstrotzenden Obstbäumen eingefaßten Straßen bilden als Ganzes ein so echt deutsches Landschaftsbild, daß man Italiens heiße Sonne oder die lawinendrohenden Gletscher der Schweiz gern vermißt und sich immer von neuem in den heiteren Frieden dieses Waldgebirges versenkt. Der große „Zar aller Reußen" wußte ebenso gut wie unser feinsinniger Julius Rodenberg und mit beiden viele andere Fürstlichkeiten und Dichter die Reize Jugenheims zu schätzen: immer von neuem suchten sie gerade hier ihre Sommerfrische. Welch ein entzückendes, farbensattes

Bild von der Terrasse des Heiligenbergs! Wie durch einen Riesenpark schlängeln sich die wohlgehaltenen Waldwege bergauf bergab, bis hin nach dem Felsenmeer, oder den Melibokus hinan, oder zu dem mächtigen Bau des Auerbacher Schlosses, das der Mordbrenner Turenne 1674 gleich so vielen anderen in Asche legte, um, wie ein schlechter Witz es nannte, „überall in Deutschland romantische Ruinen zu schaffen“.

Nur zu vollständig ist es den Franzosen damals gelungen, den scharfen Befehl ihres „großen“ Königs: «Brûlez le Palatinat» auszuführen. Drüben auf dem linken Rheinufer, in der heutigen Pfalz und in Rheinhessen, haben sie besonders schrecklich gewirtschaftet, so daß Napoleon III. in seiner Proklamation (1870) mit Recht seinen Soldaten zurufen konnte, sie würden in Deutschland allerorten die Spuren ihrer glorreichen Väter finden. Zwischen Straßburg und Bingen giebt es schwerlich irgend eine Ortschaft, welche im 17. Jahrhundert nicht von Raub und Mord heimgesucht worden wäre, und nur der Bodenreichtum ihres Landes ließ die Pfälzer immer wieder emporkommen. Von den vorher blühenden Städten Worms, Kreuznach, Speyer, Frankenthal, Zweibrücken, Neustadt, Alzey, Germersheim, Dürckheim, Landau, Kaiserslautern u. a. berichtet L. Häusser in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz“ die schrecklichsten Thatsachen. Als man den Einwohnern von Worms Ende Mai 1689 ankündigte, daß ihre Stadt dem Erdboden gleich gemacht werden müßte, und als sie den Herzog von Crequi um Schonung anflehten, antwortete ihnen dieser, er habe eine Liste von 1200 Ortschaften, welche alle dem gleichen Geschick verfallen würden; der Kriegsminister Louvois setzte thatsächlich seinen Plan, zwischen Frankreich und Deutschland eine Öde zu schaffen, ebenso rücksichtslos wie erfolgreich durch. Die ganze Stadt sank am 31. Mai in Asche, indes die Mordbrenner lustige Tanzweisen dazu aufspielten. Wie viele Erinnerungen an die Römer- und Nibelungenzeit, an berühmte Reichstage und Religionsgespräche sind bei jener Gelegenheit ausgelöscht worden! Und dennoch blühte das uralte Worms wieder auf: sein Judenfriedhof, seine Synagoge, sein romanischer Dom, sein Lutherdenkmal und die im Schatten der Liebfrauenkirche wachsende „Liebfrauenmilch“, der blumigste aller Rheinweine (leider ist jener Weinberg nur $^3/_8$ Hektar groß!) verleihen der Stadt der „Helden lobebaren“, in welcher Luther sein mannhaftes Wort sprach: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!“ das vielseitigste und dauerndste Interesse.

Auch Speyer blickt auf eine Reihe wechselvoller Geschicke zurück; an Alter, Ehren und Leiden steht es Worms nicht nach. Es war einer der ersten von den Römern befestigten Plätze am Rhein und hatte als solcher manchen Sturm auszuhalten. Karl der Große weilte öfter hier, hatte vielleicht auch eine eigene Pfalz in der Stadt. Nachher wurde Speyer Bischofsstadt, dann (für seine treue Anhänglichkeit an den unglücklichen Kaiser Heinrich IV.) freie Reichsstadt. Es folgten die mittelalterlichen Kämpfe der Zünfte gegen die „Geschlechter“, der Bischöfe gegen die Bürger. In Speyer ward der zweite Kreuzzug beschlossen, in Speyer „protestierten“ (1529) die Anhänger Luthers gegen den Reichstagsabschied, in Speyer endlich fanden acht deutsche Kaiser ihre letzte Ruhestätte: der Dom, in dessen neuerdings prächtig geschmücktem Königschor sie begraben wurden, ist eine der größten Kathedralen Deutschlands. An demselben Tage wie Worms wurde auch Speyer von den Franzosen verbrannt. Der Dom wurde bis auf die Umfassungsmauern vernichtet, die Gräber wurden aufgerissen und die Gebeine der Kaiser umhergeworfen. Jene von Ludwig XIV. angeordnete Mordbrennerei rächte sich bekanntlich ein Jahrhundert später aufs unerbittlichste, als am 12. Oktober 1793 das Pariser Volk die Grüfte von St. Denis erbrach und die Speyerer Frevel an seinen eigenen Herrschern verübte.

Eine recht systematische Vernichtung erfuhr namentlich Kreuznach. Am Abend des 7. August 1684 wurde den Bewohnern höflich angezeigt, daß sie ihre Stadt, welche am nächsten Tage dem Erdboden gleich gemacht werden würde, mit Hab und Gut verlassen dürften. Das war eine Nacht voll Jammerns, voll Hin- und Herrennens, Packens und Kramens! Kaum waren die Kreuznacher am Morgen des 8. August mit Weib und Kind vor das Thor gezogen, da loderte es hinter ihnen an allen Ecken und Enden auf. Dann wurden sie von den Franzosen umzingelt und ihrer Habseligkeiten unter rohem Gelächter beraubt; den Bauern wurde obendrein befohlen, die wogenden Getreidefelder umzupflügen, damit nichts übrig bliebe; die Lässigen wurden mit den Bajonetten durchstoßen. — Wie in Kreuznach, so ging's auch anderswo her, und bald war, wie Häusser schreibt, „durch Morden, Flüchten, Pest und Hungertod die Bevölkerung so furchtbar gemindert, daß das lachende Paradies des pfälzischen Landes einem verödeten Kirchhofe gleichsah“.

Als man in Deutschland nach dem großen Kriege von 1870—71 sich anschickte, zur Erinnerung an die vielen herrlichen Siege und Erfolge ein Nationaldenkmal aufzurichten, ein Wahrzeichen des neuerstandenen deutschen Kaiserreiches, da war man lange schwankend über die Wahl des Platzes. Ferdinand Hey'l, der Kurdirektor von Wiesbaden, auch als rheinischer Schriftsteller wohlbekannt, bezeichnete zuerst den Niederwald als die passendste Stätte dieses Denkmals. Am Ufer des deutschesten Stromes, auf dem Hintergrunde von Eichen und Buchen sich abhebend, der Fuß des Berges mit den edelsten Reben umkränzt, angesichts der drei neugeeinten deutschen Landesgebiete Preußen, Hessen und Nassau, schaut die mächtige, prächtige Germania hinüber nach den Höhen von Spichern und dem Vogesenwall, welcher jetzt die Grenzwacht Deutschlands bildet.

„Mit Gott! — Einst geht, hoch über Feindes Leichen,
„Der Stern des Friedens auf!
„Dann pflanzen wir ein helles Siegeszeichen
„Am freien Rheinstrom auf!“

Über alle Erwartung herrlich ist dies prophetische Wort Theodor Körners in Erfüllung gegangen. Hätten die Mordbrennereien der Franzosen gerade in diesen Gegen-

den immerhin einen Anlaß geboten, in das hehre Fest der Denkmalsweihe am 28. September 1883 eine Kundgebung von Feindseligkeit oder Übermut zu mischen, so unterblieb dies dennoch, dank der edlen Mäßigung der Sieger, dank der frommen Unterordnung des greisen Kaisers unter das Walten eines höheren Herrschers. Eine warmempfundene poetische Ansprache des Rheinlandsdichters Emil Rittershaus, vorgetragen von dem holden Töchterchen F. Hey'ls, und das feierliche „Nun danket alle Gott", angestimmt von den Fürsten und Abgesandten Alldeutschlands, leiteten die Feier ein. „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung", so lautete dann der Weihespruch des Kaisers, und unter dem Donner der Geschütze sangen hunderttausend Stimmen diesseits und jenseits des Rheins und von den stattlichen Dampferflottillen auf dem Strome selbst die Nationalhymne und das weihevolle „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", welches unzählige Male im Felde die Krieger geeint hatte und deshalb in unauslöschbaren Lettern am Fußgestell des Denkmals verewigt worden ist. Schwerlich findet man anderswo eine großartigere Verkörperung einer Volksidee als in dem erzschimmernden Niederwalddenkmal des



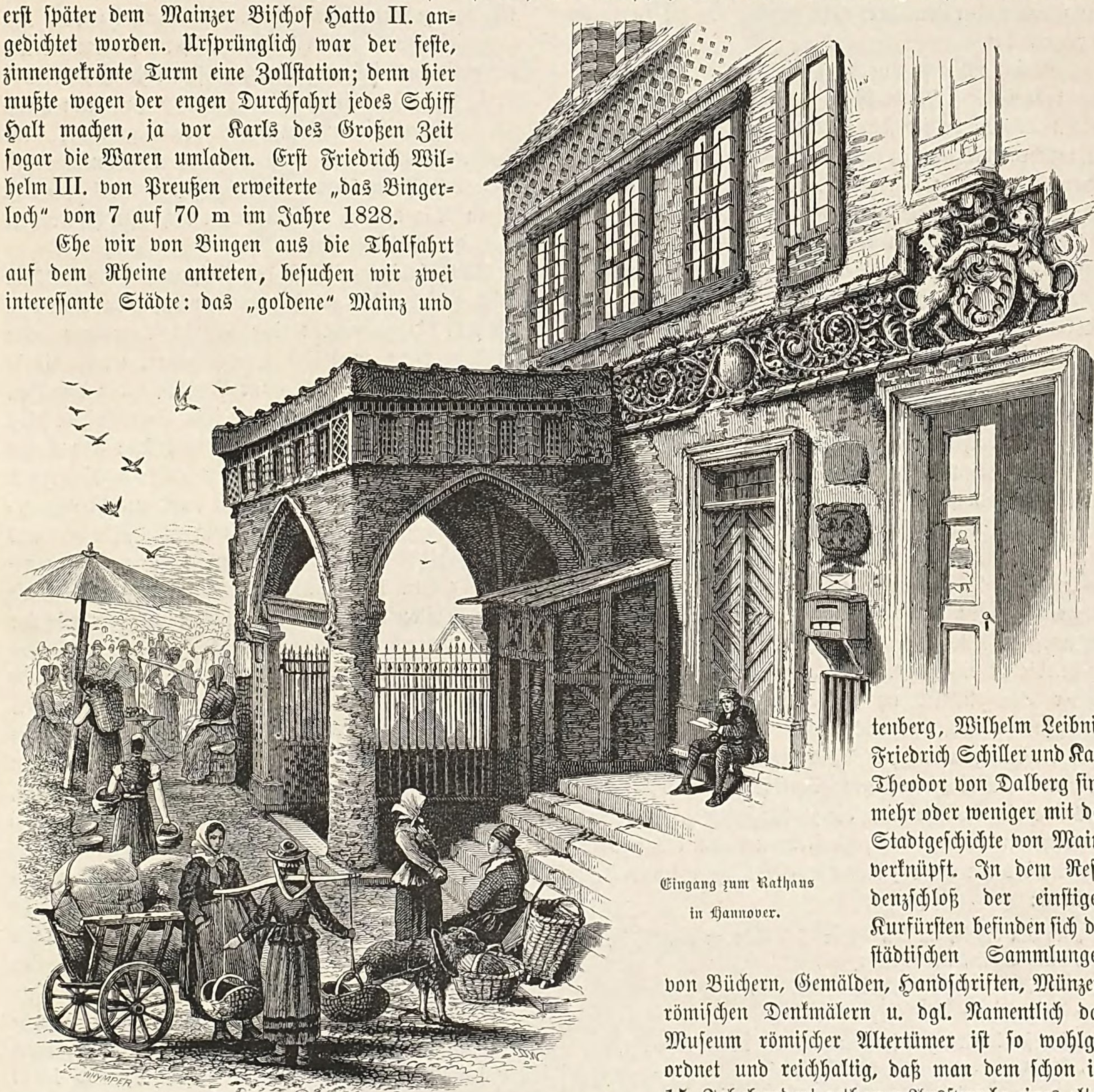
Ansblick von Oberstein ins Nahethal.

Meisters Schilling; Ernst und Anmut, Majestät und deutsche Weiblichkeit sprechen aus den Zügen der Germania. Aber niemals ist auch ein Fest gleich diesem gefeiert worden, das in so begeisternder Verbrüderung alle deutschen Stämme „vom Fels zum Meer" geeinigt und zwischen Kaiser, Fürsten und Volk ein auf tiefernstem Grunde erblühtes Einigkeitsgefühl bekundet hätte.

Von der Terrasse vor dem Denkmal genießt man einen entzückenden Rundblick über den Rheingau zur Linken und das von Burgruinen umsäumte Flußthal zur Rechten, über des „Rheins gestreckte Hügel, Hochgesegnete Gebreiten, Auen, die den Fluß bespiegeln, Weingeschmückte Landesweiten", wie der schon alternde Goethe 1814 den Rheingau charakterisierte. Im Vordergrunde, auf halber Bergeshöhe, erhebt sich die Ruine Ehrenfels über dem terrassenförmig ansteigenden Rebengelände (S. die Abbildung S. 161); dorthin wurden früher in Kriegszeiten die Mainzer Domkleinodien in Sicherheit gebracht. Das

alte Bingen mit der Drususbrücke und der neu ausgebauten Burg Klopp, in welcher einst Heinrich IV. von seinem Sohne gefangen gehalten wurde, und die wichtige Bahnstation Bingerbrück an der gegenüberliegenden Seite der Nahe bilden den Vordergrund des linksrheinischen Panoramas. Mitten im Strome steigt auf einer Klippe der sagenberühmte Mäuseturm (S. 157) empor. Die auch bei anderen Völkern vorkommende Sage von den menschliche Missethat rächenden Mäusen ist wohl erst später dem Mainzer Bischof Hatto II. angedichtet worden. Ursprünglich war der feste, zinnengekrönte Turm eine Zollstation; denn hier mußte wegen der engen Durchfahrt jedes Schiff Halt machen, ja vor Karls des Großen Zeit sogar die Waren umladen. Erst Friedrich Wilhelm III. von Preußen erweiterte „das Bingerloch" von 7 auf 70 m im Jahre 1828.

Ehe wir von Bingen aus die Thalfahrt auf dem Rheine antreten, besuchen wir zwei interessante Städte: das „goldene" Mainz und das reiche Frankfurt am Main. Mainz ist in erster Linie die Stadt der historischen Erinnerungen aller Zeitalter; als ein Schlüssel zum deutschen Reiche hat es von den Tagen der Römer bis in unsere allerneueste Zeit gegolten: das Castrum Moguntiacum des Altertums, die Stadt der Erzbischöfe und Kurfürsten im Mittelalter (ihr Sprengel umfaßte beinahe halb Deutschland), der französische Waffenplatz und die deutsche Bundesfestung — wie viele Kapitel der Geschichte und Kulturentwicklung unseres Vaterlandes



Eingang zum Rathaus in Hannover.

haben sich nicht in den enggedrängten Häuservierteln des alten Mainz abgespielt! Seine Lage an der Rheinbiegung und der Mainmündung bestimmte es von Natur zu dieser wichtigen Rolle im Völkerverkehr, und eine Reihe günstiger Umstände trat hinzu, es nicht nur auf dem Waffen- und Handelsgebiete, sondern auch im Reiche kirchlicher und litterarischer Bestrebungen als einen Mittelpunkt des weiten Gaues zwischen Straßburg und Köln erscheinen zu lassen: die Namen Heinrich Frauenlob, Johann Gutenberg, Wilhelm Leibniz, Friedrich Schiller und Karl Theodor von Dalberg sind mehr oder weniger mit der Stadtgeschichte von Mainz verknüpft. In dem Residenzschloß der einstigen Kurfürsten befinden sich die städtischen Sammlungen von Büchern, Gemälden, Handschriften, Münzen, römischen Denkmälern u. dgl. Namentlich das Museum römischer Altertümer ist so wohlgeordnet und reichhaltig, daß man dem schon im 15. Jahrhundert gethanen Ausspruche eines alten Kosmographen gern zustimmt: „Es ist keine Stadt an dem Rheinstrome, darin mehr alter Dinge gefunden werden, denn zu Mainz."

Seit der Erweiterung der Stadtbefestigung hat Mainz begonnen, sich gewaltig, namentlich nach Nordwesten, auszudehnen: ein breiter Boulevard durchzieht dort das „Gartenfeld", und ein großartiger Centralbahnhof wurde 1885 dem Verkehr übergeben. Die Rheinpromenade mit der Stadthalle, einem der größten Säle Deutsch-

lands, die „Neuen Anlagen" an der 1300 m langen Gitterbrücke, die eben fertig gewordene eiserne Bogenbrücke über den Rhein (beinahe an derselben Stelle, wo einst die Römer und dann Karl der Große eine hölzerne Pfahlbrücke über den Strom geschlagen hatten), die romanische Basilika des fast tausendjährigen Domes in ihrer gegenwärtigen Restauration und eine große Anzahl moderner Privatbauten machen das alte Mainz immer mehr zu einer schönen Stadt, wennschon es mit der Entwicklung des nahen Frankfurt nicht gleichen Schritt zu halten vermocht hat.

Mainz ist nicht nur die älteste, sondern immer noch die bedeutendste Handelsstadt in Rheinweinen; fast vor seinen Thoren breitet sich ja der sonnige Rheingau aus, in welchem die edelsten aller -Heimer und -Steiner, aller -Berger und -Thaler wachsen, von dem kleinen, dünnen Laubenheimer bis hinauf zu dem goldfunkelnden Johannisberger-Kabinett, dem wahren Fürstenwein, den leider nur selten gewöhnliche Sterbliche zu nippen bekommen. Wie viele unserer herzerfreuendsten Lieder verdanken wir nicht dem verständnisvollen Genuß des Rheinweins! „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher", hebt schon Matthias Claudius an, während er mit dem Samaritergedanken schließt: „Und wüßten wir, wo jemand traurig läge, Wir brächten ihm den Wein"! und „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen".... singt der große Lebenskünstler Goethe.

Diese lebhaften Beziehungen zum Wein, diese wunderbare natürliche Wahlverwandtschaft zwischen „Land und Leuten", welche in dem humorvollen W. H. Riehl ihren geistreichen Erklärer gefunden hat, lassen die Mainzer als die ausgeprägtesten Vertreter rheinischer Fröhlichkeit und Leichtlebigkeit erscheinen. Eine Art gallischer oder romanischer Beweglichkeit im Handeln, ein leichtes, ungezwungenes Wesen, das aller Prüderie, aber vielleicht auch jeder ernsten germanischen Beständigkeit abhold ist, kennzeichnen den Mainzer vor dem Frankfurter, Wiesbadener rc. Vollends die Mainzerinnen, die glutäugigsten, „goldigsten" Vertreterinnen mittelrheinischer Frauenanmut, rechtfertigen den Rat des um die Rheinlandspoesie hochverdienten Karl Simrock:

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
„Mein Sohn, ich rate dir gut,
„Da geht dir das Leben so lieblich ein,
„Da blüht dir so freudig der Mut.

„Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
„Als wär' es ein adlig Geschlecht,
„Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
„So dünkt es dich billig und recht..."

Auch Frankfurt ist trotz seiner Lage am Main gewissermaßen als eine rheinische Stadt zu betrachten, da es mit seiner Geschichte und seinen Lebensbedingungen vielfach an die große Verkehrsstraße gebunden ist, welche das Rheinthal als Ausgangspunkt oder Ziel nimmt. Das östlich sich öffnende Mainbecken ist zwar fruchtbar und schafft in guten Jahren große Mengen Obst, Wein, Hopfen rc., außerdem Holz und Steine auf den Frankfurter Markt, hat auch als Durchgangsland von den Zeiten der keltischen Gallier an gedient und ist von Römern und Katten, von Sueven, Franken, Burgunden, Thüringern und Slaven erstrebt worden; aber den Hauptverkehr der Mainlande nach Osten und Süden hin riß schon früh Nürnberg an sich, namentlich zufolge der starken Krümmungen des Flusses. Die große Fruchtebene „Wetterau" nördlich vom Untermain, die Schiffbarkeit des Flusses von Frankfurt ab bis zu seiner Mündung selbst für größere Rheinschiffe, die Kreuzung von acht Bahnlinien und die (namentlich in früheren Jahrhunderten, als Deutschland sich weiter nach Westen erstreckte) überaus centrale Lage Frankfurts haben es lange zu einem Herzpunkt deutschen, ja europäischen Lebens gemacht; seine „Messen" gehörten zu den besuchtesten Binnenmärkten Mitteleuropas, und seine Bedeutung als Börsenplatz ist heutigen Tages noch unbestritten die höchste hinter derjenigen der Millionenstädte.

Merkwürdigerweise ist der Ursprung Frankfurts in Dunkel gehüllt. Urkundlich wird es zuerst unter Karl dem Großen (794) genannt. Kaiser Karl IV., welcher „eine sonderliche Liebe zu dieser Stadt hatte", machte sie in der Goldenen Bulle (1356) zur Wahlstadt der deutschen Kaiser und erteilte ihr das Recht, ihre Schultheißen selbst zu wählen; auch zehn Kaiserkrönungen fanden zwischen 1562 und 1792 in Frankfurt statt, diejenige Ferdinands I. (1764) hat uns Goethe bekanntlich aufs anziehendste geschildert. Die erste gedruckte Zeitung Deutschlands (aus welcher sich das heutige „Frankfurter Journal" herausbildete) erschien 1615 in Frankfurt; ihr folgte 1617 die „Oberpostamtszeitung", denn Frankfurt war der wichtige Mittelpunkt der Reichsposten und der Thurn- und Taxisschen Postverwaltung. Um 1750 zählte die Stadt etwa 30000 christliche und reichlich 10000 jüdische Bewohner; letztere hausten zusammengepfercht in ihrem von Mauern eingeschlossenen Viertel, und erst in unserem Jahrhundert wurden ihnen Rechte eingeräumt wie der Besuch von Kaffeehäusern, die Benutzung von Promenaden, die Anwesenheit bei hohen Festlichkeiten rc. — und was wäre trotzdem Frankfurt ohne die erfolgreiche Thätigkeit und den Handelsgeist seiner Judenschaft geworden?

Heute zählt Frankfurt einschließlich seiner Vororte 165000 Einwohner. Es ist die reichste und vielfach eine der schönsten unter den Großstädten Deutschlands. Am 16. Juli 1866 wurde es von den Preußen besetzt, nachdem 1848 und 1849 die deutsche Nationalversammlung unter stürmischen Auftritten in der Paulskirche und 1863 ein deutscher Fürstentag unter Vorsitz des Kaisers Franz Joseph von Österreich im Römer und im Bundespalais getagt hatten. Von weltgeschichtlicher Bedeutung war endlich die am 10. Mai 1871 im Gasthof „zum Schwan" erfolgte Unterzeichnung des Friedensvertrages zwischen Frankreich und Deutschland; die ehemalige freie Reichs-, Kur- und Krönungsstadt schmückte sich mit Fahnen und ließ die Glocken läuten zu Ehren der Erfolge des neuerstandenen Deutschen Reiches.

Ist auch die Zeit vorüber, in welcher es hieß: „So-

viel Fische im Meere, soviel Vögel auf den Bäumen, soviel Sterne am Himmel, soviel Waren giebt's in Frankfurt", so ist letzteres doch noch immer einer der bedeutenderen Handelsplätze Deutschlands, namentlich für den Zwischenhandel und die Gewerbthätigkeit in Manufaktur-, Konfektions- und Modewaren, Wein, Metall, Kolonialprodukten, Antiquitäten und Kunstgegenständen. Die Großindustrie beschränkt sich aus lokalen Gründen auf wenige Zweige, wie Nähmaschinen, Chemikalien (Chinin), Seifenwaren u. a. Dagegen hat sich äußerlich die Stadt seit der Abtragung der Festungswerke (1804) mehr und mehr zu ihrem Vorteil verändert, und niemand wird heute mit Goethe sprechen: „Nichts architektonisch Erhebendes war in Frankfurt zu sehen." Breite, neue Straßenzüge dehnen sich jetzt nach allen Richtungen hin aus; zu der schon 1342 erbauten Sandsteinbrücke, deren „Länge, Festigkeit und gutes Aussehen" Goethe preist, sind inzwischen vier neue Brücken hinzugetreten; an Stelle der einstigen Diplomaten haben sich die Geldaristokraten prunkvolle Paläste und Villen gebaut. Gar ärmlich nimmt sich der „Römer" mit seinem berühmten „Kaisersaal" neben den modernen Großbauten aus: das Opernhaus, die Börse, der noch im Entstehen begriffene Centralbahnhof, der Zoologische und Palmengarten mit ihren herrlichen Blumenanlagen, die Markthalle, der Frankfurter Hof, der restaurierte Pfarr- (Dom-)turm und einige schöne Denkmäler sind besonders erwähnenswert. Das lebhafte Treiben und die glänzenden Läden auf der „Zeil" und den in den Roßmarkt mündenden Straßen, der starke Fremdenzufluß aus den zahlreichen Badeorten der Nachbarschaft, endlich die auffallend eleganten Toiletten der Frankfurterinnen tragen ebenfalls zu dem großstädtischen Charakter Frankfurts bei.

Der Reichtum ist jedoch nicht ausschließlich auf eine behagliche und glänzende Gestaltung des äußeren Lebens verwendet worden. Die Stadt ist reich an Stiftungen der Wohlthätigkeit sowie der Pflege von Kunst und Wissenschaft. Schon 1763 gründete der Arzt J. C. Senckenberg durch Anlage einer Bibliothek, eines Hospitals, botanischen Gartens, Laboratoriums ꝛc. die noch heute bestehende Senckenbergsche Naturforschende Gesellschaft und die, namentlich durch E. Rüppell bedeutend erweiterte, Senckenbergsche Stiftung, eine Art Museum, in welchem auch Vorlesungen über Naturwissenschaft gehalten werden. J. F. Städel († 1816) vermachte der Stadt seine Gemäldegalerie und sein bedeutendes Vermögen; der reiche Banquier S. M. von Bethmann legte ein umfangreiches Kunstmuseum an, dessen Perle Danneckers Ariadne bildet; die Familie Rothschild rief eine Anzahl Wohlthätigkeitsanstalten ins Leben, welche nicht ausschließlich für ihre Glaubensgenossen bestimmt waren, und nicht vergebens wendet man sich jederzeit in Deutschland bei Gelegenheit von Nationalsammlungen für gute Zwecke an die reiche Mainstadt.

Am eigentlich deutschen Rhein, d. h. zwischen Basel und Emmerich, kann sich mit Frankfurt nur das uralte Köln bezüglich seiner Größe und Bedeutung messen. Um dorthin zu gelangen, durchwandern wir die landschaftlich malerischte und geschichtlich wie politisch interessanteste Strecke der Rheinufer. Zwar ist der Wanderstab in unserm Jahrhundert der Eisenbahnen außer Mode gekommen, aber jene Rheintour, namentlich den Weg von Bingen nach Koblenz, legt auch der eiligste Geschäftsreisende, welcher zum ersten Male an diese Gestade kommt und außerdem einen schönen Tag vor sich hat, schwerlich im Waggon zurück; man benutzt meistens eines der vielen Dampfschiffe, wenn möglich einen stattlichen Salondampfer, um in mäßigem Fluge die Reize dieser Gegend auszukosten und nebenbei auf keine der Annehmlichkeiten zu verzichten, an welche wir Genußmenschen bezüglich Speise und Trank und interessanter Gesellschaft nun einmal gewöhnt sind. Denn gerade an und auf dem Rhein keimt in sonst nüchternen Menschen nicht selten der unbescheidene Wunsch auf:

„Und flösse von St. Gotthards Höh'
„Als Rheinweinstrom der Rhein,
„Dann möcht' ich nur der Bodensee,
„Doch ohne Boden sein!"

Die vielfach erwiesene Thatsache, daß Flußthäler da am schönsten sind, wo sie ein Gebirge durchbrechen, findet auf der Strecke von Bingen bis Koblenz, dem Durchbruchsthal des Rheins zwischen Hunsrück und Taunus, ihre volle Bestätigung. Zwar wirken die Weinberge, welche die Ufer des Rheines bedecken, wenig malerisch; aber das 64 km lange Wandelbild weist so mannigfache Fluß- und Gebirgsansichten, so viele Burgen und Schlösser, Dörfer und Städte, Wald- und Gartenlandschaften auf, und so zahlreiche Spuren menschlichen Wirkens, geschichtlicher Ereignisse und sagenhafter Erinnerungen umranken jede Ruine, jeden Stadtturm, jede Felsspitze, daß wohl kein Fluß Europas gleich stark besucht und gleich oft dichterisch verherrlicht worden ist; Karl Simrock allein hat mehrere hundert „Rheinsagen" gesammelt oder in anmutige Reime gebracht.

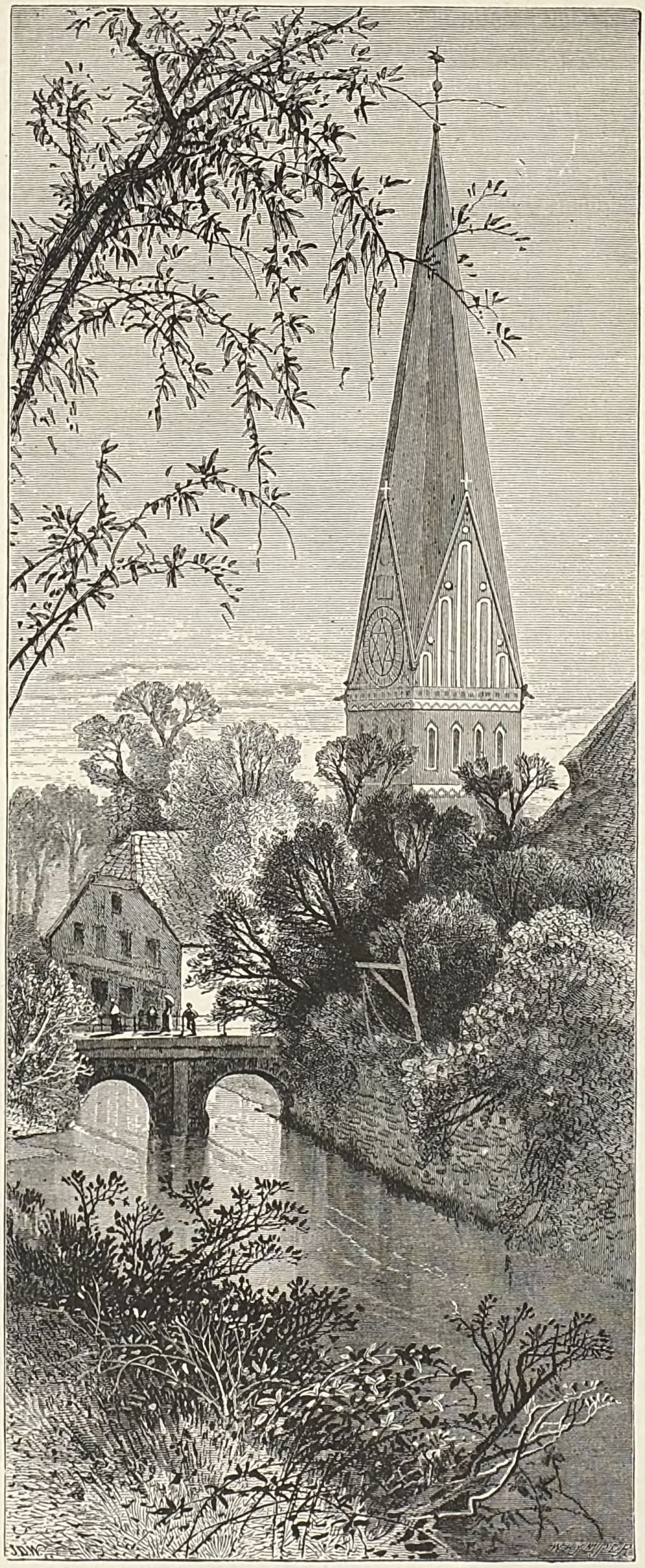
Kaum hat man Bingen verlassen, so springt zur Linken auf steilem, schmalem Felsgrat Burg Rheinstein hervor. Auf den Grundmauern der mittelalterlichen Vogtsburg, an deren „Ritter" die durchreisenden Kaufleute den „Judenzoll" entrichten mußten, hat sich Prinz Friedrich von Preußen ein waldumrahmtes gotisches Schloß geschaffen. Die Lage desselben ist überaus herrlich; sein Inneres birgt mancherlei altertümliche Schau- und Waffenstücke; in dem Kirchlein zur Seite hat der kunstsinnige Prinz († 1863) seine Grabstätte gefunden. Auch die etwas weiter rheinabwärts gelegene Ruine Sooneck ist von einem Hohenzoller ausgebaut worden: Kaiser Wilhelm und sein Bruder Karl erwarben sie 1834; ihre Weinberge und Buchenwälder versorgen Küche und Keller des Schlosses, denn nicht selten wird Schwarzwild im Soonwalde angetroffen. Unfern der Burg führte vor 1800 Jahren die römische Heerstraße nach Koblenz; daß sie nicht ganz unten neben dem Flusse, sondern auf den Vorbergen oder auf erhöhten Dämmen hinlief, beweisen die aufgefundenen Mauerreste, Inschriften, Gefäße, Waffen ꝛc. Auch am rechten Ufer, durch das langge-

strecke Lorch (Laureacum) und über das reizende Wisperthal hinweg, zog eine römische Straße, wennschon dieselbe weniger Bedeutung hatte als die linksrheinische. Letztere war auch das ganze Mittelalter hindurch eine belebte Handelsstraße: Burgen und Kirchen krönten die Bergspitzen, Kaufherren und Frachtfuhrleute vertrieben ihre Waren an die Städter im Thale, und Schiffe aller Art zogen den Strom hinauf und herunter. Hier liegt Bacharach, einst der Stapelplatz für die am Strome erzeugten Weine, oft seiner früheren Bedeutung wegen besungen, aber

„Die alten Burgen sanken,
„Noch lebt der Vater Rhein;
„Die alten Götter wanken,
„Noch lebt der Gott im Wein!"

Der nahe bei der Stadt wachsende „Steeger" zählt noch heute zu den bekannteren Weißweinen, wennschon der Papst sich nicht mehr alljährlich ein Fuder davon nach Rom bringen läßt, wie es der weise Äneas Sylvius einst that. Leider hat eine Feuersbrunst 1872 die malerischen Holzbauten des Städtchens größtenteils vernichtet, und nur Reste der dicken, mit Türmen versehenen Stadtmauer sprechen von mittelalterlicher Macht.

Bald hinter Bacharach ragt die Pfalz (vgl. das Bild S. 156) aus einem Felsblock im Strome auf, ein fester, sechseckiger Steinbau, mit Erkern und Türmchen besetzt. Hier mußten die Rheinschiffer wieder einmal in den Säckel greifen, denn nur die Flöße waren zollfrei. Eine gußeiserne Tafel trägt die vielsagende Inschrift: „Im Jahre des Heils 1813, am 31. Dezember um Mitternacht, zog siegreich an dieser Stelle Fürst Blücher von Wahlstatt, Feldmarschall, gen. Vorwärts, mit seinen Tapfern über den Rhein zur Wiedergeburt Preußens und des deutschen Vaterlandes. Errichtet im November 1853 von Ferd. Diepenbrock und C. Denzin." — Das am Ufer liegende Städtchen Caub ist durch den verhängnisvollen Bergrutsch vom 10. März 1876 zu trauriger Berühmtheit gelangt; seine Schiffer sind tüchtige Lotsen durch die Stromschnellen des Rheins, und die Schieferbrüche gewähren das Material, um manch rheinisches Haus vor Regenwetter zu schützen.



Kirchturm zu Lüneburg.

Das nahe Oberwesel wurde schon von Barbarossa zur freien Reichsstadt erhoben; im Vertrauen auf seine starken Mauern focht es mannhaft gegen die „großen Büchsen" des Kurfürsten von Trier, der es aber doch endlich einnahm und ihm dafür die Liebfrauenkirche erbaute, deren schlanker Turm im Verein mit den Trümmern der hochgelegenen Feste Schönburg, dem trutzigen „Ochsenturm" (dem Wahrzeichen Oberwesels) und der gotischen Martinskirche gar malerisch das Städtchen überragt. Nichts Reizvolleres als an schönen Sommertagen vor dem „Rheinischen Hof" zu sitzen, vor sich den breiten, grünströmenden Rhein, mit den hohen Berggeländen und mancher Ruine am jenseitigen Ufer. Wie fröhlich fahren auf den Dampfern sonntäglich geputzte Menschen vorüber! Hin und her werden mit wehenden Tüchern Grüße ausgetauscht; man kennt sich nicht, begegnet sich auch schwerlich im Leben wieder; aber die Freude am Leben und an der lachenden, sonnigen Schönheit ringsum läßt die Herzen unwillkürlich aufjauchzen vor echtem Menschenglück, und manchem zittert noch nach Jahren das Herz in der

Brust, wenn er an solch einen Sonntag seines Lebens zurückdenkt. Das ist der rechte Ort, um beim vollen Becher die Rheinlandspoesie zu kosten!

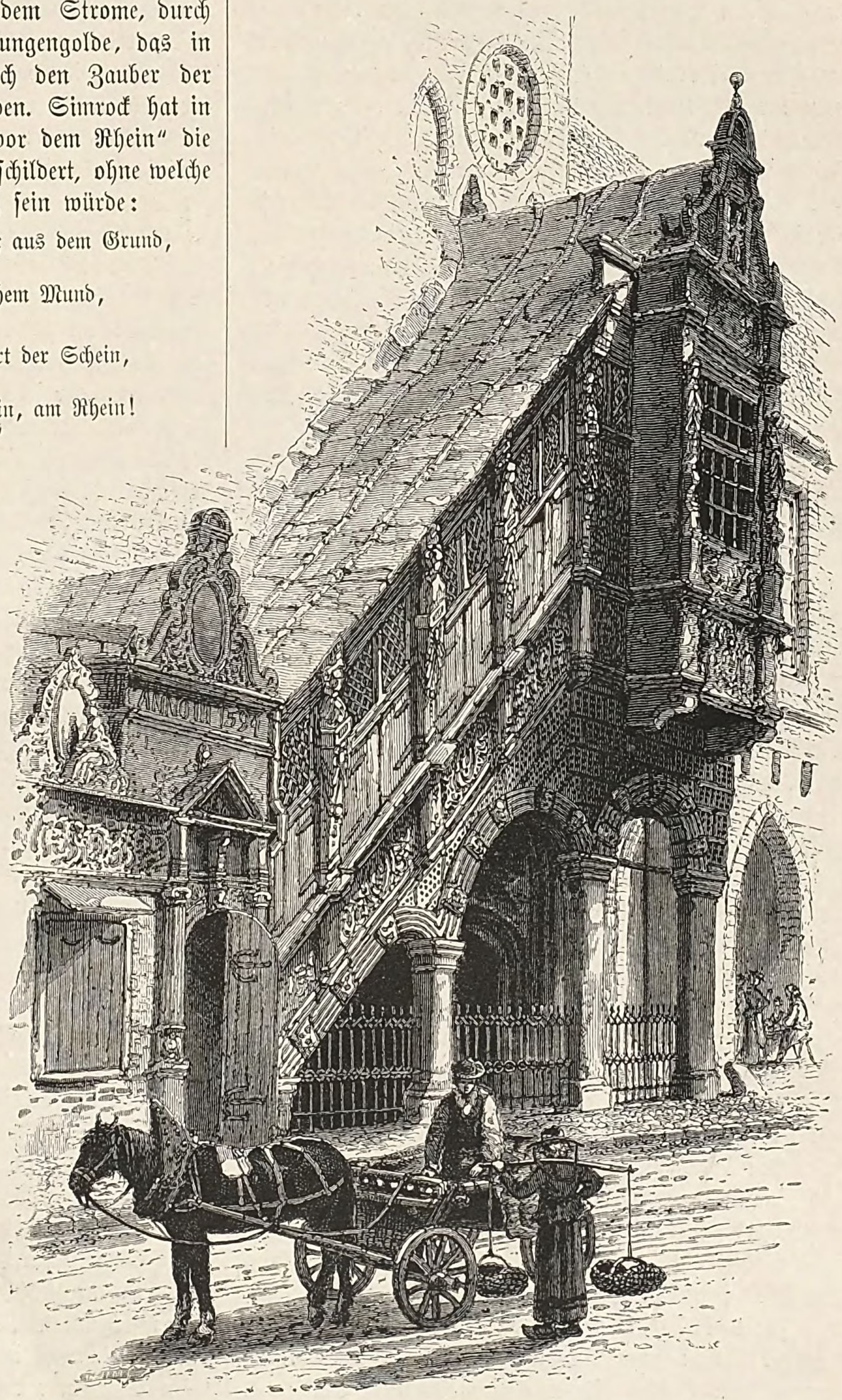
Nur eine kurze Stunde ist's von Oberwesel bis zum Lorelei („Lei" heißt am Rhein so viel wie Schieferfels). Das „Märchen aus alten Zeiten" ist durch die 130 m hohe Steilwand (vgl. die Abbildung S. 160), durch das vielfache Echo und die Wirbel auf dem Strome, durch die mittelalterliche Sage vom Nibelungengolde, das in dem Felsen liegen soll, endlich durch den Zauber der ganzen Scenerie hervorgerufen worden. Simrock hat in den Schlußversen seiner „Warnung vor dem Rhein" die Reize dieser Landschaft in Versen geschildert, ohne welche jede Skizze der Gegend unvollständig sein würde:

...„Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
„Und hast du ihr Lächeln gesehn,
„Und grüßt dich die Lurley mit bleichem Mund,
„Mein Sohn, so ist es geschehn:

„Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
„Entzücken faßt dich und Graus;
„Nun singst du nur immer: Am Rhein, am Rhein!
„Und kehrst nicht wieder nach Haus."

So weltbekannt ist jene Felsecke, daß selbst die Engländer auf dem Deck der Dampfer hier den Hals in die Höhe zu recken pflegen, während die Deutschen, und seien sie auch eben noch so fröhlich gewesen, unwillkürlich Heines schwermütiges Lied in des alten Silcher herrlicher Melodie anstimmen.

Dann folgt Sankt Goar, in alter wie in neuer Zeit viel genannt als ein gar lustiges Städtchen, allwo man den Rheinsalm an bester Quelle speisen und mit einem guten Tropfen Sankt Goarer hinunterspülen kann. Der heilige Goarius, welcher unsern der Römerstadt im 6. Jahrhundert hier als Einsiedler hauste und das Christentum verbreitete, ist in dem Stadtnamen verewigt worden. Der mittelalterliche Brauch des „Hänselns" hat bis in den Anfang unseres Jahrhunderts fortgedauert. Die nach Sankt Goar kommenden Fremden wurden am Zollhause in ein Halseisen gelegt und mußten sich, je nach ihrer Wahl, durch eine Wasser- oder Weintaufe freikaufen. Wer letztere wählte, wurde unter allerlei Förmlichkeiten zu einem kräftigen Trunk verurteilt und „mit der Fischerei auf der Lorelei und der Jagd im Rhein" belehnt. In dem darüber geführten Hänselbuch haben sich u. a. eingetragen der unglückliche „Winterkönig" Friedrich V. von der Pfalz, die Ritter Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen, der Dichter Karl Simrock und sonstige Berühmtheiten. Die Ruine Rheinfels unmittelbar über der Stadt (vgl. die Abbildung S. 165) ist die umfangreichste am Rhein. Im 13. Jahrhundert hielten ihre festen Türme und Bastionen die Belagerung durch die Reisigen von 26 Städten aus, und auch aus späteren Zeiten werden ruhmvolle Thaten gemeldet, bis 1794 die Franzosen den Rheinfels einnahmen und in die Luft sprengten; 1845 ging die Ruine in den Besitz des Prinzen von Preußen, unseres jetzigen Kaisers, über.



Rathaustreppe in Lübeck.

Vorüber an dem uralten Boppard mit seinen römischen und mittelalterlichen Mauerresten, seinen freundlichen Landhäusern, seiner romanischen Pfarrkirche und seiner Kaltwasser-Heilanstalt, vorüber an der stattlichen Marksburg, der einzigen unzerstörten Rheinfeste aus alter Zeit, und an dem jetzt zwischen Obstbäumen hart am Ufer stehenden Königsstuhl zu Rhense, einem kleinen, kanzelartigen Steinbau, in dessen Nähe sich die Gebiete der einstigen drei rheinischen Kurfürsten berührten und auf welchem drei deutsche Könige „gekürt" wurden, gelangt man kurz vor Koblenz zum Stolzenfels, der zeitweisen Sommerresidenz der deutschen Kaiserin. Der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. hat als Kronprinz (nach Plänen von Schinkel, Stüler und Persius) 1836 die Überreste der sehr alten Burg zu einem modernen, zinnengekrönten Schlosse ausgebaut. Die Einrichtung desselben ist weniger kostbar als die anderer Fürstenschlösser, aber seine Stilkeschen Fresken und sonstigen Kunstschätze, seine reizenden Gartenanlagen, seine historischen Erinnerungen von jener Zeit an, als Kaiser Friedrich II. hier seine Braut, die Prinzessin Isabella von England, das „Weltwunder", begrüßte, und besonders die Aussicht über eine der großartigsten und malerischten Rheinlandschaften sichern ihm allzeit eine hervorragende Stelle unter den vielen Glanzpunkten der Rheinufer.

Koblenz ist weniger eine schöne als eine wichtige Stadt, namentlich in militärischer Beziehung. Das hatten, wie immer in ähnlichen Fällen, schon die Römer erkannt. Der Zusammenfluß von Mosel und Rhein (auch die ansehnliche Lahn mündet nur 4 km weiter oberhalb in den Rhein), das sich hier erweiternde Rheinthal und die hart an den Fluß herantretenden Höhenzüge wiesen unverkennbar auf die Bedeutung dieses Platzes hin. Cäsar zwar hielt sich hier nicht auf, er schlug seine Schiffbrücke erst bei Engers über den Rhein; aber Drusus legte wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Koblenz und Kaiser Julian auf dem Ehrenbreitstein ein Kastell an, und seitdem hat die Stadt kaum jemals aufgehört, eine geschichtliche Rolle zu spielen. Für die moderne Kriegführung wurde die Festung Ehrenbreitstein von 1816—1826 durch den preußischen General Aster zu einem der stärksten Waffenplätze Europas eingerichtet; in Verbindung mit den die linksrheinischen Höhen Kartause und Petersberg krönenden Forts Konstantin und Franz, der Feste Alexander und einigen neueren, durch die Fortschritte des Geschützwesens bedingten Außenforts ist hiermit ein Kriegslager geschaffen, welches mehrere Armeekorps aufnehmen kann und jedes feindliche Heer aufhalten würde, wie es Metz und Paris 1870/71 gethan haben. In der Reihe gewaltiger Festen zum Schutze von Deutschlands Westgrenzen füllt Koblenz somit eine wesentliche Lücke aus. Mit Köln, Mainz, Landau und Rastatt bildet es seit 1871 die zweite Verteidigungslinie, welche sich mit der nunmehr vorgeschobenen ersten Linie Saarlouis, Diedenhofen und Metz südlich in Kehl-Straßburg vereinigt.

Koblenz ist jedoch nicht nur eine Militär-, sondern auch eine Beamtenstadt; als Sitz des Oberpräsidiums ist es trotz seiner geringen Einwohnerschaft (33000) als Hauptstadt der Rheinprovinz anzusehen. Das großartigste Bauwerk ist ohne Zweifel das königliche Residenzschloß am Rhein, dessen Obergeschoß die Kaiserin Augusta alljährlich einige Wochen oder Monate zu bewohnen pflegt, während sich zu ebener Erde die Dienstwohnung des Oberpräsidenten befindet. Es wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von dem letzten Kurfürsten von Trier erbaut, mißt 170 m an der Rheinfront und enthält eine Reihe von Prunksälen und mit seltenen Kostbarkeiten ausgestatteten Gemächern. In der Stadt sind einige alte Kirchen und das seines Weinlagers wegen oft gepriesene Civilkasino erwähnenswert, an den Rändern der Stadt die malerischen Mosel- und Rheinbrücken und die mit Sorgfalt unterhaltenen „Rheinanlagen".

Bald hinter Koblenz erweitert sich das Rheinthal zu dem Neuwieder Becken; dem modernen, gewerbfleißigen Neuwied an der rechten Rheinseite liegt schräg gegenüber das malerische Andernach mit zahlreichen Bauresten aus der Römerzeit und dem Mittelalter. Bis Bonn wird der Strom noch mehrfach streckenweise von den Bergen eng eingeschlossen. Jede Niederung an den Flußufern zeigt eine oder mehrere Städte mit zahlreichen Dörfern; alle treiben Obst- und Weinbau, sind hübsch gelegen, wennschon ihre Gassen mitunter steil, schmutzig und eng sind, haben eine meist stattliche Kirche und mancherlei kulturgeschichtliche Erinnerungen aufzuweisen. Die Burg Hammerstein spielte zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. und dann wieder im Dreißigjährigen Kriege eine Rolle; Linz hat seine lustige Weinlese und seine Stadtfehden mit den Andernachern, Remagen seine moderne gotische Apollinariskirche mit prächtigen Fresken, und dann beginnt bis hinunter nach Bonn noch einmal ein Wandelbild voll landschaftlichen Glanzes und reicher Poesie sich zu entrollen, gleichsam um in einen vollen Akkord das Lied vom schönen Rheinstrom ausklingen zu lassen. Die weißen Häuser von Unkel scheinen sich direkt aus den Fluten zu erheben, Honnef dagegen streckt sich immer weiter in der grünen Ebene aus; der Wall des Siebengebirges schützt es vor den Nordwinden und läßt es, gleich den linksrheinischen Orten Mehlem und Godesberg, als eine deutsche Campania felix erscheinen. Hier scheint die Sonne wärmer zu strahlen und die Erde fruchtbarer zu sein, denn die gesamte Vegetation dieses Landstriches hat etwas Südliches: er versorgt mit seinen Blumen und Früchten die volkreichen Städte des rauheren bergisch-märkischen Landes, und die reich gewordenen Fabrikanten der westfälischen und rheinischen Industriebezirke ziehen sich mit Vorliebe in jene glücklichen Gefilde zurück, um dort in prächtigen Landhäusern auszuruhen vom rastlosen Schaffen am Webstuhl oder Dampfhammer.

Welch eine Sagenfülle rufen nicht die Namen Rolandseck und Drachenfels in uns wach! Die Heldenzeit Karls des Großen und seiner Paladine zieht am Rolandsbogen an dem Geistesauge vorüber: sehnsuchtsvoll schaut der tapferste aller Helden nach der im Rheine gelegenen Insel Nonnenwerth hinüber, wo am Kloster-

fenster sich die Liebliche zeigt, die ihm ach! nur „treue Schwesterliebe“ widmen kann. Aber drüben am andern Ufer, wo die Basalt-, Trachyt- und Dolomitkegel des Siebengebirges sich als nordwestliche Spitze des Westerwaldes bis an den Rhein vordrängen, wo der steilste Fels fast 300 m hoch schroff über den Fluß emporragt, hauste vor undenklichen Zeiten der von Siegfried überwundene Drache — die gewaltige Tragödie der Nibelungen nimmt hier ihren Anfang, um in Worms auf ihren Höhepunkt und im fernen Ungarlande zum grausen Schluß zu gelangen. Kein Wunder, daß es die rheinischen Poeten oft in diese Gegend zog. In Unkel weilte Freiligrath gern, in Königswinter war Wolfgang Müller zu Hause, in Bonn wirkte Ernst Moritz Arndt, in Oberkassel stand Gottfried Kinkels Wiege, in Menzendorf bei Bonn war der Sagenforscher Simrock ansässig. Von der Terrasse des Bahnhofs Rolandseck hat man eine kaum weniger herrliche, wenn auch nicht ganz so umfassende Aussicht als von der Höhe des Drachenfels; beide dürfen sich dem Panorama vom Niederwald würdig an die Seite stellen; auf beiden Punkten versammelt sich deshalb an schönen Sommertagen (namentlich seitdem die 1884 eröffnete Zahnradbahn hier wie am Niederwald den Aufstieg erleichtert) eine zahlreiche Touristenschar, meist Bewohner der umliegenden Städte, Vergnügungszügler, Bonner Studenten &c., um bei Maibowle oder „Drachenblut“ den romantischen Zauber dieses gesegneten Erdenfleckes mit allen Sinnen zu erfassen.

Die Stadt Bonn mit ihrer 1818 gegründeten Universität liegt schon ganz im Flachlande, aber nahe genug dem Siebengebirge, um dessen originelle Formen überall wahrnehmen zu lassen und den Musensöhnen die Möglichkeit zu gewähren, in den weiten Laubwäldern der Bergabhänge umherzustreifen und in freier Burschenweise ihr begeistertes „Stoßt an, Bonna soll leben! Hurra hoch!“ auf den Bergspitzen bei festlichen Kommersen zu jubeln. Wie manch „alter Herr“ im deutschen Vaterlande denkt voll wahrer Rührung an die in Bonn „Studierens halber“ verbrachten Semester zurück! Auf viele düstere Stunden des späteren Lebens werfen sie ihren goldenen Schimmer, und wie aus einem unerschöpflichen Borne quellen die fröhlichen Lieder wieder hervor, die er in Godesberg oder Rolandseck oder auf dem Drachenfels in überschäumender Jugendlust gesungen. Bonn selbst wird von Jahr zu Jahr großstädtischer. Schon zählt es einige 30000 Einwohner; allerorten entstehen neue Villen und moderne Straßen, ohne daß der vornehme ländliche Charakter der Stadt darüber verloren ginge. Auch die Universitätsbauten, namentlich der medizinischen Fakultät, sind in letzter Zeit wesentlich vermehrt worden. Gleichwie Bonn einer Anzahl großer Toten die letzte Ruhestätte gewährt hat (Niebuhr, A. Schlegel, General Boyen, E. M. Arndt, Dahlmann, Hermes, Rob. Schumann, K. J. von Bunsen, Gebrüder Boisserée), so sah es Männer wie Beethoven und Simrock geboren werden, und auch heute noch ist es durch eine Reihe hochbedeutender Professoren eine der ausgezeichnetsten Pflegstätten deutschen Geisteslebens.

Ehe wir rheinabwärts die bedeutendste Stadt am Rhein, das „heilige Köln“, betreten, werfen wir einen kurzen Blick auf einige Seitenthäler des Stromes, die ihn einschließenden Gebirgsgruppen und die bemerkenswertesten Städte an den Nebenflüssen. Der Taunus oder „die Höhe“ ist dasjenige Gebirge Deutschlands, welches die zahlreichsten Mineralquellen spendet; einige von ihnen, wie Homburg, Soden, Wiesbaden, Schwalbach, Selters und Ems, haben einen Weltruf erlangt und locken alljährlich viele Tausende in die prächtigen Laubwälder und die freundlichen Bäderstädte dieses weniger romantischen als lieblichen Waldgebirges. Am Südrande hat sich Wiesbaden vermöge seiner glücklichen Vereinigung von großstädtischem Luxus und einer klimatisch bevorzugten Landschaft zu einem der meistbesuchten Bäder Europas aufgeschwungen; schon zählt es beinahe 60000 Einwohner, und noch größer ist die Zahl der Fremden, welche an seinen Kochsalzthermen Heilung oder im Genuß seiner Naturreize, seiner Kurhausfeste und seines gesellschaftlichen Treibens Anregung und Zerstreuung suchen. Auch in Homburg, welches nach Aufhebung der Spielbank (1872) zu veröden begann, wird es von Jahr zu Jahr wieder belebter, dank den herrlichen Wald- und Wiesengründen seiner Umgebung. Nicht nur den Familien des benachbarten Frankfurt, sondern auch vielen vornehmen englischen Familien dient es als beliebte Sommerfrische.

Das Lahnthal, welches den waldreichen Taunus mit seinen altgermanischen Steinringwällen, seinen Resten römischer Verschanzungen und seinen modernen Badeorten von dem rauheren, erzreichen Westerwald trennt, bietet in mehreren Becken Raum zur Städtebildung. Gar stattlich thront das alte Marburg, die Stadt der heiligen Elisabeth, am obern und das moderne Gießen am südlichen Ende des 30 km langen Thalkessels, beide ausgezeichnet durch ihre Universitäten. Auch Wetzlar mit seinen Erinnerungen an das Reichskammergericht, den jungen Goethe und Charlotte Buff, sowie Limburg mit seinem überaus prächtigen, halb romanischen, halb gotischen Dom, und Nassau mit der Burg Stein und dem 1871 errichteten Denkmal für den Reorganisator Preußens, für „Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein“, sind Städtchen im Lahnthal, welche den Wanderer freundlich fesseln, obschon nicht jeder mit dem 23jährigen Goethe der Gegend eine „unaussprechliche Schönheit“ zuerkennen wird — freilich, nicht jeder erlebt dort auch „eine echt deutsche Idylle“, und nicht jeder vermag wie der junge Werther zu schwärmen! Bei Ems, der letzten größeren Mulde des Lahnthals, haben die warmen (22—38° R.) Heilquellen Veranlassung geboten, die Naturreize des Geländes durch menschliche Kunst zu erhöhen, besonders seitdem das Emser Kränchenwasser von Kaiser Wilhelm und anderen Potentaten fast alljährlich an der Quelle getrunken wird. Die denkwürdige Steinplatte im Kurgarten, welche die Inschrift trägt: „13. Juli 1870. 9 Uhr 10 Minuten Morgens“ ist von Emil Rittershaus treffend „der erste Stein des Fundaments zum Deutschen Reiche“ genannt worden.



Der Westerwald und in noch höherem Grade das Sauerland mit seinen westlichen und nördlichen Ausläufern, durchströmt von Sieg, Wupper und Ruhr, tragen einen durchaus anderen Charakter: die mineralischen Bodenschätze im Verein mit mächtigen Kohlenlagern haben den Landstrich zwischen Dortmund und Krefeld bis hinunter nach Köln zu dem dichtestbevölkerten und industriereichsten Deutschlands gemacht; im Regierungsbezirk Düsseldorf zählt man fast 300 Einwohner auf 1 qkm. Wo die Berggegenden in die niederrheinische Tiefebene übergehen, tritt an die Stelle der Steinkohlen- und Eisenindustrie eine

Altes Haus in Halberstadt



Der Zwinger zu Goslar.

rege Gewerbthätigkeit in Metallwaren, Seiden-, Baumwoll- und Leinenstoffen, aber auch die Rindviehzucht ist in den Niederungen von Bedeutung. Ein engmaschiges Netz von Eisenbahnen vermittelt den Anschluß dieses großen Industriecentrums an den Weltverkehr; die volkreichen Städte reihen sich dicht an einander; für fast alle sind die dampfenden Schornsteine, die schieferbekleideten Mauern der kleineren und mittelgroßen Häuser, sowie die trotz ihres verhältnismäßig geringen Alters unregelmäßigen, zu gewissen Tagesstunden von Arbeitermassen belebten Straßen charakteristisch.

Eine seltsame Doppelbildung städtischen Gemeinwesens bietet das Wupperthal in Barmen und Elberfeld dar. Etwa 9 km weit in der Richtung von Osten nach Westen erstreckt sich die Zwillingsstadt; eine der vielen Wupperbrücken, für den Fremden kaum auffällig, bildet die Grenze zwischen den räumlich unmittelbar zusammenstoßenden, in ihren kommunalen Angelegenheiten jedoch völlig getrennten Stadtgemeinden. Die Breite der bebauten Thalsohle und der sanften Abhänge gegen Nord und Süd schwankt zwischen ½ und 2 km. Jede der beiden Städte zählt seit 1884 über 100000 Einwohner. Zwei große, fast parallel laufende Bahnlinien mit 11 Bahnhöfen, die rheinische im Norden und die weitverzweigte bergisch-märkische im Süden, verbinden die Städte mit den Industriegebieten im Osten (Schwelm, Hagen, Dortmund ꝛc.) und den westlichen rheinischen Großstädten (Düsseldorf, Krefeld, Köln ꝛc.); auch durchfährt eine Pferdebahn alle vier Minuten die ganze Strecke vom östlichen Barmen (Rittershausen) bis zum Westende von Elberfeld. Man arbeitet, ohne Unterschied des Standes, im Wupperthale verhältnismäßig andauernder als in anderen Großstädten; alle nur auf die Erholung und das Vergnügen gerichteten Einrichtungen pflegen auf keinen grünen Zweig zu kommen, ein Kaffeehaus in größerem Stile hat sich aus Mangel an Besuchern niemals halten können; dagegen ist das „Elberfelder System" der Armenpflege weit über Deutschlands Grenzen hinaus als eine wahre Hochschule der Wohlthätigkeit bekannt. Elberfelds Industrie bestand anfangs, als der 1610 zur Stadt erhobene „Hof Elverfeld", dessen schon im 12. Jahrhundert Erwähnung geschah, nur wenige tausend Bewohner zählte, in Garnbleicherei und Weberei; die 1786 eingeführte Türkischrot-Färberei brachte einen gewaltigen Aufschwung in der geschäftlichen Bedeutung des Ortes zu wege: die Wupperthaler Fabrikate begannen, den Weltmarkt zu beherrschen. Nach der Ersetzung des Krapps durch Anilin und Alizarin sind in neuester Zeit große chemische und Farbenfabriken im Thale entstanden. Als nach dem Rückgange der Baumwollenindustrie, meist zufolge der englischen Konkurrenz, die Seidenmanufaktur größere Vorteile versprach, erreichte um die Mitte unseres Jahrhunderts die Herstellung glatter und gemusterter Seidenstoffe eine gewisse Blüte in Elberfeld; heutzutage jedoch sind durch die maschinelle Fabrikation von Zanella, wollenen Streich- und Kammgarnen, Möbelstoffen und gemischten Geweben, sowie durch die Stückfärberei und Kattundruckerei die früheren Gewerbszweige verdrängt. Die spezifischen „Barmer Artikel" hingegen sind Bänder, Litzen und Kordeln; aber auch Knöpfe aller Art, elastische Gewebe, Papier und mancherlei andere Erzeugnisse werden aus dem Wupperthale in alle Welt ausgeführt; der jährliche Gesamtumschlag an Fabrikaten beider Städte beziffert sich auf fast 300 Millionen Mark.

Vielseitig wie seine Industrie ist das religiöse, politische, wissenschaftliche und künstlerische Leben des Wupperthales. Für alle Bestrebungen findet sich hier ein geeigneter Boden. Neben der pietistischen Frömmigkeit weiter protestantischer Kreise ist Raum für eine blühende katholische Gemeinde und für kirchlich freisinnige Genossenschaften; den radikalen politischen Parteien stehen konservative und liberale Kreise gegenüber; die Dichtkunst hat hier geradezu Schule gemacht: Namen wie Ernst Scherenberg, Karl Siebel, Adolf Schults, Emil Rittershaus, Friedrich Röber, Ludwig Salomon, Karl Stelter u. a. werden mit Achtung im Reiche genannt. Entzückend ist endlich die Umgebung von Barmen und Elberfeld. Die Höhen ringsum werden von Laubwäldern umkränzt, deren Buchen sich stellenweise bis an die Stadtviertel herandrängen: ein hochherziger Bürgersinn hat mit vollen Händen dafür gesorgt, daß diese weitausgedehnten „Anlagen des Verschönerungsvereins" kostenfrei auch dem Ärmsten offen stehen, wenn er Sonntags in der schönen Gotteswelt Erquickung vom schweren Tagewerk sucht. Trotz der starken Bevölkerung hat das Wupperthal gar keine Garnison.

Weniger schön ist die flache Umgegend von Düsseldorf. Dafür hat dieses innerhalb seiner breiten Straßenzüge stattliche, parkartige Anlagen. Die 1767 gegründete Maler-Akademie verleiht der Stadt ein künstlerisches Gepräge; das neue Akademiegebäude, das Stadttheater, das Provinzial-Ständehaus, die 1881 vollendete Kunsthalle und die neue evangelische Kirche sind die bemerkenswertesten Bauten der Hauptstadt des Niederrheins. Die Künstlerfeste im „Malkasten", unter dessen hundertjährigen Ulmen einst Goethe mit dem Philosophen F. H. Jacobi lustwandelte, sind durch geistreichen Humor und künstlerischen Prunk ausgezeichnet; Kaiser Wilhelm zu Ehren sind hier mehrfach zauberische Darstellungen aus dem Gebiete rheinischer Sage und Kunst veranstaltet worden. Selbst Heinrich Heine, der „ungezogene Liebling der Grazien", schlägt einen ernsten Ton an, wenn er die Vorzüge seiner Vaterstadt Düsseldorf berührt.

Aber die Industriecentren im Wupper- und Ruhrthal, sowie am Rhein selbst und an der Westseite des Stromes treten seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag zurück hinter der stolzen „Königin des Niederrheins", dem „heiligen" Köln, mit welchem keine zweite Stadt am Rhein sich messen kann. Schon bevor die Kaiserin Agrippina (ca. 50 n. Chr.) ihre Geburtsstadt vergrößerte und befestigte, war Colonia Agrippina ein Hauptsitz der germanischen Ubier gewesen. Aus dem römischen Standlager wurde eine römische Welt- und zeitweise Residenzstadt. Von ihr gingen im Mittelalter christliche Religion und Kultur aus; neben der geistlichen Macht blühten Handel und Gewerbe in großartiger Weise auf.

Der Reichtum der Kölner Handelsherren äußerte sich nicht nur in den Heeren, welche sie ins Feld stellten, sondern auch in herrlichen Schöpfungen auf dem Gebiete der Malerei und Baukunst, namentlich seitdem Barbarossa die Reliquien der hl. drei Könige nach Köln überführte, und als später am 15. August 1248 unter großem Gepränge der Grundstein zum Dome gelegt wurde. „Wer Köln nicht sah, hat Deutschland nicht gesehen", hieß es damals, und nicht ohne Grund legen die Kölner ihrem alten Losungswort „Allaf Köln" die Bedeutung unter: „Alles von Köln! Alles Leben, aller Segen von Köln!"

Freilich, das mittelalterliche Köln ist gerade jetzt in einem gewaltigen Veränderungsprozeß begriffen. Die Mauern und Wälle sind großenteils gefallen, welche das halbkreisförmige Städtebild malerisch mit vielen trutzigen Thortürmen umfaßten, von dem Bayenturm im Süden bis zum Eigelstein im Norden, und breite, moderne Ringstraßen beginnen, sich in geradlinigen Häuservierteln um den alten Stadtkern anzusetzen. Aber noch ist Köln das Wanderziel des von Osten nach Westen reisenden Deutschland und der hauptsächlichste Eingangspunkt für die im Nordwesten Europas wohnenden Völker zu den Wundern des Rheins, der Alpen und Italiens. Der Kölner Dom ist das zweithöchste Bauwerk (157 m) von Menschenhand; nur einige wenige außerdeutsche Kathedralen übertreffen ihn an Flächeninhalt (6166 qm), während er an Reichtum der äußeren Ornamente und an ernster Großartigkeit der Säulenstellungen wie der Türme unbestritten das vollendetste Meisterwerk gotischer Baukunst ist. Welche Fülle von Pfeilern und Maßwerk, von Fialen und Türmchen, von Gesimsen, Wimpergen und Galerien! Und doch tritt die überwältigende Idee des Meisters klar vor das geistige Auge, die unzähligen Einzelteile wirken in großen, harmonischen Massen; leicht und durchbrochen, aber fest wie für die Ewigkeit gegründet weisen die Riesentürme himmelwärts.

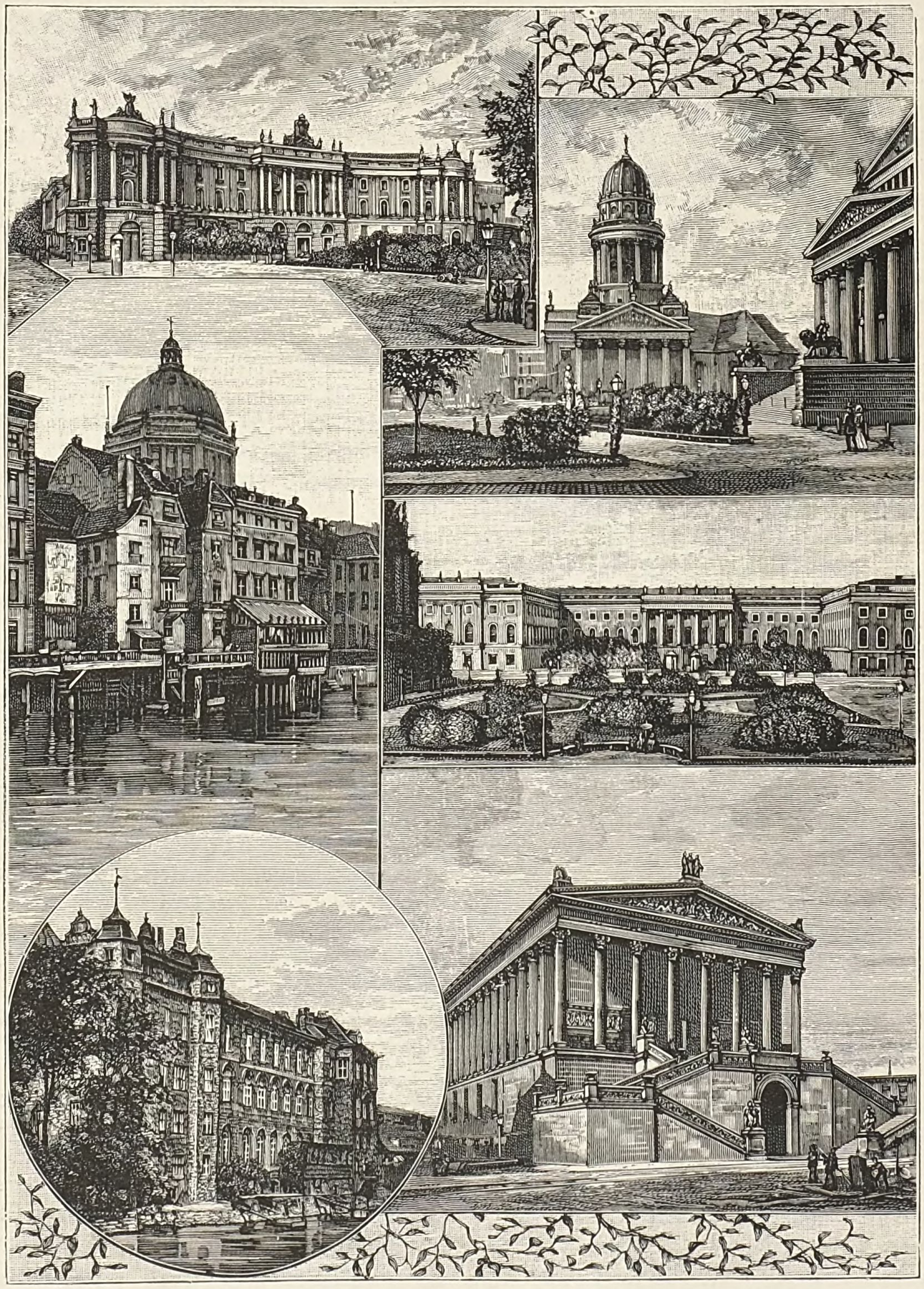
Die einst beträchtliche Zahl von etwa 300 Kirchen und Kapellen, welche der Stadt den Beinamen des „deutschen Rom" verschafft hat, ist zwar auf einige vierzig zurückgegangen, aber zufolge des Alters und Reichtums derselben, ihrer Bauart und der eifrigen Kirchlichkeit ihrer Pfarrkinder wird Köln immer noch am zutreffendsten als „das heilige" bezeichnet. Freilich geht es auch, namentlich in der Fastnachtszeit, nirgends lustiger zu als gerade in Köln. Wie schon vor vier Jahrhunderten, so feiert man noch heute alljährlich im Gürzenich-Saale Maskenfeste im größten Stile, und gar toll geht es auf den Straßen und in den Wirtschaften beim Rosenmontags-Umzuge her. Der karnevalistische Humor, das Eau de Cologne der vielen „einzigen Erfinder und ältesten, echten vis-à-vis Farina's", die alte, große „Kölnische Zeitung", das Wallraf-Richartz-Museum mit seinen reichen Bilder- und Kunstschätzen, die patriotischen Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen und die riesige Gitterbrücke, welche leider von der Deutzer Seite aus gesehen das sichelförmige Panorama Kölns mittendurch teilt, die Flora und der Zoologische Garten am Rhein — das sind die hauptsächlichsten unter den vielen Anziehungsmitteln, welche die uralte „Stadt mit dem ewigen Dom" aufweist.

Bezüglich ihrer Wichtigkeit zur Römerzeit wird die Colonia Agrippinensis nur von einer Stadt in deutschen Landen weitaus übertroffen. In Trier, der einstigen Hauptstadt von Westeuropa, konzentrierte sich in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die Herrschaft über Gallien, Spanien und Britannien: die Kaiser Konstantin der Große, Valentinian I., Gratian und Maximus wählten die malerische Moselstadt zu ihrer Residenz und schmückten sie durch großartige Bauwerke, von denen noch stattliche Ruinen übrig geblieben sind trotz der zahlreichen Brandschatzungen in späteren Zeitaltern. In der Augusta Treverorum liefen 8 von den 35 Militärstraßen zusammen, welche die sogenannte Peutingersche Tafel auf der linksrheinischen Wegenetzkarte des Römischen Reiches verzeichnet. Auch ein Bischof war schon 328 in Trier ansässig. Daß die heute (ohne Vorort) etwa 25000 Einwohner zählende Stadt einst viel bevölkerter gewesen sein muß, ist aus den Ruinenfeldern im Umkreise zu schließen; die Ausgrabungen dauern immer noch fort und fördern interessante Schätze zu tage.

Als Wahrzeichen des alten Trier darf die weltberühmte Porta nigra angesehen werden, ein aus kolossalen Sandsteinquadern ohne Mörtel aufgeführtes kastellartiges Thor; 1876 wurde die altersschwarze, drei Stockwerk hohe Ruine von dem Schutt der Jahrhunderte freigelegt, und wie einst die römischen Legionen, so ziehen jetzt preußische Regimenter mit klingendem Spiel durch das cyklopische Doppelthor. Der Dom zählt zu den ältesten christlichen Kirchenbauten des nördlichen Europa, ja sein mittlerer Teil ist aus einer römischen Gerichtsbasilika hervorgegangen; französischer Vandalismus hat 1794 die Kunstwerke im Innern leider stark geschädigt. Der „hl. Rock", 1844 zum letzten Mal ausgestellt, führte mehr als eine Million Pilger in den Dom zu Trier. Die Liebfrauenkirche unmittelbar neben dem Dome ist ein wahres Prachtstück gotischer Baukunst. Schon 1247 war sie vollendet, und noch heute ist sie eine der schönsten Kirchen Deutschlands. Die Basilika, der einstige Palast der fränkischen Könige, wurde von dem kunstsinnigen Könige Friedrich Wilhelm IV. zum evangelischen Gotteshause ausgebaut. Unter den Profanbauten Triers sind die sogenannten „Römischen Bäder" als die Überreste eines Palastes oder eines Kirchenbaues anzusehen; die große, malerische Ruine ist noch nicht bis auf den Grund durchforscht. Das nahe Amphitheater stammt aus dem ersten Jahrhundert n. Chr.; es teilte insofern die Schicksale der italienischen Amphitheater, als in ihm Tausende von Gefangenen durch wilde Tiere zerrissen wurden, namentlich unter Konstantin; im Mittelalter diente es militärischen Zwecken, auch wurde es zeitweise als Steinbruch ausgebeutet. Der steinernen Moselbrücke thut schon Tacitus Erwähnung, ihre Bogen sind allerdings neueren Ursprungs. Für Archäologen sind sowohl die im Provinzialmuseum aufgestapelten römischen Altertümer als in der Nähe von Trier die Igeler Säule und

die römischen Villen zu Nennig und Fliessem bemerkenswert; das Hauptstück der reich ausgestatteten Stadtbibliothek ist der Codex aureus, ein Evangelienbuch, dessen Deckel ein selten großer, geschnittener Onyx ziert, die Familie des Augustus darstellend.

Aber außer seinen Bauten und Altertümern bietet Trier und mit ihm das ganze Moselthal so viel Naturschönheiten dar, daß man seit der Eröffnung der Bahnlinie Koblenz—Trier (1879) ein Stück „verlorenes Paradies" der Touristenwelt zugänglich gemacht hat. Zwar die

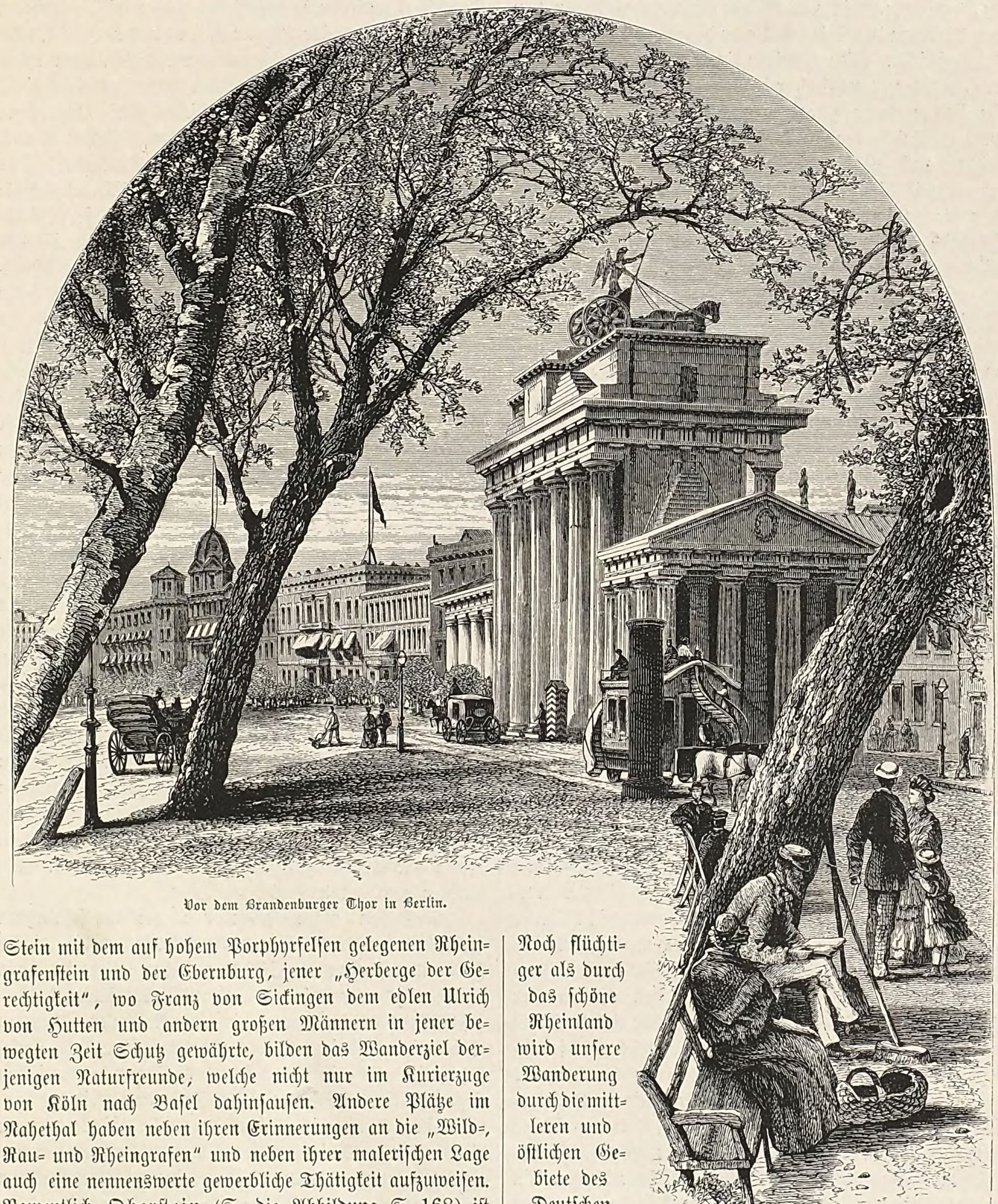


Berliner Bauten.

Glanzzeit des Moselthales, wie sie der römische Dichter Ausonius preist, ist nicht mehr anzutreffen; aber üppige Obstgärten, ertragreiche Rebengelände, malerische Dörfer, Städtchen, Kirchen und Schlösser finden sich zwischen die zahlreichen Schleifen des Flusses und die Hügelketten in Fülle verstreut. Bernkastel (wem ruft dieser Name nicht den blumigen „Doktorwein" ins Gedächtnis!), Trarbach, Beilstein, Cochem, die Ehrenburg und viele andere Orte sind

das Entzücken der Maler nicht minder als der Freunde eines guten Tropfens, bei dem man singen und von Herzen fröhlich sein kann.

Auch das benachbarte Ahrthal mit dem romantisch gelegenen Altenahr und dem gehaltvollen Walporzheimer, sowie das Nahethal mit seinen oft steil abfallenden Felsen, seinen Schloßruinen und seinen lieblichen, fruchtstrotzenden Niederungen werden mehr und mehr dem Weltverkehr erschlossen. Immer stattlicher entfaltet sich die Bäderstadt Kreuznach; auch das nahe Münster am



Vor dem Brandenburger Thor in Berlin.

Stein mit dem auf hohem Porphyrfelsen gelegenen Rheingrafenstein und der Ebernburg, jener „Herberge der Gerechtigkeit“, wo Franz von Sickingen dem edlen Ulrich von Hutten und andern großen Männern in jener bewegten Zeit Schutz gewährte, bilden das Wanderziel derjenigen Naturfreunde, welche nicht nur im Kurierzuge von Köln nach Basel dahinsausen. Andere Plätze im Nahethal haben neben ihren Erinnerungen an die „Wild-, Rau- und Rheingrafen“ und neben ihrer malerischen Lage auch eine nennenswerte gewerbliche Thätigkeit aufzuweisen. Namentlich Oberstein (S. die Abbildung S. 168) ist als Hauptsitz der Achatschleiferei weitbekannt; die hier gefärbten, geschliffenen und in „Obersteiner Gold“ gefaßten Schmucksachen gehen, ebenso wie der Kreuznacher Champagner, über die ganze Welt.

* * *

Noch flüchtiger als durch das schöne Rheinland wird unsere Wanderung durch die mittleren und östlichen Gebiete des Deutschen Reiches sein müssen. Da wir die malerischen Gegenden und die kulturgeschichtlich bedeutenden Partien der Völkerkunde mit Vorliebe zum Gegenstande unserer Wanderbilder wählen, so dürfen wir über manches Alltägliche hinweggehen, das in

einem didaktischen oder wissenschaftlichen Werke über Länderkunde allerdings nicht fehlen dürfte. Der Reiz des Wanderns liegt nicht am wenigsten in der Freiheit der Bewegung, in der Selbstbestimmung des Zieles, in der Ungebundenheit des längeren oder kürzeren Verweilens überall da, wo Auge, Geist und Gemüt sich angeregt fühlen von den Wundern der Gotteswelt oder den Spuren der Menschheitsgeschichte. Beide verleihen einem Lande eine Art Nimbus, welcher es ungleich reizvoller erscheinen läßt als die im flachen Lande gelegenen und in friedlicher Entwicklung dahinlebenden Kulturstaaten, so viel einflußreicher letztere auch oft für die zeitgenössische Ära sein mögen; gerade wie die Felsen und Heidegestrüppe an der Bucht von Neapel im Glanze der südlichen Sonne immer landschaftlich schöner erscheinen werden als die fruchtbarsten Niederungen Frankreichs oder Hollands.

Die norddeutsche Tiefebene zwischen Rhein und Oder ist etwa von Karls des Großen Regierungszeit ab, namentlich jedoch gegen Ende des Mittelalters mehr und mehr in den Vordergrund der Geschichte und Kulturentwicklung Europas getreten, bis endlich in neuester Zeit der Schwerpunkt dieses Erdteils geradezu, nachdem er vorher vom Süden nach dem Westen gerückt worden war, an das Ufer der Spree verlegt erscheint. Nicht sprungweise, sondern in allmählichem, organischem Fortschritt ist dieser Wandlungsprozeß vor sich gegangen; seine Spuren liegen in den alten Städten Deutschlands verkörpert vor uns. Auf dem Wege vom Rhein nach dem Osten tritt man zuerst in das Westfalenland. Da, wo heute „der Märker Eisen reckt", wo die Schlote dampfen, die Hochöfen lodern und unzählige Hämmer, Mühlen, Schmieden, Spinnereien, Walzwerke, Zinkhütten, Schmelzöfen, Dampfwerke, Gießereien und Fabriken aller Art eine dichtgedrängte Bevölkerung in fast rastloser Thätigkeit erhalten, wo ein vielfach verzweigtes Eisenbahnnetz, wie es dichtmaschiger nicht in ganz Europa angetroffen wird, den Verkehr nach allen Richtungen hin erleichtert: da standen einst inmitten weiter Wald- und Ackerflächen uralte Burgen und festumwallte Städte, die an Macht und Handelsreichtum der heutigen Reichshauptstadt weit überlegen waren. Das heute durch seinen Gewerbfleiß blühende Dortmund war im Mittelalter eine mächtige Reichs- und Hansestadt; als Sitz des Hauptfreistuhls des Femgerichts übte es weithin einen gewaltigen Einfluß über die Gemüter im Reiche, auf Religion, Kirche und Gerichtsbarkeit aus. Noch wichtiger war Soest. Obschon in fruchtbarem Binnenlande gelegen, brachte seine Stellung als reiche Hansestadt es mit sich, daß Soest eigene Handelsschiffe auf dem Ocean unterhielt und bis Nowgorod und Gotland Waren verschickte. Die Kölner Erzbischöfe empfingen dort mehrfach den Besuch deutscher Kaiser. Ein reicher Bürger begann um 1314 den Bau der prächtigen Wiesenkirche, deren gotische Türme allerdings erst unter Kaiser Wilhelm vollendet wurden. Das mächtige Osthover Thor, die fast tausendjährige Patrokluskirche und einzelne Trümmer riesiger Festungswerke erinnern in der heute so stillen Landstadt an die längst entschwundene Blütezeit.

Auch Iserlohn, Arnsberg, Altena, Hamm und Essen reichen mit ihren Stadtgeschichten in die ferne Zeit zurück, als die tapfern „Grafen von der Mark" nicht nur mit den Kirchenfürsten zu Köln, Münster und Osnabrück in Fehde lagen, sondern im Verein mit den Deutschordensrittern an der Weichsel oder mit den Kaisern jenseits der Alpen ihr Banner flattern ließen. Jene Städte sind jedoch heutzutage nicht etwa verschollen, denn neues Leben ist in sie eingezogen dank den Dampfmaschinen und Eisenbahnen, den unerschöpflichen Steinkohlenlagern und dem Metallreichtum des rheinisch-westfälischen Landes, insbesondere im Oberbergamts-Bezirk Dortmund. Das augenscheinlichste Beispiel für die gewerbliche Leistungsfähigkeit des Ruhrbeckens bietet die Kruppsche Gußstahlfabrik in Essen. Aus kleinen Anfängen ist das Werk hervorgegangen, welches heute in seiner Gesamtorganisation einzig in der Welt dasteht. Die Tausende von Ziffern, mit denen man statistisch den Umfang des Etablissements darlegen könnte, wechseln natürlich je nach der Anfrage in den Bedarfsartikeln, als da sind: Gußstahlkanonen nebst den dazu gehörigen Lafetten, der Munition und dem sonstigen Zubehör, Kurbelachsen für Schraubendampfer, Eisenbahnschienen, Federn, Radreifen und Achsen für Eisenbahnwagen, Weichen und Herzstücke für Schienenwege, Walzen, Kesselbleche, Prägstöcke für Münzstätten, sowie hundert andere Arten von Maschinenteilen oder Werkzeugen größerer Form aus Gußstahl. Aber der Umstand, daß das Werk einen Flächenraum von mehr als 400 ha bedeckt, daß 9000 Arbeiter darin schaffen (auf Krupps auswärtigen Werken sind weitere 7000 Arbeiter beschäftigt), welche an etwa 1500 Öfen, mit Hülfe von 310 Dampfmaschinen, mehr als 80 Dampfhämmern von 100—50000 kg Gewicht und reichlich 1600 Werkzeug-Maschinen eine Jahresproduktion von 3 Millionen Centnern erzielen, giebt einen ungefähren Begriff von der gewaltigen Ausdehnung der Kruppschen Werke. Was wären die Kriege der Neuzeit ohne die Zehntausende von Gußstahlkanonen, welche bei Sedan ebenso wie an Chinas Küsten die Kriegskunst in neue Bahnen gewiesen haben?

Aus dem regen Leben und der landschaftlichen Schönheit des Wupper- und Ruhrthales — die Dichter F. Freiligrath und L. Schücking haben letztere in ihrem Buche „Das malerische und romantische Westfalen" trefflich geschildert — bringen uns die nach Nordosten führenden Bahnlinien bald in meist öde und schwachbevölkerte Landstriche. Ungefähr in der Mitte des Südrandes derselben liegt das stattliche Hannover. Zwar ist es seit der Einverleibung Hannovers in Preußen (1866) nicht mehr die Residenz einer Königsfamilie, welche durch ihre alten Beziehungen zum englischen Throne eine wichtige Rolle im Staatsleben Europas spielte; dafür aber hat es einen desto kräftigeren Aufschwung zu einer durch Gewerbfleiß und Verkehrsleben ausgezeichneten Großstadt genommen, deren Bewohnerzahl (148000 Einw.) sich in den letzten fünfzig Jahren versechsfacht hat. Um die unregelmäßigen, engen Viertel des alten Hannover haben sich nach allen Rich-

tungen hin breite, hübsch gebaute Stadtteile angesetzt. Der prächtige neue Bahnhof, dessen Herstellung einen Kostenaufwand von 22 Millionen Mark erforderte, liegt mitten in der modernen Stadt: bis an die Eilenriede (den Tiergarten Hannovers) im Osten, Schloß Herrenhausen im Nordwesten und rings um die von der Leine und Ihme durchflossene Niederung im Süden drängen sich die teils aus Fabrikanlagen, teils aus villenartigen Wohnhäusern oder militärischen Bauten bestehenden Außenquartiere.

Hannover hat sich bezüglich seiner Bauart einen Sondercharakter bewahrt, ja denselben vielfach in seinen Neubauten fortzusetzen gesucht. Die alte Stadt nahe dem Ufer der Leine trägt noch heute das Gepräge deutscher Städte aus dem 17. und 18. Jahrhundert: enge Straßen, hohe Steildächer, ein nicht zu großer Platz mit der sehr alten „Marktkirche" in der Mitte als einstiges Centrum des öffentlichen Lebens; an dem Platze das ehemalige Rathaus, ein unregelmäßiger, teils spätgotischer, teils venetianischer Bau aus dem 15. Jahrhundert (vgl. das Bild S. 169). Das Leibniz-Haus in der nahen Schmiedestraße stellt nicht nur zufolge seines reichen Fassadenschmucks und seines mit Steinmetzarbeit gezierten Erkers die Renaissanceperiode, allerdings in ihrer Schlußzeit, dar, sondern es ruft durch den Namen seines einstigen Bewohners ein hohes kulturgeschichtliches Interesse in uns wach. Denn Leibniz war von 1676 ab bis zu seinem Tode (1716) nicht nur die hervorragendste Persönlichkeit in Hannover, sondern der vielseitigste Gelehrte in ganz Europa: er vereinigte eine „Akademie" in seiner Person, wirkte bahnbrechend auf dem Gebiete der Theologie, der Philosophie und einzelner Zweige der exakten und sprachlichen Wissenschaften, verkehrte mit den Großen seiner Zeit, trieb Quellenstudien für die Geschichte des Hauses Hannover, förderte den Bergbau im Harz wie die Missionen in China und zeichnete sich „in der Konversation, unter Leuten und in der Welt" durch seine anregende Mitteilungsgabe aus, so daß jenes stattliche Haus in der Schmiedestraße gleich den Goethehäusern in Frankfurt und Weimar oder den Fürstenpalästen zu Versailles und Potsdam einst einen Brennpunkt für die Kulturbestrebungen Europas bildete.

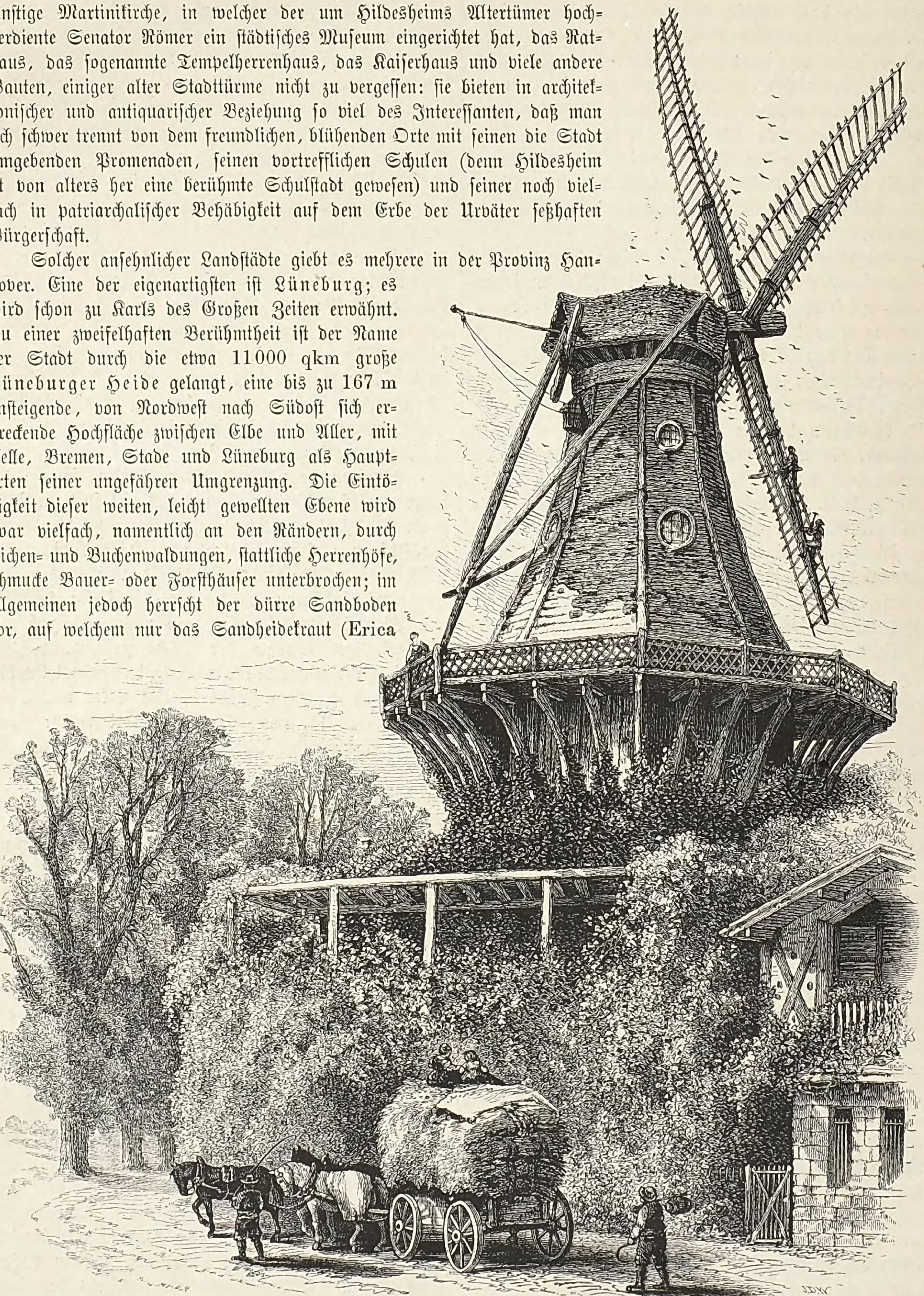
Die neueren Stadtteile Hannovers weisen, namentlich in den eleganteren Vierteln, eine so häufige Anwendung des gotisierenden Backsteinbaus auf, namentlich zufolge der unermüdlichen Thätigkeit des verdienstvollen Baurats Konrad Wilhelm Hase, daß man in Versuchung gerät, geradezu von einem hannöverschen Baustil zu sprechen. Die gleichförmigen „Mietskasernen" anderer Großstädte fehlen allerdings in Hannover auch nicht, aber immerhin machen jene sauberen Rohbauten Hases und seiner Schüler einen eigenartig anmutenden Eindruck. Unter den Großbauten des hannöverschen Baumeisters nimmt die imposante Marienburg bei dem nahen Nordstemmen den ersten Platz ein; die dekorative Ausgestaltung, insbesondere der Innenräume dieses 1866 noch nicht ganz vollendeten Schlosses der Königin Marie von Hannover wird dem Baurat Oppler verdankt. Seit der Annektierung Hannovers durch Preußen hat kein Mitglied der ausgewanderten Königsfamilie den malerischen Schloßhof betreten, und wie eine verzauberte Burg liegt der Prachtbau mit seinen gotischen Türmen und prächtigen Terrassen in einsamer Majestät über dem Leinethale.

Auch in Hannover selbst erinnern Denkmäler und Schlösser an die Welfenfamilie. In dem weitläufigen Königsschloß an der Leine residiert jetzt der kommandierende General des 10. preußischen Armeecorps, während der Oberpräsident gegenüber, in dem „Alten Palais" auf der Leinestraße, Wohnung genommen hat. Das großartige Welfenschloß an der Herrenhäuser Allee, einem der schönsten Baumgänge Europas, ist zu einer technischen Hochschule umgewandelt worden; Schloß Herrenhausen selbst mit seinem Palmenhause, seinen Gärten und Wasserwerken im Versailler Geschmack ist unbewohnt seit dem ereignisschweren Jahre 1866 — kurzum, die einstige welfische Königsresidenz hat sich in eine blühende preußische Provinzialhauptstadt umgewandelt.

Für Freunde mittelalterlicher Bauten, sowohl der frühromanischen Periode als auch des viel späteren Fachwerkbaus, giebt es keinen anziehendern Platz als das südöstlich von Hannover gelegene Hildesheim, das „Nürnberg des Nordens". Die bloße Aufzählung seiner Sehenswürdigkeiten würde lange Seiten füllen. Hunderte von Bürgerhäusern, in allen den unregelmäßig breiten und winkligen Straßen der Stadt zerstreut, versetzen durch ihre vorspringenden Stockwerke, ihre geschnitzten, bisweilen auch gemalten Fassaden, ihre Erker und Spitzgiebel in das 15. und 16. Jahrhundert zurück; manch kerniger, humorvoller Spruch über den Thüren bekundet die gesunde Lebensfreudigkeit der Altvordern. Ein Vollmondabend auf dem Rathausplatz von Hildesheim oder beim Verlassen der weitberühmten „Domschenke" wirkt kaum weniger zauberhaft als ein Gang über die Piazzetta von Venedig, nur daß man dort unmittelbarer den Puls des Weltgetriebes zu fühlen vermeint als inmitten der bescheideneren, wennschon nicht weniger malerischen Bauten der abseits gelegenen hannöverschen Landstadt. Freilich hat Hildesheim durch die unbezahlbaren Schätze seines „Silberfundes" (1868) einen europäischen Ruf erlangt; auch hat es eine Anzahl großartiger Kirchenbauten aufzuweisen, war es doch schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts ein Bischofssitz. Wer hätte nicht von dem ursprünglich romanischen Dom und dem 800 oder gar 1000 Jahre alten Rosenstock gehört, welcher die Außenwand der Krypta in jedem neuen Frühling mit zarter Blütenpracht schmückt? Die schon 1015 getriebenen Erzthüren des Bischofs Bernward, die Reliquien des Domschatzes, die sagenumrankte Irminsäule, der gewaltige Kronleuchter im Mittelschiff und die Erzsäule inmitten des schattigen Domplatzes: alles weist in den Anfang jenes fernen 11. Jahrhunderts zurück, als der kunstsinnige Bischof Bernward und sein frommer Nachfolger Godehard hier walteten. Die neuerdings restaurierte romanische Godehardikirche, die großartige Michaeliskirche mit ihrer bemalten Holzdecke über dem Mittelschiff, die

einstige Martinikirche, in welcher der um Hildesheims Altertümer hochverdiente Senator Römer ein städtisches Museum eingerichtet hat, das Rathaus, das sogenannte Tempelherrenhaus, das Kaiserhaus und viele andere Bauten, einiger alter Stadttürme nicht zu vergessen: sie bieten in architektonischer und antiquarischer Beziehung so viel des Interessanten, daß man sich schwer trennt von dem freundlichen, blühenden Orte mit seinen die Stadt umgebenden Promenaden, seinen vortrefflichen Schulen (denn Hildesheim ist von alters her eine berühmte Schulstadt gewesen) und seiner noch vielfach in patriarchalischer Behäbigkeit auf dem Erbe der Urväter seßhaften Bürgerschaft.

Solcher ansehnlicher Landstädte giebt es mehrere in der Provinz Hannover. Eine der eigenartigsten ist Lüneburg; es wird schon zu Karls des Großen Zeiten erwähnt. Zu einer zweifelhaften Berühmtheit ist der Name der Stadt durch die etwa 11000 qkm große Lüneburger Heide gelangt, eine bis zu 167 m ansteigende, von Nordwest nach Südost sich erstreckende Hochfläche zwischen Elbe und Aller, mit Celle, Bremen, Stade und Lüneburg als Hauptorten seiner ungefähren Umgrenzung. Die Eintönigkeit dieser weiten, leicht gewellten Ebene wird zwar vielfach, namentlich an den Rändern, durch Eichen- und Buchenwaldungen, stattliche Herrenhöfe, schmucke Bauer- oder Forsthäuser unterbrochen; im allgemeinen jedoch herrscht der dürre Sandboden vor, auf welchem nur das Sandheidekraut (Erica vulgaris) als typisches Steppengewächs und außer ihm stellenweise die heilkräftige Arnika, der Wacholder, die Heidel- und die Preißelbeere gedeihen. Zahlreiche Hünengräber finden sich über die graue, baumlose Ebene ver-



Die historische Windmühle bei Potsdam.

streut; der Anblick dieser mehrtausendjährigen, vielfach noch ungeöffneten Grabstätten übt einen um so größeren Reiz auf die Phantasie des Wanderers aus, als die Bahnlinien Bremen-Hamburg, Lüneburg-Lehrte und Stendal-Bremen die Heide durchkreuzen und den Lärm des 19. Jahrhunderts in dies geheimnisvolle, weltverlassene Stück Erde hineintragen. Nur Herden kleiner, schwarzgrauer, gehörnter Schafe (Heidschnucken) und ihre schweigsamen Hüter, diese in weißwollene Mantelröcke gehüllt, in der Hand gewöhnlich den Strickstrumpf, beleben die Einsamkeit der Landschaft. Im August, wenn „die Heide sich schämt", d. h. wenn das warme Rosa unzähliger Blütendolden die Ebene überdeckt, dann summen dichte Schwärme von Bienen um die süßduftenden Erikablüten. Der Heidhonig, schon von den Römern als mel ericaeum geschätzt, ist neben der Schafzucht die ergiebigste Einnahmequelle für die Heidebewohner, während der Buchweizen ihre Hauptnahrung bildet. Die ursprüngliche Einfachheit der Herdenbesitzer und Imker, in Verbindung mit Fleiß und Umsicht, haben eine bettelhafte Armut bisher von der Lüneburger Heide fern gehalten, im wohlthuenden Gegensatz zu der römischen Campagna, der spanischen Mancha und den meisten andern Heideländern Europas.



Der Zwinger in Dresden.

Daß dem wirklich so sei, beweist ein Blick in das alte Lüneburg, die Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums gleichen Namens. Trotz der mangelnden Vorzüge

der geographischen Lage hat sich Lüneburg durch sein Michaeliskloster und seine Steinsalzlager schon früh zu einer gewissen Blüte aufgeschwungen, welche sich nach der Zerstörung des nahen Bardowiek (1189), der damals bedeutendsten Handelsstadt in der nordwestdeutschen Tiefebene, so sehr steigerte, daß Lüneburg dem Hansabunde beitrat und namentlich im 15. Jahrhundert eine wichtige Rolle in Deutschland spielte. Seine stattlichen Kirchen (der Turm der gotischen Johanniskirche erhebt sich zu 115 m Höhe, vgl. das Bild S. 172), seine altertümlich behäbigen Bürgerhäuser, sein malerisches Rathaus mit einigen interessanten Sälen und mancherlei Kunstschätzen aus früheren Jahrhunderten bezeugen den Wohlstand der einstigen Hansestadt. Wie die meisten Ortschaften Deutschlands, so sank auch Lüneburg zufolge der Bedrängnisse des Dreißigjährigen Krieges zu einer verarmten Stadt herab; erst im 19. Jahrhundert ist es durch Handel und Gewerbfleiß, begünstigt durch ein Netz von Bahnlinien, wieder kräftig aufgeblüht.

Im Gegensatz zur Lüneburger Heide finden sich in der Nordwestecke Deutschlands, fast unmittelbar an die Heide stoßend, weite Moorflächen, welche der menschlichen Kultur vielfach noch nicht unterworfen und seit dem Altertume als Grenzscheiden verschiedener Völker angesehen worden sind. Am Unterlauf der Weser, besonders jedoch längs der Ems, dehnen sich jene meilenweiten Sumpfniederungen aus, deren schwankende Oberfläche sich aus hundertjährigen Generationen von Torfmoos (sphagnum) gebildet hat. Die öde, todesstille Einsamkeit wird nur selten durch den Anblick von Menschen unterbrochen; wie Oasen liegen ihre ärmlichen Wohnplätze inmitten der schwarzbraunen, ewig feuchten Wüstenei. Das Bourtanger Moor, Deutschlands trostloseste Gegend, trennte westlich der untern Ems die Westfalen von den Friesen zu Karls des Großen Zeit, wie es heute die Hannoveraner von den Holländern scheidet. Schon die Römer hatten „Holzwege" (pontes longi), d. h. Brücken aus lose neben einander gelegten Eichenbohlen, durch diese Torfmoore geführt. Infolge des Brennens des Moors, um es zur Buchweizenkultur geeignet zu machen, werden immer noch die benachbarten Länder von dem „Höhenrauch" heimgesucht; in neuerer Zeit sucht man durch Kanäle und rationelle Bewirtschaftung die Moore Schritt für Schritt in Kulturland umzuwandeln und den kümmerlich dahinlebenden Torfbauern die Vorteile der Civilisation zuzuwenden.

In Holland wie im Hannöverschen werden die Moore und Heiden gegen Norden von einem breiten Kranze fetter Marschen und wohlhabender Ortschaften umschlossen. Leer, Emden, Aurich, Norden, Jever (die schmucke Heimstätte der „Getreuen"), Varel und Oldenburg sind durch Ackerbau, Handel oder Schiffahrt allmählich und meist langsam zu Städten herangewachsen, in welchen sich gut leben läßt. Für alle, selbst Oldenburg nicht ausgenommen, ist das große Bremen eine Art Hauptstadt geworden. Obschon es 75 km von der Nordsee inmitten einer reizlosen Flachlandschaft liegt, sind doch Schiffahrt und Handel die Quellen für Bremens Weltstellung. Die Auswandererschiffe, insbesondere des „Norddeutschen Lloyd", sowie die größeren Seeschiffe gehen allerdings schon in dem 1827 von Bremen gegründeten Bremerhaven vor Anker. Der Hauptteil Bremens liegt am rechten Weserufer; drei Brücken führen von dort in die „Neustadt" hinüber. In der eigentlichen „Altstadt" drängen sich die hauptsächlichsten Gebäude der alten Hansestadt zusammen. Da liegt das reich ornamentierte Rathaus mit seinem durch Hauffs „Phantasien" weltbekannten Weinkeller; die gewaltigen Fässer voll Mosel- und Rheinwein, insbesondere die „Rose" und die „Zwölf Apostel", rufen im Verein mit A. Fitgers farbenprangenden Fresken die echte Zecherstimmung wach: man geht meist sorgenfreier die Treppe hinauf, als man sie herunterstieg, und lacht des steifen Riesen Roland und seines Gerichtsschwertes draußen auf dem Marktplatze. Die 1864 vollendete Börse gewährt in ihrer mächtigen Halle den tausend Handelsherren Platz, welche Bremens Großhandel betreiben. Das Museum, der Künstlerverein, die Stadtbibliothek, das Theater und die neue Kunsthalle vor dem Osterthor helfen die geistigen Interessen fördern, während eine Anzahl großer Kirchen an Sonntagen Tausende zur Andacht locken. „Die Hauptunterhaltung des Bremers", schreibt der berühmte Reiseschriftsteller Kohl, ein geborener Bremer, „besteht im gewandten Rechnen, im Anhören der Sonntagspredigt und im guten Essen und Trinken. Wer hier kein Prediger, Kaufmann oder Feinschmecker ist, muß sich furchtbar langweilen ...." Seitdem Kohl dies Urteil fällte (1864), hat sich allerdings viel in Bremen, wie überall im Reiche, geändert: Bremens Schulen, seine Promenaden und die weit ausgedehnten Viertel seiner „Vorstadt" kennzeichnen es mit seinen 125 000 Einwohnern als eine Großstadt, welche vor den meisten europäischen Großstädten einen durchgehenden Wohlstand, eine rege Teilnahme am Welthandel und namentlich eine beneidenswerte, sprichwörtliche Sauberkeit voraus hat.

Auch Hamburg ist, gleich Bremen, wahrscheinlich schon von Karl dem Großen gegründet worden. Aber zahlreiche Einwirkungen äußerer Art, namentlich der große Brand vom 5.—8. Mai 1842, sowie ein rastloser, durch die veränderten Schiffahrts- und Hafenverhältnisse bedingter Umgestaltungstrieb haben die mittelalterlichen Erinnerungen Hamburgs gänzlich beseitigt. Seine Entwicklung zur Großstadt datiert erst seit dem Anfange unseres Jahrhunderts, als es von dem schweren Franzosenjoche aufatmen konnte, als die Dampfschiffe aufkamen und Schienenwege aus dem Binnenlande an die überaus wichtige Elbmündung führten, so daß Hamburg bald der Hauptstapelplatz für den nordeuropäischen Festlandshandel wurde, soweit derselbe sich auf England und damit auf die überseeischen Länder erstreckte. Durch den Zollanschluß Hamburgs an das Deutsche Reich stehen der Stadt noch weitgehende Änderungen und ein bedeutendes Wachstum in Aussicht; der Wert ihrer Gesamteinfuhr beziffert sich heute bereits auf etwa 2 200

Millionen Mark, ihre Einwohnerzahl beträgt (ohne Altona) ungefähr 500000 Seelen.

Da der Wasserstand der Elbe bei Hamburg zur Zeit der Ebbe mindestens 6 m beträgt, so fahren fast alle Seeschiffe bis an die Hafenquais. Die Häfen liegen alle am rechten Ufer der Norderelbe, erstrecken sich etwa 6 km weit und stehen unter einander und mit den Alsterbassins durch zahlreiche „Fleete" und mit den Bahnhöfen durch Schienenstränge in direkter Verbindung. Den Glanzpunkt Hamburgs bilden die neuen Kolonnaden zwischen dem Dammthor und dem Alten Jungfernstieg, sowie das vierseitige Becken der Binnen-Alster. Prächtige Häuserreihen umrahmen das letztere auf drei Seiten, während es gegen das größere Bassin der Außen-Alster durch einen mit Anlagen versehenen Damm abgeschlossen ist; diese Anlagen, aus den einstigen Festungswerken geschaffen, ziehen sich rechts und links im Halbkreis um die eigentliche Stadt. Im Westen schließt sich Altona, die größte Stadt der preußischen Provinz Schleswig-Holstein (100000 Einwohner), im Norden und Osten dagegen ein immer breiterer Ring von neuen Stadtvierteln an das alte Hamburg an; die östlichen Quartiere werden unter dem Namen „Vorstadt St. Georg" zusammengefaßt.

Es bedarf wohl kaum besonderer Erwähnung, daß eine so volkreiche und handelsmächtige Stadt eine große Anzahl stattlicher moderner Bauten, Kunst- und Vergnügungsetablissements, namentlich jedoch längs der Außen-Alster und an der Elbe bis nach Blankenese hin Hunderte der prachtvollsten Villen besitzt, deren Gärten und Parks mit allen für Geld zu beschaffenden Reizen ausgestattet sind und die Handelsherren über das nordische Klima hinwegzutäuschen vermögen. Aber mehr als jene Landhäuser und die Palasthotels am Alsterbassin ist das unablässige Handelstreiben in den Geschäfts- und Hafenvierteln charakteristisch für das eigentliche Hamburg, die Königin der Hansestädte, den bedeutendsten Stapelplatz des europäischen Festlandhandels.

Die dritte im Bunde der an den deutschen Nordwestküsten gelegenen Hansestädte war Lübeck. Es gab eine Zeit, in welcher die Ostsee von höherer Bedeutung als die Nordsee war, in welcher Lübeck weit über Bremen und Hamburg stand, so daß die kleine Trave sich mit Rhein und Donau messen konnte und Flotten auf ihrem Unterlaufe schaukelte, welche Schweden und Dänemark zittern machten. In Lübeck erinnern noch viele alte, seltsam gegiebelte Häuser mit ihren bunten Ziegelreliefs und ihren malerischen, bald durch das Wetter verwischten Zieraten an jene mittelalterliche Romantik, als das central gelegene, reiche Lübeck den Vorort für die von Amsterdam bis Reval herrschende Hansa bildete, und als zur Zeit ihres beginnenden Verfalls der Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenweber allein den Kampf gegen die nordischen Mächte glaubte aufnehmen zu dürfen. An die Stelle der früheren Festungswerke sind schattige Spaziergänge getreten; aber das mächtige Holstenthor und das alte, 1806 durch Blüchers Kämpfe gegen die Franzosen berühmte Burgthor zeugen noch heute von der Stärke jener Werke. Von den Kirchen nimmt neben dem Dom mit seinen 120 m hohen Doppeltürmen die Marienkirche den ersten Platz unter den Backsteinbauten des Nordens ein, nicht allein durch ihre Größe und ihre 123 m hohen Türme, sondern auch durch die wirkungsvolle, an französische Kathedralen sich anlehnende Planmäßigkeit des Ganzen, welche nicht durch die reichen Einzelheiten der Kapellen, Holzschnitzarbeiten, Orgeln ꝛc. verdeckt wird. Auch das Rathaus ist ein gotischer Backsteinbau aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; das backsteinerne Treppenhaus (vgl. das Bild S. 173) wurde erst 1594 angefügt. Nächst Nürnberg ist Lübeck diejenige deutsche Stadt, welche in ihren Bauten am unmittelbarsten in die Zeit mittelalterlichen Glanzes zurückversetzt.

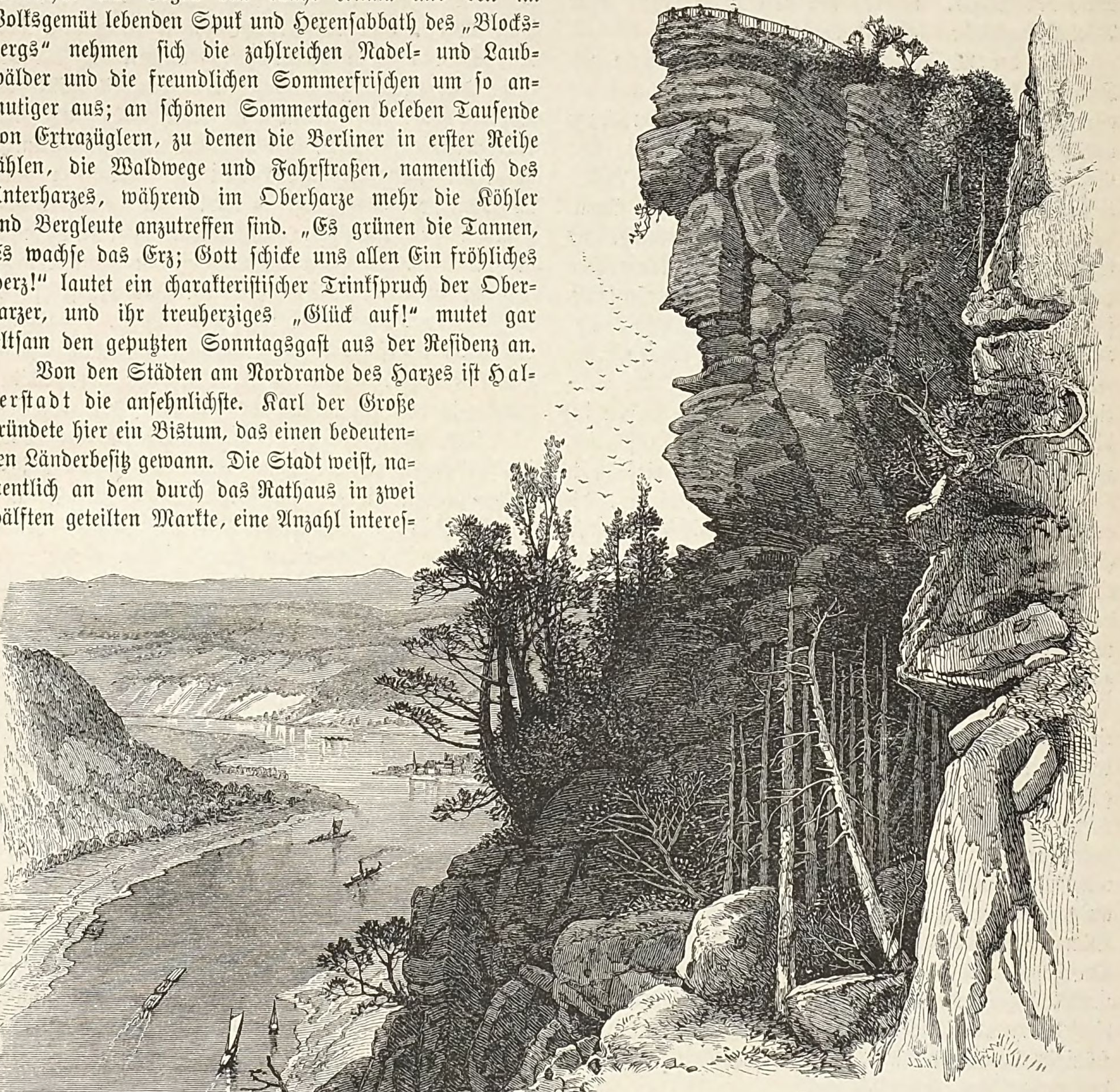
Den durch Schiffahrt ausgezeichneten Großstädten im nordwestlichen Deutschland reihen sich bezüglich ihrer Vergangenheit, ihrer Machtstellung und teilweise auch ihrer Architektur am nächsten die Binnenstädte Braunschweig und Magdeburg an. Braunschweig war gegen Ausgang des Mittelalters die Hauptstadt des sächsisch-westfälischen Bezirks der Hansa; die großen Straßen von Norden nach Süden führten hier vorbei. Viele altertümliche Bürgerhäuser, insbesondere jedoch das Altstadt-Rathaus mit seinen Steinlauben, der von Heinrich dem Löwen 1172 begonnene Dom mit vielen alten Kunstschätzen und die spätgotische Andreaskirche erinnern in der immer moderner werdenden Herzogsresidenz an längstvergangene Jahrhunderte. Die im Vollkreise die Stadt umschließenden Promenaden sind ein besonderer Schmuck Braunschweigs.

Die Umgebung von Magdeburg ist nichts weniger als schön: die flache Sandwüste, insbesondere des rechten Elbufers, wird nur durch die Festungsglacis, viele Eisenbahndämme und einige an der Elbe gelegene Anlagen unterbrochen. Außer dem Dom ist kein bedeutendes älteres Bauwerk vorhanden: der Brand vom 10. Mai 1631 hat alle mittelalterlichen Bauten vernichtet; auch die Zahl der Giebelhäuser aus dem 17. Jahrhundert vermindert sich von Jahr zu Jahr. Auf dem die Stadt ihrer ganzen Länge nach fast genau in der Mitte durchschneidenden „Breiten Weg" herrscht das lebhafteste geschäftliche Treiben; nach Hinausschiebung der Festungswerke hat sich eine zweite, modernere Straßenflucht, die mit Bäumen bepflanzte Kaiserstraße, bis an den im Westen gelegenen Centralbahnhof ausgedehnt. Das Wachstum Magdeburgs ist zufolge des Aufschwunges seiner Industrie, seines Handels und seines Eisenbahnnetzes voraussichtlich noch lange nicht beendet; schon jetzt zählt die Stadt mit den Vororten etwa 150000 Einwohner.

Südwestlich von Magdeburg, zwischen Saale und Leine, erhebt sich Deutschlands malerischtes Gebirge, der Harz. Das verhältnismäßig scharf abgeschlossene Massengebirge, welches einen Flächenraum von nur 2500 qkm bedeckt, steigt im Brocken bis zu 1142 m Höhe an. Dem romantischen Bodethal mit der Roßtrappe und dem Hexentanzplatz schließt sich das liebliche, wiesengrüne

Selkethal an. Gegen das rauhe Klima und den im Volksgemüt lebenden Spuk und Hexensabbath des „Blocksbergs" nehmen sich die zahlreichen Nadel- und Laubwälder und die freundlichen Sommerfrischen um so anmutiger aus; an schönen Sommertagen beleben Tausende von Extrazüglern, zu denen die Berliner in erster Reihe zählen, die Waldwege und Fahrstraßen, namentlich des Unterharzes, während im Oberharze mehr die Köhler und Bergleute anzutreffen sind. „Es grünen die Tannen, Es wachse das Erz; Gott schicke uns allen Ein fröhliches Herz!" lautet ein charakteristischer Trinkspruch der Oberharzer, und ihr treuherziges „Glück auf!" mutet gar seltsam den geputzten Sonntagsgast aus der Residenz an.

Von den Städten am Nordrande des Harzes ist Halberstadt die ansehnlichste. Karl der Große gründete hier ein Bistum, das einen bedeutenden Länderbesitz gewann. Die Stadt weist, namentlich an dem durch das Rathaus in zwei Hälften geteilten Markte, eine Anzahl interessanter alter Fachwerkbauten auf. An dem halb romanischen, halb gotischen Dome wurde, ebenso wie an der ihm gegenüberstehenden Liebfrauenkirche, mehrere Jahrhunderte lang gebaut. Von den Spiegelschen Bergen aus, deren Anlagen den stolzen Beinamen der „Halberstädter Schweiz" tragen, hat man einen prächtigen Blick auf die alte Bischofsstadt und die fruchtbaren Gefilde im weiten Umkreise, mit den blauen Kuppen des Harzes im Süden.

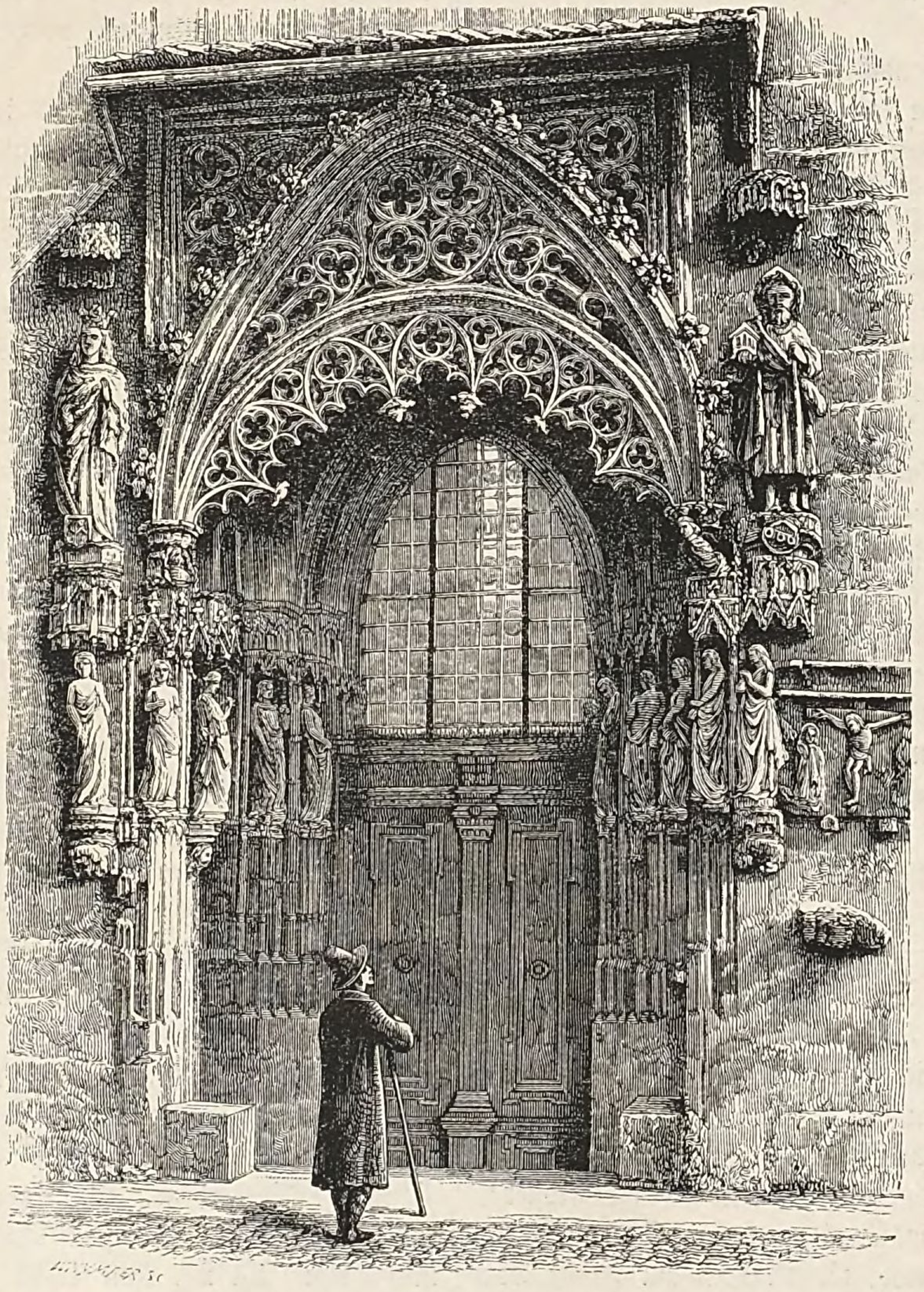


Ausblick von der Bastei auf die Elbe.

Der Bergbau im Harze ist bald ein Jahrtausend alt. Am Rammelsberge bei Goslar wurden schon unter Kaiser Otto I. (936—973) Erze gefördert, deren Ausbeute sich heute auf fast $^3/_4$ Millionen Centner beläuft. Ihre Verhüttung geht auf gemeinschaftliche Rechnung der preußischen und der braunschweigischen Regierung in den Werken bei Oker vor sich; außer Kupfer, bleiischen Produkten und verschiedenen Säuren werden auch jährlich durchschnittlich 55 Centner Silber und 18 kg Gold gewonnen.

Die Gruben bei Klausthal und St. Andreasberg sind noch umfangreicher, und ebenfalls seit vielen Jahrhunderten in Betrieb. Allerdings scheint ihre ergiebigste Zeit vorüber zu sein, auch schädigt das Bergwerks- und Hüttenwesen die von Natur zum Frohsinn neigenden Harzer vielfach an Gesundheit und Leben.

Für Freunde der Geschichte ist Goslar die merkwürdigste Stadt am Harze. Verdankt es sein Emporkommen auch zunächst dem Erzreichtum des Gebirges, so ist seine Blütezeit doch den salischen und fränkischen Kaisern zuzuschreiben, welche mit Vorliebe Goslar zur Residenz wählten; nicht weniger als 23 deutsche Reichsversammlungen sind in dieser Harzfeste abgehalten worden. Kaiser Heinrich III. gründete den Goslarer Dom und den Kaiserpalast, in welchem der unglückliche Heinrich IV. 1050 zur Welt kam. Der vielfach durch Brände beschädigte und durch Anbauten entstellte Palast, Deutschlands ältester Profanbau, wurde 1866 von der Stadt für 3000 Mark an die hannöversche Regierung verkauft, in unsern Tagen jedoch von Kaiser Wilhelm möglichst in alter Herrlichkeit wiederhergestellt; namentlich die Wandgemälde des „Saalbaus“ versprechen in meisterhafter Weise die Entwicklungsgeschichte des Deutschen Reiches zu versinnbildlichen. Das Rathaus auf dem Markte, die Domkapelle als einziger Überrest des 1820 „auf Abbruch“ verkauften Domes, die mit der Kaiserpfalz in Verbindung stehende Ulrichskapelle, der Kaiserworth, die Marktkirche und einzelne Teile der ehemaligen Festungsbauten sind die hauptsächlichsten noch erhaltenen Bauten aus Goslars Glanzzeit. Von dem mächtigen Zwinger (vgl. die Abbildung S. 177) vor dem Breitenthor übersieht man am besten die merkwürdige Stadt; die 7 m dicken Mauern des Rundturmes lassen auf die Stärke der früheren Befestigung schließen. Was Ravenna in geschichtlicher und architektonischer Beziehung für Italien, das ist Goslar für unser deutsches Vaterland.



Portal der Sebalduskirche in Nürnberg.

Über Deutschland als Einheitsstaat hat Goethe in seinen Greisenjahren, als er Umschau hielt über die Welt der Erscheinungen und mit wunderbarer Klarheit so vielen Verhältnissen auf den Grund sah, gegen Eckermann die inhaltsvollen Worte geäußert: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige thun! Vor allem aber sei es eins in Liebe unter einander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind .... Wenn man aber denkt, Deutschlands Einheit bestehe darin, daß dieses sehr große Reich eine einzige sehr große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohle der großen Masse des Volks gereiche, so ist man im Irrtum. Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht, und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände? ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht?“

In dem halben Jahrhundert, welches seit Goethes Abscheiden verflossen ist, hat sich gerade in Deutschlands politischen Verhältnissen, insbesondere auch in der Frage nach einer Reichshauptstadt, außerordentlich viel geändert: das centrifugale Streben früherer Jahrhunderte ist einem deutlich erkennbaren, wenn auch teilweise gewaltsam herbeigeführten Zuge zur Einheit gewichen. Nirgends ist dies klarer ersichtlich als in der Entwicklungsgeschichte der Reichshauptstadt Berlin.

„Vom Fischerdorf zur Kaiserstadt“ — dieser typisch gewordene Ausdruck charakterisiert Berlins Stadtgeschichte vom ersten Drittel des 13. bis zum letzten Drittel des

19. Jahrhunderts. Allerdings macht Berlin in seiner Gesamterscheinung den Eindruck einer durchaus modernen Stadt; zwischen Schloßplatz und Kreuzberg oder zwischen Köpenicker Straße und Tiergarten sucht man vergeblich nach alten Türmen oder steinernen Erkern: hell und geradlinig, ja vielfach allzu nüchtern dehnen sich die meisten Berliner Straßen in die Länge. Aber ein geübteres Auge wird dennoch in dem alten Stadtkern, etwa zwischen Spittelmarkt und Alexanderplatz, trotz der Umwälzungen der neuesten Zeit manch steinernes Zeugnis auffinden für die Thatsache, daß diese anscheinend ganz moderne Weltstadt eine nach Jahrhunderten zählende Geschichte hinter sich hat.

Selbst der eingehendsten Geschichtsforschung ist es bis jetzt nicht gelungen, durch Thatsachen festzustellen, wann sich die heidnischen Anwohner der Spree in eine Gemeinschaft zusammenthaten; nicht einmal eine schöne Sage führt uns in das vorgeschichtliche Berlin zurück. Nur so viel erhellt aus dem ältesten Plane der Spreeufer, welchen der verdiente Stadtarchivar Fidicin in das Jahr 1319 setzt, daß auf der Spreeinsel die ersten Anfänge des Ortes Kölln an der Spree zu suchen sind. Hier führte die Straße zwischen den älteren Kulturstätten Frankfurt a/O. und Magdeburg über den damals recht breiten Fluß; die Teilung desselben durch eine Insel gewährte weithin den besten Übergang für Handels- und Kriegszüge. Wo jetzt der höchste Turm Berlins über das Dächermeer des Petriplatzes emporragt, da rauchten also die Steinaltäre des Belbog und Zernebog, des weißen und des schwarzen Gottes, bis unter Albrecht dem Bären deutsche Kolonisten, von tapferen christlichen Rittern angeführt, in das Wendenland eindrangen, den wichtigen Flußübergang besetzten und sich durch Ansiedelung und Heirat mit dem heidnischen Volke vermischten. Geschichtlich beglaubigte Nachrichten fehlen jedoch noch lange; die älteste noch vorhandene Berliner Urkunde stammt erst aus dem Jahre 1237. Nördlich von der Inselstadt Kölln war auf dem rechten Spreeufer die Ortschaft Berlin aufgeblüht. Der massige Quaderbau ihrer noch heute bestehenden, dem Patron der Schiffer und Kaufleute geweihten Nikolaikirche, die ebenfalls schon im 13. Jahrhundert aufgeführte Marienkirche, das „Graue Kloster“, welches 300 Jahre später dem Gymnasium gleichen Namens eingeräumt wurde, die Mühlen am Flusse, das Rathaus unweit davon — alles erregte den Neid der Köllnischen. Erst 1307 traten beide Orte zu einer Gemeinschaft zusammen; fortan wurde die Doppelstadt gemeinschaftlich befestigt und verteidigt, hatte auch nur eine Kommunal- und Gerichtsverfassung; an dem Kämmereivermögen hatte jedoch das größere Berlin ²/₃ Anteil an Gewinn und Verlust.

Das zufolge seiner flachen Lage feindlichen Überfällen leicht ausgesetzte Berlin war vom 14. bis zum 18. Jahrhundert eine ansehnliche Festung. Eine 2 m dicke Mauer, unten aus Feld-, oben aus Backsteinen bestehend, zwar ohne den kunstvollen Zinnenbau der reichen süddeutschen Städte, aber mit zahlreichen Schießlöchern versehen und von manchem Turm mit ellendicken Mauern flankiert, zog sich rings um die Doppelstadt. Die durch den Dreißigjährigen Krieg in Verfall geratenen Festungswerke wurden von dem Großen Kurfürsten zeitgemäß wiederhergestellt; an die Stelle der italienischen Mauerbefestigung traten die niederländischen geradlinigen Erdwälle mit ihren nassen Gräben, und voller Stolz prägte man 1660 eine Medaille auf das neue Berolinum munitum. Erst König Friedrich Wilhelm I. ließ wegen des Wachstums der Stadt die Befestigungslinien einebnen und verschenkte den dadurch gewonnenen Platz an baulustige Bürger; nur der heutige Dönhofsplatz und der Gendarmenmarkt wurden als notwendige Exerzierplätze den Nachkommen erhalten.

Wegen des Raubwesens in den Marken begrüßte die Doppelstadt Berlin-Kölln aufs freudigste die Ankunft des ersten Hohenzollern. Das Chronicon Berolinense meldet darüber, daß „der Rath zu Berlin Markgrafen und Kurfürsten Friedrich zu Zollern zu seiner Ankunft eine Tonne Bernauisch Bier verehrt, so damals siebenzehn Groschen gekostet“ — „hat ein Scheffel Weitzen gegolten drei Groschen“, heißt es gleich darauf vom glücklichen Jahr 1415. Trotzdem fügten sich die Städte nur schwer dem kurfürstlichen Regimente. Das erste Hohenzollernschloß, genau an der Stelle des heutigen Schlosses, war eine feste Burg mit Türmen, Thoren und Zugbrücken, „ringsum durch Wasser und freie Plätze von den Städten geschieden und ihnen doch nahe genug, um sie bis in ihre letzten Enden nötigenfalls mit Geschoß zu bewerfen.“

Die ältesten Bürgerhäuser Berlins waren nach dem Bericht des alten Geographen Merian meist schlechte Gebäude, mit den Giebeln nach vorn und mit Bänken vor den Thüren. Auf den ungepflasterten Straßen standen offene Ziehbrunnen, und abends wurden in hohen Feuerbecken Kienspäne angezündet. Trotz mehrerer „pestilenzischen Seuchen“ zählte man um 1600 ungefähr 12000 Einwohner und 1300 Häuser in der kurfürstlichen Residenz; der Wohlstand von Adel und Bürgerschaft hatte sich so sehr gehoben, daß gegen den Luxus und das Spiel scharfe Verordnungen erlassen werden mußten. Der Dreißigjährige Krieg jedoch brachte auch Berlin an den Rand des Verderbens. In einer der vielen Jeremiaden, welche der „Rath und sämtliche Einwohner von Berlin und Kölln“ am 27. Juli 1640 an den Kurfürsten richteten, heißt es u. a.: „Alle Handlungen, Nahrungen und Gewerbe hören auf; Städte, Flecken und Dörfer stehen wüste, und auf vielen Meilen Weges ist weder Mensch noch Vieh, weder Hund noch Katze zu finden — Summa, das ganze Land, beide Städte und derselben Einwohner, sind theils durch die Pest, theils durch Feuer, Raub und Plünderungen in Berlin und Kölln so sehr verringert und in solche äußerste Armuth gebracht worden, daß theils aus Verzweiflung zum Wasser, theils zum Strange, theils zum Messer . . . geeilet, die Übrigen alle aber meistentheils endlich gedrungen worden . . . mit Weib und Kindern ins bittere Elend zu gehen und, wie schon von Etlichen geschehen, hiesige Städte zu verlassen.“

Durch das kraftvolle Regiment des Großen Kurfürsten wurde Berlin mit seinen 6000 „ruinirten und verdorbenen Leuten" bis auf 20000 Einwohner gebracht. Aus der centralen Lage der Stadt zwischen den Stromgebieten von Elbe und Oder, von Rhein und Weichsel schloß der weitblickende Herrscher auf ein unberechenbares Wachstum in fernen, besseren Zeiten. Seine Stadterweiterungen gaben dem bisher kleinbürgerlichen Orte bald den Charakter einer „Haupt- und Residenzstadt": die neue Dorotheenstadt drang immer weiter westwärts in die waldbewachsene Heide, den späteren „Tiergarten", vor. Die Stroh- und Schindeldächer wurden verboten; die Kehrichthaufen und Schweineställe verschwanden von den Straßen; von 1683 ab werden regelmäßige „Abendleuchten auf den Gassen" angeordnet. Die erste Zeitung und der erste Buchhändler kamen nach Berlin; auch trugen die aus Frankreich eingewanderten Protestanten nicht wenig zur Hebung des geistigen und gesellschaftlichen Lebens von Berlin bei. Der prachtliebende Friedrich III. fügte zum Bedürfnisbau seines großen Vaters den Kunstbau, gerade wie er durch Annahme des Königstitels zu der politischen Macht den Glanz gesellte. König Friedrich Wilhelm I. (1713—1740), der haushälterische Soldatenkönig, „der Drillsergeant des preußischen Volkes", griff wieder zum Bedürfnisbau zurück. Die regelrechten, prunklosen Häuserviertel der Friedrichstadt wuchsen nüchtern empor, nur hin und wieder von Palästen unterbrochen, mit denen sich der reiche Adel oder die höheren Beamten die Gunst des Königs „erbauten".

Friedrich dem Großen (1740—1786) fiel die Aufgabe zu, der räumlich großen Stadt ihre europäische Bedeutung zu geben. Zwar weilte der König mehr im Feldlager oder in seinem Potsdamer Lieblingsschlosse als in Berlin, aber er brauchte Kasernen für seine tapferen Garden, Bildsäulen für seine siegreichen Generale, Fabriken für den aufblühenden Gewerbefleiß, endlich Paläste, Denkmäler und Staatsbauten für die Bethätigung seines eigenen Kunstsinns und die Bedürfnisse seines Hofhaltes. Zweckmäßigkeit und äußere Pracht gingen bei ihm gewöhnlich Hand in Hand. Das Invalidenhaus, der Dom, die (früheren) Marmordenkmäler auf dem Wilhelmsplatze, die Bibliothek, das (frühere) Opernhaus, die Hedwigskirche, das (spätere) Universitätsgebäude u. a. (vgl. die Abbildungen S. 180) entstanden durch ihn; auch erinnern noch heute Hunderte von Privatbauten an die Fridericianische Zeit. Endlich verdankt Berlin dem großen Könige sein Kostbarstes, seinen Tiergarten; was dieser weite, herrliche Park für die preußische Residenz geworden ist, das schätzt man heutzutage erst in seinem vollen Umfange. Das Brandenburger Thor wurde erst von Friedrich Wilhelm II. ungefähr in seiner heutigen Gestalt (vgl. S. 181) gebaut und mit der Siegesgöttin gekrönt; auch wurde 1792 die Charlottenburger Chaussee als erste Kunststraße Preußens angelegt. Gleichzeitig erhoben sich die Villenviertel zur Seite, aus denen allmählich die heutige Tiergartenstraße mit ihren Palästen und Schmuckgärten bis hin zum Zoologischen Garten entstanden ist.

Beim Eintritt ins 19. Jahrhundert hatte Berlin etwa 180000 Einwohner, darunter fast 25 % Militär, während heute auf 1¼ Million Civilbewohner nur ungefähr 1½ % Soldaten (17000 Mann) kommen. Nachdem das Franzosenjoch über zwei Jahre schwer auf der Hauptstadt gelastet hatte, trugen die Städteordnung von 1808, die Gewerbefreiheit, die Stiftung der Universität, sowie Steins und Hardenbergs weitgreifende Reformen zu einem neuen Aufblühen Berlins bei. Der vielgeprüfte König Friedrich Wilhelm III. räumte seiner Residenz mehr und mehr das Recht der Selbstverwaltung ein, und langsam, aber organisch begann das Wachstum derselben. Sie wurde der Mittelpunkt eines Netzes von Chausseen, gleichwie später von Eisenbahnen; die Bahnlinie Berlin—Potsdam wurde als erste am 29. Oktober 1838 eröffnet. Der 1833 gestiftete Zollverein, mancherlei Ausstellungen, Wollmärkte, Gewerbeschulen, Handelskorporationen traten ins Leben; für die chemische Industrie, für Metallwaren- und Maschinenfabrikation ward Berlin bald der erste Platz im nördlichen Deutschland.

Charakteristischer noch wurde der Aufschwung der Residenz ihrer äußeren Erscheinung nach durch die Wirksamkeit großer Baumeister, an deren Spitze Schinkel stand, der würdige Nachfolger Schlüters. Das jetzige Königliche Schauspielhaus, die Neue Wache, die Schloßbrücke, die Werdersche Kirche, das Alte Museum, die (frühere) Bauakademie, die Sternwarte und viele andere Bauten, namentlich die prinzlichen Paläste, wurden noch unter Friedrich Wilhelm III. vollendet. Dazu kamen Rauchs Meisterwerke der bildenden Kunst und Lenné's Gartenanlagen, sowie eine ganze Reihe von Einrichtungen zur Hebung des geistigen Lebens. Aber erst durch die Verallgemeinerung des Eisenbahnwesens wurde Berlin thatsächlich die Hauptstadt aller Provinzen, der Mittelpunkt aller Verwaltungszweige für die Länder zwischen Rhein und Weichsel; wie durch die Adern eines lebenden Körpers flossen Reichtum und Macht und Intelligenz fortan im Herzen Berlin zusammen. Friedrich Wilhelms IV. geistvolle und weitgehende Pläne für die Verschönerung der Stadt sind allerdings vielfach unausgeführt geblieben, aber das zur Ausführung Gelangte reicht hin, um dem kunstsinnigsten Herrscher Preußens inmitten seiner Residenz ein unvergängliches Gedächtnis zu sichern. Das Neue Museum, die Terrasse und der Kuppelbau des Königsschlosses, die Marmorgruppen der Schloßbrücke, die Krankenanstalt Bethanien, sieben größere Kirchen, eine Anzahl monumentaler Kasernenbauten, das jetzige Opernhaus, die meisten größeren Theater und namentlich das herrliche Denkmal des „Alten Fritz" verdanken dem persönlichen Einfluß des Königs ihre künstlerische Bedeutsamkeit.

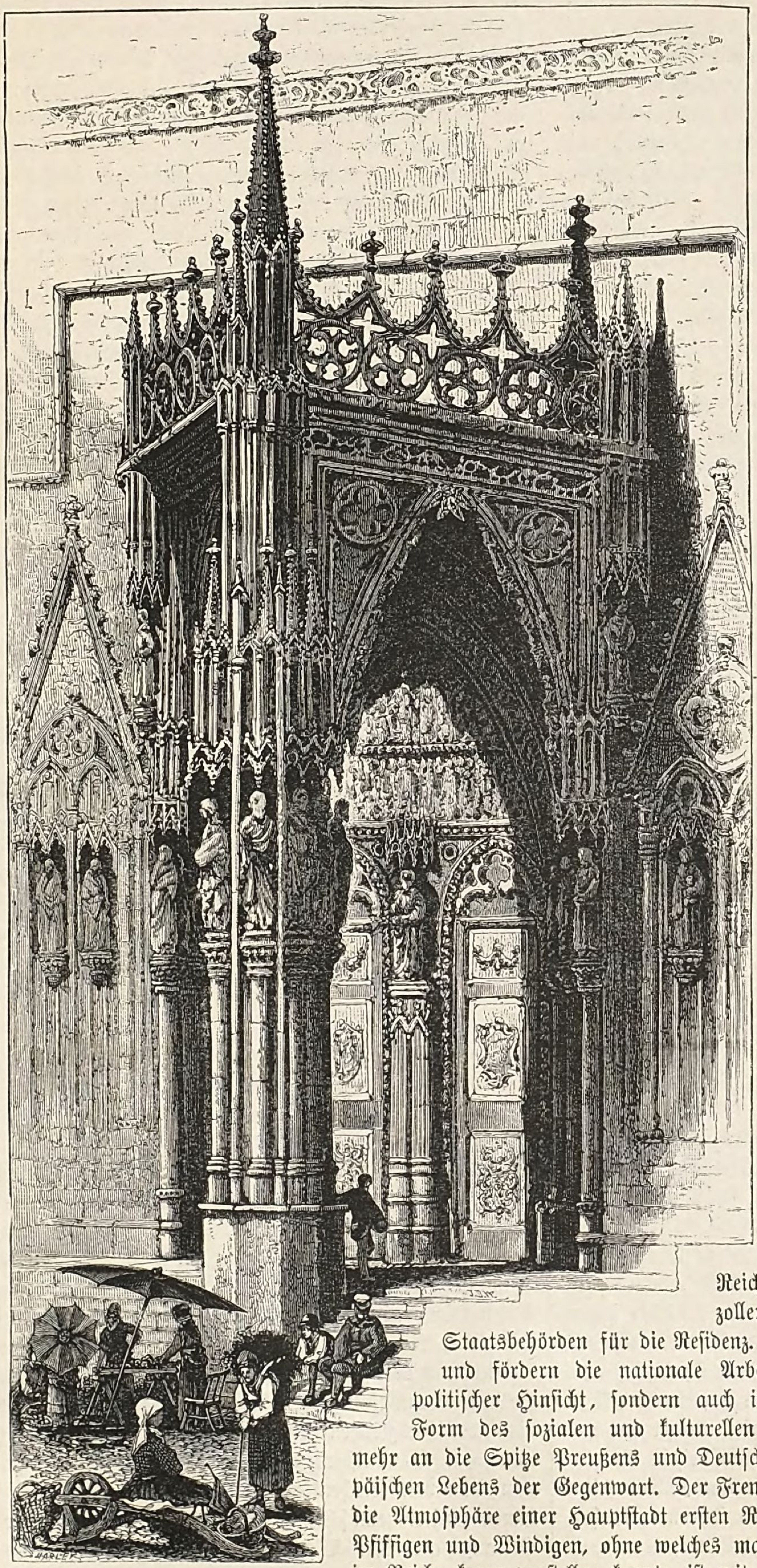
In dem Vierteljahrhundert, welches seit dem Regierungsantritt König Wilhelms (2. Januar 1861) nunmehr verflossen ist, hat sich Berlins Entwicklung von der Großstadt zur Weltstadt vollzogen. In diesem Zeitraum hat es an Einwohnerzahl (ca. 1 300 000), räumlicher Ausdehnung (über 60 qkm bei 47 km Umfang), Einfluß und Glanz ebenso viel als in den vorhergehen-

den fünf Jahrhunderten zugenommen. Einige wenige Angaben aus dem neuesten „Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin“ (Band X) werden davon eindringlicher als lange Aufzählungen zeugen. Die Gesamtlänge der gepflasterten Straßen innerhalb des Weichbildes der Stadt beträgt 355 km, ihre Reinhaltung erfordert einen jährlichen Kostenaufwand von 1400000 ℳ., während für die städtischen Park- und Gartenanlagen über 400000 ℳ. verausgabt werden. Die ungefähr vollendete Anlage der fünf Radialsysteme der Kanalisation kostet 34600000 ℳ., die zur Berieselung angekauften Güter kosteten bis jetzt 10763400 ℳ. Aus den städtischen Wasserwerken werden 59 Liter täglich auf den Kopf der Bevölkerung entnommen; die Gaswerke haben eine Einnahme von 13½ Millionen, mit etwa ⅓ Reingewinn, ergeben. Die Feuerwehr, auf welche Berlin mit Recht stolz ist, bekämpft 1571 Feuer bei einem Kostenbedarf von 1386000 ℳ. Auf der Ringbahn, den Pferdebahnen, Omnibussen und Dampfschiffen werden im Jahre etwa 90 Millionen Menschen befördert. Für Armenwesen und Krankenpflege opfert die Gemeinde Berlin ungefähr 7½ Millionen jährlich. Die stetig von Halbjahr zu Halbjahr wachsende Zahl der in öffentlichen Schulen (15 Gymnasien, 1 Progymnasium, 8 Realgymnasien, 2 Oberrealschulen, 6 höhere Töchterschulen und 128 Gemeindeschulen) unterrichteten Schüler wuchs auf 159814 an. Die Einnahme des Stadthaushalts beziffert sich



Albrecht Dürers Haus in Nürnberg.

auf 48¼ Millionen Mark, die Schulden betragen 136⅔ Millionen Mark, von denen 124¾ Millionen Mark auf städtische Bauten verwandt sind, während dem Restbetrage ein zehnfach größeres Vermögen gegenübersteht; die Gasanstalten allein verzinsen beinahe schon die gesamten Schulden der Stadt. Wien hat ungefähr das Doppelte und Paris gar das Sechsfache an Schuldzins aufzubringen, woraus sich ein Rückschluß auf die Höhe der Abgaben in den genannten Hauptstädten machen läßt, ganz abgesehen davon, daß Berlin neuerdings beträchtliche Summen des Kapitals zurückgezahlt hat. Trotzdem wohnen in Berlin weniger ganz reiche Leute als in den meisten europäischen Großstädten. Das durchschnittliche Einkommen ergiebt auf den Kopf der Bevölkerung 489,6 *M.*, während es beispielsweise in Dresden auf 664 *M.* und in Leipzig sogar auf 803 *M.* veranschlagt wird; es leben in Berlin nur 4381 Personen, welche täglich 30 *M.* oder mehr auszugeben in der Lage sind. Aber das rasche Wachstum der Stadt bei gleichzeitiger Verschönerung ihrer Physiognomie läßt doch auf einen zunehmenden Wohlstand schließen, und daß Rußland, ja selbst Österreich sich in neuester Zeit mit ihren Anleihen an Berlin wenden, darf ebenfalls als ein Zeichen für den finanziellen Aufschwung der Stadt gelten. Auch spricht die Thatsache, daß Berlin 1300 Fabriken mit Dampfbetrieb zählt und etwa 130000 Arbeitern ein genügendes Auskommen gewährt, für seine Bedeutung in gewerblicher Beziehung.



Portal des Doms zu Regensburg.

Außer der Vortrefflichkeit seiner kommunalen Verwaltung, die rastlos an dem gedeihlichen Fortschritt der Stadt arbeitet und ihr alle Errungenschaften der Neuzeit zu teil werden läßt, zieht sich wie ein roter Faden durch die Entwicklungsgeschichte der Reichshauptstadt die Fürsorge der Hohenzollernfürsten und der ihnen unterstellten Staatsbehörden für die Residenz. Große, mustergültige Institute leiten und fördern die nationale Arbeit; nicht nur in militärischer und politischer Hinsicht, sondern auch in Kunst und Wissenschaft, in jeder Form des sozialen und kulturellen Fortschritts tritt Berlin mehr und mehr an die Spitze Preußens und Deutschlands, ja sogar des gesamten europäischen Lebens der Gegenwart. Der Fremde atmet in dem Berlin unserer Tage die Atmosphäre einer Hauptstadt ersten Ranges; das „Berlinertum“ mit dem Pfiffigen und Windigen, ohne welches man sich den „Spree-Athener“ draußen im Reiche kaum vorstellen konnte, ist mit der zunehmenden Einwanderung von

Nichtberlinern (auf 100 Bewohner kommen augenblicklich nur noch 43 geborene Berliner) einer kosmopolitischen Sicherheit und Würde des Auftretens gewichen, ohne in das Extrem der Pariser Boulevardiers auszuarten. Die bisher unerreicht dastehende Stadtbahn mit ihren Hunderten täglicher Züge hat eine wohlthuende Entlastung der im Stadtkern überfüllten Wohnungen herbeigeführt; die ausgedehnten, freundlichen Wohnplätze der Mittelklassen in den neueren Vierteln, namentlich des Westens, sind charakteristisch für das Streben nach Licht und Luft, wie nach einer behaglichen Ausgestaltung des Familienheims.

Die Sammlungen von Schätzen der Kunst und Wissenschaft, die Theater und Bildungsstätten, die Einrichtungen für Gesundheitspflege und öffentliche Sicherheit haben mit dem äußeren Wachstum der Stadt gleichen Schritt gehalten. Nicht aus eitler Prunksucht ist Berlin die an Denkmälern reichste Stadt der Welt: ein idealer Zug läßt sich seinem starken Königtum, seinem freien, arbeitsfreudigen Bürgertum nicht absprechen. Das alte Anagramm des Namens „Berolinum", daß dieses dereinst ein Lumen orbi sein werde (eine Leuchte für den Erdball), erfüllt sich vielleicht in höherem Sinne als das „Centre du monde" der Pariser, und auch ohne Anflug von Spott wird Berlin dann „die Stadt der Intelligenz" genannt zu werden verdienen. Wahrlich, ernst genug ist sein Ringen gewesen, bis sich das wendische Fischerdorf zur heutigen Machtfülle emporgeschwungen und sich mit Glanz geschmückt hat als würdige Kaiserstadt des neuerstandenen deutschen Reiches.

Der vielverbreitete Irrtum, als habe man sich die ganze Mark Brandenburg als „des hl. römischen Reiches Streusandbüchse" vorzustellen, wird sowohl durch manche Punkte in Berlins näherer Umgebung, als namentlich durch die Sommerresidenz der preußischen Herrscher gründlich widerlegt. Die Umgebung von Potsdam bietet eine Fülle von malerischen Motiven dar. Nicht großartige, hochromantische Gebirgsbildungen, wohl aber stille, binsenumsäumte Waldseen, auf die das Abendrot bald zarte rosa, bald glühende Purpurtinten haucht, blinken allerwärts aus dem Waldesgrün hervor; an einzelnen ihrer Buchten erheben sich Villenkolonien oder Schlösser, welche über ihre nächste Umgebung eine reizvolle gärtnerische Kultur verbreitet und ihr eine hohe landschaftliche Schönheit verliehen haben. Fast aus jedem Thore Potsdams gelangt man in königliche Gärten. Die Krone aller ist der Park von Sanssouci. Bei jedem Schritte fühlt man den Geist des großen Königs hier gegenwärtig, sei es daß die berühmte Windmühle (vgl. das Bild S. 184) seinen Gerechtigkeitssinn den Nachkommen verkündet, oder daß die zahlreichen Marmorbilder, die heiteren Laubgänge, die hoch aufspringenden Fontänen und das prunkvolle „Neue Palais" den siegreichen Feldherrn auf sonniger Lebenshöhe zeigen, oder daß endlich das welthistorische Rokokoschloß auf der Orangenterrasse ihn als den „Alten Fritz" verewigt, als den Philosophen auf dem Throne, welcher, nachdem alle seine Freunde vor ihm dahingegangen und selbst der eitle Voltaire und der alte Haudegen Ziethen ihn verlassen haben, tiefernst, nur für sein Preußenvolk besorgt, auf jener herrlichen Terrasse den Tod erwartet. Auch Friedrich Wilhelm IV. starb in jenem selben Schlosse; sein Leib wurde in der Friedenskirche bestattet, der edelsten Schöpfung seiner christlich-romantischen Schwärmerei, während sein Herz zu dem Elternpaare gebracht wurde, in das durch Rauchs Marmordenkmäler berühmte Mausoleum zu Charlottenburg. Aber auch die an sich einförmige Stadt Potsdam bietet in ihrem großen Stadtschloß, in der Garnisonkirche, dem neuen Orangeriehaus, der Pfaueninsel, den prinzlichen Schlössern und Parks und namentlich in dem Wohnsitz Kaiser Wilhelms, dem zinnengeschmückten Schloß Babelsberg, außerordentlich viel des landschaftlich, architektonisch und geschichtlich Interessanten; der große Schwarm der Berliner Sonntagsgäste flutet allerdings nur zu den an der Heerstraße gelegenen „Sehenswürdigkeiten".

Eine etwa dreistündige Eisenbahnfahrt nach Süden führt von der Reichshauptstadt zu den beiden sächsischen Großstädten Dresden und Leipzig. Dresden besitzt drei Dinge, welche es zu einem Knotenpunkte des europäischen Fremdenverkehrs machen: seine Bauten, seine Kunstschätze und seine schöne Lage. Über die Bauten allerdings gehen die Geschmacksrichtungen weit aus einander; am einfachsten zeigt ein Blick auf die Entwicklungsgeschichte Dresdens, wie es zu dem zweifelhaften Ruhme gekommen ist, die Stadt des Rokoko, des Zopf- und Barockstils genannt zu werden. Als Stadtgemeinde wird es 1216 zuerst urkundlich erwähnt, und zwar als auf dem rechten Elbufer liegend, an der Stelle der jetzigen Neustadt. Schon im 13. Jahrhundert wurde die steinerne Elbbrücke erbaut, aber erst lange nachher war die heutige Altstadt ansehnlich genug, um zur Stadt erhoben und dann im Anfange des 16. Jahrhunderts befestigt und als kurfürstliche Residenz erwählt zu werden. Erst nach langer Nebenbuhlerschaft, gerade wie es bei Berlin und Kölln war, wurden 1549 beide Städte vereinigt. Früher als die brandenburgische Hauptstadt war Dresden zu einer sauberen Stadt mit gepflasterten Straßen und zahlreichen großen Steinbauten herangewachsen. Aber erst durch Friedrich August I. (1694—1733), gewöhnlich August der Starke genannt, wurde es zu dem, was es in seinen älteren Vierteln und seinen bemerkenswertesten Bauten noch heute ist: die Stadt des prunkenden Barockstils, wie er aus der damals gerade aufkommenden Porzellanmanufaktur in die Architektur übertragen wurde. Indem der kunstsinnige Kurfürst, welcher seit 1697 auch König von Polen war, das Beispiel Ludwigs XIV. nachahmte, verwandte er die reichen Einkünfte des Landes zumeist auf die Ausschmückung seiner Residenz und auf Festlichkeiten, die an Mannigfaltigkeit und verschwenderischem Glanz nirgends ihresgleichen in Europa hatten. Neben den ausländischen Baumeistern und Bildhauern, welche August zum Bau von Kirchen und Palästen nach Dresden zog, kamen zwei einheimische Architekten insofern zu besonderer Geltung, als ihre Werke noch heute zu den hervorragendsten Bauten der Stadt gehören. Georg Bähr führte

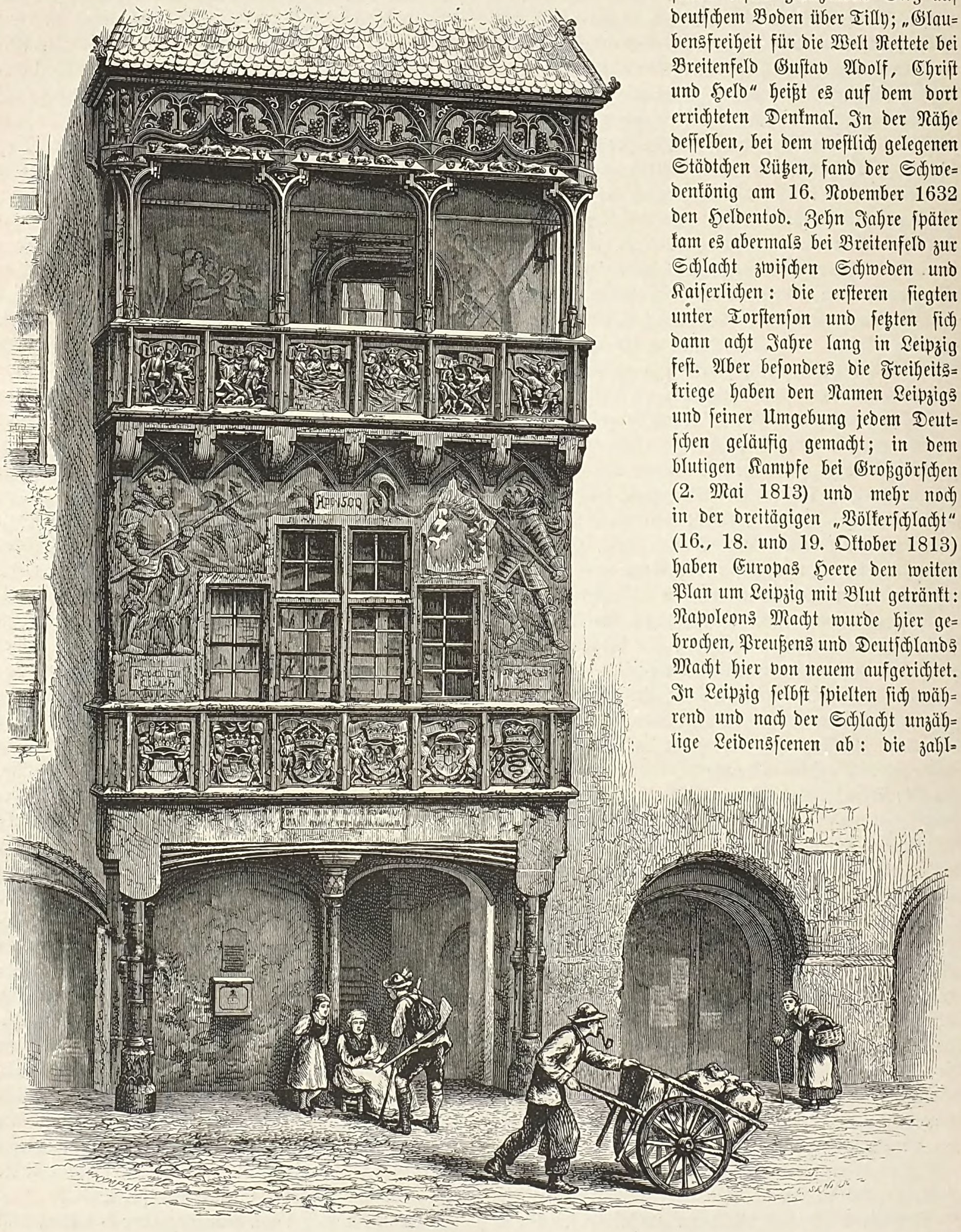
den Kuppelbau der Frauenkirche aus; auch ohne daß der bescheidene „Ratszimmermeister“ jemals Sachsens Grenzen überschritten hatte, stellte er sich damit neben die großen Dombaumeister Michelangelo, Brunelleschi und Christopher Wren, die Schöpfer der gewaltigen Kuppeln der Peterskirche, des Florentiner Doms und der Londoner Paulskirche, und so fest gefügt war die Dresdener Kuppel, daß sogar 1760, als die Preußen Dresden beschossen, die Bomben von ihr abprallten. Noch großartiger, wenigstens in seinem Entwurf, war Pöppelmanns Zwinger, an welchem von 1711—1722 gearbeitet wurde, ohne daß der Bau, wie wir ihn noch heute vor uns sehen, über den Vorhof zu dem unausgeführt gebliebenen Königsschlosse hinauskam, dessen Ganzes nach des Meisters eigenen Worten also geplant war: „Gleichwie die alten Römer unter ihren andern erstaunenswerten Bauanstalten auch dermaßen große Staats-, Pracht- und Lustgebäude aufzurichten pflegten, daß dieselben einen weiten Umkreis machten, ebenso ist auch dieses Gebäude des königlichen Zwingergartens dermaßen kunstreich angelegt, daß es alles dasjenige in sich begreift, was in jenen römischen Erfindungen Prächtiges oder Nützliches vorgekommen; denn außer den verschiedenen großen Speise-, Spiel- oder Tanzsälen, kleineren Zimmern, Bädern, Grotten, Bogenstellungen, Lust- oder Spaziergängen, Baum- und Säulenreihen, Gras- und Blumenbeeten, Wasserfällen, Lustplätzen und dem anstoßenden Opern- und Komödienhause beschließt das ganze Bauwerk zusammen einen so ansehnlich länglich runden Platz, daß in demselben nicht nur die fast unzählbaren, des Winters in den Galerien verwahrten Bäume zur Sommerzeit bequemlich in schönster Ordnung ausgesetzt, sondern auch alle Arten öffentlicher Ritterspiele, Gepränge und andere Lustbarkeiten des Hofes angestellet werden.“ Geschnörkelt wie seine Sprache war auch Pöppelmanns Baustil: überall vielgegliederte Simse, Pfeiler und Säulen, Karyatiden und phantastisches Beiwerk; das Portal der südwestlichen Längsseite (vgl. die Abbildung S. 185) läßt das Wirkungsvolle dieser Architektur erkennen. Fast noch mehr als August der Starke that sein Sohn Friedrich August II. (1733—1763) für Dresden, bis dann eine Zeit des Stillstands, fast könnte man sagen der Ernüchterung, kam. Erst mit dem Aufblühen Dresdens zu einer modernen Großstadt, namentlich infolge der Einführung von Eisenbahnen, Dampfschiffen und mancherlei Fabrikbetrieb, hob sich auch die Bauthätigkeit wieder: an die Stelle des Zopfstils traten in einer großen Zahl öffentlicher und privater Prachtbauten die Formen der Renaissance, als deren erster Meister Gottfried Semper angesehen wird.

Zu den weltberühmten Sammlungen der sächsischen Residenz zählt in erster Linie seine Gemäldegalerie. Zu Raffaels Sixtinischer Madonna wallfahrten die Kunstfreunde aller Völker als zu dem vollendetsten Gemälde, das je von Menschenhand ausgeführt worden ist; eine Anzahl Meisterwerke von Correggio, Tizian, Paolo Veronese, Murillo, Ribera, Rubens, Van Dyck, Dürer, Canaletto und anderen Künstlern füllen die lange Reihe von Sälen, und außer Florenz und Paris darf sich wohl keine Stadt der Welt einer so wohlgeordneten Sammlung von „Perlen“ rühmen als das kunstsinnige „Elbflorenz“. Auch das Grüne Gewölbe ist einzig in seiner Art. Seit Jahrhunderten hat man in dieser Schatzkammer des sächsischen Fürstenhauses kunstvoll gearbeitete Wertstücke aufgehäuft: Bernstein- und Elfenbeinarbeiten, Emaillen und Mosaiken, Prunkgefäße aus Gold und Silber, namentlich jedoch eine Edelstein- und Brillantensammlung von blendender Reichhaltigkeit fesseln hier die Blicke der Laien und regen die Fachkünstler zur Nachahmung an. Diesen beiden Sammlungen reihen sich würdig Kabinette für Antiken, Münzen, Kupferstiche, mathematische Instrumente, Porzellane, Gipsabgüsse, Schußwaffen, historische und naturwissenschaftliche Sammlungen an. Die Königliche Bibliothek ist namentlich durch ihre Geschichtswerke und Landkarten ausgezeichnet; neuere Schöpfungen, wie das Körner-, das Rietschel-, das Kunstgewerbe-Museum u. a. lassen ebenso wie neuere Bildwerke auf den Plätzen der Stadt erkennen, daß Dresden nicht stillsteht in der Bethätigung künstlerischen Schaffens.

Endlich ist Dresden der Lieblingsaufenthalt der Fremden zufolge seiner herrlichen Lage. Sein Großer Garten erinnert an Sanssouci; unter seiner Brühlschen Terrasse breitet sich der Elbstrom mit seinen Brücken und Schiffen, sowie den angrenzenden Stadtteilen als weites, reich belebtes Landschaftsbild aus. An die eigentliche Stadt schließen sich vierzehn Vororte mit unzähligen Landhäusern an; 1/4 Million Menschen drängt sich hier auf einen Raum von etwa 20 qkm zusammen. Im fernen Südost, den Strom aufwärts, schließen blaue Bergumrisse den Horizont ab. Das ist die Sächsische Schweiz, wie das romantische Elbsandsteingebirge, zwischen dem Erz- und Lausitzer Gebirge, von Pirna bis Aussig, zu beiden Seiten der Elbe gelegen, seit einem Jahrhundert genannt wird. Nächst dem Rhein ist die Elbe Deutschlands wichtigster und schönster Strom, und hier, wo sie aus dem Felsenthor in die große deutsche Tiefebene eintritt, entfaltet sie auf kleinem Raume eine Fülle von Naturschönheit. Zwar erscheint der regelmäßig geschichtete, oft vertikal zerklüftete Buntsandstein an den großen Bruchflächen, welche er längs des rechten Elbufers zufolge der Gewinnung von Baumaterial aufweist, geradezu häßlich; aber die seltsam über einander getürmten Quadern, der tiefgrüne Wälderschmuck der Bergkuppen und die schattigen, kühlen Seitenthäler locken alljährlich Hunderttausende von Wanderern hierher; für die sächsischen Städte und die deutsche Reichshauptstadt ist die Gegend um Schandau oder der schroff aufragende Kegel der Bastei (siehe die Abbildung S. 188) das beliebte Ziel eines Pfingst- oder Sonntagsausflugs.

Grundverschieden von dem Charakter Dresdens stellt sich Sachsens zweite Großstadt, das rührige Leipzig dar. Die meilenweite Ebene rings um die Stadt ist eins der bekanntesten Schlachtfelder der Weltgeschichte. Im Westen, wahrscheinlich zwischen Lützen und Merseburg, gewann Heinrich I. 933 seinen glänzenden Sieg über

die wilden Ungarn. Unweit davon bezahlte 1080 Rudolf von Schwaben seinen Verrat an dem unglücklichen Kaiser Heinrich IV. mit dem Leben. Bei Breitenfeld, eine kleine Meile nördlich von Leipzig, gewann Gustav Adolf 1631 seinen ersten glänzenden Sieg auf deutschem Boden über Tilly; „Glaubensfreiheit für die Welt Rettete bei Breitenfeld Gustav Adolf, Christ und Held“ heißt es auf dem dort errichteten Denkmal. In der Nähe desselben, bei dem westlich gelegenen Städtchen Lützen, fand der Schwedenkönig am 16. November 1632 den Heldentod. Zehn Jahre später kam es abermals bei Breitenfeld zur Schlacht zwischen Schweden und Kaiserlichen: die ersteren siegten unter Torstenson und setzten sich dann acht Jahre lang in Leipzig fest. Aber besonders die Freiheitskriege haben den Namen Leipzigs und seiner Umgebung jedem Deutschen geläufig gemacht; in dem blutigen Kampfe bei Großgörschen (2. Mai 1813) und mehr noch in der dreitägigen „Völkerschlacht“ (16., 18. und 19. Oktober 1813) haben Europas Heere den weiten Plan um Leipzig mit Blut getränkt: Napoleons Macht wurde hier gebrochen, Preußens und Deutschlands Macht hier von neuem aufgerichtet. In Leipzig selbst spielten sich während und nach der Schlacht unzählige Leidensscenen ab: die zahlreichen Marksteine, welche durch die Bemühungen des patriotischen Dr. Th. Apel ringsum in Leipzigs Gefilden errichtet sind, erfüllen jedes deutsche Herz zwar mit Wehmut, aber auch mit Dank für die Opferthaten der Väter, mit freudigem Hochgefühl für die hier erkämpfte Freiheit unseres schönen Vaterlandes.



Das goldene Dachl in Innsbruck.

Auch auf dem Gebiete der Friedensthätigkeit nimmt Leipzig eine hervorragende Stellung unter Deutschlands Großstädten ein. Seine Einwohnerzahl hat sich seit 1834 von 44802 auf 170000 gehoben; die an die Stadt grenzenden vierzehn Vororte zählen weitere 90000 Einwohner, so daß Leipzig eigentlich volkreicher als Dresden ist. Uralt sind seine Messen: die Oster- und Michaelismesse werden bis ins 12. Jahrhundert verlegt, die unbedeutendere Neujahrsmesse wurde 1458 eingerichtet, nachdem schon 1409 die Universität gegründet worden war. Von den zahlreichen auf der Leipziger Messe gehandelten Artikeln sind hauptsächlich Rauchwaren zu nennen; darin ist Leipzig



Der Plattkofel und das Sellajoch.

noch heute der erste Stapelplatz der Welt. Auch Leder, Tuche, Kolonial- und Manufakturwaren sind wichtige Handelsartikel. Ganz besonders ist Leipzig jedoch der Mittelpunkt des Buchhandels für ganz Deutschland, ja vielleicht übertrifft es sogar Paris und London an Bedeutung für den Weltbuchhandel. Die Menge der alljährlich über Leipzig versandten Bücher wird auf 10 Millionen Kilogramm geschätzt; etwa 30 Millionen Mark werden damit umgesetzt. Fast der sechste Teil der 13000 durchschnittlich jedes Jahr im deutschen Buchhandel veröffentlichten Werke wird in Leipzig verlegt, auch werden dort beinahe 300 Zeitungen und Zeitschriften gedruckt. Aus diesen wenigen Zahlen läßt sich ein Rückschluß auf die gewaltige Ausdehnung der mit dem Buchhandel verknüpften gewerblichen Thätigkeit machen.

Der Beiname „Pleiße-Athen" kennzeichnet die geistige Atmosphäre Leipzigs. Unverkennbar übt der Buchhandel einen großen Einfluß auf die wissenschaftliche und künstlerische Rührigkeit der Leipziger aus, und treffend läßt schon Goethe den lustigen Gesellen in Auerbachs Keller sagen: „Mein Leipzig lob' ich mir! Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute." Die Namen Gottsched und Gellert, Goethe und Schiller, Sebastian Bach und Felix Mendelssohn-Bartholdy, K. F. Zöllner, R. Schumann, A. Lortzing, C. Reinecke und Richard Wagner, endlich Leibniz, Thomasius, Roßmäßler, R. von Gottschall, G. Ebers, E. Eckstein, G. Freytag und manche sonstige Förderer unserer neueren Litteratur sind mehr oder weniger mit der Pleißestadt in Verbindung zu bringen, obschon sie alle speziell mit dem Buchhandel nichts zu thun hatten. Der „Kantor" Bach an der Thomasschule, oder der „Studiosus" Goethe als Liebhaber von Kätchen Schönkopf, oder der hochaufgeschossene Dichter des „Lied an die Freude" in seinem Dachstübchen zu Gohlis — sie und viele andere Leipziger Geisteshelden leben im deutschen Volksgemüt unsterblich fort.

Auf die äußere Erscheinung Leipzigs haben seine Messen zweifellos eingewirkt, wenigstens auf den alten, von prächtigen Promenaden umschlossenen Stadtkern. Die hohen, dunklen Häuser in den verhältnismäßig engen Straßen haben oft weitverzweigte Höfe, in deren stockwerkreichen Hinterhäusern die Waren zur Meßzeit lagern. Jedes Plätzchen auf dem „Brühl" und seinen Nebenstraßen ist dann besetzt, von allen Himmelsgegenden sind Händler und Waren hier zusammengeströmt, und gar seltsam nehmen sich die Kaftane der polnischen Juden neben der patenten Eleganz der jüngeren Meßreisenden aus. Ob das malerische alte Rathaus aber wohl noch lange auf das Meßgewühl niederblicken wird? Unser Jahrhundert der Eisenbahnen hat gerade auf die einstigen Sammelplätze des Handels zersetzend eingewirkt. Das alte Leipzig nimmt nur noch etwa den achten Teil der heute bebauten Stadtfläche ein; immer heiterer, luftiger und bequemer wachsen die Häusermassen jenseits der Promenaden in die Ebene hinaus, schon umklammern sie die Waldgründe des Rosenthals, schon reichen sie über die Rennbahn hinaus bis an das Nonnenholz und das langgestreckte „Leipziger Holz" im Süden. Auch große Geschäftshäuser, palastartige Schulbauten, Universitäts-Institute, Hotels, Hospitäler u. dgl. entfernen sich mehr und mehr vom Mittelpunkt der Stadt; kurzum, bald wird vielleicht, ähnlich wie in Frankfurt und anderen Orten, das Meßtreiben auch für Leipzig seine Bedeutung verloren haben, und dann wird auch für die dunklen Steinkolosse der Grimmaschen Straße und des Brühl ein Modernisierungsprozeß gekommen sein, wie ihn schon jetzt die Palastbauten des Augustus-Platzes aufweisen.

Diejenige deutsche Stadt, welche in fast sprichwörtlicher Vollkommenheit ein mittelalterliches Gepräge bewahrt hat, ist **Nürnberg**. Hier ist noch die von Mauern umschlossene, mit festen Türmen bewehrte Reichsstadt die Hauptsache: noch herrscht auf Straßen und Plätzen die wechselvolle Gliederung der Hausfronten vor, welche einerseits die Häuser des freien Seitenblicks wegen ein Stückchen vor dem Nachbarhause vorspringen läßt und dadurch die gerade Linie der Straßenfluchten aufhebt, andererseits den Bauten selbst durch zierliche Erker und Chörlein, eingemauerte Wappen und Reliefs, Heiligengestalten und Ecktürmchen etwas Leichtes und Malerisches giebt, trotz der für Jahrhunderte berechneten Massigkeit der Sandsteinmauern. Freilich sind den Verkehrsbedürfnissen der Neuzeit schon einzelne Strecken der doppelten Ringmauern und manche der gewaltigen, epheuumsponnenen Türme zum Opfer gefallen, und moderne Vorstädte, Villenviertel und Schmuckanlagen sind aus dem Stadtkern hervorgequollen; denn auch Nürnberg ist zufolge seines Gewerbfleißes in starkem Aufschwung begriffen und zählt bereits 107000 Einwohner, ist also nach München weitaus die ansehnlichste Stadt in Bayern.

Nürnbergs Geschichte beginnt mit dem Jahre 1050 aus dem Sagendunkel ans Licht zu treten, und schnell erlangte die hochgelegene Burg am Nordrande der Stadt, sowie letztere selbst eine große Bedeutung im Reiche. Kaiser Heinrich III. hielt zuerst hier Hof; von seinen Nachfolgern zeichneten sich Barbarossa und dessen Enkel Friedrich II. durch ihre Fürsorge für Nürnberg aus; es erhielt eigenes Stadtrecht und mancherlei Handelsvergünstigungen. Mancher deutsche Kaiser zog mit glänzendem Gefolge in den Schloßhof ein, und erst als die Habsburger nach Wien übersiedelten und die Reichstage nach Regensburg verlegt wurden, wurde es stiller auf der Burg. Nur die Grafen von Zollern, welchen von den Kaisern die Verteidigung der Burg und damit der Gerichtsbann und das Geleitsrecht übertragen worden war, setzten sich hinter den ellendicken Mauern zu steter Kampfesbereitschaft fest. Ihre fortgesetzten Reibereien mit den zwischen Burg und Pegnitzfluß angesiedelten Bürgern, die sich ebenfalls durch Mauern und Türme schützten, trugen zu einer Kräftigung des städtischen Gemeinwesens bei und hielten es während der Handelsblüte Nürnbergs in mannhafter Tüchtigkeit. Damals, etwa ums Jahr 1500, hatte sich die Stadt schon auf beiden Seiten der von Osten nach Westen fließenden Pegnitz in ziemlich gleichem Maße ausgedehnt. Nach den großen Hauptkirchen zerfällt Nürnberg noch heute in die Sebalder und die Lorenzer Seite; letztere, südlich vom Flusse, ist ohne Zweifel die jüngere Stadthälfte. Der Mauerring hatte insgesamt eine Länge von fast 5 km; die trutzigen Türme (ihre Zahl wurde bis auf 365 von der Sage gesteigert), die Thore und ausgemauerten Gräben lassen die mittelalterliche Befestigungskunst in ihrer Glanzperiode erscheinen.

Freilich, an Geld fehlte es in der alten Noris nicht. Bald nach den Kreuzzügen hatte der ostindische und morgenländische Handel hier eine Hauptstation für den Verkehr nach Flandern, Frankreich und den nordischen Hansastädten; die von den gewerbtüchtigen Nürnbergern verfertigten Waren wanderten auf den großen Straßen nach West und Ost, und „Nürnberger Tand geht durchs

ganze Land" hieß es sprichwörtlich. Martin Behaim, „der geistige Entdecker Amerikas", stellte den ersten Erdglobus her (1491); Peter Hele fertigte die ersten Taschenuhren (1500), die ovalen „Nürnberger Eier"; auch Schußwaffen, Goldwaren, Kupferstiche, Holzschnitzereien, Bildwerke, Glaswaren und Erzeugnisse des Erzgusses wurden nirgends in Europa kunstvoller hergestellt als gerade in Nürnberg. Erst die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der oceanische Verkehr der westeuropäischen Länder, noch mehr aber der Dreißigjährige Krieg haben der Blüte der Stadt ein Ende gemacht, obschon sie niemals aufgehört hat, eine ansehnliche Rolle zu spielen.

Obenan unter Nürnbergs Bauten sind seine Hauptkirchen aufzuführen. St. Sebaldus entstand vom 12. bis zum 15. Jahrhundert; außer dem reichen Zierat ihrer Portale (S. das Bild S. 189) und den herrlichen Glasmalereien birgt die Kirche „das höchste Heiligtum deutscher Kunst", wie F. Kugler das im Kirchenschiff stehende Grabdenkmal Sebalds bezeichnet. Über dem mit Edelmetall beschlagenen Sarge des Heiligen hat Peter Vischer mit seinen fünf Söhnen einen kleinen gotischen Dom von unübertroffener Vollendung des Figurenschmucks und des Gusses errichtet; elf Jahre arbeitete der Meister daran, und 120 Centner Metall wurden dazu verbraucht. Die als Bauwerk noch bedeutendere Lorenzkirche wurde erst 1477 vollendet. Der „englische Gruß", eine Schnitzarbeit von Veit Stoß, und das 20 m hohe Sakramentshäuschen Adam Kraffts zählen zu den vollkommensten Werken der Bildhauerkunst aller Zeiten. So künstlich durchbrochen war die sandsteinerne Turmpyramide des letzteren, daß man wiederholt glaubte, Meister Krafft habe sein Sakramentshäuschen aus gestoßenem und dann in Formen gegossenem Stein hergestellt. Auch der Schöne Brunnen auf dem Hauptmarkt, welcher als der schönste Marktplatz Deutschlands gilt, einige andere Straßenbrunnen, viele Erker und Chörlein an den Außenseiten der Häuser, sowie prächtige Öfen, Schränke, Tafelgeschirre und Holzvertäfelungen in den Innenräumen mancher Patrizierhäuser sprechen für die Kunstfertigkeit der Nürnberger Handwerksmeister.

„Wenn einer Deutschland kennen
„Und Deutschland lieben soll,
„Muß man ihm Nürnberg nennen,
„Der edlen Künste voll:
„Dich, nimmer noch veraltet,
„Du treue, fleiß'ge Stadt,
„Wo Dürers Kraft gewaltet
„Und Sachs gesungen hat."

Diese Verse Schenkendorfs beziehen sich nicht nur auf Nürnbergs steinerne und erzene Kunstwerke, sondern auch auf das geistige und künstlerische Leben in seiner Blütezeit. Wie viele Namen von gutem Klange dazumal in Nürnberg genannt wurden, das zeigt schon ein Gang über das ernste, weite Leichenfeld des alten St. Johanniskirchhofes, von dessen Grabsteinen und Erzgüssen ein gutes Stück deutscher Kulturgeschichte abgelesen werden kann. Nürnbergs größter Sohn war Albrecht Dürer, der Michelangelo Deutschlands, gepriesen als Maler, Kupferstecher, Holzschneider, Goldschmied, Bildhauer und Festungsbaumeister. Noch zeigt man sein altes Wohnhaus (S. Seite 192), in dem er den größten Teil seines thatenvollen Lebens (1471—1528) zubrachte. Auch durch Bürgertugenden zeichnete er sich aus; die Besten seiner Zeit standen ihm nahe, und gleich seinem Freunde Hans Sachs, dem unermüdlichen Poeten, wußte er so erfolgreich die Reformation zu fördern, daß Melanchthon ein Gymnasium in der Stadt gründete, und Luther sie im Hinblick auf die anderen Städte Deutschlands „eine Sonne unter Mond und Sternen" nannte. War Dürer der eigentliche Schöpfer deutscher Kunst, so zählten Vischer, Krafft, Stoß, Jamnitzer, Hirschvogel, Wohlgemut u. a. zu den namhaftesten Vertretern deutscher Kunstfertigkeit, während die „Meistersinger", an ihrer Spitze der sangesfrohe Schuster Sachs, mit ihren „Weisen", Historien und Schwänken einen großen und fördernden Einfluß auf die deutsche Litteratur ausübten. Die „Sprachgesellschaften" späterer Zeit, insbesondere die „Pegnitzschäfer" mit ihrem Reimgeklingel und ihrer Gefühlsüberschwenglichkeit, haben für Nürnbergs Ruf als Dichterheim weniger vorteilhaft gewirkt. Der noch heute bestehende „Pegnesische Blumenorden" verfolgt in zeitgemäßer, gesunder Weise litterarische Zwecke.

Den stark ausgeprägten Sinn der Nürnberger für die alte deutsche Kunst- und Gewerbthätigkeit konnte man in Deutschland nicht besser anerkennen, als dadurch, daß man die großartige Schöpfung des Germanischen Museums, einer 1853 vom Freiherrn Hans von und zu Aufseß ins Leben gerufenen Nationalanstalt für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Deutschlands, nach Nürnberg verlegte. Die seit 1857 in der ehemaligen Kartause, in deren Kirche, Kreuzgängen und Gärten untergebrachten Sammlungen sind so mannigfacher Art und schon jetzt so umfangreich (im ganzen werden 75 Zimmer, Säle und Hallen mit Kunst- und Altertumssammlungen angefüllt werden), daß dieses von den deutschen Fürsten und Freien Städten wie von Gemeinden, Korporationen und Privatpersonen unterstützte Institut in seiner Art das interessanteste Museum der Welt zu werden verspricht.

Endlich darf neben dem Nürnberg des 15. und 16. Jahrhunderts die Gewerbthätigkeit des heutigen Nürnberg nicht unerwähnt bleiben. In der Kunstschreinerei, in der Glasmalerei und im Maschinenbau, in der Spielwaren-, Bleistift- und Ultramarinfabrikation, in der Erzgießerei und dem Kunstdruck ist Nürnberg durch Werkstätten ersten Ranges vertreten; auch der Hopfenhandel Nürnbergs, sowie Nürnberger Bier und Nürnberger Lebkuchen haben einen Weltruf erlangt. Noch lebt der „Erfindungsgeist", auf den die mittelalterliche Reichsstadt mit Recht stolz war, am Pegnitzufer fort, und auch die Freude an heiterer Geselligkeit und volkstümlichen Belustigungen hat sich auf die Nachkommen vererbt.

Wer Nürnberg nennt, pflegt gleichzeitig an Augsburg zu denken. Mancherlei Schicksale haben sie gemeinsam gehabt, und doch lassen sich sowohl in der äußeren Physiognomie beider Städte als in ihrer Entwicklungsgeschichte viele Unterscheidungsmerkmale ausfindig machen.

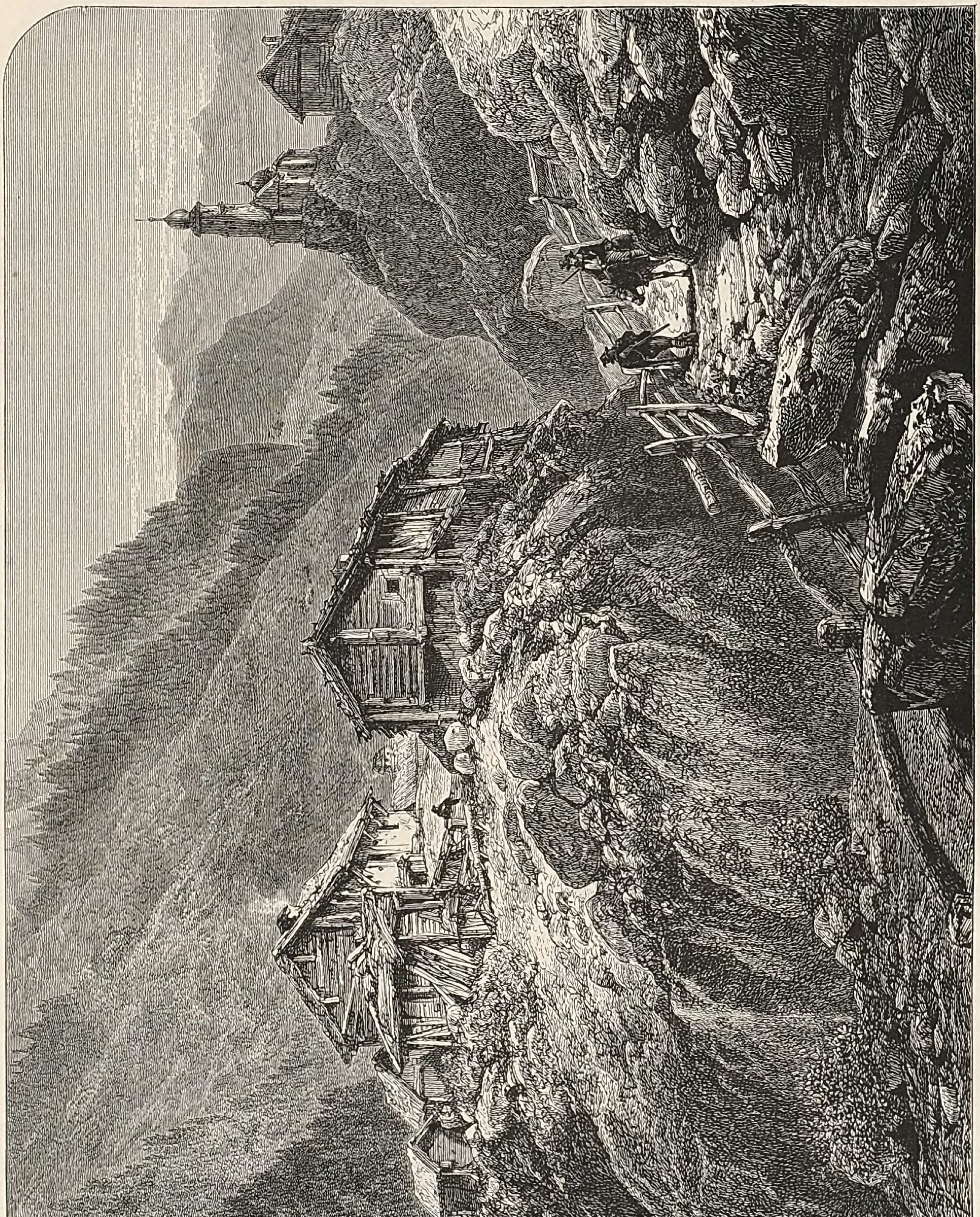
Die Augusta Vindelicorum wurde 13 v. Chr. von den Römern auf einem Hügel im Flußwinkel zwischen Wertach und Lech gegründet; ihre Beziehungen zu Italien lassen sich bis in die Neuzeit verfolgen. Verdankte Nürnberg seine Blüte hauptsächlich dem Gewerbfleiß und der vielseitigen Kunstfertigkeit seiner Bürger, so ward Augsburg groß durch einzelne Familien von Handelsherren, welche auf dem Weltmarkte ein gewichtiges Wort mitsprachen und sogar in die Geschichte Europas eingriffen.

Einige ums Jahr 1000 ausgeführte Bauten, wie die ältesten Teile des Domes mit den figurenreichen Bronzethüren und der Perlach-Turm, lassen auf eine frühe Machtentwicklung der Stadt schließen. Aber erst 1276 ward sie zur freien Reichsstadt erhoben, und erst im 15. Jahrhundert hob mit dem Reichtum der Fugger, Welser



Eingang zum Höhlensteinthal.

und anderer Patrizierfamilien die Glanzperiode Augsburgs an. Vom einfachen Webstuhl und Leinenhandel brachten es die Fugger durch fortgesetzte Handelstüchtigkeit zu einer so umfassenden Großindustrie, daß sie Bergwerke im Auslande kauften, kostbare Stoffe fertigten, mit Karawanen und eigenen Flotten, auf der Ostsee sowohl wie im Mittelmeer und auf dem Atlantischen Ocean, Handel trieben, auch den mächtigsten Fürsten ihrer Zeit ungeheure Summen vorstreckten. Als Franz I. dem allgewaltigen Kaiser Karl V. seine Schätze in Paris zeigte, äußerte letzterer: „In Augsburg wohnt ein Leineweber, der dies alles mit eigenem Golde bezahlen kann.“ Aus hundert Zügen, deren manche geradezu romanhaft klingen, geht die Macht der Augsburger Patrizier jener Zeit hervor, und daß die schöne Philippine Welser als Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand mit so vielen Hindernissen behufs Anerkennung ihrer Ehe zu kämpfen hatte, ist nur durch die übergroße Fürstengewalt jener Zeit erklärlich.



Heiligenkreuz im Ötzthal.

Die Patrizier wandten ihren Reichtum in edelster Weise an. Augsburgs wohlthätige Stiftungen, seine herrlichen Brunnenbauten, die Pflege von Künsten und Wissenschaften, die sprichwörtliche „Augsburger Pracht“ — alles wurde durch das Gold seiner Handelsherren ins Leben gerufen. Das Rathaus mit seinem „Goldenen Saal“, die Fresken an den Straßenwänden der stattlichen Bürgerhäuser, die Pflasterung der Straßen selbst, womit Augsburg allen anderen Städten schon im 14. Jahrhundert voranging, die großartigen Feste zu Ehren der Kaiser, die wichtige Rolle der Stadt in der Reformationszeit, die in öffentlichen und Privatgebäuden angesammelten Kunstschätze lassen es in ihrer Gesamtheit begreiflich erscheinen, daß selbst Nürnberg es mit dem prächtigen Augsburg kaum aufnehmen konnte. Die Kriegsnot des Dreißigjährigen Krieges hat auch seine Blüte vernichtet; immer neue Drangsale stürmten bis in den Anfang unseres Jahrhunderts auf die alte Reichsstadt ein, und erst der gewerbliche Aufschwung der letzten Jahrzehnte, besonders in der Metall- und Textilindustrie, im Buchhandel und im Bankwesen, hat die Einwohnerzahl wieder bis auf 65000 anwachsen lassen und der Stadt eine bedeutende Zukunft in Aussicht gestellt.

Auch andere der größeren Städte Bayerns reichen mit ihrer Entwicklungsgeschichte bis tief in das Mittelalter, ja sogar bis in die Römerzeit hinein, ohne daß sie darum gleich Nürnberg und Augsburg früher eine verhältnismäßig wichtigere Rolle gespielt hätten als heutzutage. Die Bischofsstädte **Bamberg** und **Würzburg** sind beide in fruchtbaren Kesseln am Main gelegen. „Reben, Meßgeläute, Main und Bamberg — das ist Franken!“ meint das Volk, um die Stadt mit dem viertürmigen, romanischen Dome kurz als Hauptstadt Frankens zu kennzeichnen, und „Wäre Nürnberg mein, wollt' ich's in Bamberg verzehren“, fährt es zum Lobe der anmutigen Umgebungen der Stadt fort. Würzburg dagegen hat seinen Stein- und Leistenwein, seinen Walter von der Vogelweide, sein herrliches Residenzschloß, seine Universität und sein großartiges Julius-Hospital, **Bayreuth** sein Richard Wagner-Theater und **Rotenburg ob der Tauber** seine verwitterten Ringmauern, Stadtthore und Warttürme, gerade als ob das behäbige Städtlein sich unversehrt mit einem Sprung aus dem Bauernkriege in das Jahrhundert des Dampfes herübergerettet hätte.

Mehr noch als manche Landstädte nördlich der Donau gewähren die am rechten Stromufer gelegenen Gegenden des bayerischen Hochlandes den Anschein, als hätte ihre Entwicklung ein paar Jahrhunderte stillgestanden, als hätten höchstens die großen Kriege sie vorübergehend in ihrer Weltabgeschiedenheit gestreift. Nur in den großen Klöstern oder auf den Burgen mächtiger Adelsgeschlechter wurde ein geistiges Leben gepflegt; das Land selbst blieb von jedem fremden Einflusse unberührt. Post, Flöße und Leiterwagen bildeten die einzigen Verkehrsmittel; durch alle Lebensverhältnisse ging ein primitiver Zug; der Pfarrer, der Landrichter und gewöhnlich auch noch der Gastwirt teilten sich in die Herrschaft über die Gemüter. Erst die Eisenbahnen, Telegraphen, Zeitungen und die politischen Wirbelstürme der Neuzeit, vor allem aber die Ereignisse des Jahres 1870/1871 rüttelten an der idyllischen Abgeschlossenheit der Dörfler und Kleinstädter im bayerischen Hochlande.

Mächtig wirkte namentlich das Beispiel der Hauptstadt **München** auf die Kulturentwicklung des Landes ein. Obschon München nur seine Mittellage in der bayerischen Hochebene und an dem echt bayerischen Nationalfluß Isar als natürliche Vorzüge besitzt, hat es doch ein außerordentliches Wachstum an Größe wie an Bedeutung zu verzeichnen: von 40000 Einwohnern im Jahre 1800 ist es auf $^1/_4$ Million gestiegen, und an Schönheit und künstlerischer Pracht wetteifert es mit den gefeiertsten Großstädten Europas. Seit seiner Gründung als Stadtgemeinde durch Heinrich den Löwen (um 1158) verdankt es ungefähr alles seinen Fürsten; Kaiser Ludwig der Bayer im Mittelalter, Karl Theodor (1778—1799) in neuerer, König Ludwig I. (1825—1848), sein Sohn Maximilian II. (1848—1864) und König Ludwig II. in neuester Zeit waren die hauptsächlichsten Mehrer und Förderer der seit 1806 zur Königsresidenz erhobenen Stadt. Sowohl in dem alten, früher mit Mauern umgebenen Stadtkern, dessen Ostseite sich noch nicht bis an die Isar erstreckte, als noch mehr in den rings um denselben angesetzten neueren Vierteln, welche sich in ihren östlichen Vororten weithin über das rechte Isarufer ausdehnen, fällt dem Fremden die große Zahl öffentlicher und königlicher Bauten auf; viele derselben, insbesondere die von Ludwig I. und Maximilian II. geschaffenen Prachtgebäude, weisen eine reiche Abwechslung von Baustilen auf.

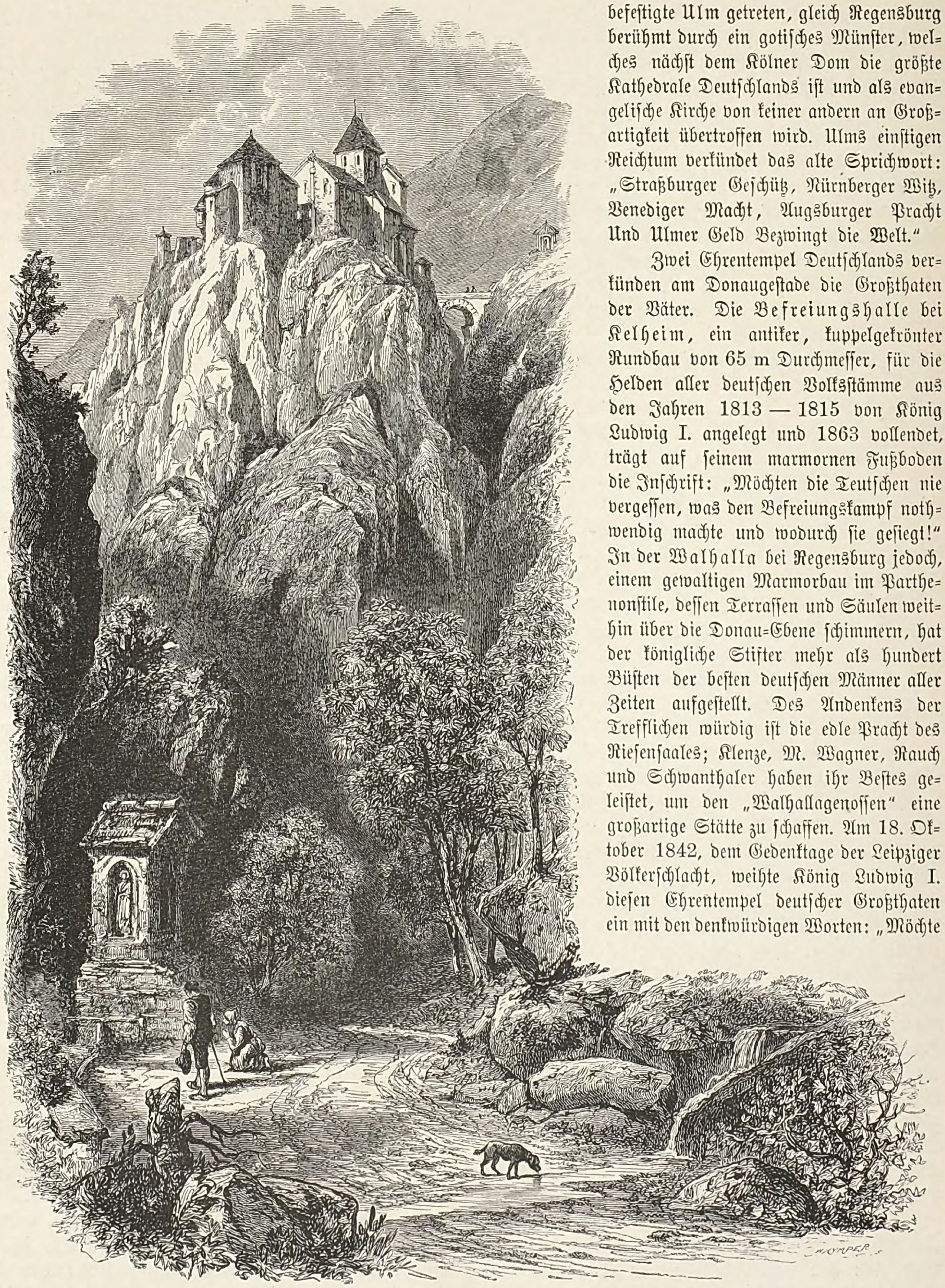
Der Marienplatz in der Altstadt darf als der Mittelpunkt des etwa 15 qkm bedeckenden Stadtplanes angesehen werden, einschließlich des großen Englischen Gartens im Nordosten und der Theresienwiese im Südwesten. In der Nordhälfte der Stadt befinden sich die meisten Kunstinstitute, welchen München in erster Linie seinen Ruf als das Deutsche Athen und seine Anziehungskraft für die Kunstfreunde aller Länder verdankt. Inmitten reizender Anlagen liegt dort die **Glyptothek** mit ihren Marmorschätzen, als Bauwerk durch Schwanthaler und Cornelius herrlich geschmückt. Ein Triumphbogen nach dem Muster der Propyläen steht zwischen der Glyptothek und dem korinthischen Tempelbau der **Kunstausstellung**, während an der anderen Seite, gegenüber dem mächtigen Palast der **Polytechnischen Hochschule**, die weltberühmten **Pinakotheken** eine solche Fülle von Gemälden, namentlich neuerer und deutscher Meister, enthalten, daß selbst Dresden und Berlin diese Sammlung vielfach nicht übertreffen. Auch das Bayerische Nationalmuseum und die Bildergalerie des Grafen von Schack, die **Königliche Residenz** mit ihrer fast endlosen Zahl von Wandgemälden im Festsaal- und im Königsbau, ferner die in Kirchen, Theatern und Palästen, auf Straßen und Plätzen verstreuten Gemälde, Reliefs, Bildsäulen u. dgl. — alles trägt mehr oder weniger zur Erfüllung des Ausspruches bei, welchen König Ludwig I. als Kronprinz that: „Ich

will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat!" Seit fünfzig Jahren ist letzteres deshalb geradezu ein Brennpunkt des deutschen Kunstlebens geworden, und weitaus der größte Teil seiner Industrie ist eng mit dem Kunstgewerbe verwachsen.

Aber nächst dem ihm von außen her im Laufe der Jahrzehnte beigebrachten Kunstsinn zeigt der echte Münchener einen zweiten, viel ursprünglicheren Charakterzug, nämlich eine durch alle Alters- und Gesellschaftsklassen verbreitete Vorliebe für ein in großen Maßkrügen kredenztes Gebräu aus Hopfen und Malz. Wie viele Millionen Liter von den 1175000 hl des in München jährlich erzeugten Bieres in München selbst getrunken werden, ist oft von Lokalstatistikern berechnet worden, und immer noch hat solch ein Rechenexempel zu dem Resultat geführt, daß an keinem Punkte der Welt dem Gambrinus reichlichere Trankopfer dargebracht werden als in Isar-Athen. Als Gründe für diesen ortsüblichen Durst hat man die hohe Lage (520 m ü. M.) Münchens, seine stete Zugluft, seine schnellen Temperaturwechsel und die kahlen Kiesflächen seiner Umgebung angeführt, natürlich nur scherzhaft, um jenen Grundzug des altbayerischen Charakters einigermaßen in Einklang zu setzen mit seiner naiven Religiosität und seiner „Kunstbildung". Daß München übrigens mit Berlin um die Palme der trostlosesten Lage unter den Hauptstädten Europas streitet, ist wiederholt zum Gegenstand ausführlicher Erörterungen gemacht worden. Nach L. Tiecks Meinung scheint der weiche Sand der Mark Brandenburg die Räder mit sentimentaler Gastfreiheit zu umfassen und dem Reisenden zuzurufen: „Freund, warum eilst du so? Weile doch etwas bei uns!" während der harte Kies vor den Thoren Münchens einem groben, brummenden Wirte gleicht, der den Fremden scheltend empfängt und abweist. Aber dennoch hat der Anblick der Alpen, deren Schneehäupter man bei klarem Wetter von dem Riesenstandbild der Bavaria und anderen hochgelegenen Punkten aus deutlich erblickt, etwas Großartigeres als die Berliner Ebene, welche erst bei Potsdam oder hinter Köpenick anfängt „romantisch" zu werden. Auch bietet das Isarthal so malerische Fels-, Wasser- und Baumpartien, und endlich sind in neuester Zeit der Starnberger See und die Vorberge der Bayerischen Alpen so bequem auf Sonntagstouren zu erreichen, ganz abgesehen von den näher gelegenen Großhessellohe, Schwaneck, Nymphenburg und dem unmittelbar an die Stadt stoßenden Englischen Garten, daß Gustav Adolfs Spott, München sei „ein goldener Sattel auf dürrem Klepper", wohl nicht mehr gerechtfertigt erscheint.

Unter den Flüssen Europas nimmt nächst der Wolga rücksichtlich ihrer Länge die Donau weitaus den ersten Platz ein: ihre Laufentwicklung von etwa 2850 km übertrifft die von Rhein, Elbe, Weichsel ꝛc. um mehr als das Doppelte. Ihre Hauptrichtung von Westen nach Osten macht sie zu einer Begleiterin des Alpengebietes fast in seiner ganzen westöstlichen Länge und damit von alters her zu einem Grenz- und Schutzgraben für die Nordmarken der alten Kulturwelt. Durch unzählige Thatsachen wird ihre Bedeutung für die Geschichte und den Handel Europas erwiesen. Ihre leicht zugänglichen Ufer ließen eine Reihe von Hauptmärkten Deutschlands und der osteuropäischen Länder aufblühen, aber auch Dutzende von Festungen und Hunderte von Burgen erhoben sich auf allen strategisch wichtigen Punkten zwischen Ulm und dem Schwarzen Meere meist schon zur Römerzeit oder im frühen Mittelalter, und noch oft wird uns unsere Wanderung durch Europa zu dieser gewaltigen Verkehrsader zurückführen.

An ihrem nördlichsten Punkte, da wo die Donau dem Herzen Deutschlands am nächsten kommt, wo sich ihr Bett auf 200 m erweitert und sie für Dampfschiffe fahrbar wird, liegt Regensburg, die Regina Castra der Römer, die Stadt des hl. Emmeran und der deutschen Reichstage (bis 1806). Welchem Wandel menschlicher Geschicke haben nicht seine engen, winkeligen Straßen als Schauplatz gedient! Ehe Augsburg und Nürnberg groß wurden, kreuzten sich in Regensburg die Verkehrswege zwischen Abend- und Morgenland, zwischen Norden und Süden; schon 1135 wurde die lange, steinerne Donaubrücke erbaut und im nächsten Jahrhundert der Grund zu dem herrlichen Dom von St. Peter gelegt. Erst in neuester Zeit ist dies Meisterwerk echter Gotik durch den Ausbau der Türme vollendet worden; indessen schon die alten Strebepfeiler, Fenster und Portale sind so überreich mit stilvollem Schmuck geziert (vgl. die Abbildung S. 193), daß man hieraus auf die Blüte der einstigen Reichsstadt schließen darf. Auch der Zusammenfluß aller der Fürsten, Bischöfe, Grafen und Herren (Deutschland zählte über 250 Reichsstände und fast 1800 unabhängige Grundherren), für welche Regensburg lange als Reichshauptstadt galt, brachte der Stadt viel Geld und Macht ein, wennschon, wie der Straßburger Reformator Bucerus meinte, „das köstlich Prachtiren, Banketiren und Zusaufen schier die größten Geschäfte seien, denen man auf den Reichstagen am emsigsten obliege". Fast jedes Haus in der „Gesandtenstraße" hatte sein, teilweise noch heute erkennbares Wappen; andere hatten burgartige Türme zu Verteidigungszwecken, und in dem großen Reichstagssaale des Rathauses erinnert noch manches an die Tage einstigen Glanzes. Der mächtige Karl V. schloß als angehender Fünfziger hier einen Herzensbund mit der lieblichen, geistvollen Patrizierstochter Barbara Blumberger; ihr Sohn, der in Regensburg 1547 geborene Kriegsheld Don Juan d'Austria, hat seinem älteren Stiefbruder Philipp II., dem argwöhnischen Herrscher Spaniens, gewiß manche Veranlassung zum Neide geboten. Die einzige Wunde, welche Napoleon I. in seinem Leben davontrug, hat er 1809 auf der Donaubrücke bei Regensburg erhalten: er wurde hier leicht an der Ferse verletzt. Heute haben sich die Festungswerke in Promenaden verwandelt, und mancherlei Gewerbthätigkeit läßt die alte Stadt allmählich einen modernen Anstrich gewinnen. An ihre Stelle ist als Waffenplatz an der oberen Donau das neuerdings stark



Schloß Gardaun in Tirol.

befestigte Ulm getreten, gleich Regensburg berühmt durch ein gotisches Münster, welches nächst dem Kölner Dom die größte Kathedrale Deutschlands ist und als evangelische Kirche von keiner andern an Großartigkeit übertroffen wird. Ulms einstigen Reichtum verkündet das alte Sprichwort: „Straßburger Geschütz, Nürnberger Witz, Venediger Macht, Augsburger Pracht Und Ulmer Geld Bezwingt die Welt."

Zwei Ehrentempel Deutschlands verkünden am Donaugestade die Großthaten der Väter. Die Befreiungshalle bei Kelheim, ein antiker, kuppelgekrönter Rundbau von 65 m Durchmesser, für die Helden aller deutschen Volksstämme aus den Jahren 1813 — 1815 von König Ludwig I. angelegt und 1863 vollendet, trägt auf seinem marmornen Fußboden die Inschrift: „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt!" In der Walhalla bei Regensburg jedoch, einem gewaltigen Marmorbau im Parthenonstile, dessen Terrassen und Säulen weithin über die Donau-Ebene schimmern, hat der königliche Stifter mehr als hundert Büsten der besten deutschen Männer aller Zeiten aufgestellt. Des Andenkens der Trefflichen würdig ist die edle Pracht des Riesensaales; Klenze, M. Wagner, Rauch und Schwanthaler haben ihr Bestes geleistet, um den „Walhallagenossen" eine großartige Stätte zu schaffen. Am 18. Oktober 1842, dem Gedenktage der Leipziger Völkerschlacht, weihte König Ludwig I. diesen Ehrentempel deutscher Großthaten ein mit den denkwürdigen Worten: „Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutsche, welchen Stammes sie auch sein mögen, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können; jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!"

Einzelwerke über das Deutsche Reich:

Aster, K. Heinr.: Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im Okt. 1813. Dresden 1853, 2 Bde.

Barthold, Fr. Wilh.: Geschichte der deutschen Hansa. Leipzig 1862, 3 Bde.

Berghaus, Heinr.: Deutschland und seine Bewohner. Berlin 1860, 2 Bde.

Buchner, Wilh.: Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom. Berlin 1876.

Delitsch, Otto: Deutschlands Oberflächenform. Breslau 1880.

Fidicin: Berlin, historisch und topographisch. Berlin 1843.

Hamburg (publ. v. stat. Büreau das.): H.'s Handel und Schiffahrt. 1873.

Hottinger, Chr. G.: Elsaß-Lothringen. Straßburg 1883.

v. Klöden, v. Köppen, Oberländer u. a.: Unser deutsches Volk und Land. Leipzig 1879 u. flg. 12 Bde.

Kutzen, J.: Das deutsche Land 2c. Leipzig 1880 (3. Aufl.).

Lindau, M. B.: Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Dresden. Dresden 1861, 2 Bde.

Lüntzel: Geschichte der Diöcese u. Stadt Hildesheim. Hildesheim 1858.

Neumann, Gustav: Geographisches Lexikon des deutschen Reiches (mit Ravensteins Spezialatlas von Deutschland). Leipzig 1883.

Pauli: Lübeckische Zustände im Mittelalter, Lübeck 1872.

Priem: Geschichte der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1874.

Scheube, H.: Wandertage diesseit und jenseit des Rheins. Berlin 1875.

Schmid, Hermann v.: Die deutschen Alpen. Wanderungen durch Tirol 2c. Stuttgart 1882 (aus „Unser Vaterland").

Streckfuß, Ad.: Berlin seit 500 Jahren. Berlin 1865, 4 Bde.

Volger: Alterthümer der Stadt Lüneburg. Lüneburg 1872.



Straße durch das Karneidthal (Tirol).

Die Österreichisch-Ungarische Monarchie.

Das deutsche Kaiserreich des 11. und 12. Jahrhunderts war die erste Macht der Christenheit. Die Könige Dänemarks, Ungarns und Polens, bis hinauf nach Finnland, hinunter nach Byzanz oder über die Alpen und Pyrenäen hinweg, drängten sich um den deutschen Kaiserthron, sobald ein kraftvoller Herrscher denselben inne hatte. Nach der welthistorischen Tragödie des Untergangs der Hohenstaufen kam 1273 mit der Wahl des Grafen Rudolf von Habsburg eine veränderte Weltstellung der deutschen Kaiser zur Geltung: die Vermehrung ihrer Hausmacht wurde das Hauptziel ihres Strebens. Als Kaiser Rudolf den stolzen König Ottokar von Böhmen besiegt hatte, als letzterer auf dem Marchfelde gefallen und sein ganzes Reich, einschließlich des einstigen Donaureiches der Babenberger, in den Besitz des Kaisers übergegangen war, belehnte dieser 1282 seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den österreichischen Landen, und schon 1331 kam Kärnten, 1363 Tirol hinzu; von 1438 ab saßen die Herrscher dieses Ländergebietes fast ohne Unterbrechung bis 1806 auf dem deutschen Kaiserthrone.

In Österreichs Geschichte haben Glück und Unglück, Höhe und Tiefe oft seltsam einander abgelöst. Mehr noch als durch Waffengewalt haben die Habsburger ihr Reich durch Heiraten und Familienbündnisse vergrößert. Vieles ist im Laufe der Jahrhunderte wieder in andere Hände übergegangen, wie die Niederlande, Spanien und die amerikanischen Kolonien, Neapel und Sicilien, Teile von Frankreich, Schlesien, Polen, Italien und der Schweiz. Auch die Machtstellung der einstigen deutschen Kaiser ist nicht nur Europa gegenüber, sondern selbst im Kreise der deutsch sprechenden Volksstämme gar gewaltig erschüttert worden, am meisten durch Artikel IV des Prager Friedensbündnisses vom 23. August 1866, worin es heißt: „Se. Majestät der Kaiser von Österreich erkennt die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes an und giebt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne die Beteiligung des Österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht Se. Majestät, das engere Bundesverhältnis anzuerkennen, welches Se. Majestät der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird."

Aus jener „Verbindung" ist bekanntlich am 18. Januar 1871 das neue Deutsche Reich unter Preußens Führung emporgeblüht: die Nachfolger der Burggrafen von Nürnberg haben einen Teil der Machtfülle erlangt, welche mit der Krone Karls des Großen und Barbarossas verknüpft war. Was den Habsburgern blieb, ist jedoch immer noch genug, um die Österreichisch-Ungarische Monarchie als eins der schönsten, größten und mächtigsten Reiche der Erde erscheinen zu lassen. An Flächeninhalt (681 156 qkm) wird es in Europa nur von Rußland und dem skandinavischen Königreich übertroffen, auch seine Einwohnerzahl (ca. 40 Mill.) ist die drittgrößte unter den Staaten Europas (in obigen Zahlen sind die nominell unter Oberhoheit der Pforte stehenden, aber gemäß dem Berliner Vertrage von 1878 von Österreich okkupierten Gebiete Bosnien, Herzegowina und Novibazar hinzugerechnet).

Freilich hat dies gewaltige Donaureich — denn von Passau bis Orsova, in einer Länge von 1336 km, durchströmt die Donau die Mittellande der Monarchie — mit gar manchen Hindernissen in seiner gedeihlichen Entwicklung bis auf den heutigen Tag zu kämpfen. Die Verschiedenheit der Volksstämme, Religionen und Sprachen erzeugt oft hier oder dort schlimme Gärungen; diesseits und jenseits der Leitha (dem Grenzflüßchen zwischen Österreich und Ungarn) hat 1867 nur die Gewährung der staatsrechtlichen Selbständigkeit Ungarns einem möglichen Zerfall der bisherigen Einheitsmonarchie vorgebeugt; die Person des Kaisers, das Reichsministerium und die Delegationen bilden seitdem die einzigen Einigungspunkte des großen dualistischen Staatskörpers. Was den Magyaren gelungen ist, reizt die Slaven, insbesondere die Tschechen in Böhmen und die Polen in Galizien, zur Nachahmung; kurzum, die politischen Grenzlinien der einzelnen Teile des Habsburgerreiches erscheinen mehr der Veränderung ausgesetzt als die Regierungsbezirke der übrigen europäischen Großstaaten.

Unter den drei Gebirgssystemen, welche ganz oder teilweise den überwiegend gebirgigen Charakter der Monarchie herbeiführen, nehmen die Alpen die hervorragendste Stelle ein: weder die Karpaten noch die böhmisch-mährischen Stufengebirge kommen ihnen an Mächtigkeit der Breiten- und Höhenentwicklung wie an Einfluß auf die Gesamtheit der Reichsbevölkerung gleich. Auf der Basis einer von Wien über Graz nach Triest gezogenen Linie ziehen sich die Bergketten westwärts bis zum Bodensee hin, und nur die Ortler, die Bergamasker und die Rhätische Alpengruppe fallen größtenteils außerhalb des österreichischen Gebietes, so daß Tirol mit Vorarlberg, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain als Alpenländer angesehen werden müssen.

Das Herzogtum Salzburg eröffnet für den von Norden kommenden Wanderer in würdiger Weise den Reigen der österreichischen Alpenländer. Freilich ist es ein verhältnismäßig armes Land, das kaum $^1/_8$ seiner Boden-

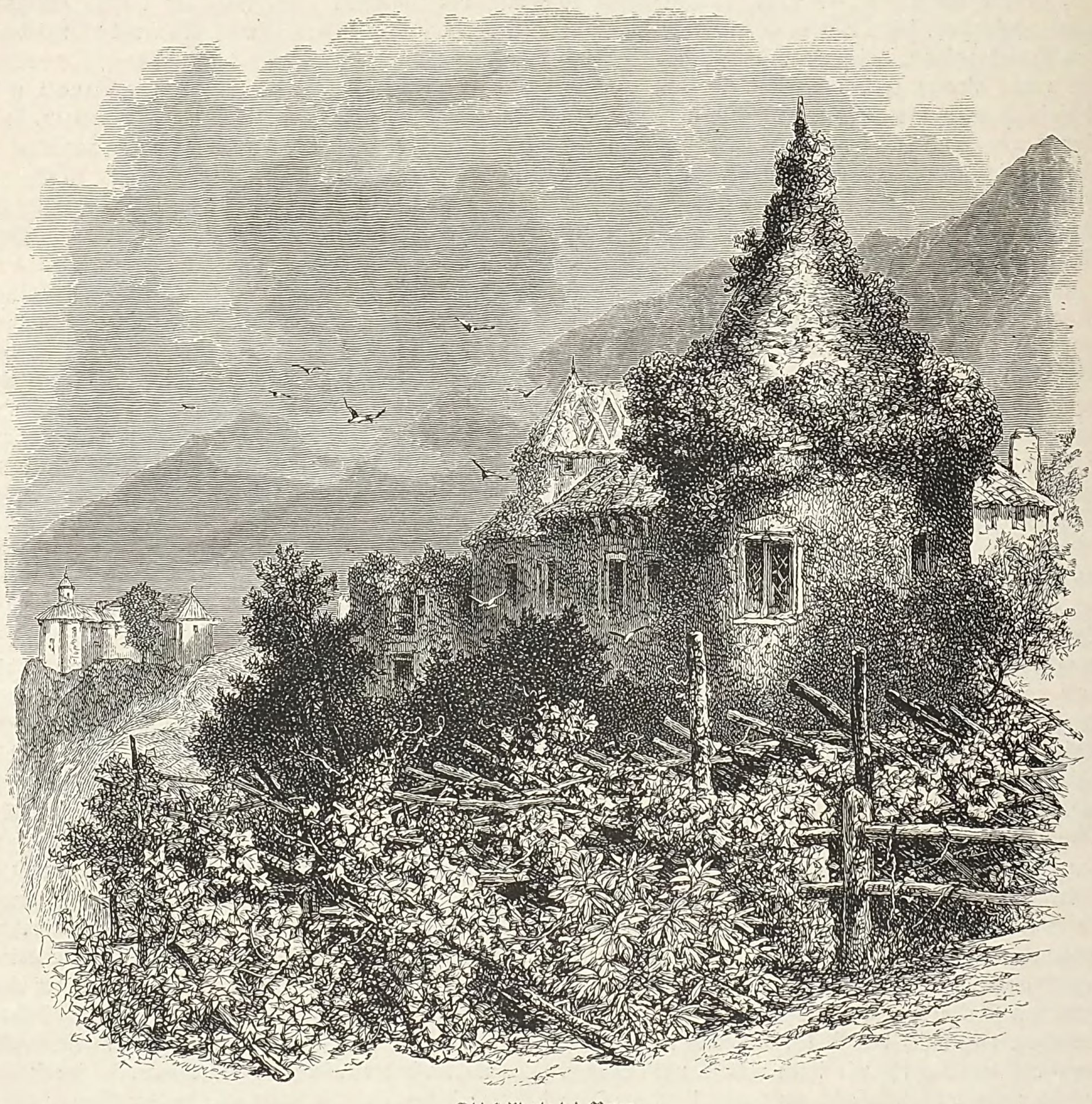
fläche zu bestellen vermag und von allen österreichischen Staaten die dünnste Bevölkerung, nämlich nur 23 Bewohner auf den Quadratkilometer aufweist, während der Durchschnittssatz des Kaiserreichs deren 76 zählt, gegen 49 in Ungarn und 84 im Deutschen Reiche. Seine Hohe Tauern bilden eine Firnenwand gegen Süden; die eigentlichen Salzburger Alpen und die Gebirgsgruppen des Salzkammergut umschließen in Westen und Osten das Salzachthal. Da, wo sich das Massiv des gleich dem Kyffhäuser in Sagen gefeierten, fast 2000 m hohen **Untersberg** in dem Dreieck zwischen Reichenhall, Hallein und Berchtesgaden nach Norden vorschiebt, birgt die Erde mächtige Steinsalzlager, welche entweder bergmännisch ausgebeutet oder deren Solen alljährlich zu Hunderttausenden von Centnern in großen Sudhäusern in Kochsalz verwandelt werden. Auch unerschöpfliche Marmorbrüche bietet der Untersberg; Münchens Prachtbauten sind großenteils daraus entstanden.

Aber mehr als diesen Bodenprodukten und der allen Alpenländern gemeinsamen Viehzucht verdankt das Herzogtum Salzburg der teils lieblichen, teils hochromantischen Natur seiner Berge, Thäler und Seen seine Einnahmen und den guten Klang, dessen sein Name sich in der Welt erfreut. Die Hauptstadt zählt ohne Zweifel zu den schönstgelegenen Städten Europas. Auf der Grenzmark zwischen Ebene und Hochgebirge, eng umwallt von dem langgestreckten Mönchsberg, dessen höchste Kuppe die Festung Hohensalzburg krönt (S. die Abbildung S. 209), zog sich die ums Jahr 700 angelegte Bischofsstadt, die Nachfolgerin des römischen Juvavum, am linken Ufer der ansehnlichen Salzach hin. Ihr Erzbischof führte den Titel „Primas von Deutschland“; der Kaiser redete ihn mit „Dero Lieben“ an; gegen seine Urteilssprüche konnte man nur beim Papste Berufung einlegen. So stattlich nehmen sich im Rahmen der finsteren Gassen die von italienischen Baumeistern aus Untersberger Marmor aufgeführten Kirchen und Paläste noch heute aus, daß sie den Beinamen des „deutschen Rom“ erklären. Der Mozartplatz erinnert an den hier geborenen Tonkünstler durch ein Standbild von Schwanthalers Meisterhand; Mozarts Wohnhaus liegt an dem heutigen Makartplatz — auch der farbenfreudige Maler kam in der alten Bischofsstadt zur Welt, wie auch der Naturforscher Theophrastus Paracelsus vor drei Jahrhunderten hier lebte. Das entzückende Panorama von Salzburg, namentlich der Blick hinunter von Hohensalzburg auf die Salzach mit ihren Quais und Brücken, auf die modernen Stadtviertel am rechten Ufer, am Fuße des bewaldeten Kapuzinerberges, mit der bayerischen Ebene im Hintergrunde, erinnert lebhaft an das ferne Inverneß, in dessen einstigem Schloß Macbeth den „guten, alten König Duncan“ ermordete. Nur darf der Beschauer den Blick nicht nach Süden wenden, denn anstatt der düsterbraunen Moore Schottlands ragen am Horizonte Salzburgs die Alpenriesen majestätisch empor. An ihren Fuß schmiegen sich eine Anzahl weltberühmter Sommerfrischen und Kurorte. An den donnernden Fällen der Ache, in den warmen Quellen von **Gastein** suchen mit Deutschlands greisem Kaiser alljährlich Tausende Heilung. Die österreichische Kaiserfamilie weilt mit Vorliebe in **Ischl**, dem vornehmen Modebad der Wiener, zu welchem man von Salzburg aus längs des Fuschel- und St. Wolfgang-Sees mittels einer Wagenfahrt gelangt oder auch, teilweise in großem südlichen Bogen, auf der 1875 vollendeten **Giselabahn**, einer der kühnsten und interessantesten Bergbahnen unseres Erdteils, welche Salzburg mit Innsbruck oder, nach der kürzlich erfolgten Fertigstellung des Arlbergtunnels, Wien mit dem Bodensee verbindet, ohne auf dieser langen Strecke Österreichs Gebiet je zu verlassen. Auch **Gmunden**, **Hallstatt** und **Zell**, alle drei an Seen gleichen Namens gelegen, sind hübsche Sommerfrischen, während die auf dem nahen bayerischen Gebiete befindlichen **Reichenhall** und **Berchtesgaden** zufolge ihrer herrlichen Lage sich allmählich zu Luftkurorten in großem Stile aufgeschwungen haben, deren ganze Umgebung in eine Art Alpenpark mit blumigen Wiesen, dunklen Seen und Thalkesseln, lieblich grünen Kuppen oder schroffen Hochgebirgswänden verwandelt zu sein scheint.

Als ein glanzvoller Mittelpunkt für die genannten und viele andere landschaftlich schöne Orte in der Runde dient der **Königssee**. Die nahe **Ramsau** mit der Wimbachklamm bildet für den von der bayerischen Ebene kommenden Fremden eine würdige Vorhalle für das Allerheiligste, wenn man Deutschlands schönsten See am Fuße von Deutschlands höchstem Berge, dem **Watzmann** (2740 m), so nennen darf. Das klare Gebirgswasser der Wimbach drängt sich durch eine so enge Felsenschlucht, daß selbst im Hochsommer kaum ein Sonnenstrahl in die eisige Tiefe dringt. An der wildesten Stelle macht die Thalsohle einen jähen Absatz; donnerndes Tosen begleitet den Sprung des Baches in die Tiefe, schneeweiß schimmert das brodelnde Wasser im Grunde, während die glänzendsten Opalfarben des Gischtes in der Sonne durch einander funkeln. Über dem Königssee lagert ein stiller Ernst; nur Luft und Licht, Wasser und Fels machen seine eindrucksvolle Schönheit aus. Im Gegensatz zu der reichen Kulturentwicklung an den Ufern der größeren Schweizer und oberitalischen Seen, zu der ununterbrochenen Kette von Landhäusern, Dörfern und Städten am Vierwaldstätter oder am Comer See und zu der südlichen Üppigkeit ihrer Vegetation spiegeln sich die stellenweise über 2000 m hohen Steilwände des Königssees meist unmittelbar in der tiefgrünen, krystallklaren Fläche; frische Alpenmädchen oder kerndeutsche Söhne der Berge rudern den Fremden schweigend zu dem alten Wallfahrtskirchlein von St. Bartholomä hinüber, kein Weltgeräusch stört die erhabene Einsamkeit dieses Alpensees.

Was vor etwa einem halben Jahrhundert für unsere Väter die Schweiz war, das ist für uns heute **Tirol** bezüglich seiner uns oft fremdartig anmutenden Sitten und Gebräuche, seiner Eigenart von Land und Leuten. Noch hat der Fremdenstrom nicht ausgleichend genug gewirkt, um, wie auf den großen Touristenstraßen der Schweiz, jede Ursprünglichkeit zu verwischen; noch

fühlt man in Tirol die Verbindung der Gegenwart mit der meist auf enge Gebiete beschränkten Vergangenheit, gleichsam als wären die Bewohner dieses Alpenstocks hinter der rastlos eilenden Zeit zurückgeblieben. Trotz der großen Brennerbahn, welche München mit Verona seit 1867 verbindet, und der von Franzensfeste nach Osten und von Innsbruck nach Westen abzweigenden Seitenbahnen ist Tirol noch eins der wenigen Länder Mitteleuropas, in welchen man auf Nationaltrachten hält. Die Männer tragen einen kurzen, jackenartigen Lodenrock, kurze lodene oder lederne Hosen, welche das Knie freilassen, Strümpfe bis unter das Knie, einen breiten, oft verzierten Gürtel, Hosenträger über der Brust, ein lose geschlungenes Halstuch, derbe Schuhe mit benagelten Sohlen und einen mit Federn und Gemsbart geschmückten kegelförmigen Filzhut. Auch die Frauen zieren gern ihre



Schloß Planta bei Meran.

malerischen, breitkrempigen Filzhüte, welche sie Sonntags durch eine weniger kleidsame Wollhaube ersetzen; ihre Mieder sind vielfach so kurz, daß sie den Wuchs eher entstellen als heben. Die überaus zahlreichen Kreuze und Heiligenbilder an den Wegseiten, sowie die häufigen Prozessionen kennzeichnen die streng katholische Frömmigkeit des Volkes; man stößt auf Leute, welche den Gruß des Fremden nicht erwidern, wenn letzterer ihnen kein „Gelobt sei Jesus Christus“ zurief.

Die Gebirge Tirols unterscheiden sich von den Schweizer Alpen dadurch, daß ihre Thäler vielfach länger und einförmiger in der Richtung sind als diejenigen der Schweiz. Auch die Bergspitzen sind weniger hoch und die Gletscherfelder von geringerer Ausdehnung; keine Spitze erhebt sich bis zur Höhe von 4000 m. Als größte Eigentümlichkeit der Tiroler Alpen gelten ihre Dolomitfelsen; sie stellen die wildesten und riesigsten Gebilde der Kalksteinformation dar, gerade wie die Berge von Cha=

mouni und des Dauphiné den krystallinischen Schiefer in seiner gewaltigsten Form aufweisen.

Jede Tiroler Reise pflegt in Innsbruck zu beginnen oder zu enden. Es ist in mehrfacher Beziehung das wahre Muster einer Bergstadt. Zwar bieten schon München, Salzburg und andere Orte an der nördlichen Abdachung der Alpen schöne Blicke auf letztere, aber der Standpunkt ist doch schon ein zu ferner, das Hochgebirge dient nur als Hintergrunds-Scenerie. Innsbruck dagegen, auf der ebenen Thalsohle zu beiden Seiten des Inn gelegen, lehnt sich namentlich mit seiner Nordseite so unmittelbar an das Gebirge, daß dessen steile Wände sich geradezu wie eine unübersteigbare Mauer vor der Stadt auftürmen und daß, wie man sagt, die



Salzburg.

Wölfe in die Straßen hinabschauen können. So titanenhaft großartig diese Schranke auf den ersten Anblick erscheint, so wirkt sie anderseits auf die Dauer bedrückend wie ein Kerkerwall, und gern schweift das Auge westwärts auf die durch Kaiser Max berühmt gewordene Martinswand oder auf die anmutigere Kette der Centralalpenkämme im Süden.

Schon die Römer, angelockt durch die hier ins Innthal mündenden Alpenthäler, unterhielten in der Nähe des heutigen Innsbruck Kastelle; die Stadt kam als solche aber erst unter Kaiser Barbarossa auf, und ihre Blüte verdankt sie namentlich der 1363 vollzogenen Vereinigung von Tirol mit Österreich. Sie wurde die Hauptstadt des sich über die Centralalpen von der bayerischen Hochebene

bis an den Garda-See erstreckenden Landes; besonders Kaiser Maximilian I., Deutschlands „letzter Ritter", weilte gern in ihr, und Erzherzog Ferdinand, seit 1557 der Gemahl der schönen Augsburgerin Philippine Welser, hat sowohl in Innsbruck wie auf dem nahe gelegenen Schlosse Ambras so viel für die Kunst gethan, daß die Ambraser Sammlung in Wien und die auf dem Schlosse selbst vorhandenen Kunstschätze vielfach zu den reichsten ihrer Art gezählt werden. Überaus prächtig ist das Innere der nach Kaiser Maximilians Willen 1563 vollendeten Hof- oder Franziskanerkirche. Das Grabmal des Kaisers ist durch 24 mit so wunderbarer Feinheit gearbeitete Marmorreliefs geziert, daß diese selbst einen Thorwaldsen entzückten; daneben erregen die 28 in Lebensgröße ausgeführten Bronzestandbilder berühmter Helden schon deswegen die Bewunderung des Beschauers, weil sie in dem nahen Michlau gegossen wurden. Dort ging es vor 300 Jahren lebhafter zu als heute. Tirols Silber- und Kupferbergwerke lieferten damals so reiche Erträge, daß im Jahre 1523 der Centner Kupfer nur 10 rheinische Gulden kostete und daß, als Kaiser Max nach Innsbruck kam, ihn 7400 Bergknappen in prunkhaftem Aufzuge empfingen und ihm goldene Schüsseln mit neugeprägten Münzen und gegen hundert Pfund ungemünzten Tiroler Silbers überreichten. Aus solchem einheimischen Kupfer nebst einem Zusatz anderer Metalle sind jene großen Standbilder gefertigt worden. Auch Andreas Hofer und seine Waffengefährten haben in der Hofkirche von Innsbruck Denkmäler erhalten; dieselbe bildet ebenso wie das erst kürzlich im Bau prächtig erweiterte Ferdinandeum (oder „Landesmuseum") eine Fundgrube für die Altertümer und die Geschichte Tirols. Endlich versäumt wohl niemand, das „Goldene Dachl" in Augenschein zu nehmen, das eigenartigste Muster eines alten Innsbrucker Patrizierhauses (S. das Bild S. 196), welches Herzog Friedrich „mit der leeren Tasche" im 15. Jahrhundert erbaute und mit vergoldetem Kupfer eindeckte, um den Spott seiner Widersacher über seine Armut zu entkräften. Dieser Gustav Wasa Tirols ist neben Kaiser Max die interessanteste Persönlichkeit der Tiroler Landesgeschichte. An ihm hat sich die Treue der „Dalekarlen Deutschlands", wie man die Tiroler nennen darf, glänzend bewährt; ihr gut katholischer Glaubenseifer, ihre sicher treffenden Stutzen, ihre naturwüchsige Offenheit, die sie jedermann mit „Du" anreden läßt, machen sie zu einer der festesten Stützen des Hauses Österreich: „Betet laut für euren Kaiser!" läßt Schenkendorf den „Sandwirt von Passeyer" die Innsbrucker Studenten ermahnen.

Wandert man von der Hauptstadt Tirols eine gute Tagereise das stark besiedelte Innthal aufwärts, so gelangt man zu dem nördlichen Ausgange des wohl 50 km langen Ötzthales, das ziemlich allmählich zu den höchsten Gletschern der Tiroler Alpen emporführt. Anfangs ist die Thalsohle breit und fruchtbar; Wiesen wechseln mit Maisfeldern ab, Dörfer lugen aus Walnußbaumgruppen hervor, ein Wasserfall stürzt die Felswand zur Seite herab, mitunter wird ein Schneeberg von Süden her durch eine Thalsenke sichtbar. Die bequeme Fahrstraße weicht mehr und mehr einem Saumpfade; bei Zwieselstein teilt sich das Thal in zwei Nebenthäler, von denen der Tourist gewöhnlich das Venter- (Fender) Thal wählt, um über die Gletscher und Firnen hinweg in das Etschthal zu gelangen. Malerisch krönt das Kirchlein von Heiligenkreuz eine hervorspringende Felsecke (S. das Bild S. 201); das nahe Dorf Vent ist ein Zermatt in bescheidenerem Stile, d. h. ein Standquartier für Alpenwanderer, denen mancher Gletscher in nächster Nähe winkt, insbesondere die 3776 m hohe Wildspitze, an deren Fuß der Breslauer Alpenklub neuerdings in herrlicher Lage die „Breslauer Hütte" gebaut hat. Für den rüstigen Bergsteiger führen eine Anzahl Pfade südwärts über die von Westen nach Osten sich hinziehende Eismauer der Ötzthaler Alpen in das Etschthal hinab.

Wie bei den meisten Alpenübergängen, so ist auch hier der Abstieg zur lombardischen Ebene reich an reizvollen Überraschungen. Zwar ist der Weg zur Ebene noch weit, denn die Etsch liegt mit der größeren Hälfte ihres 450 km langen Stromlaufes innerhalb des Alpengebietes; aber der bloße Name Meran zaubert doch schon allen Sinnen des Wanderers südliche Bilder vor: schon glaubt er laue Lüfte zu atmen, schon leuchtet ihm der Himmel in strahlenderem Blau entgegen, schon kann er im Anblick der Gletscher sich an üppigen Obst- und Traubengeländen laben. Denn ganz nach italischer Sitte werden die Reben hier an Gitterwerk emporgezogen, und in so reicher Menge kommen sie zur Reife, daß Meran mit seiner Traubenkur im Herbst zu den besuchtesten Heilstätten für Brustkranke gehört; im Frühjahr werden Molken getrunken, auch die Wintersaison hält zahlreiche Kranke in dem milden, vor Nordwinden geschützten Thale zurück. Außer vielen Hotels und Pensionen ist natürlich auch ein Kurhaus vorhanden; in ihm wie in den Kaufläden „unter den Lauben", auf der Gisela-Promenade, in den „Winter- und Sommeranlagen" trifft man Erholungsbedürftige aus aller Herren Ländern an, von denen manche ihre eigenen Villen in der nächsten Umgebung der Stadt besitzen, namentlich in dem etwas höher, am andern Ufer der Passer gelegenen Dorfe Obermais. Meran ist die älteste Hauptstadt Tirols; schon die Römer waren hier seßhaft. Eine Anzahl Schlösser, Burgen und Ruinen im Passer- und Etschthal zeugen von der nach Jahrhunderten zählenden Vergangenheit dieses herrlichen Erdenwinkels, den jetzt eine Zweigbahn an die große Brennerbahn und damit an den Weltverkehr anschließt.

In dem alten, nur teilweise wiederhergestellten Schloß Tirol hielten die einstigen Herrscher des Landes Hof, ehe sie ihre von Bayern bis ans Venetianische reichende Grafschaft 1363 an die Habsburger abtraten. Das Schönste an dem schwerfälligen Bauwerk ist seine Aussicht in das 300 m tiefer gelegene Etschthal. Die oft gehörte Behauptung, daß den Alpenlandschaften das glutvolle Kolorit des Südens oder des hohen Nordens

abgehe, wird hier wenigstens gründlich widerlegt. Denn die Porphyrfelsen zwischen Meran und Bozen, längs des linken Etschufers, rechtfertigen bei Abendbeleuchtung den Ursprung ihres Namens: wie in Purpur getaucht leuchten ihre Kämme und Spitzen am tiefblauen Abendhimmel empor. Schloß Planta, gleich Meran und Obermais im Passerthale gelegen, wirkt als Bauwerk ungemein malerisch (vgl. das Bild S. 208). Das kegelförmige Spitzdach seines epheuumsponnenen Rundturmes sowie die bunten Dachziegel des eigentlichen Schlosses lassen deutschen Einfluß beim Bau erkennen; die alte Adelsfamilie der Planta war namentlich in Graubünden ansässig. Die Rebstöcke mit den schweren blauen Trauben mahnen daran, daß hier schon die Sonne Italiens wirkt, wie in allen den größeren Alpenthälern, welche sich nach Süden öffnen oder wenigstens gegen Norden geschlossen sind.

Was Innsbruck für Deutschtirol, das ist Bozen für den italienischen Teil des Landes. Hier, wo der Eisak den Talferbach aufnimmt, um sich mit ihm vereinigt eine Stunde weiter westlich in die Etsch zu ergießen, war im Mittelalter eine Hauptstation des Landhandels zwischen Venedig und den Bodenseestädten samt Augsburg, Nürnberg und dem Norden. Aus jener mittelalterlichen Blütezeit stammt nur noch die aus rotem Sandstein erbaute Pfarrkirche, während im übrigen die Umgegend ebenso reich an alten Burgen ist wie Meran. Auch mit Villen und Hotels ist Bozen und das am Rande des Thalkessels gelegene Gries reich gesegnet; viele Brustkranke ziehen es als Winterkurort dem durchschnittlich 2 Grad kälteren Meran vor. Für die Fruchtbarkeit des warmen Bozener Beckens spricht die Thatsache, daß den einträglichsten Handelsartikel der Stadt ihre konservierten Früchte bilden.

Die Brennerbahn bildet den Lebensnerv für das heutige Bozen; es ist die größte und wichtigste Stadt zwischen Innsbruck und Verona. Von der Paßhöhe des Brenner (1367 m) bis hinunter nach Bozen (259 m) wird der Wanderer durch eine ununterbrochene Reihe von Landschafts- und Städtebildern ergötzt, welchen ein geschichtlicher Hintergrund und eine gewaltige Hochgebirgsscenerie erst die rechte Weihe giebt. Der das Thal durchrauschende Eisakfluß, bald von Hügeln und rebenumrankten Bauernhütten, bald von burggekrönten Felsen umrahmt, war von den Römerzeiten her eine Durchgangsstraße von Süden nach Norden. Die einstige Akropolis von Klausen, das heutige Kloster Säben, war als Sabiona das Hauptbollwerk der Römer gegen die anstürmenden Germanen. Unter dem Helden Dietrich von Bern treten hier die ersten Spuren des Christentums auf; schon ums Jahr 600 saß ein Bischof hier. Auf dem „Kuntersweg“, der Fahrstraße zum Etschthal, ging dann wieder einige Jahrhunderte später, als der Bergbau bei Sterzing reichen Segen über das Eisakgebiet ergoß, der Zug der Kauffahrer zur Bozener Messe hinab. Ganz Klausen ist eigentlich nur eine lange Straße, deren Häuser einen mittelalterlichen, altrhätischen Baustil zeigen: Spitzthüren, Söller, Gemächer in verschiedener Höhenlage, viele Stiegen und Treppen. Der Bischofssitz wurde schon früh nach dem stattlicheren Brixen verlegt. Ihre Sommerresidenz hatten die geistlichen Herren höher hinauf ins Gebirge, in das bei Franzensfeste von Osten her einmündende Pusterthal verlegt. Dort in dem romantischen Bruneck erfreuten sie sich Jahrhunderte hindurch zwischen Gletschern und Dolomiten der köstlichen Frische und einer Rundschau, die im Herzen der Alpen schwerlich ihresgleichen finden möchte. Von dem „Kronplatz“, welcher sich 1450 m über der 825 m hoch gelegenen Stadt erhebt, umfaßt der Blick die Eiswelt der Zillerthaler Alpen und der Groß-Venedigergruppe im Norden, die phantastischen Gebilde der Ampezzaner Dolomite im Süden und das stark bevölkerte Thal der Rienz west- und ostwärts; der „Bach“ hat im Herbst 1882 große Verwüstungen durch Hochwasser angerichtet.

Ganz nahe bis an Bozen heran reicht die landschaftliche Romantik des Eisakthales; das auf steiler Felsklippe gelegene Schloß Karbaun (S. das Bild S. 204) und die zwischen hohen Bergwänden eingekeilte Karneidstraße (S. 205), welche durch das Eggenthal von Bozen aus südwärts führt, werden jeden vorüberziehenden Maler zum Verweilen einladen; nur der rauschende Karneidbach unterbricht die fast schwermütig stimmende Einsamkeit dieser Gebirgswelt. Vor den zahlreichen Heiligenbildern an der Straße kniet der fromme Tiroler Bauer oder der Fuhrmann aus der Etschniederung, denn Felsstürze und anderes Ungemach bedrohen hier gar häufig den Wanderer. Immer tiefer hinein in die Dolomitfelsen des Rosengarten führt die Straße. Der höchste Punkt, die 3000 m hohe Rosengartenspitze, wurde 1874 zum ersten Male von einem Engländer erstiegen. Wie eine Riesenmauer mit Türmen und Zinnen, von den Wettern unzählbarer Jahrtausende umstürmt, ragen die wilden, nackten Klippen auf. In schauerlicher Erhabenheit zeichnen sich ihre Gipfel namentlich am Gewitterhimmel ab, wenn Blitze die Wolken zerreißen und nur sekundenlang die eisigen Spitzen auf dem schwarzen Untergrunde sichtbar werden (vgl. das Bild S. 197). Nur Raben und Geier hausen auf dem Plattkofel, dem Sella, dem Langkofel und den vielen anderen Dolomitfelsen, deren Fuß bunte Alpenblumen umkränzen, und deren westlichen und nördlichen Abhang die völkerverbindenden Schienenwege umziehen.

Es läßt sich denken, daß die von diesem gewaltigen Massiv nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlenden Thäler ihre besonderen Reize haben. Das Fassathal zwischen dem Rosengarten und der Marmolada (3366 m) ist ein klassischer Boden für den Mineralogen. Die ersten Fachgelehrten Europas haben ihre Namen in das Fremdenbuch des Nave d'oro zu Predazzo oder der noch bescheideneren Herberge zu Campidello eingetragen: der große Leopold von Buch nannte diese Gegend geradezu den „Schlüssel zur Geologie“. Das Thal war ohne Zweifel in unvordenklichen Zeiten ein ungeheurer Krater, dem roter Granit, Melaphyr und Augitporphyr in Strömen entquollen. Hier kann man den umgestaltenden Einfluß der geschmolzenen Massen auf die von ihnen durch-

brochenen Erdschichten studieren; von hier stammen die seltensten Mineralien der Kabinette Europas.

Noch großartiger in seiner äußeren Erscheinung ist das Höhlensteinthal, ein nach Süden abzweigendes Seitenthal des großen Pusterthales, durch welches die aus letzterem in das Ampezzo- und dann weiter in das Piavethal auf Venedig zuführende Straße entlangzieht. Der italienische Name für das 1400 m hoch gelegene Dorf Höhlenstein ist Landro; dort entfaltet das Thal seine überraschendste Scenerie. Im Osten ragen 3000 m



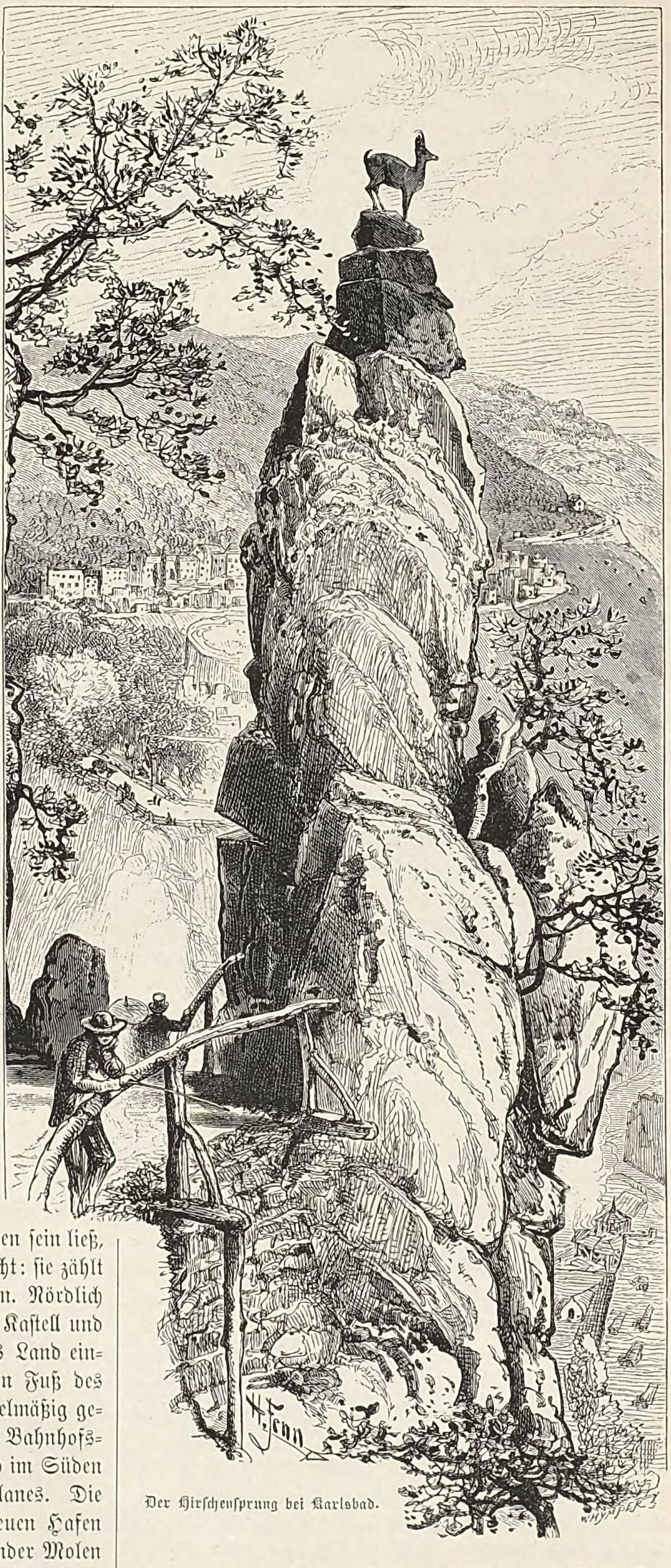
Die Donau bei Linz.

hoch die „Drei Zinnen" auf; im Süden, hinter dem flachen, hellgrünen Dürrensee, wird in einer Gebirgslücke der noch gewaltigere Ferner des Monte Cristallo sichtbar (S. das Bild S. 200), ein Anblick, welcher sich dem der Jungfrau von Interlaken aus an die Seite stellen darf, nur daß hier der Standpunkt des Beschauers ein viel tieferer und demzufolge die Verkehrs- und Vegetationsverhältnisse andere sind. Verfolgt man die Straße durch das Ampezzothal, so gelangt man bald hinter dem reichen, herrlich gelegenen Cortina an die italienische Grenze. Die erste größere Ortschaft in dem langen Thale der Piave ist das hochgelegene Pieve di Cadore. Hier

wurde 1477 der große Tizian geboren; sein Standbild schmückt seit 1880 den Hauptplatz des Städtchens, auch erinnern einige seiner Bilder und sonstige Denkwürdigkeiten daran, daß wir aus dem berge- und burgenreichen Tirol in das sonnige Vaterland der Kunst hinübergetreten sind.

Der bunten Mannigfaltigkeit des österreichisch-ungarischen Gesamtstaates in Rücksicht auf die verschiedene Abstammung, Religion, Sprache ꝛc. seiner Bewohner entspricht eine gleiche Vielseitigkeit der äußeren Erscheinung einiger seiner Großstädte. Das auffälligste Beispiel hierfür bietet Triest. Wennschon jede Hafenstadt einen Sammelpunkt von Menschen verschiedenartiger Nationalität bildet, so ist dies bei dem einzigen großen Seehafen des Reiches, welcher den Stapelplatz für die zahlreichen hier zusammentreffenden Hinterländer abgiebt, ganz besonders der Fall. Das Küstenland, als dessen Hauptstadt Triest gilt, darf eigentlich nur als Durchgangsstation für den Orient- und Mittelmeerhandel aller österreichischen Binnenstaaten angesehen werden; der Triester Gesamtumsatz an Waren (Ein- und Ausfuhr) beziffert sich auf fast 500 Millionen Mark jährlich. Die Länder an der Brenner- und Semmeringbahn, Italien, Ungarn und Kroatien, die Poebene und das Morgenland begegnen sich mit ihren Boden- oder Gewerbserzeugnissen auf den Hafendämmen dieses südlichen Hamburg.

Mehrere Ereignisse haben zusammengewirkt, die römische Kolonie Tergeste, welche bis ins 18. Jahrhundert von wenig Bedeutung war und sich namentlich mit Venedig nicht messen durfte, zu der heutigen Blüte zu bringen. Obschon seit 1382 zu Österreich gehörig, erfreute sich „das unbedeutende Schilfrohrnest" erst seit seiner Erklärung zum Freihafen (1719) einiger Beachtung. Seit der Einführung von Dampfschiffen und Eisenbahnen, deren Ausbeutung sich der 1833 in Triest gestiftete Österreichische Lloyd angelegen sein ließ, hat sich die Einwohnerzahl der Stadt verdreifacht: sie zählt heute mit den nächsten Vororten 135000 Seelen. Nördlich von der alten, winkligen Stadt, zwischen dem Kastell und dem Meere, hat sich um den geradlinig in das Land einschneidenden Canal grande bis rings um den Fuß des von Norden her vordringenden Karst die regelmäßig gebaute Theresien- oder Neustadt erhoben. Die Bahnhofsanlagen im Norden und das Arsenal des Lloyd im Süden bilden die Schlußpunkte des großen Stadtplanes. Die ganze Westseite wird von dem Alten und Neuen Hafen mit etwa einem Dutzend ins Meer hineinreichender Molen ausgefüllt; der Leuchtturm auf der Spitze der südlichen Theresienmole weist den Schiffern bei Nacht den Weg aus der stürmischen Adria in den sichern Hafen. Gewissermaßen die Pulsader der Stadt, ganz wie in Neapel,



Der Hirschensprung bei Karlsbad.

ist der zwischen Alt- und Neustadt gelegene Korso, welcher mit seinem Westende am Börsenplatz endet. Der dort stehende Häuserblock des Tergesteum ist das Herz von Triest: in ihm befinden sich die Kanzleien des Lloyd, die neuen Börsenräume und zahlreiche große Geschäftslokale. Auf der nahen Piazza grande mit dem neuen Rathaus pulsiert mehr das elegante Leben der Großstadt. Hier begreift der Fremde, daß Triest ein verführerisch schöner Aufenthaltsort ist. Die Lüfte des Südens werden durch das überall sichtbare Meer gereinigt; Glanz und Fülle scheinen vom Himmel herabzustrahlen, und wie in Neapel verfliegen auch hier die Stunden leicht in tändelndem Müßiggang, sei es auf dem Wege von einem Molo zum andern, oder vor einem der zahlreichen Kaffeehäuser, oder in der duftigen Nähe des Blumenmarktes, über welchen leichtfüßige „Sartorellen" kokettierend hinweghüpfen, oder im Anschauen der Kunstwerke des Palazzo Revoltella, oder endlich bei einer Nachenfahrt nach Miramar, dessen leuchtende Zinnen weit über das Meer und die Rebengelände von Grignano herüberstrahlen, als ob sein ritterlicher Kaiser Max noch heute am Arme der holden Charlotte unter den Palmen des Parkes lustwandelte. Die Facchini am Hafen, die halbwilden Tschitschen (Kohlenbrenner) aus Istrien, die friaulischen Geflügelhändler, die „Biga" (Weizenbrot) ausrufenden Bäuerinnen aus dem Karst, die levantinischen Trödler auf der Treppe der Antoniokirche mit ihren Rosenkränzen aus Jerusalem, ihren Jerichorosen und syrischen Schnabelschuhen — sie unterbrechen reizvoll das europäische Kulturleben, das mit Pferdebahnen, Telephonen und elektrischer Beleuchtung den bisher meist italienischen Charakter Triests einigermaßen verwischt hat.

Zwischen dem Adriatischen Meere (bei Triest) und der Donau (bei Linz) liegt ein kaum 300 km breiter Landrücken, welcher fast ganz von dem Ostflügel der Alpen ausgefüllt wird: der Karst bei Triest und der Wiener Wald bei Wien sind die äußersten Spitzen dieses vielgegliederten Berglandes, das sich jedoch selbst in den höchsten Gipfeln der Julischen Alpen nicht bis zu 3000 m erhebt. Die Gliederung wird durch den von Westen nach Osten streichenden Oberlauf der Flüsse Sau, Drau, Mur und Enns angedeutet; sie bilden die Längenthäler, und an ihnen liegen alle namhafteren Städte der österreichischen Länder zwischen Triest und Wien. Für die Abgrenzung der Herzogtümer Krain, Kärnten und Steiermark sind nur die Alpenketten teilweise zu Grunde gelegt worden, während die Flüsse das Land in der Mitte durchströmen und demzufolge auch die Hauptstädte Laibach, Klagenfurt und Graz eine ziemlich centrale Lage haben. Steiermark, weitaus das größte dieser Herzogtümer, erstreckt sich, ähnlich wie Tirol, so weit nach Norden und Süden, daß es fast die ganze Breite der Alpen umfaßt und an allen vier Flußgebieten Anteil hat. Krain weist als weltberühmte Sehenswürdigkeit die etwa 3 km lange Tropfsteingrotte von Adelsberg auf: an Größe und Kühnheit der Kalksintergebilde kommt ihr keine andere Stalaktitenhöhle gleich. Der nahe Zirknitzer See mit seinen unterirdischen Zu- und Abflußhöhlen ist kaum weniger oft zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht worden. Die Quecksilbergruben von Idria, nächst denen von Almaden in Spanien die ergiebigsten der Erde, liefern alljährlich etwa 6000 Centner Quecksilber und 1000 Centner Zinnober, trotzdem sie bald 400 Jahre ausgebeutet werden.

Steiermark ist größer und ungleich dichter bevölkert als das ihm in mancher Beziehung ähnliche Tirol, von dem es durch Salzburg und Kärnten getrennt wird. Seine Haupterwerbsquellen sind Viehzucht und Bergbau auf Eisen. Nur ein Fünftel seiner Bodenfläche ist Ackerland, fast die Hälfte ist Wald und Bergweide. Die slavischen Winden haben den Süden, die um die Hälfte zahlreicheren deutschen Obersteiermärker den Norden inne. Daß sie alle nicht im Überfluß leben, sondern tüchtig schaffen müssen, hat am anschaulichsten P. Rosegger zu schildern verstanden, ein echtes Kind der steirischen Berge. Und doch ist ihre Hauptstadt Graz eine der schönsten, behäbigsten Städte Europas. Günstiger zwischen Berg und Thal kann überhaupt kein Ort liegen. Die mitten durch die Stadt strömende Mur, an welcher malerisch über 100 m hoch der Schloßberg aufsteigt, und der geräumige Stadtpark bilden mit den angrenzenden älteren Stadtvierteln den Kern für die modernen, gartenreichen Vorstädte. Letztere sind nach und nach zu einer wahren „Pensionopolis" geworden, denn Rentner, Schriftsteller, höhere Beamte und Militärs a. D. genießen hier ihr otium cum dignitate. Die jetzt 100000 Einwohner zählende Stadt bietet ihnen neben der lieblichen Romantik ihrer Berge ein gesundes Klima, viele wissenschaftliche Sammlungen und die meisten Annehmlichkeiten einer Großstadt, ohne das kostspielige und aufreibende Treiben des Wiener Lebens oder der mehr an den Weltverkehrsstraßen gelegenen Hauptstädte mancher anderen Kronländer Österreichs.

Außer seinem beträchtlichen Anteile an den Alpen ist das Österreichisch-Ungarische Reich im Mitbesitz eines zweiten gewaltigen Gebirgssystems, der Karpaten. In einer Ausdehnung von etwa 1400 km, vom Eisernen Thore bei Orsova bis nach Preßburg, schwingt sich diese Riesenkette um das ungarische Tiefland. Da, wo in ihrem nördlichen Teil die Hohe Tatra in der 2660 m hohen Gerlsdorfer Spitze gipfelt, liegt das Ungarische Erzgebirge nach der Donau zu vorgelagert, während der Südostwinkel durch das Siebenbürgische Erzgebirge durchquert und damit das Hochland von Siebenbürgen gebildet wird. Sein Südrand, die Transsilvanischen Alpen, bezeichnet den kürzeren Schenkel des ganzen Karpatenwinkels und steigt im Negoi bis zu 2550 m auf. Die Hauptkammlinie bildet die politische Grenze des Königreichs Ungarn gegen Rumänien, Galizien, Österreichisch-Schlesien und Mähren; jedoch darf man die Karpaten ebenso wenig wie die Alpen ihrer orographischen und geologischen Beschaffenheit nach für eine einzige und ununterbrochene Gebirgskette halten; vielmehr trennen sie sich deutlich in größere und kleinere Gruppen, durch Längsthäler gespalten, von vielen Fluß- und Querthälern durch-

setzt. Die etwa 800 qkm bedeckende Hochgebirgsinsel der Tatra ist, um ein Bild des verdienstvollen Geographen Daniel zu gebrauchen, die große Wettersäule von Osteuropa, an deren Kapitäl die eisigen Nordstürme der polnisch-russischen Steppen mit den heißen und trockenen Südwinden der ungarischen Pußten in ewigem Kampf und Streit begriffen sind. Sie bildet eine klimatische und Vegetationsgrenze zwischen Norden und Süden. Südlich von den Karpaten ist die Regenmenge geringer und Sommerregen selten. Um den Fuß ein Gemisch der verschiedensten Volksstämme: im Norden Polen, im Süden Magyaren, Slovaken, Ruthenen; auf beiden Seiten Deutsche, Juden und Zigeuner.

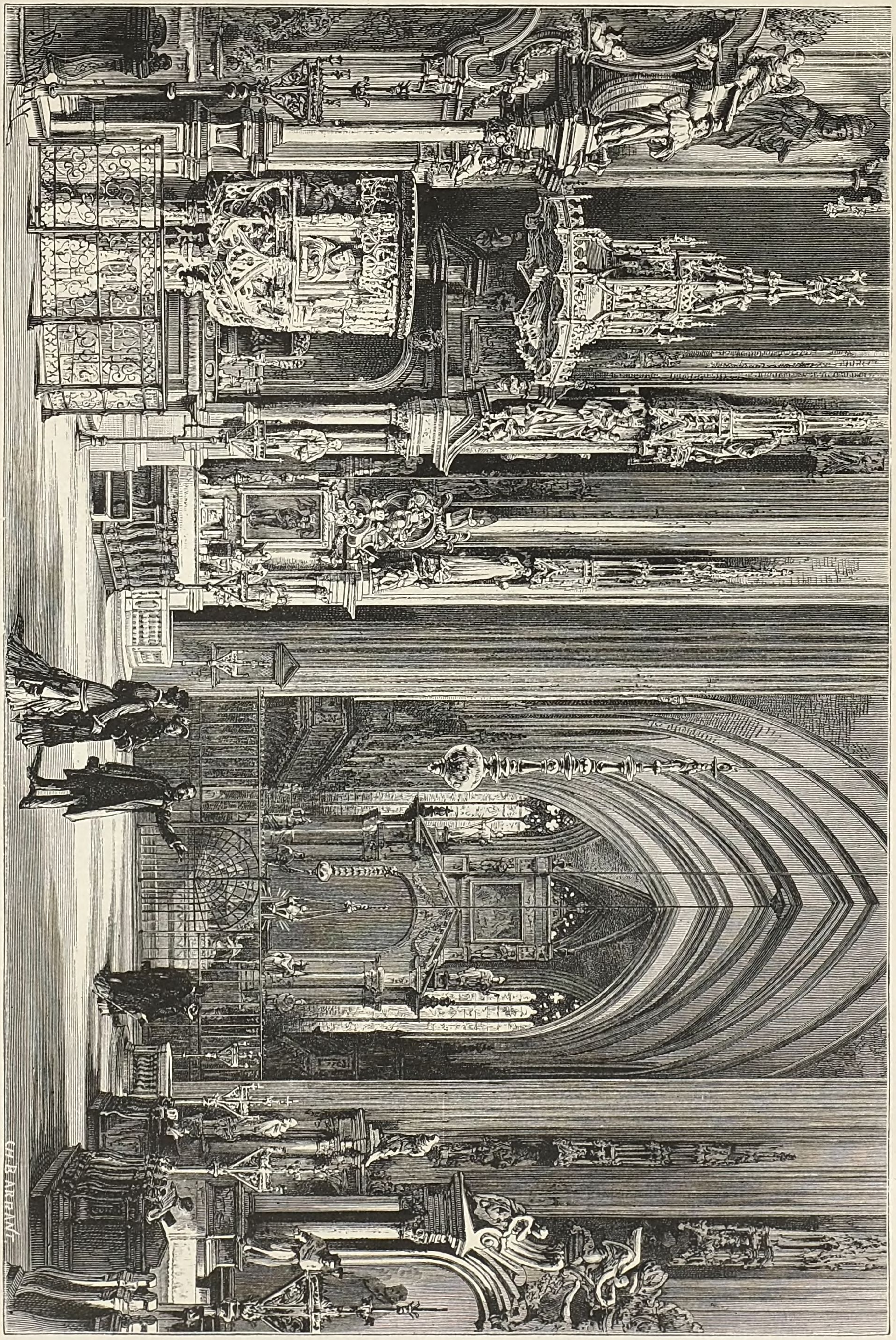
Mehr noch als Spanien ist Ungarn die Heimat der Zigeuner. Als wahre Nomaden leben sie in den verschiedensten Abstufungen der Kultur eingestreut zwischen den seßhaften Nationalitäten. Am tiefsten stehen wohl die walachischen Höhlenzigeuner: für sie giebt es keine Religion oder Moral, keinen Fortschritt, kein Lebensbehagen, ja kaum ein Familienband; Schmutz und Aberglauben, Bettelei und Gelegenheitsdiebstähle sind die Elemente ihres Daseins. Eine Stufe höher stehen die in Hütten und Dorfgemeinschaften ansässigen Zigeuner, welche ein Handwerk, meist die leichtere Schmiedekunst, treiben und die Weiber aufs Hausieren und Wahrsagen ausschicken; sie haben in der Musik schon ein Bindemittel



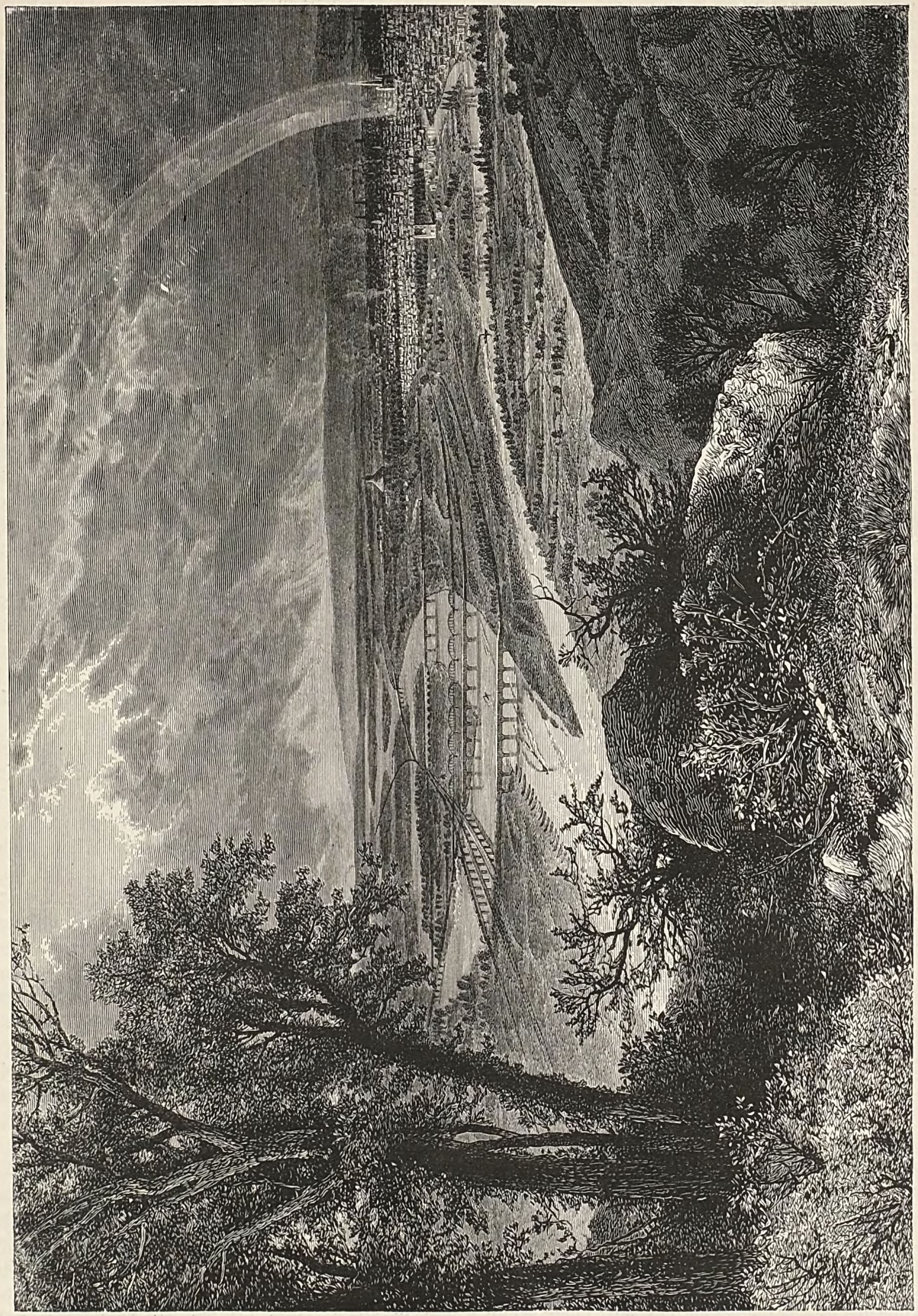
Am Opernring in Wien.

mit den einigermaßen civilisierten Völkern. Endlich das Höchste, was ein Zigeuner in der „Gesellschaft" erreichen kann, ist das Amt eines Dieners, wozu ihn seine natürliche Findigkeit und Behendigkeit wohl befähigt, oder eines Musikers im eigentlichen Sinne des Wortes. Nicht nur in ganz Ungarn mit seinen 322286 qkm und etwa 16¼ Millionen Einwohnern, sondern in den meisten Ländern Europas sind die Zigeunermusiker gern gesehene Gäste bei fröhlicher Geselligkeit. Der feurige Zusammenklang der Streichinstrumente, vom klingenden Cymbal durchrauscht, wirkt geradezu begeisternd, während das weiche Adagio von dem ewigen Heimweh zu klagen scheint, das in der Tiefe der dunklen Augen jedes Zigeuners schlummert. Ohne Noten, ja meist ohne Kapellmeisterstab schmettern die Weisen hervor: ohne die Töne zu sehen oder gar zu denken, nur aus dem Gefühl heraus spielen die Zigeunerkapellen ihre leidenschaftlichen Melodien.

In der Südostecke der Karpaten ist ein anderes Volkselement seit Jahrhunderten dem magyarischen und slavischen beigemischt, die Siebenbürgener Sachsen. Der Name „Siebenbürgen" stammt entweder von den sieben Burgen her, welche bei Einwanderung der Deutschen im 12. Jahrhundert angelegt wurden, oder vom Siebengebirge, der ursprünglichen Heimat der Einwanderer, oder vielleicht auch von den „Zibinbürgen", den Bauerhöfen im Flußthal des Zibin, an welchem Her-



Inneres des Stephansdoms zu Wien.



Die Donau bei Wien.

mannstadt erbaut wurde. In den 15 Komitaten, welche neuerdings im engen Anschluß an Ungarn das Kronland bilden und selbst den deutschen Namen des Landes überflüssig machen, wohnen zur größeren Hälfte (1¼ Mill.) Rumänen oder Walachen, außerdem ein starkes Viertel Ungarn, etwa 235000 Deutsche, 50000 Zigeuner und 30000 Juden nebst einigen tausend slavischen Mischlingen. Die ersten Deutschen kamen vor nunmehr 700 Jahren aus dem damaligen Sachsenlande (zwischen Niederrhein, Weser und Elbe) in jene Südostecke von Mitteleuropa, um den ungarischen Königen als ein Bollwerk gegen die von Süden und Osten anstürmenden Horden zu dienen und deutsche Kultur in jenem zwar an Naturschönheit reichen, aber von der abendländischen Civilisation noch fernab gelegenen Hochlande zu verbreiten. Da, wo ihr sagenberühmter Führer Hermann zwei lange Sachsenschwerter kreuzweis in den Boden stieß, um bei Gründung der Villa Hermanni dem Ungarkönige, dem Lande und dem eigenen Volke unverbrüchliche Treue zu schwören, hat man im August 1884 ein glänzendes Erinnerungsfest an die vor 700 Jahren erfolgte Gründung des heutigen Hermannstadt gefeiert. Aus dem damals fast öden, schwachbevölkerten Lande, in welchem nach den Römern die Goten, Hunnen, Avaren und die tatarischen Petschenegen gehaust hatten, wurde allmählich, wie es in der siebenbürgisch-sächsischen Volkshymne heißt, ein „Land des Segens, Land der Fülle und der Kraft“. Als König Andreas II. den Kolonisten 1224 ihren „goldenen Freiheitsbrief“ erteilte, zählte man bereits 50000 selbständige deutsche Höfe in Siebenbürgen; unentwegt, die eine Hand am Pfluge, die andere am Schwerte, hielten die wackern Bauern mannhaft Wacht gegen die halbasiatischen Barbaren. Deutsches Handwerk, deutsche Städteverfassung und deutscher Fleiß haben hier wie in dem mehr nördlich gelegenen Berglande des Zips wahre Wunder gewirkt. In ihren „Burgkirchen“ und „Bauernburgen“ behaupteten sich jene Sachsen gegen die Petschenegen, Kumanen, Mongolen und Türken; zähe wie ihr Widerstand zu Kriegszeiten war auch ihr Festhalten an deutscher Art, Sprache und Sitte. Heute, wo die Schienenwege von Wien über Pest und Arad ins Thal der obern Aluta führen, erstaunt man, am Fuße der schneebedeckten Karpaten moderne, behäbige Dörfer mit stattlichen Schulhäusern inmitten freundlicher, wohlbewirtschafteter Landstriche anzutreffen. Ein freies Bürger- und Bauerntum hat im Hermannstädter, Kronstädter und Bistritzer Kreise ein zweites Deutschland geschaffen; das Plattdeutsch des Landvolks zeigt, daß diese Kolonisten wie zu des alten Sebastian Münster Zeit „jhres alten herkommens in der Sprach gut anzeigung geben mit dem, daß sie datten und watten wie die nider Teutschen“.

Das „Altland“ um Hermannstadt muß als die Muttergemeinde betrachtet werden. Die Stadt liegt an der nördlichen Mündung des Rotenturm-Passes, wo die Aluta am Fuß des Negoi die Transsilvanischen Alpen durchbricht und dem friedlichen Handelsverkehr wie den Kriegszügen zwischen der Türkei und Mitteleuropa eine Straße bahnt. Der schlanke Turm ihrer alten evangelischen Hauptkirche in der Oberstadt lugt als ein Wahrzeichen weit hinaus ins Land. Die Lauben und Erker, die Spitzbogen und hochgegiebelten Dächer, die verfallenen Mauern und Wachttürme geben ihr noch heute den Charakter einer mittelalterlichen deutschen Stadt. Klares Quellwasser durchrieselt die Straßen; das Pflaster derselben und die Petroleumbeleuchtung stehen allerdings noch hinter den an deutsche Mittelstädte gestellten Anforderungen zurück. An Hotels, modernen Cafés und Läden mangelt es nicht.

Die Schwesterstadt Kronstadt, der Hauptort des Burgenlandes, hat eine hübschere, wennschon weniger bedeutende Lage im östlichen Gebirge. Sie ist reicher und bevölkerter zufolge ihrer größern Fabrikthätigkeit; ihre gotische Hauptkirche ist die schönste im Lande. Auch das kleinere Bistritz, schon 1206 als eine Hauptfestung der Deutschen Ritter im Nösnerland gegründet, ist ein Sammelpunkt germanischen Wesens im fernen Ungarlande. An Sonntagen kommen die Männer in hohen Schaftstiefeln zur lutherischen Stadtkirche, die kurze Jacke mit großen silbernen Knöpfen besetzt. Die Mädchen tragen als Kopfputz einen oben offenen Sammetcylinder, von welchem lange, buntseidene Bänder über den Rücken hinabfallen. Der beste Schmuck aller ist jedoch ihre gute Schulbildung; im Gegensatz zu den walachischen und magyarischen Nachbaren trifft man nur ausnahmsweise auf einen sächsischen Bauer, der nicht lesen und schreiben könnte.

Einen Schatten in dies helle Bild, das uns Deutsche mit einem gewissen Stolze auf die Tüchtigkeit unserer Stammesgenossen erfüllt, wirft die Thatsache, daß die siebenbürgischen Sachsen an Kopfzahl und Einfluß im Rückgange begriffen sind; schon jetzt berechnet man die Abnahme der Bevölkerungsziffer auf 3 Prozent im letzten Jahrzehnt. Sie sind dem übertriebenen Nationalgefühl der Ungarn unterlegen, deren Abneigung und selbst Haß sie erregt haben, trotz der fast tausendjährigen Kultursegnungen, welche aus Deutschland nach Ungarn geströmt sind. Immer mehr wird das große Königreich, trotz der verbrieften Rechte der Einzelländer, gewaltsam „magyarisiert“; deutsche Bildung und Kultur, selbst deutsche Wissenschaft und Kunst, ja sogar die deutschen Eigennamen von Land und Leuten werden beseitigt.

Gleich Siebenbürgen lehnt sich das noch um die Hälfte stärker bevölkerte Königreich Galizien (fast 80000 qkm mit über 6 Mill. Einwohnern) eng an die Karpaten: es nimmt den ganzen nördlichen und etwa den halben östlichen Abhang derselben ein, vom Westflügel der Tatra bis zu den Quellen der Theiß. An Bodenreichtum und Erträgen aus Ackerbau und Viehzucht steht es Ungarn wenig nach. Die Bevölkerung zerfällt etwa zu gleichen Teilen in die Polen im Westen, hauptsächlich im Weichselgebiet, und die Ruthenen im Südosten zu beiden Seiten des Dnjestr; beide Völker sind slavischen Stammes. Mehr als die an Zahl und Einfluß wenig bedeutenden Deutschen treten in Galizien die Juden

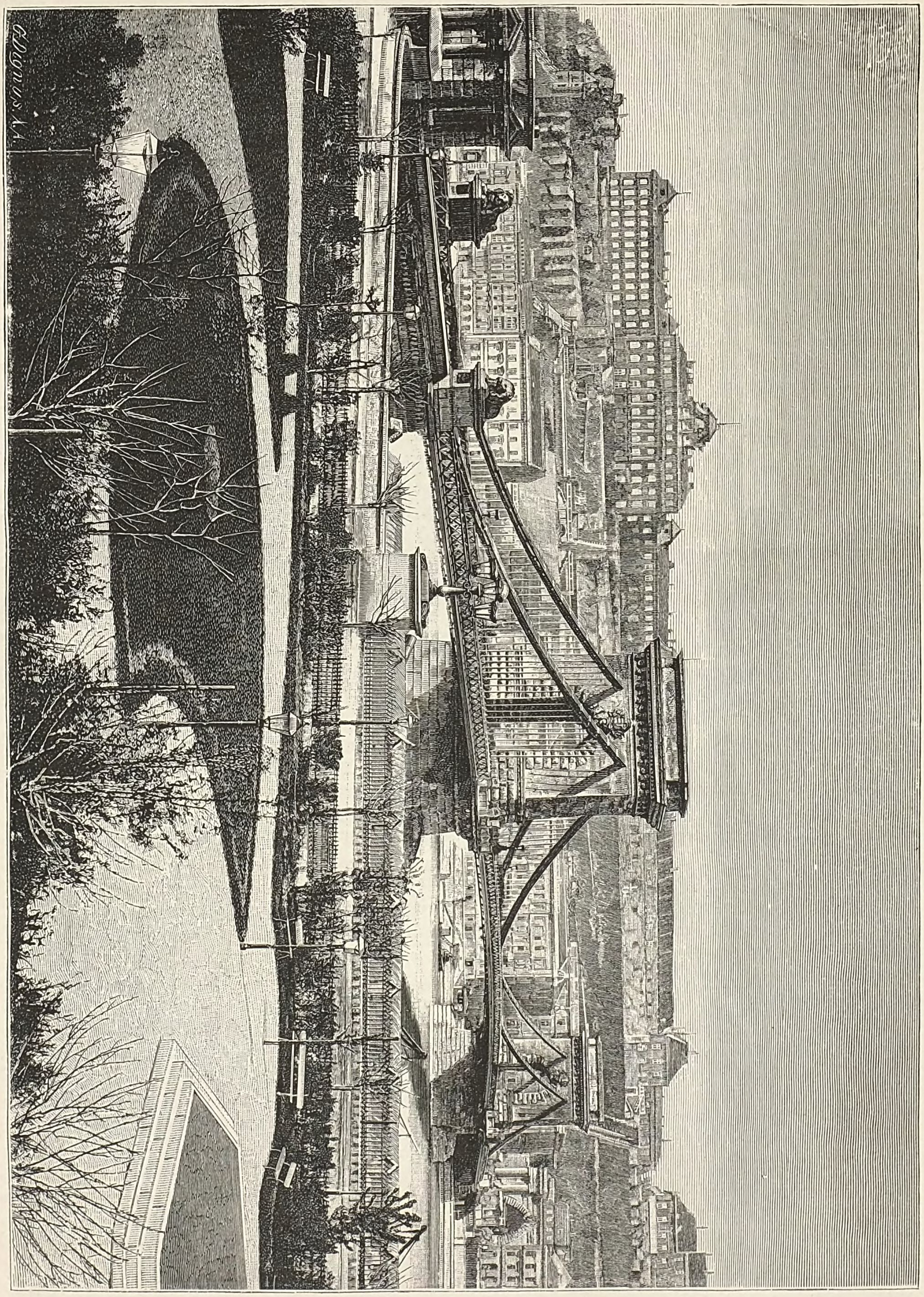
als wichtiges Volkselement auf, nicht nur daß sie 635000 Seelen zählen (also etwa $^1/_9$ aller Juden auf der Erde), sondern auch zufolge ihrer Rührigkeit im Handelsbetrieb, welchen sie größtenteils in Händen haben. „In den galizischen Landstädten", schreibt Viktor Blüthgen, „beherrscht der Kaftan die Straße vollständig; nur sporadisch kreuzt die Bunda oder der polnische Schnürenrock dieses dunkle Einerlei. Der Eindruck einer galizischen Straße ist so fremdartig wie nur irgendwo ein orientalisches Straßenbild. Hier ist Israel ein Volk." Aber auch auf den Äckern und Wiesen tauchen die fettglänzenden Käppchen und die typischen Ringellöckchen der Juden nicht selten neben den weißen Leinenkitteln der galizischen Bauern auf; es dürfte dies das einzige Land sein, in welchem der Jude hinter dem Pfluge hergeht. Sein Hauptgeschäft ist natürlich der Handel. Ohne seine Vermittelung pflegen weder die Bauern noch die Gutsbesitzer Kaufs- und Verkaufsgeschäfte zu machen; dadurch, daß die Branntweinschenken fast ausschließlich von Juden betrieben werden, sichern sich letztere ihren täglichen Verkehr mit den unteren Volksschichten. Denn der Branntwein spielt im Osten Europas eine wichtige Rolle, sein reichlicher Genuß ist meist das einzige, was die Bauern, die dienenden Klassen, die kleineren Handwerker &c. als begehrenswert im Leben erstreben. Man braucht noch lange kein Gegner des polnischen Volkes zu sein, man kann die ritterlichen Eigenschaften seines Adels, die Vaterlandsliebe, die Gewandtheit im äußern Verkehr, die Gastfreundschaft seiner Männer und die einschmeichelnde Grazie seiner Frauen voll anerkennen: ein Mangel an sittlicher Tüchtigkeit, ein Zug von Oberflächlichkeit, Verdrossenheit und Heimtücke findet sich häufig den polnischen Bauern aufgeprägt, ganz abgesehen von der verhältnismäßig geringen Bildung und der dadurch begünstigten Neigung zu Aberglauben. Die ruthenischen, slovakischen, magyarischen, mährischen und schlesischen Bauern haben etwas Kernigeres, Offeneres in ihrem Wesen, wennschon auch ihnen mehr oder minder die Schattenseiten des slavischen Volkscharakters anhaften, so daß sie hinter den nord- und westeuropäischen Bauern zurückstehen.

Galizien ist nicht nur ein fruchtbares Getreideland, das namentlich Hafer und Gerste weit über seinen eigenen Bedarf hervorbringt, sondern auch seine Mineralschätze sind bedeutend. Die Städte Bochnia und Wieliczka liefern aus ihren vereinigten Steinsalzbergwerken einen Jahresertrag von $1^1/_2$ Millionen Centner. Treppen und Säulen, überbrückte Teiche, Säle, Kapellen und Pferdebahnen befinden sich dort im Schoße der Erde; dadurch, daß sich der Lichterglanz oder bengalische Beleuchtung an den Salzkrystallen der Wände bricht, werden, besonders bei Gelegenheit von Festlichkeiten in der unterirdischen Salzstadt, feenhafte Wirkungen hervorgebracht.

Lemberg, die Hauptstadt Galiziens mit 117000 Einwohnern, liegt zwar an keinem der Hauptströme, aber dafür recht eigentlich im Herzen des Landes, da wo die Vorberge der Karpaten in die fruchtbare Ebene auslaufen. Mehrere Schienenwege verbinden es mit den Nachbarstaaten; als Sitz einer Universität, eines römisch-katholischen, eines griechisch-unierten und eines armenischen Erzbischofs, sowie eines protestantischen General-Superintendenten ist es auch auf geistigem Gebiete die erste Stadt des Königreichs. Im übrigen modernisiert es sich genau ebenso wie die Großstädte im westlichen Europa. Um den großen „Ring" mit dem hochtürmigen Rathaus in der Mitte gruppiert sich die schon im Mittelalter ziemlich regelmäßig gebaute Stadt. An die Stelle der Festungsgräben sind seit 1811 Promenaden getreten, außerhalb derselben dehnen sich weitläufige Vorstädte aus. Die Dominikanerkirche, der Dom und die Synagoge zählen zu den hervorragendsten Bauten Lembergs.

Viel älter und geschichtlich merkwürdiger ist Krakau, die Hauptstadt Kleinpolens. Seine Burg auf dem die Weichselniederung beherrschenden Berge Wawel mit der gotischen Dom- oder Schloßkirche kann als eine Art Nationaldenkmal des einst so mächtigen Polenvolkes angesehen werden. Seit länger als einem halben Jahrtausend hat man in ihre Kapellen und Grabgewölbe Kunstschätze von Marmor und Edelmetall, sowie die Gebeine großer Toten gebracht; Johann Sobieski, Joseph Poniatowski, Kosciuszko, der heil. Stanislaus, viele Jagiellonische Herrscher und alte polnische Könige ruhen hier: was Santa Croce für Italien, Westminster-Abbey für England, das ist jene Krakauer Domkirche für das einstige Polen geworden, und „Jeszcze Polska nie zginęła (Noch ist Polen nicht verloren)" würden die Patrioten an dieser geweihten Stätte ausrufen, wenn jene Toten heute auferständen. Ganz wie Lemberg, hat auch Krakau seine Festungswerke abgetragen und sich in ausgedehnten Vorstädten verjüngt. Der hauptsächlich von Juden bewohnte Stadtteil Kasimierz, welcher den Schmutz und Trödel ähnlicher Viertel aufweist, gleichviel ob dieselben in Rom oder in Amsterdam, in Prag oder im alten Frankfurt a. M. zu suchen sind, liegt auf einer Insel in der Weichsel, während der „Ring" mit dem Bazar, dem ehemaligen Tuchhause, wie in den meisten slavischen Städten den Hauptverkehrsplatz der Stadt bildet, in welchen die ansehnlichsten Straßen münden. Der nahe Kosciuszkohügel und die altehrwürdige Jagiellonische Universität sind nächst dem Wawelberg die denkwürdigsten Erinnerungsstätten polnischer Tapferkeit und polnischen Geisteslebens. Unter den Lustorten der anmutig im Weichselbecken gelegenen Stadt sind der Botanische Garten, die „Krakauer Schweiz" und die etwas entferntere „Polnische Schweiz" die bemerkenswertesten.

Nächst Galizien ist das Königreich Böhmen an Umfang (51942 qkm) und Einwohnerzahl (über $5^1/_2$ Millionen) das ansehnlichste Land des österreichischen Kaiserstaates. Das fast quadratische Terrassenland, dessen nordöstliche Stufe am Elbbecken die tiefste ist, wird auf allen vier Seiten von gebirgigen Erdanschwellungen umrahmt, von denen namentlich das Riesengebirge, teilweise aber auch das Erzgebirge und der Böhmerwald die Geschlossenheit und Höhe eines Kettengebirges annehmen, so daß sie als Wasserscheiden und zur politischen Abgren-



Budapest.

zung Böhmens gegen Preußen, Sachsen und Bayern dienen. Wie Prof. J. Kutzen (und mit ihm A. Daniel u. a.) in seinem ebenso lehrreichen als anziehend geschriebenen Werke „Das deutsche Land“ meint, rührt die Fruchtbarkeit und landschaftliche Schönheit besonders des nördlichen Böhmens, da wo das aus vulkanischen Eruptivmassen bestehende böhmische Mittelgebirge an die Elbe herantritt und sich die Eger aufwärts erstreckt, „von der dem Basalt eigentümlichen Fähigkeit her, feuchte Dünste anzuziehen, sowie überhaupt das Wasser bis ins Innerste seiner Masse eindringen zu lassen. Dadurch wird er trotz seiner beträchtlichen Festigkeit gar häufig ungemein schnell zerstört und umgewandelt; aus den in Auflösung begriffenen basaltischen Laven aber entwickelt sich ein schwärz-



Theben an der Donau.

licher oder brauner und rötlichbrauner, sehr eisenreicher, höchst nahrhafter Boden, so daß keine Felsart einflußreicher und kräftiger auf die Vegetation wirkt als diese. Nicht allein der Getreidebau ist hier der gedeihlichste, sondern auch das Wachstum der Waldbäume, unter ihnen besonders der Buche, der Esche und des Ahorns, ausgezeichnet und üppig. . . . Welch wohlthuender Eindruck fortwährend für das Auge auf diesen teils undulierten, teils ebenen Flächen, die von Obsthainen, Walnußbäumen, Feldern, Wiesengründen, Waldgehegen, Kegelhöhen und volkreichen Ortschaften malerisch gefüllt und unterbrochen und gegenwärtig von stets belebten Verkehrsstraßen durchzogen sind!“

Das Flußsystem Böhmens ist von einer charakte-

ristischen Einfachheit: in das Bett der Moldau, welche das Quadrat von Norden nach Süden in zwei fast gleich große Dreiecke teilt, strömen von Osten her die Luschnitz, die Sazawa und die Elbe (diese ist eigentlich ein Nebenfluß der größeren und für Böhmen wichtigeren Moldau), von Westen die Wotawa, die Beraunka und die Eger, alle in ihrem Unterlaufe schiffbar oder wenigstens für Flöße und Kähne geeignet und durch ihre Zuflüsse eine geradezu systematische Bewässerung des Landes bildend. Mit Rücksicht auf diese Kessel der Flußthäler hört man ganz Böhmen mitunter ein von Randgebirgen umschlossenes Kesselland nennen, während es thatsächlich eine Art Hochplateau ist, welches, von Flußsenkungen und Höhenzügen mannigfach durchsetzt, im allgemeinen terrassenförmig ansteigt, eine auch in dem benachbarten Mähren vorkommende Bodenformation.

Beide Kronländer haben übrigens außer den ähnlichen Berg- und Flußsystemen (denn was die Moldau für Böhmen, das ist die March für Mähren) auch gemeinsame geschichtliche und ethnographische Eigentümlichkeiten. Keltische Bojer waren die Ureinwohner (daher der Name Bojenheim, Böheim, Böhmen) hier wie dort; germanische Völker verdrängten sie, bis auch diese im 5. Jahrhundert von Slaven abgelöst wurden. Sie setzten sich im Innern der beiden Länder fest, wogegen die Deutschen die Grenzbezirke behaupteten und von dort aus civilisierend in die größeren Städte drangen. Zu allen Zeiten, zuletzt 1866, sind an den Grenzen Böhmens und mehrfach auch an denen Mährens blutige Entscheidungsschlachten ausgefochten worden; vom Elbgebiet zur Donau versuchten nordische Völker, von Ungarn aus durch das Donauthal und das Marchfeld Avaren, Magyaren u. a. nach der deutschen Tiefebene durchzubrechen. Gerade die Kriegszüge der Böhmen nach Süden zogen ihre politische Verbindung mit Österreich (1526) nach sich. Obgleich Böhmen zufolge seines Flußgebietes, seiner Abdachung nach Norden und seiner weit in deutsche Länder sich erstreckenden Lage mehr zu Norddeutschland als zu Österreich zu gehören scheint, weisen doch alle seine Interessen es nach Süden; die direkte Bahnverbindung zwischen Breslau und Prag besteht noch gar nicht lange, und nur die gewerbfleißigen Grenzbezirke Böhmens stehen in regem Wechselverkehr mit Schlesien und Sachsen, während die böhmischen und mährischen Tschechen sich gerade in neuester Zeit möglichst gegen das Deutschtum abschließen und geradezu eine feindselige Stellung gegen dasselbe bethätigen. Liegt auch die schreckliche Zeit der Hussitenkriege oder des Dreißigjährigen Krieges weit hinter uns, so haben doch die Unruhen des Jahres 1848 die slavische Abneigung der Tschechen gegen ihre germanischen Landsleute deutlich gezeigt, und selbst heute ist es ein alltägliches Vorkommnis, daß Tschechen der niederen Volksklassen Böhmens vor dem Deutschen ausspucken, wenn er gelegentlich auf der Straße sich mit einer Frage an fanatische Slavophilen wendet. Freilich haben letztere das numerische Übergewicht, da stark $^{3}/_{5}$ der Bevölkerung Böhmens Tschechen sind und diese Zahl sich im Innern des Landes wesentlich höher stellt. Sie bekennen sich ausnahmslos, ebenso wie die Mehrzahl der Deutschen in Böhmen, zur katholischen Religion; Protestanten giebt es dort etwa 100000, und fast ebensoviel Israeliten, denn „wie die Klette an der Wolle, so hängen die Juden an slavischer Nationalität".

Außer einem Überfluß von Getreide erzeugt Böhmen den besten Hopfen der Welt, auch herrliches Obst und guten Wein; sein starker Waldbestand liefert nicht nur Brenn- und Bauholz in Fülle, sondern begünstigt auch das reichliche Vorkommen von Wild, insbesondere von Fasanen, welche allerdings meist in sog. „wilden Fasanerien" gehegt werden. Unter den direkten Bodenprodukten nehmen die Halbedelsteine und die Braun- und Steinkohlen eine hervorragende Stellung ein, während die gewerbliche Thätigkeit sich besonders auf Spinnerei, Weberei, Spitzenklöppelei, Bierbrauerei, Zucker-, Wollen-, Glas-, Eisenwaren- und Thonindustrie geworfen hat, so daß Böhmen unter allen österreichischen Kronländern die vielseitigste Fabrikthätigkeit entfaltet.

Obschon das Königreich Böhmen viele Städte besitzt (namentlich in den dichtbevölkerten Grenzgebieten, wo bis zu 350 Einwohner auf 1 qkm leben), darf doch nur eine von allen auf den Namen einer Großstadt Anspruch machen, denn Pilsen, Reichenberg, Budweis u. a. zählen weniger als 40000 Einwohner. Jene eine Großstadt jedoch, die alte Königsresidenz Prag, ist in ganz hervorragender Weise die Hauptstadt des großen Landes, der Mittelpunkt aller seiner Verkehrslinien, der Hauptmarkt seines Handels, der Schauplatz aller entscheidenden Ereignisse, der Herd aller geistigen und politischen Bewegungen, der glänzende Brennpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Böhmens historische Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß eine Anzahl mächtiger Adelsfamilien seit Jahrhunderten an der Spitze des Volkes stehen. Die Kinsky, Lobkowitz, Metternich, Fürstenberg, Rohan, Thun, Windischgrätz, Liechtenstein, Bouquoi, Schwarzenberg, Clam-Gallas, Waldstein, Kolowrat — das sind die bekanntesten jener Magnaten und Fürsten, deren Güter viele Quadratmeilen Landes bedecken, die als Kavaliere bei Hofe oder als Feldherrn in der Schlacht genannt werden, die auf ihren Herrschaftssitzen nicht nur für Jagden und Festlichkeiten sorgen, sondern auch in Gemäldegalerien, Bibliotheken und Kunstkammern mancherlei Schätze aufspeichern, wie z. B. die Fürstenbergsche Bibliothek in Prag als Seltenheit 400 Horaz-Ausgaben besitzt. Neben jenen Kavalieren von altem Adel giebt es übrigens in Böhmen auch einen Industrieadel, dessen Besitz allerdings ein wechselvoller ist, und der durch Ausschlagen von Waldungen, Anlage von Zuckerfabriken u. dgl. die landschaftliche Schönheit des Böhmerlandes zuweilen arg schädigt.

Die meisten Großgrundbesitzer haben ihre Paläste in Prag, gerade wie die kirchlichen Genossenschaften hier ihre reichsten Klöster, ihre großartigsten Gotteshäuser unterhalten. Prag ist deshalb die Stadt der Kirchen und Paläste. Überall ragt in die Gegenwart die Vergangenheit hinein, denn zahlreiche Bauten beziffern ihr Alter

nach Jahrhunderten; überall mischt sich das kirchliche Element in das weltliche, moderne Kunst in mittelalterliche Romantik. Die malerische Lage der zum Teil auf einer Bergkuppe erbauten Stadt, mit der schiffbaren Moldau in der Mitte und ansehnlichen Hügelketten am Horizonte, übt eine großartige Wirkung auf den Beschauer aus und läßt es leicht erklärlich erscheinen, daß der vielgereiste Alexander von Humboldt Prag nach Konstantinopel, Neapel und Lissabon als die schönstgelegene Stadt Europas bezeichnete; daß jene drei Großstädte die Meeresnähe zur Hebung ihrer Schönheit heranziehen, Prag jedoch eine rechte Binnenlandstadt ist, darf dabei nicht außer acht gelassen werden.

Reizvoll wie seine Lage ist auch das Innere Prags. Am rechten Moldauufer liegt zunächst die Altstadt mit dem Judenviertel. Der Große Ring mit der Teynkirche, dem Rathaus, der Universität und einigen gewaltigen, altersschwarzen Palästen in engen Quergassen zaubert ein Stück mittelalterlicher Blütezeit vor das Auge. Das nahe Judenviertel verliert alljährlich mehr von seinem Schmutz und Trödelkram; selbst die vielbesuchte, halbversunkene „Alt-Neuschule“ macht nur bei düsterer Beleuchtung einen katakombenhaften Eindruck; jedenfalls ist sie in Verbindung mit dem weltberühmten Friedhof, auf welchem die Leichname vieler Generationen und Tausende von Grabsteinen neben und über einander liegen, eine ergiebige Einnahmequelle für die Gemeinde.

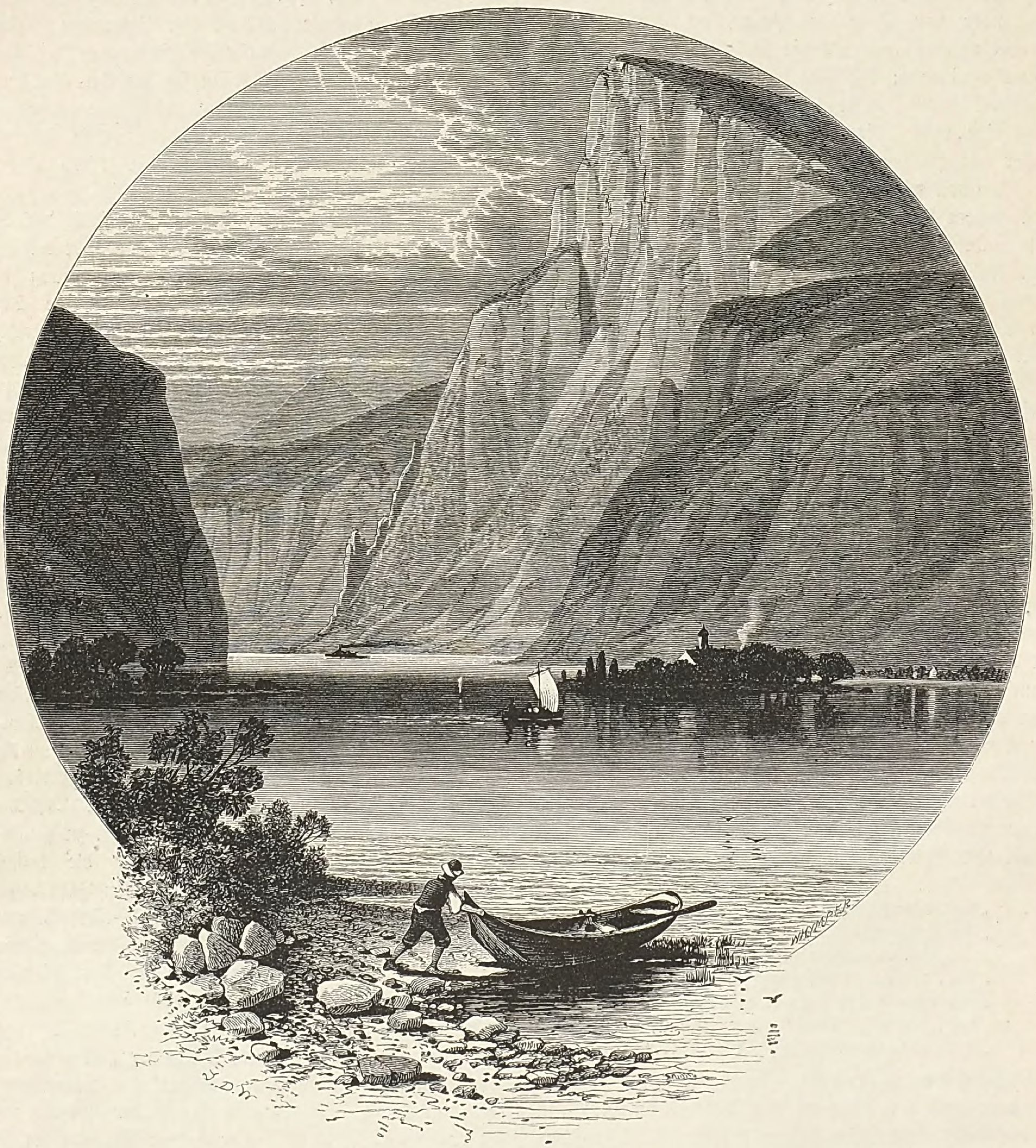
Unter den Palästen der böhmischen Großen ist das von Wallenstein 1623 erbaute Palais weniger durch seinen architektonischen Schmuck oder seine innere Pracht als durch die Erinnerung an den „Friedländer“ für uns Deutsche von besonderem Interesse. In diesem mächtigen Bau hielt der Herzog Hof, nachdem er die Länder von der Donau bis zur Ostsee wie ein Kriegeswetter überzogen hatte; unter jener sich nach dem Garten öffnenden Halle, deren Riesenmasse ihresgleichen unter den offenen Monumentalhallen Europas suchen, scharten sich die Generale und Getreuen um

„den Schöpfer kühner Heere,
„Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
„Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
„Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
„Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
„Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
„Und, ungesättigt immer weiter strebend,
„Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel...“

Durch den neuerdings restaurierten „Pulverturm“ tritt man aus dem Gewühl der Altstadt mitten hinein in den bedeutendsten Straßenzug der Neustadt, auf den „Graben“ mit seinen breiten Querstraßen und Fortsetzungen. Das sind die Boulevards der böhmischen Hauptstadt; die breitesten Trottoirs, die glänzendsten Läden, viele palastartige öffentliche und private Bauten finden sich hier. In ihrem „Kasino“ haben sich die Deutschen von Prag (man zählt etwa $^1/_3$ Deutsche unter der, einschließlich der Vorstädte, fast 300000 Seelen betragenden Bevölkerung) stattliche Versammlungsräume für künstlerische und gesellige Zwecke geschaffen; den parkartigen Garten hinter dem Hause würde man kaum hier im Herzen der Großstadt vermuten. Solche große Gartengrundstücke trifft man übrigens mehrfach bei den Palästen an; sie verleihen der Stadt ihren bedeutenden Umfang und tragen viel zum Schmuck des Gesamtbildes der Stadt bei. Letzteres erscheint am großartigsten von dem Belvedere des Hradschin aus gesehen, dem Burgviertel der auf dem linken Moldauufer gelegenen „Kleinseite“. Unter den Palastbauten des Hradschin, welcher lebhaft an den Moskauer Kreml erinnert (überhaupt lassen sich zwischen Prag und Moskau viele Ähnlichkeitspunkte aufstellen), nimmt der unvollendete St. Veits-Dom mit dem massiv silbernen Sarkophag des heiligen Nepomuk, der Wenzelskapelle und den Grabstätten der böhmischen Könige das höchste Interesse in Anspruch. Aber auch die Prunksäle der kaiserlichen Burg und die historische Landtagsstube mit dem „Fenstersturz“, welcher den thatsächlichen Anfang des Dreißigjährigen Krieges bezeichnet, erregen die Teilnahme jedes Besuchers, wennschon immer von neuem die Blicke über das weite, prächtige Panorama hinwegschweifen, dessen Mittelpunkt die mit 29 Heiligengruppen geschmückte altehrwürdige Karlsbrücke bildet, von welcher 1381 der Schutzheilige Böhmens in die Moldau gestürzt wurde. Damals war Prag die ansehnlichste Stadt Deutschlands. Karl IV., derselbe, welcher die Brücke baute, gründete auch hier (1348) die erste Universität Deutschlands; leider spaltet sich dieselbe heute thatsächlich in eine „stockböhmische“, d. h. tschechische, und in eine deutsche Hälfte: sogar in die Stätten der Wissenschaft hat sich also die Abneigung der Volksstämme gegen einander verpflanzt.

Das nordwestliche, von der Eger durchströmte Böhmen ist, gleich dem Taunus oder dem Nordabhange der Pyrenäen, reich an warmen und kalten Heilquellen. Aus ganz Europa treffen Kranke aller Art zu Anfang des Sommers hier ein, um von Leberleiden, Fettleibigkeit, Lähmungen, Verdauungsbeschwerden ꝛc. zu genesen. Karlsbad besitzt in seinem „Sprudel“ die heißeste Quelle Europas (60° R.); seit einem halben Jahrtausend ist die Heilkraft des kalksinterhaltigen Wassers bekannt. Das Thal der Tepl, eines Nebenflüßchens der Eger, wird von waldgekrönten Bergen umkränzt; von dem Hirschensprung (siehe die Abbildung S. 213) und dem Dreikreuzenberg genießt man einen weiten Rundblick bis zu den Kammhöhen des Erzgebirges. Auf der „Alten Wiese“ glaubt man sich an schönen Sommertagen während der „Kurstunden“ an einen Sammelpunkt der Eleganz und der vornehmen Welt aus aller Herren Ländern versetzt; mehr als 20000 Gäste finden alljährlich in den Häuserzeilen an beiden Ufern der Tepl ein Unterkommen. Aus der Wärme des stoßweise in 12 Quellen hervorsprudelnden Wassers zu schließen, muß dasselbe aus einer Tiefe von wenigstens 2200 m dem Erdinnern entquellen. Da der ganze Ort auf einer erstarrten Schaumkruste dieses natürlichen Riesendampfkessels steht, so werden, um gewaltsamen Strudelausbrüchen vorzubeugen, die Ausmündungen der Quellen vierteljährlich durch Anbohrungen gereinigt.

Teplitz, in der Senke zwischen dem Erz- und dem Böhmischen Mittelgebirge, hat weniger warme Quellen (bis zu 38° R.) und eine mehr flache, liebliche Lage als Karlsbad, obschon seine Umgebung die höchsten Erhebungen des nördlichen Böhmens aufweist, namentlich in dem 845 m hohen Donnersberge oder Mileschauer, dessen mächtige Formen im Verein mit den umliegenden Basaltkegeln einen ebenso mannigfachen wie großartigen Anblick gewähren. Der in der Nähe von Teplitz betriebene Abbau von Braunkohlenlagern führte vor wenigen Jahren ein plötzliches Versiegen der warmen Quelle und einen Durchbruch der Wasser in das Bergwerk herbei.



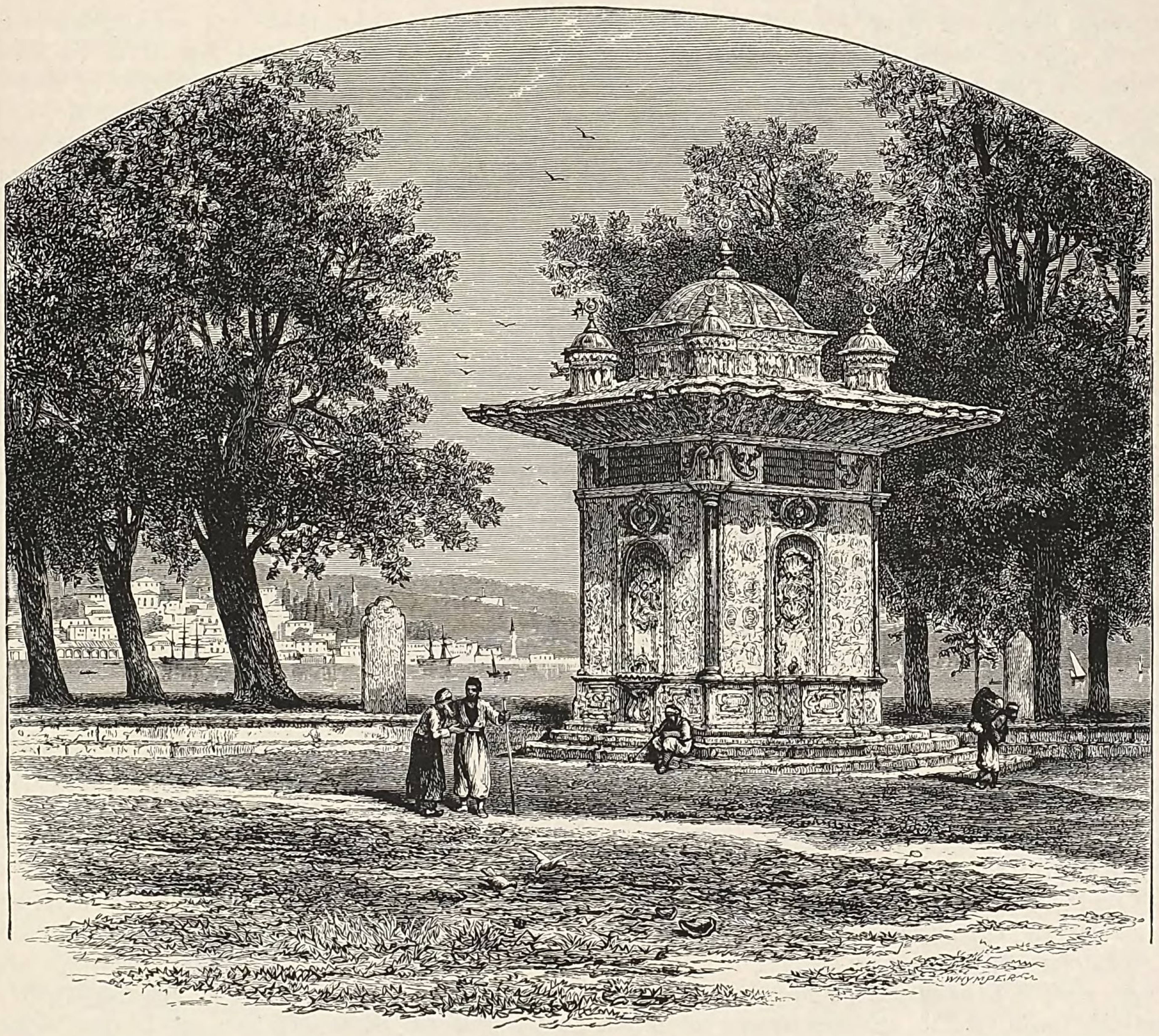
Die Stromenge der Donau bei Kazan.

Schnell sank der Wert der Teplitzer Besitztümer, man verzweifelte an dem Wiedereintritt der Jahrhunderte alten Heilquelle. Durch rastlose Bemühungen fand man nach 20 Tagen, am 3. März 1879, etwa 20 m tiefer den Brunnen wieder in der vorigen Wärme und Stärke vor, die bange Spannung der Teplitzer löste sich in freudigen Dank gegen Gott, und nach wie vor ist das freundliche, centralgelegene Teplitz der Sammelpunkt für viele Tausende von Kurgästen.

Auch Franzensbad und Marienbad liegen unweit der alten Stadt Eger, welche durch Wallensteins Ermordung (25. Februar 1634) und Schillers Tragödie für uns Deutsche ein hohes Interesse hat: noch heute zeigt man das Haus des Bürgermeisters, in welchem

Deveroux dem Fürsten die Partisane in die unbewehrte Brust stieß.

Die Sudeten nehmen rücksichtlich ihrer Höhen- und Ausbreitungsverhältnisse nächst den Alpen die erste Stelle unter Deutschlands Gebirgen ein; ihre höchste Spitze, die Schneekoppe, erhebt sich bis zu 1601 m. Ihr vielfach plötzliches Ansteigen aus dem niedrig gelegenen Vorlande, ihr Reichtum an Gewässern, mineralogischen Bodenschätzen, Wäldern, stark bevölkerten Industriebezirken und anmutig eingebuchteten Kesseln, besonders aber ihre Grenzlage zwischen dem deutsch-österreichischen Hochland und der deutsch-russischen Tiefebene verleihen ihnen eine hohe Bedeutsamkeit für die Handels-, Kriegs- und Kulturgeschichte Europas. Wie Prag in dem südwestlichen Böhmen, so sammelt Breslau in der nordöstlichen Sudetenbucht, in Schlesien, alle Strahlen eines vielhundertjährigen Verkehrslebens zwischen Slaven und Germanen wie ein Spiegel in seinem Brennpunkte. Hierher münden, wie vordem die Heer- und Handelsstraßen, heute die Schienenwege der umliegenden Länder; hierher schafft



Der Brunnen der Süßen Wasser.

der slavische Osten und Süden seine Produkte, um sie gegen die Erzeugnisse des germanischen Mitteleuropa einzutauschen. Hinter anderen deutschen Großstädten ist Breslau in seiner Entwicklung nicht zurückgeblieben; namentlich im letzten Jahrzehnt, seitdem Pferdebahnen den enggebauten Stadtkern um den „Ring“ mit den modernen Vorstadtvierteln verbinden und die übelriechende „alte Ohle“ zugeschüttet worden ist, hat sich das einstige polnische Wraclaw, welches geschichtlich zuerst 1018 erwähnt wird, zu einer ebenso regen wie stattlichen Großstadt emporgeschwungen, dessen Bevölkerungsziffer (fast 300000) in Deutschland nur von derjenigen Berlins und Hamburgs übertroffen wird. Das mittelalterliche Breslau wird durch den Dom in der Sandvorstadt, einige andere bedeutende katholische Kirchen, das mit zierlichen Erkern geschmückte Rathaus inmitten des großen, malerischen Ringes, die alten lutherischen Kirchen zu St. Elisabeth und Magdalena, sowie durch manche seltsame Giebelhäuser in den engen Straßen des Universitätsviertels vertreten. Die Schweidnitzer Straße vermittelt den Übergang vom alten

zum neuen Breslau; als Pulsader des Verkehrs führt sie vom Ringe zu den herrlichen Promenaden längs des „Stadtgrabens“, welche an Stelle der einstigen Festungswerke die Altstadt umkränzen. Der Tauenzienplatz, der erst neuerdings vollendete Museumsplatz, die Liebichshöhe, der Matthiasplatz und die langgestreckten Straßenzüge zwischen dem Freiburger- und dem Centralbahnhof stellen die neueren Stadtviertel mit ihrer nach Luft, Licht und Bequemlichkeit strebenden Architektur dar. Die im Jesuitenstile an der Oder aufgeführte Universität, die Universitäts- und die Stadtbibliothek, das Museum der bildenden Künste, der Zoologische und der Botanische Garten, sowie eine Anzahl altberühmter Lehranstalten vermitteln ein reges, geistiges Leben in diesem Mittelpunkte schlesischen Gewerbfleißes und schlesischer „Gemütlichkeit“. Letztere bewahrheitet noch heute den Ausspruch eines alten Geographen, „daß die Stadt an Zierde und lustiger Gelegenheit keiner Stadt in Teutschland etwas nachgibt“.

In vielen alten wie neuen Lebensbeziehungen ist Breslau auf das große Wien angewiesen. Durch das Mährische Gesenke führten dorthin längs der Oder die Handelsstraßen aus dem Norden, und keine größere Stadt im Deutschen Reiche trägt so sehr wie Breslau das Gepräge eines Vorortes des Deutschtums inmitten einer osteuropäischen oder slavischen Umgebung. Freilich ist Wien selbst auch solch ein germanischer Vorposten gegen die breite Masse der Tschechen und Magyaren, und gerade die Lösung dieser seiner kulturellen Aufgabe hat zu seiner Entwicklung zur Weltstadt beigetragen.

In Wien kreuzt sich die Völkerstraße vom östlichen Deutschland nach dem Adriatischen Meere mit dem uralten Donauwege, welcher von Schwaben in die ungarische Tiefebene und nach dem Schwarzen Meere führt. Auch Böhmen und Mähren öffnen sich nach Süden in das Marchthal; die Umwohner der Adria fanden, besonders nach Eröffnung der Semmeringbahn, den kürzesten und bequemsten Verkehrsweg nach Nordosten auf Wien zu, und schon früh wurde für die österreichischen Kronländer zwischen Bodensee und Ungarn die Hauptstadt der „Ostmark“ Karls des Großen der Krystallisationsmittelpunkt für die hier zusammenschießende und von hier ausstrahlende Gesamtmonarchie. Freilich gelangte das einstige römische Standquartier für die pannonische Legion und die Donauflotte, die alte Vindobona, erst in den Zeiten der Kreuzzüge zu einiger Bedeutung, als es ein Hauptsammel- und Waffenplatz der Deutschen wurde, welche hier vor ihrem Eintritt ins türkische Gebiet eine längere Rast zu machen und sich zu verproviantieren pflegten, sowohl für den Landweg als für die Reise zu Schiff donauabwärts. Später wurde Wien gegen die andrängenden Türken „ein groß und vest Gräntzhaus deß Teutschlands“, und noch gegen Napoleon (1809) verteidigten sich die Wiener hinter ihren Wällen und Mauern.

Die glückliche Lage Wiens in Verbindung mit der Fruchtbarkeit und Anmut seiner Umgebung lockte von allen Seiten Ansiedler herbei, natürlich zumeist aus den angrenzenden Ländern. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts nannte es Merian deshalb „sechs mächtiger Nationen, der Teutschen, Welschen, Hungarn, Böhmen, Polen und Slowaken gemeine Herberg“. Auch heute noch ist Wien, das mittlerweile mit seinen Vororten etwa 1200000 Einwohner zählt, also in Europa nur von London, Paris und Berlin an Größe übertroffen wird, der Sammelplatz der vielsprachigen Bevölkerung des großen Donaugebietes (nur etwa $^1/_9$ seiner Einwohner sind geborene Wiener) und die erste Fabrik- und Handelsstadt der Österreichisch-Ungarischen Monarchie.

Die geognostischen, hydro- und orographischen Verhältnisse des Donaubeckens von Regensburg bis Wien haben es mit sich gebracht, daß alle bedeutenderen Städte auf dem rechten Ufer des Flusses liegen. Das Nordufer entbehrt der größeren Fruchtebenen, da die Gebirge meist hart an die Donau herantreten; auch sind die von Norden in letztere einströmenden Gewässer für den Verkehr ohne Bedeutung. Oberhalb Regensburg und unterhalb Wien ändert sich allerdings die Lage, und namentlich dort, wo der Strom die Grenzscheide zwischen verschiedenen Staaten bildet, treten mehrfach befestigte Doppelstädte an beiden Ufern auf.

Erst im letzten Jahrzehnt hat Wien begonnen, aus seiner Donaulage den möglich größten Nutzen zu ziehen. Die Stadt liegt durchaus auf dem rechten Ufer des Flusses, dessen „Altes Bett“ in einem unregelmäßig breiten, durch Inseln eingeengten Bogen von Floridsdorf bis zum unteren Prater das Weichbild Wiens im Nordosten umsäumte. Der schmalere „Donau-Kanal“ durchfließt in derselben Richtung, jedoch nach Westen ausgebogen, mehrfach geschlängelt einen Teil der großen Stadt. In diesen Kanal mündet ungefähr in seiner Mitte der von Westen kommende „Wien-Fluß“, welcher von dem Vorort Hacking bis zur Aspern-Brücke durch die Stadt strömt, einige zwanzigmal überbrückt ist und mehrfach als Grenze zwischen den verschiedenen Stadtbezirken dient, deren man, außer den zahlreichen Vororten, zehn zählt. Die Regulierung des alten Donaubettes ist nun (seit 1868) derart durchgeführt worden, daß man in gerader Richtung zwischen ihm und dem Donaukanal ein 285 m breites Normalbett grub, demselben für Hochwasser ein 474 m breites Nebenbett anschloß, das Hauptbett in genügender Tiefe für den Schiffsverkehr ausbaggerte und längs desselben ein 13 km langes Landungsufer mit einer doppelgeleisigen Eisenbahn herstellte, an welche sich alle in Wien mündenden Bahnlinien anschließen. Im Frühjahr 1875 wurde das mit einem Kostenaufwande von etwa 50 Millionen Mark vollendete Riesenwerk dem Verkehr übergeben. Mehrere hundert Hektar Baugrund waren dadurch gewonnen worden, und der Wasserverkehr steigerte sich seitdem so sehr, daß sich das 53 m breite, meist durch Kies eingedämmte Landungsufer mehr und mehr mit Warenhäusern und Ladevorrichtungen bedeckt. Der Überfluß Ungarns an Getreide, Wein, Vieh rc. hat hier einen seiner Hauptstapelplätze; auch der Export Wiens an industriellen Er-

zeugnissen wird großenteils von hier aus bewerkstelligt. Außer Luxusartikeln und kunstgewerblichen Gegenständen, wie Bronze-, Leder-, Meerschaum-, Gold- und Silberwaren, erzeugt die Hauptstadt weit über ihren eigenen Bedarf hinaus Möbel, Schuhwerk, Handschuhe, Kleidungsstücke, Fächer, Seifen, Bier, Luxuswagen, optische und musikalische Instrumente, Lampen, Werkzeuge, Maschinen und hunderterlei Artikel, welche für die Ausschmückung von Wohnungen erforderlich sind. Selbstverständlich vermitteln eine Anzahl großer Banken die Geschäfte der vielen Aktienunternehmungen, deren Ausdehnung nach der „Gründerzeit“ in Wien mehr als anderswo durch einen naturgemäßen „Krach“ eingeschränkt wurde.

Genau in derselben Art wie die Pariser Boulevards oder die Frankfurter, Breslauer, Leipziger, Hamburger u. a. Stadtpromenaden ist die fast kreisförmige Flucht der Wiener Ringstraßen auf der Stelle der von 1858 ab beseitigten Befestigungslinien entstanden, welche den innern Stadtkern, den jetzigen I. Bezirk, im Verein mit dem Franz-Joseph-Quai am Donaukanal umschlossen. Dieser 57 m breite und $^3/_4$ Stunden lange Straßenzug ist der Glanzpunkt des neuen Wien, seine Prachtbauten verleihen der Stadt ihre weltstädtische Physiognomie in architektonischer Beziehung. Denn das mittelalterliche Wien, der Hort des Rittertums, die Stätte des Minnesanges, redet nicht, wie die Erker von Nürnberg oder die Lauben von Bern, Bozen und Bologna, zu den Nachkommen: Pest, Feuersbrunst und Türkenkriege haben die mittelalterliche Baukunst eingeschränkt oder bis auf die in einigen Kirchenbauten erhaltenen Spuren vertilgt. Wie mit einer Wünschelrute haben in den letzten zwanzig Jahren die Baumeister Heinrich von Ferstel, Friedrich Schmidt, Karl von Hasenauer, Gottfried Semper, Theophil von Hansen u. a., unterstützt durch die mit der Stadterweiterung verknüpfte Spekulation und das Bedürfnis umfangreicher Staatsbauten, Wien geradezu zu einem Vorort der neuesten deutschen Architektur gemacht; nur Berlin tritt mit den Schöpfungen der genialen Meister Ende und Böckmann, Wallot, Hitzig, Heyden und Kyllmann, Lucae, Schwatlo, Schwechten, Orth, Gropius und Schmieden 2c. erfolgreich gegen die Nebenbuhlerin an der Donau in die Schranken.

Die monumentale Bauthätigkeit Wiens hat ihren Höhepunkt am Rathausplatz in den eben vollendeten Palästen des Parlaments, der Universität und des Rathauses gefunden. Die 46 Hörsäle der Universität sind auf 6000 Studenten berechnet; die Repräsentationsräume mit der säulenprangenden Aula in der Mitte tragen einen festlichen Charakter; der Arkadenhof und das dreischiffige Hauptvestibule suchen durch den Adel ihrer grandiosen Verhältnisse und die reizvolle Perspektive ihresgleichen unter den Universitätsbauten der Welt. Die $^1/_2$ Million Bände fassende Bibliothekshalle mit ihren Lesesälen ist durch Eisenkonstruktionen und Brandwände möglichst gegen Feuersgefahr geschützt.

Gegenüber dem zumeist auf das praktische Bedürfnis gerichteten Universitätsbau nimmt sich der Parlamentspalast wie „ein zu Marmor erstarrter Traum“ aus. Hansen hat in ihm die Monumentalität der attischen Tempel mit dem Reichtum der von buntem Marmor strahlenden und auf Zwecke des modernen Lebens berechneten Innenräume zu verschmelzen verstanden. Die „Ruhmeshalle“ dieses Volkspalastes, in welcher beide Häuser des Reichsrats zu gemeinsamen Staatsakten, oft in Gegenwart des Herrschers, zusammentreten, bilden den Kern des Baus; ihm schließen sich zu beiden Seiten die Säle des Abgeordneten- und des Herrenhauses an. Die wohlabgewogenen Raumverhältnisse, die Farben- und Formenpracht, das Zusammenwirken der hohen Kunst mit den Kleinkünsten erzielen hier eine unvergleichliche Gesamtwirkung. In abgestufter Pracht der Ausstattung und Einrichtung, bei steter Festhaltung des griechischen Grundmotivs, gruppieren sich um die Sitzungssäle die zahlreichen Nebenräume; alle tragen das Gepräge der künstlerischen Eigenart des Erbauers, in allen offenbart sich eine edle Großartigkeit, ein hoher malerischer Reiz im Ganzen wie in den Teilen.

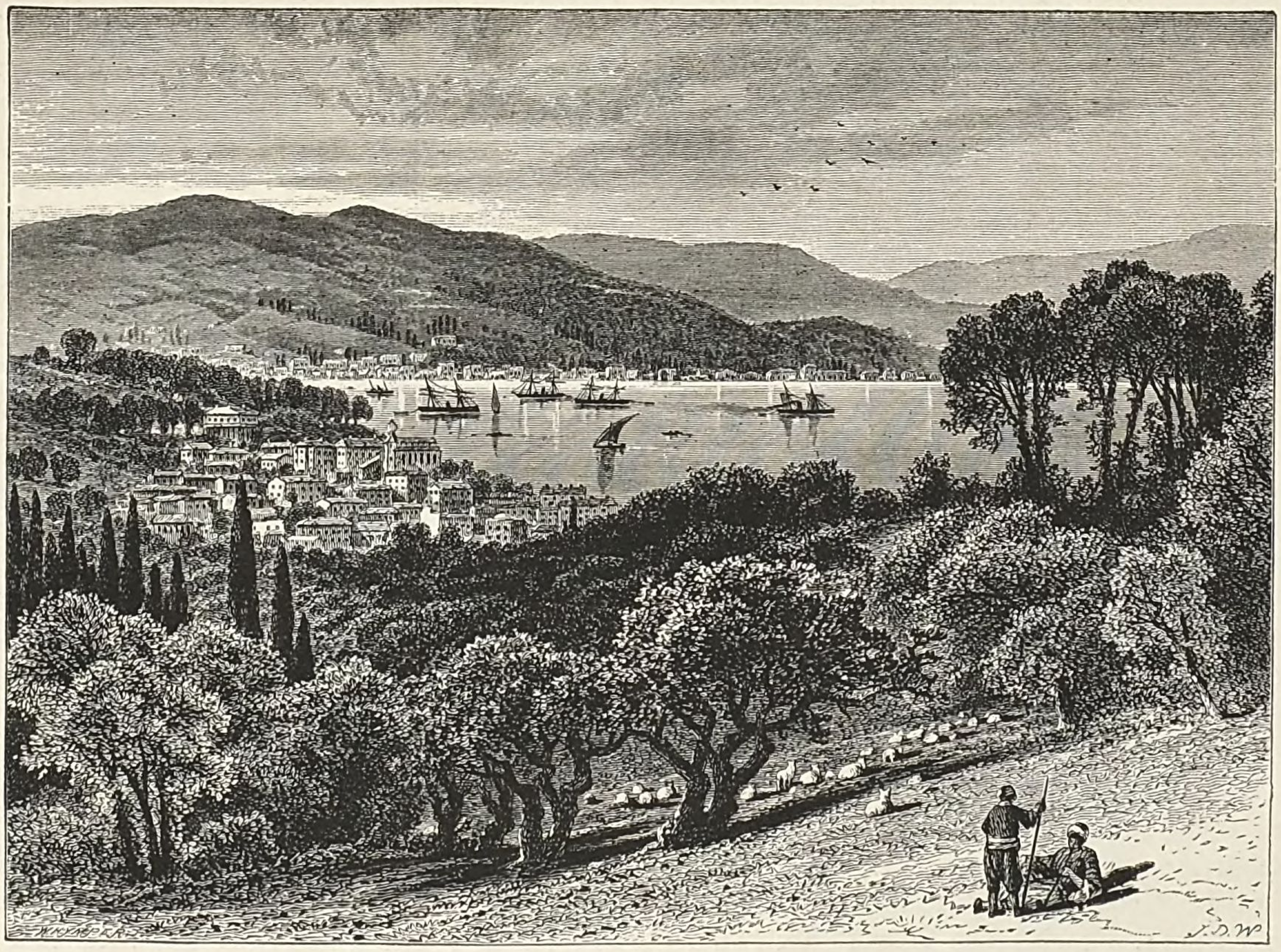
Zwischen Universität und Parlamentspalast erhebt sich das neue Rathaus, ein gewaltiger, sieben Höfe umschließender Bau mit offenen Arkaden im Erdgeschoß und einer durch zwei Stockwerke gehenden Loggia; der 107 m hohe Turm wird nur noch vom Stephansturme an Höhe übertroffen. Durch dies herrliche Bauwerk machtbewußten Bürgertums hat sich Friedrich Schmidt nach dem Tode von Viollet-le-Duc den ersten Platz unter den Gotikern der Neuzeit errungen. Der Stadtsäckel allerdings ist durch derartige Prachtbauten gewaltig in Anspruch genommen worden, und Wiens Finanzen stehen wesentlich ungünstiger als diejenigen der nüchterner wirtschaftenden Berliner Bürgerschaft.

Das dem Rathause gegenüber im Bau begriffene neue Burgtheater wird eine weitere Zierde der Wiener Ringstraße bilden, während die der nahen Hofburg (auch ihr Umbau ist bereits in großartiger Weise in Angriff genommen) gegenüberstehenden zwei Hofmuseen (das Kunstmuseum und das naturhistorische) schon ihre fein umrissenen Kuppeln über den Burgring erheben. Allerdings fehlt dem gewaltigen Viertel von Parkanlagen und Palästen noch der großstädtische Massenverkehr, wie er die Pariser Boulevards oder die Leipziger Straße zu Berlin durchflutet. Aber jene Monumentalbauten mit dem eigentümlichen Reiz der verschiedenen Stilarten werden zweifelsohne einst den glänzenden Brennpunkt Wiens bilden, da ja die wichtigsten Faktoren des staatlichen und geistigen Lebens sich hier zusammendrängen: die stolzen Heimstätten der Volksvertretung, des Bürgertums, der Wissenschaft und der dramatischen Kunst, denen sich in nächstem Umkreise der neue Kaiserpalast, die Museen, die Votivkirche und der Justizpalast anschließen.

Das alte Wien ist baulich am vollständigsten durch die Kirchen vertreten; sie vermitteln das Einst und das Jetzt, in ihnen strömt heute wie vor Jahrhunderten die Christenheit zusammen, um die überschäumende Lebenslust, wie sie das „fesche“ Wiener Leben zeitigt, durch Himmels-

gedanken auszugleichen. Hoch über das Stadtbild hinweg ragt der Stephansdom auf, der fünfthöchste Turm der Erde (138 m). Heinrich II. Jasomirgott, welcher Wien zur Residenz machte, legte 1144 den Grund zum Dom, aber bis in die neueste Zeit hat man an dem herrlichen Gotteshause weiter gebaut und gebessert. Außer vielen Kunstschätzen in Marmor und Edelmetall birgt die Domkirche in ihrer Kaisergruft die in Urnen aufbewahrten Herzen aller seit 200 Jahren verstorbenen Mitglieder des habsburgischen Hauses. Ihre Gebeine werden in der Kapuzinerkirche beigesetzt; aber auch andere Gotteshäuser enthalten prächtige Grabdenkmäler, insbesondere die alte Augustinerkirche, in welcher Canova der Erzherzogin Maria Christina 1805 eines der künstlerisch bedeutendsten Marmordenkmäler errichtete. Glaubten doch die Schüler Canovas ihren Meister nicht besser ehren zu können als dadurch, daß sie seine eigene Grabstätte in S. Maria dei Frari zu Venedig mit einem ähnlichen Denkmal schmückten. Unter den neueren Kirchenbauten Wiens zeichnet sich die Votivkirche aus. Der unglückliche Kaiser Max von Mexiko, welcher ihren Bau 1856 durch Ferstel beginnen ließ, hat sich in diesem gotischen Prachtbau ein herrliches Denkmal gesetzt: die schlanken, fast 100 m hohen, zierlich durchbrochenen Türme sind vom Rathausplatz wie von der innern Stadt aus vielfach sichtbar.

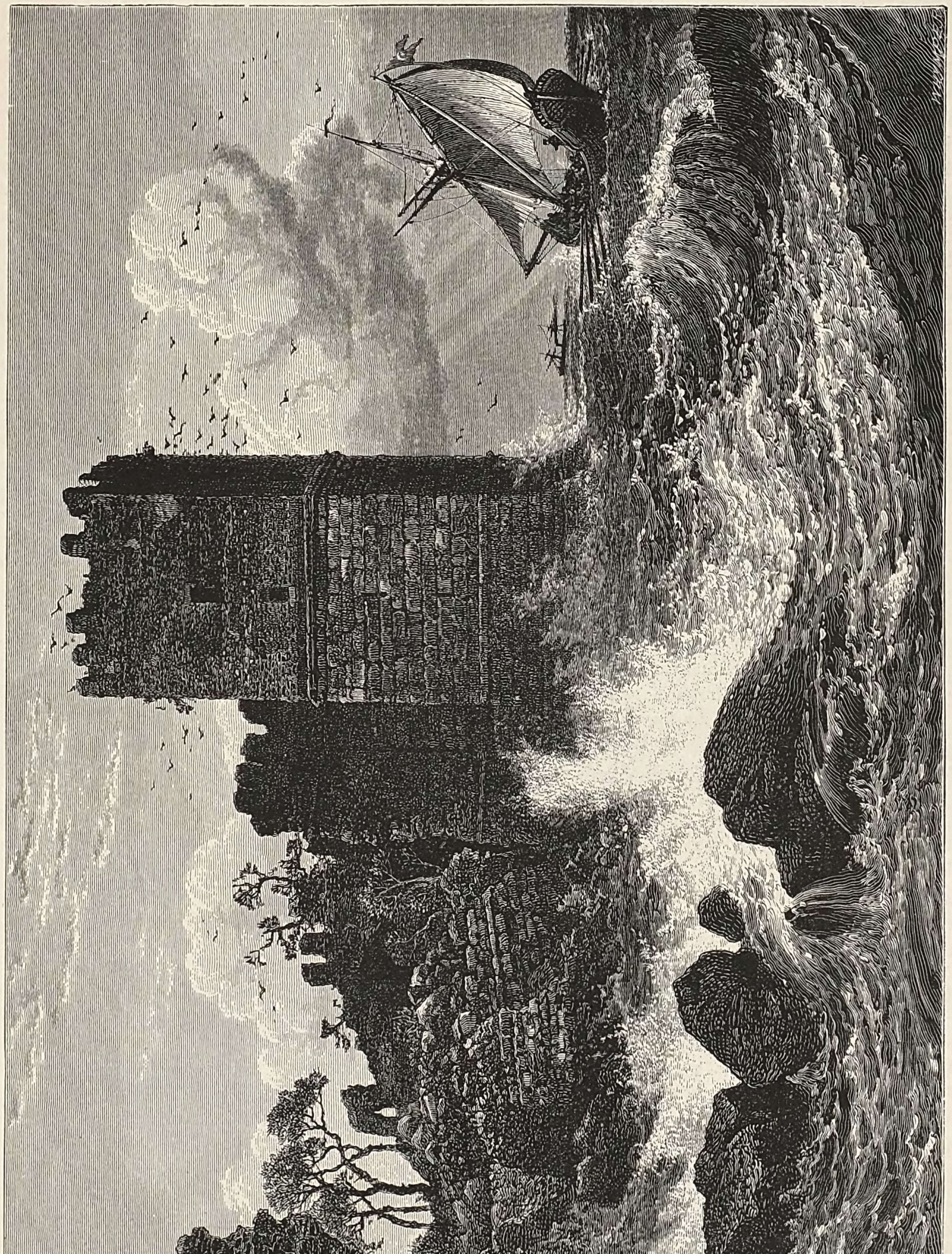
Das mächtige Geschlecht der Habsburger war schon frühzeitig darauf bedacht, sich in der Residenz ein würdiges Schloß zu erbauen. Die Wiener Hofburg ist ein um-



Am Bosporus bei Therapia.

fangreicher Bau; sein ältester Teil reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück, und fast alle Kaiser haben zum Ausbau des Palastes selbst, sowie seiner Nebengebäude beigetragen. Seine Säle und Galerien, seine Bibliothek und sein Theater, seine Reitschulen, Archive, Kunstkabinette, Innenhöfe und Treppenhäuser enthalten fast zahllose Schätze, ausgezeichnet durch historischen und künstlerischen Wert. Die Hofburg bildet unter allen Fürstenpalästen Europas den passendsten Ort zur Entfaltung eines Prunkes, welcher mit der spanischen Grandezza die Macht, „die ruhig, sicher thronende", eines der ältesten und reichsten Geschlechter des Erdballs verbindet. Dennoch scheint das Ganze nicht mehr den heutigen Anforderungen an ein kaiserliches Residenzschloß zu entsprechen; wie die Architekten Semper und Hasenauer ihre Aufgabe lösen und wie sich die neue Hofburg im Rahmen des neuen Wien ausnehmen wird, das bleibt der Zukunft zu entscheiden vorbehalten.

Unter den Palästen der Mitglieder des Kaiserhauses, des hohen Adels und der Finanzaristokratie giebt es alte und neue in reichem Stil; gerade in Wien treten dieselben mehr als in anderen Weltstädten zu tage, sowohl zufolge ihrer Zahl als vermöge der oft auffälligen Barock- oder Renaissance-Architektur. Dagegen zeichnen sich die öffentlichen Bauten namentlich in neuerer Zeit durch einfach-stilvolle Fassaden aus, welche, ähnlich wie in Berlin, mehrfach in Ziegelrohbau hergestellt worden sind. Da alle Oberbehörden des Reiches ihren Sitz in Wien haben, und da die Hauptstadt für Zwecke des Unterrichts, der Kunstpflege, der Wohlthätigkeit, des Vereinswesens 2c.



Am Marmarameer.

von jeher eine Centralstelle war, so darf die Anzahl jener öffentlichen Gebäude eine ungemein große genannt werden. Auch an Bädern, Hotels, Theatern, Bahnhöfen, Brunnen-, Säulen-, Reiter- und anderen Denkmälern, sowie an grünen Schmuckplätzen herrscht in Wien kein Mangel, so daß die mächtigen „Zinshäuser", die Kasernen und die ausgedehnten geistlichen Stiftshäuser einen weniger einförmigen Gesamtcharakter ganzer Stadtgegenden hervorbringen, als dies in Berlin und auf den äußeren Pariser Boulevards vielfach der Fall ist.

Wie unter den Bauwerken das Arsenal und das Hofopernhaus, so zeichnen sich unter den Kunstinstituten die k. k. Gemäldegalerie, das Münzkabinett, die Ambraser Sammlung und die Staatsdruckerei durch ihre Bedeutsamkeit aus. Aber auch an anderen dem Gemeinwohl oder der Hebung von Künsten und Wissenschaften, von Handel und Gewerbfleiß gewidmeten Instituten ist Wien verhältnismäßig reich, so daß jeder Fremde, selbst wenn er monatelang tagtäglich „etwas Neues" besichtigt hat, immer noch zu früh der Kaiserstadt den Rücken zu kehren glaubt und sich versucht fühlt einzustimmen in das lokalpatriotische Loblied: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien!"

Zu jenem Loblied trägt, außer den geschichtlichen, architektonischen und künstlerischen Vorzügen der Residenz, hauptsächlich das Wiener Leben selbst bei. Auch der stocksteifste Engländer fühlt sich gewissermaßen elektrisiert, wenn der „Walzerkönig" Strauß sein „An der schönen, blauen Donau" anstimmt, wenn allen Menschenkindern ringsum, jung und alt, Männlein und Fräulein, die hellste Lebensfreude dabei aus den Augen lacht. Denn Musik und Tanz sind in Wien heimischer als in irgend einer anderen Weltstadt. Zwar gefallen sich die Fremden auch in den Reizen der französischen Hauptstadt, aber letzterer fehlt das harmlose Aufjauchzen, die frohsinnige Natürlichkeit der Wiener, zumal während der Faschingszeit, wo es in den schier zahllosen Tanzsälen bunt genug hergeht. Nur das Vergnügen in seinen tausend Verzweigungen bildet dann den Nerv des Wiener Lebens; ein einziger langgezogener Freudenschrei scheint durch die Winterluft hinzuzittern. Freilich, auch anderswo maskiert man sich zur Karnevalszeit, aber es fehlt meist der schwer bestimmbare Accord von Frohsinn und selbst Ausgelassenheit, zu dem alle Elemente der Wiener Faschingsbälle harmonisch zusammenklingen, ohne daß man gleich in das frivole Raffinement der Pariser oder Londoner Vergnügungslokale verfiele.

Nirgends fährt man schneller, nirgends wohnt man glanzvoller und doch auch wieder bequemer, nirgends spielt das Kaffeehaus eine wichtigere Rolle für jedermann, nirgends speist man mit größerem Verständnis als gerade in Wien. Deshalb meinte Schiller mit Recht von dem genußfähigen Donauvolke:

„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phajaken;
„Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß."

Man thäte jedoch den Wienern unrecht, ließe man sie ihre Lebensfreude einzig in Singen, Tanzen und Tafelfreuden bethätigen. Allerdings mischt sich selbst bei den Prozessionen am Fronleichnamstage in den feierlichen Prunk, den die Geistlichkeit, das Militär und die Würdenträger des Reiches entfalten, die unverhohlene Freude des Volks an der blitzenden Pracht, den rauschenden Fahnen und den bunten Blumen, welche Altäre und Straßen schmücken. Noch herzlicher äußert sich der Wiener Frohsinn im Verkehr mit der Natur. An schönen Frühlingstagen ergötzt man sich in der herrlichen Umgebung an Apfelblüte und Finkenschlag: wahre Völkerwanderungen strömen dann Sonntags nach Schönbrunn, Hietzing, Laxenburg, Mödling, Brühl, Baden &c. hinaus. Scharenweise ziehen die Familien in den Prater, denn „hier ist des Volkes wahrer Himmel!" Der Prater ist ein Gemisch von Park, Wald und Vergnügungsplan, von stiller Einsamkeit und lärmendem Kneipgarten, groß genug, um Hunderttausende in seinen Gehölzen und Wiesen zu bergen. Vom „Praterstern" bis zum „Lusthaus" durchschneidet den Volksprater, den Oberen und den Unteren Prater eine schnurgerade, fast 5 km lange Hauptallee; unter ihren Kastanienbäumen versammelt die „Praterfahrt" am 1. Mai alles, was das große Wien an schönen Pferden und Equipagen, an vornehmer Welt und fröhlichen Volksmassen aufzuweisen vermag. In dem Volks- oder Wurstlprater dagegen tummelt sich an Sonn- und Feiertagen eine geräuschvolle Menge, meist den niederen Klassen angehörig, um bei Bier und Salami die Marionetten anzugaffen, Karussell zu fahren, Riesendamen zu bewundern oder in den numerierten „Kaffeehäusern" auf die Streichmusik der Zigeunerkapellen zu lauschen. Jeder Stand, jedes Alter ist hier vertreten, und schwerlich kehrt irgend jemand aus diesem lustigen Durcheinander abends von Grillen geplagt in die Stadt zurück.

Unterhalb Wien tritt die Donau in das erste und kleinste der drei Becken ein, welche sie zwischen Wien und dem Schwarzen Meere durchströmt. Die oberungarische Tiefebene (8800 qkm), welcher noch das kleinere Wiener Becken vorgelagert ist, reicht von Preßburg bis Gran; in ihr herrscht das deutsch-österreichische Volkselement neben dem ungarischen vor, wie die Deutschen gruppenweise auch im zweiten Donaubecken, der großen niederungarischen Tiefebene (70000 qkm), bis nach Siebenbürgen hin zahlreich vorkommen und sich seit langen Jahrhunderten als Träger der Civilisation bewährt haben. Ja selbst jenseits der Karpaten, in der walachischen Tiefebene, werden Deutsche als Bergarbeiter, Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, Ärzte und Apotheker vielfach angetroffen: wie einst die Römer, so dürfen heute die Deutschen als die Apostel jedes Kulturfortschritts im ganzen weiten Donaugebiet betrachtet werden.

Da, wo die kleinen Karpaten hart an die Donau herantreten und die Grenzscheide zwischen Österreich und Ungarn bilden, ragen auf einem 513 m hohen Felsgrat die Trümmer des Schlosses Theben (vgl. S. 221) über den Donauspiegel empor. Gegen dieses „ungarische Thor" sind vielleicht schon Griechen, Römer und Goten, jedenfalls

aber Türken, Ungarn und andere Völker Sturm gerannt: schwarz und einsam umsäumen die mächtigen Mauerreste den Bergkegel. Wenn es übrigens wahr ist, daß man auf dem Wege von Wien nach Preßburg in ein anderes Land kommt, so ist es gleich wahr, daß man jenseits Budapest in einen anderen Weltteil zu gelangen meint.

Von Waizen ab südwärts bis zum Einfluß der Drau in die Donau wird letztere in einem Abstande von durchschnittlich 100 km von der parallel laufenden Theiß begleitet. Das zwischen beiden Strömen liegende Flachland ist ein wahres Mesopotamien, nur daß auf den baum- und wasserlosen Pußten öde Sandstrecken mit meilenweiten Morästen abwechseln, ohne feste Straßen, auch verhältnismäßig arm an Städten, aber trotzdem nicht gerade schwach bevölkert. Auf den zahlreichen Meierhöfen werden große Herden gehalten: die Csikos (Pferdehirten) jagen allerwärts auf ungesattelten Rossen einher, ihre Herden zählen bis zu 1000 Stück; in ihren Kniestiefeln mit den langen, klirrenden Sporen blicken sie wie wilde Ritter auf den gutmütigen Gulyas (Rinderhirt) mit seinem Schäferstab und seinen langhaarigen Wolfshunden herab, und gar erst der Kanas (Schweinehirt) wird von ihnen kaum eines Blickes gewürdigt, wenn sie in der Csarda (Wirtshaus) mit ihm zusammentreffen. An der Theiß, dem Hauptflusse Ungarns, wie an der Donau giebt es natürlich zahlreiche Fischer; ein ungarisches Sprichwort läßt die Theiß zu $^1/_3$ aus Fischen bestehen. Ist der langsam durch die Flachlandschaft sich dahinschlängelnde Strom somit eine Segensquelle für Ungarn, so hat er doch wiederholt das Land schwer geschädigt, wenn durch Schneeschmelze oder anhaltende Regengüsse von dem Siebenbürgischen Erzgebirge und den Karpaten unendliche Wassermassen in die Ebene niederströmten. Die Überschwemmung von Szegedin, der zweitgrößten Stadt des Königreichs, brachte im März 1879 unsägliches Elend über das Alföld (Nieder-Ungarn): die 74000 Einwohner zählende Stadt versank fast ganz in den Fluten. Nach Vollendung der seit einigen Jahrzehnten in Angriff genommenen Theißregulierung wird man nicht nur den Stromlauf um etwa 400 km verkürzt und für die Schiffahrt verbessert, sondern auch ein Terrain von 16500 qkm für die Kultur gewonnen haben.

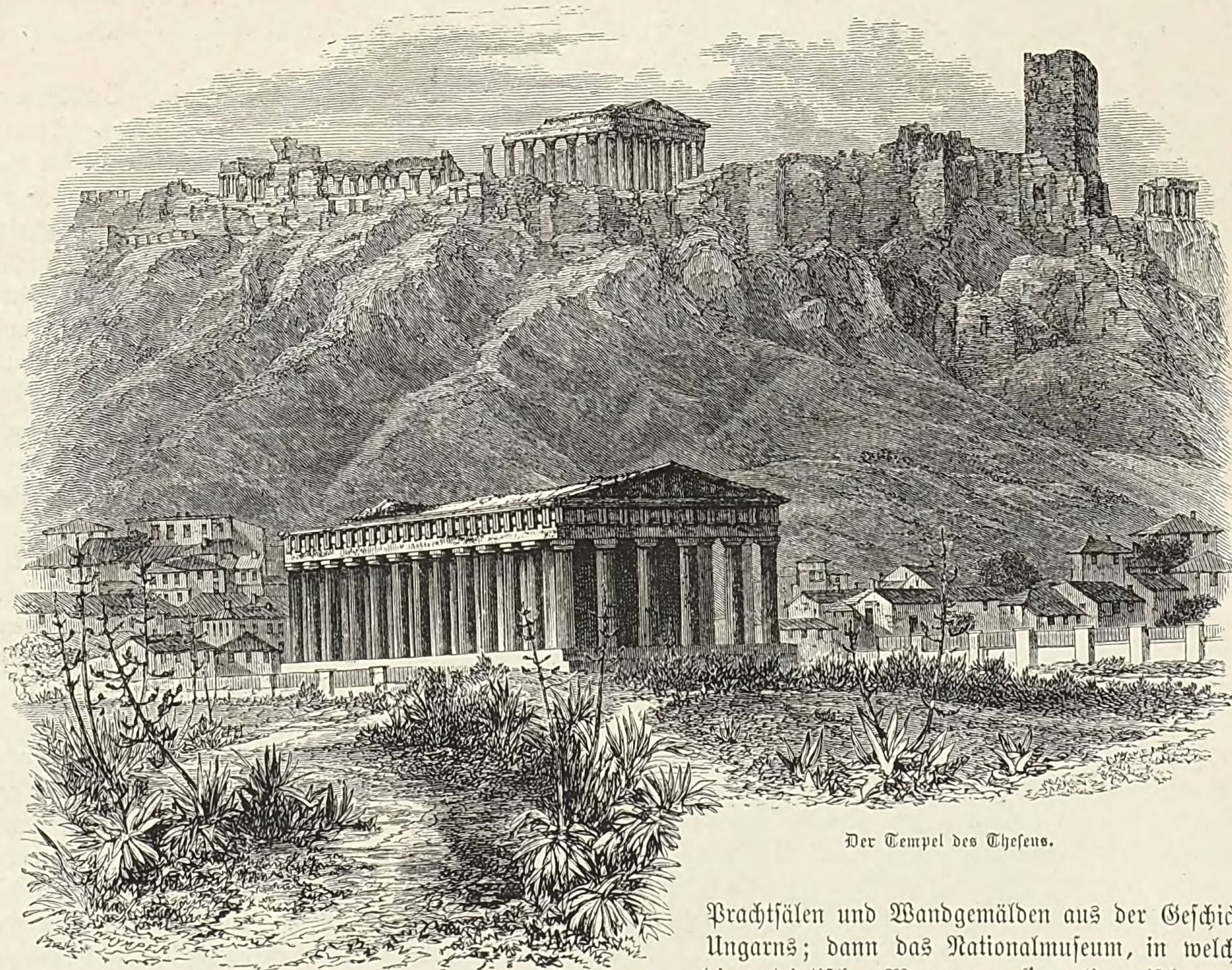
Wie bei ihrem Eintritt in Ungarn, so hat die Donau auch beim Verlassen des Magyarenlandes sich gewaltsam ihren Weg durch ein mächtiges Gebirgssystem zu bahnen. Von Basias bis Orsova (135 km) dehnt sich die Klissura aus, die Durchbruchsspalte des Stromes durch die Banater und Serbischen Bergketten. Ihre malerischte Stelle ist am Paß von Kazan (vgl. die Abbildung S. 224), ihre engste und durch Stromschnellen gefährlichste am Eisernen Thor (unweit Orsova und der Landesgrenze). Dieser seltsame Name ist insofern passend, als hier die Schiffahrt auch heute noch, wenigstens für Segelschiffe und größere Fahrzeuge, welche stromaufwärts wollen, so gut wie gesperrt ist; selbst die vortrefflichen Donau-Dampfschiffe, welche den Verkehr von Budapest nach dem Schwarzen Meer vermitteln, setzen hier oft ihre Passagiere ans Land, befördern sie auf Wagen oder kleineren Schiffen nach Turn-Severin und von dort auf einem neuen Salonschiff weiter stromabwärts. Kaiser Trajan, welcher hier gegen die Daker kämpfte, ließ eine hölzerne Kunststraße von außen an den Felswänden entlang führen; noch sieht man die vor 1700 Jahren eingemeißelten viereckigen Löcher, in welchen die Stützbalken jenes Laufsteges steckten, sowie eine, allerdings nur noch in ihren obersten Zeilen entzifferbare Inschrift zur Erinnerung an die Beschwerden der römischen Legionen. Am nördlichen Ufer dagegen hat man in unserer Zeit, auf Veranlassung des ungarischen Grafen Szechenyi, eine Fahrstraße in die Felsen gesprengt. „Den rechten Weg hat der Trajan gemacht", heißt es im Volksmunde, „und den linken der Szechenyi."

Die Städte Ungarns tragen, ganz wie die Bevölkerung, einen verschiedenen Charakter zur Schau. Die am Donauufer gelegenen sind in der ungarischen wie in der walachischen Ebene vielfach Doppelstädte und teilweise befestigt. Gegenüber dem hochgelegenen Peterwardein, dessen Kasematten ihm den Namen des ungarischen Gibraltar eingetragen haben („Prinz Eugen, der edle Ritter" schlug hier 1716 den Großvezier Ali), liegt das aufblühende Neusatz; beide Orte erinnern an Ofen und Pest in ihrer Lage und Geschichte. Die Hauptstadt des alten slavonischen Herzogtums Syrmien war das nahe Karlovitz, eine der schönstgelegenen Donaustädte, gleich bekannt durch seinen Wein (Kaiser Probus soll hierher cyprische Reben verpflanzt haben) wie als Sitz des griechisch-orientalischen Patriarchen. Der Festung Semlin liegt die serbische Hauptstadt Belgrad gegenüber, oft mit Schrecken im westlichen Europa genannt, „wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker auf einander schlagen"; auch für die asiatische Pest war hier ein Einfallsthor in das civilisierte Abendland. Der ungarischen Grenzstadt Alt-Orsova hat das auf einer Donauinsel erbaute, einst befestigte Neu-Orsova lange Schach geboten, obschon beide Orte winzige Städtchen sind und nur durch ihre Lage an dem Knotenpunkt dreier Königreiche, sowie als Zollstation für die Donaudampfer und die ungarisch-rumänische Eisenbahn von einiger Bedeutung sind. In ihrer Nähe hat man häufig römische Münzen und Ziegel mit der Zahl der XIII. Legion gefunden.

Die von Magyaren und Slaven bewohnten Städte Ungarns sind eigentlich sämtlich nichts als große Dörfer. Ihre breiten, endlosen Straßen entbehren vielfach noch des Pflasters; auf den weiten Marktplätzen geht es nur zur Zeit der Viehmärkte lebhaft zu; keine hohen, stattlichen Häuserfronten umsäumen die Plätze, und selbst in den volkreichen Städten, wie Debreczin, Maria-Theresiopel, Zombor, Kecskemet, Czegled u. a., ist der Zusammenhang der einzelnen Häuserviertel ein so lockerer, als wohnten in den ins flache Land auslaufenden Gehöften nur Ackerbürger oder nomadisierende Hirten. Nur wo sich Deutsche in größerer Zahl angesiedelt haben, oder wo ein passendes Steinmaterial in der Nähe lag, oder

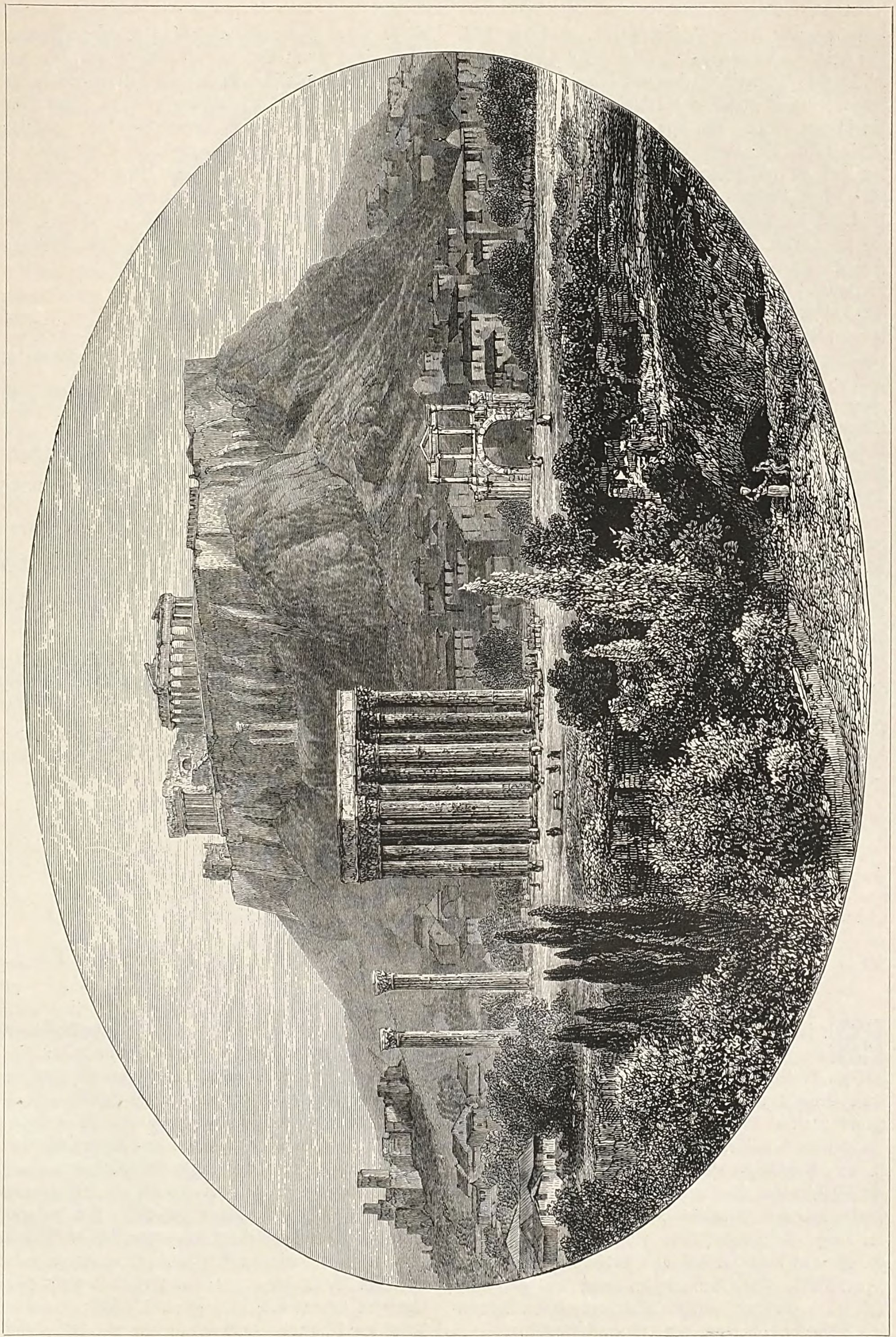
endlich an den mehr internationalen Wasser- und Handelsstraßen kann von Architektur in Ungarn überhaupt die Rede sein.

Einen ganz besonderen Charakter unter den ungarischen Städten trägt **Budapest**. Es ist der einzige Ort des Königreichs, welcher eine Großstadt genannt werden darf, und zwar im vollen Umfange des Wortes. Mit der Erstarkung des Magyarentums hat Pest von Jahr zu Jahr an Größe und Glanz zugenommen; Paläste, industrielle Unternehmungen, öffentliche Bauten, Museen und Promenaden wachsen gleichsam über Nacht empor; schon zählt die Stadt fast 400000 Einwohner, wovon auf Ofen etwa $^1/_4$, auf Pest $^3/_4$ zu rechnen sind; seit 1873 bilden beide Orte eine einzige Stadtgemeinde. Sowohl Buda (deutsch: Ofen) als Pest haben eine in die Römerzeit zurückreichende Geschichte, ohne deshalb ihrer Lage wegen einen Anspruch auf besondere Bedeutung zu haben. Die hochgelegene **Burg Ofens** war einst die Residenz Attilas und der mittelalterlichen Könige Ungarns; auch die Türken hatten sich anderthalb Jahrhunderte (1529—1686) hier festgesetzt, und wohl zwanzigmal ward die Feste belagert. Sowohl für Ofen wie für Pest begann jedoch erst nach Beendigung der Türkenkriege ein Aufschwung. Das flachgelegene Pest hatte allerdings stets viel von Überschwemmungen zu leiden; 1838 wurden Tausende von Häusern zerstört. Aber gerade die flache



Der Tempel des Theseus.

Lage Pests hat seine gewaltige Ausdehnung begünstigt, allerdings auch seinen landschaftlich reizlosen Charakter bestimmt, während das malerische **Ofen** mit seinen wein- und waldbekränzten Bergen in jeder Beziehung hinter der östlichen Nebenbuhlerin an Größe zurückgeblieben ist. Außer seinen warmen Schwefelbädern, welche schon Römer und Türken benutzten, den Palästen einiger Magnaten, der herrlichen Rundschau vom Schloßberge und der Raitzenstadt mit ihren kleinen Häusern am Abhange des Blocksberges bietet Ofen wenig Bemerkenswertes. In **Pest** dagegen wird der Fremde wahrhaft verblüfft durch die sich ihm aufdrängende Menge von Groß- und Kunstbauten. Da ist zunächst das städtische Redoutenhaus mit seinen Prachtsälen und Wandgemälden aus der Geschichte Ungarns; dann das Nationalmuseum, in welches die patriotischen Magyaren alle antiquarischen, ethnographisch und kunstgeschichtlich interessanten Schätze des Landes zusammentragen; dann das Hauptzollamt an der Donauzeile, gleich dem Museum ein riesiger Renaissancebau des Pester Architekten Nikolaus Ybl; da sind ferner der Palast der Akademie mit der berühmten Esterhazyschen Gemäldegalerie, die orientalisch prächtige Synagoge (man zählt in Budapest etwa 50000 Juden), die neuen Gebäude der Börse und der Post, das Rathaus, das Nationaltheater und viele palastartige Hotels und Privathäuser auf der asphaltierten Waitzener Gasse, an den Donauquais, in der die Altstadt umschließenden Landstraße, der Ullöerstraße, dem Waitzener Boulevard 2c. Den Glanzpunkt des Stadtbildes aber bildet der im Mittelpunkt des weiten Halb-



Ruinen des Jupitertempels und der Akropolis bei Athen.

kreises gelegene Franz-Josephsplatz. Auf dem 1867 hier errichteten Krönungshügel führte der ungarische König mit blankem Schwerte Streiche nach den vier Himmelsrichtungen zum Zeichen, daß er das Land nach allen Richtungen hin schützen werde. Von dem Platze aus (vgl. S. 220) schwingt sich die 1849 vollendete Kettenbrücke über den fast 400 m breiten Strom, ein ebenso elegantes wie riesiges Bauwerk, von welchem man den herrlichen Blick auf die Palastfronten der Pester Donauzeilen wie auf die Ofener Burg und den reichbelebten Flußspiegel genießt. Ober- und unterhalb ist der Strom nochmals überbrückt. Die Margareten-Insel, am Nordrande der Doppelstadt mitten in der Donau gelegen, bietet in ihrem parkartigen Laubwald und ihren bequemen Bädern eine herrliche Stätte für die erholungsbedürftigen Großstädter; auch das Stadtwäldchen, der Orczy-Garten und einige Thäler im Ofener Gebirge werden gern an schönen Sommertagen aufgesucht. Was jedoch das glänzende Budapest bisher auch schon bieten mag, es wird alles überstrahlt werden durch das neue Parlamentshaus. Dieser Palast, dessen Bau in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 3. Mai 1884 beschlossen wurde, namentlich auf Antrieb des Ministerpräsidenten Tisza, wird sich hart am Donauufer mit einer 260 m langen Front erheben. Die gotische Fassade, reich mit Maßwerk, Spitztürmchen und durchbrochenen Giebeln geschmückt, wird von einer gewaltigen Kuppel überragt werden und sich durch die freie Lage inmitten von Gartenanlagen ohne Zweifel imposant ausnehmen. Der Plan des Professors Emmerich Steindl vom Pester Polytechnikum trug in der Konkurrenz den Sieg davon. Der auf 15 Mill. Gulden veranschlagte Bau soll 1895 vollendet sein und dem Oberhause, dem Abgeordnetenhause, sowie den Delegationen die passenden Räumlichkeiten bieten; er wird den Kernpunkt eines neuen Stadtviertels bilden und den Ausspruch eines ungarischen Abgeordneten bewahrheiten, daß von der Quelle des Donaustroms bis zu seiner Mündung „das ungarische Parlamentshaus das mächtigste Gebäude an seinen Ufern sein wird, als Wahrzeichen für Ost und West, daß dieser Staat seine Existenzberechtigung fühlt, und daß er seinen Beruf auch in Zukunft erfüllen wird im Interesse Europas". Budapest wird dann noch mehr als schon heute „die letzte Stadt von europäischem Charakter" im fernen Osten sein.

Einzelwerke über die Österreichisch-Ungarische Monarchie:

Andree, R.: Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen. Leipzig 1872.
Bergner, Rudolf: Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute. Leipzig 1884.
Bonar, Charles: Siebenbürgen. Leipzig 1868.
Hunfalvy, Paul: Ethnographie von Ungarn (Deutsch von J. H. Schwicker). Budapest 1877.
Jahrbuch des Ungarischen Karpatenvereins. Kaschau 1875 ff.
Kapper, Siegfried: Die böhmischen Bäder. Leipzig 1857.
Löher, Franz von: Die Magyaren und andere Ungarn. Leipzig 1874.
Mayer: Geschichte Österreich-Ungarns mit besonderer Rücksicht auf Kulturgeschichte. 2 Bde. Wien 1874.
Neelmeyer-Vukassowitsch, H.: Österreich-Ungarn. Leipzig 1885.
Revue, Österreichische. Wien 1863 ff.
Schaubach, Adolf: Die deutschen Alpen. 5 Bde. Jena 1867.
Schmidl, A.: Österreichische Vaterlandskunde. Wien 1852.
Sonklar, C. von: Reiseskizzen aus den Alpen und Karpaten. Wien 1857.
Derselbe: Die Ötzthaler Gebirgsgruppe. Gotha 1860.
Waagen, Gustav Friedrich: Die vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien. 2 Bde. Wien 1867.

Die Balkan-Halbinsel.

Wie für die Pyrenäen- und die Apenninen-Halbinsel, so liegt auch für die östlichste der drei großen europäischen Mittelmeer-Halbinseln die Zeit ihres Glanzes und ihrer Bedeutung für die Weltgeschichte in weit entfernten Jahrhunderten. Die Thatsache, daß der räumlich kleinste Südteil der Halbinsel (der einstige Peloponnes mit Attika) in der Menschheitsgeschichte eine ungleich bedeutendere Rolle gespielt hat als der breite nördliche Rumpf zwischen Fiume und dem Donaudelta, wird leicht erklärlich durch die reiche Küstenentwicklung jenes Südteiles, welche ihresgleichen nicht hat auf dem Erdball, durch die verschwenderische Fülle von Inseln, durch das gedeihliche Klima und besonders durch die Mittellage zwischen Morgen- und Abendland, zwischen den ältesten Kulturstätten dreier Weltteile. Jene kontinentalen Teile der Halbinsel, die heutigen Staaten Bosnien, Serbien, Rumänien, Montenegro, Bulgarien, Albanien, Macedonien und Ostrumelien, haben eigentlich erst in unserm Jahrhundert die Augen Europas auf sich gezogen, als die civilisierte Welt zu ihren Befreiungskämpfen vom Türkenjoche Stellung nahm; während des ganzen Mittelalters waren sie nur als Durchgangsländer vom Abend- zum Morgenlande für das übrige Europa von Interesse. Ihr durchweg gebirgiger Charakter steigert sich namentlich in Albanien zu einer so unwirtsamen Wildnis, daß einige Züge des westlichen Balkansystems zu den verhältnismäßig unbekanntesten unseres Erdteils gehören. Die höchste Erhebung bildet der Ljubatrn (3050 m) in dem nur kurzen Zuge

des Schar-Dagh; ihm zunächst kommt das isolierte Massiv des Olympos (2970 m), des griechischen Götterberges, dessen schneebedeckte Gipfel sich leuchtend von dem heiteren Himmelsblau und dem Waldgürtel an ihrem Fuße abheben.

Da kein bedeutendes Stromsystem, etwa mit alleiniger Ausnahme der Maritza, in das chaotische Berggewirr der Halbinsel ein System in großem Stile hineinbringt, so trägt diese Mannigfaltigkeit der nach allen Richtungen streichenden, vielfach durch eingelagerte Ebenen unterbrochenen Gebirgszüge dazu bei, die politische Zerrissenheit der großen Halbinsel im Altertum wie in der Neuzeit zu begründen. Namentlich von dem südlichen Teile sagt der bahnbrechende Karl Ritter trefflich: „Dieses Griechenland vereinigt überall in seiner plastischen Gestaltung die gebirgige Voralpennatur Helvetiens mit der zerteilten Fjordenbildung Skandinaviens, aber unter dem milden, heiteren Himmel des Orients. Es besteht aus einer großen Menge von räumlichen Individualitäten, von Gaubildungen für sich, durch Land und Meer von anderen gesonderten selbständigen Systemen größerer und kleinerer Art. Es sind die von der Natur selbst plastisch umgrenzten landschaftlichen Gebiete, Gaue und Kantone, jeder anders, neu, oft wundervoll gestaltet, die aber jedesmal intensiv reich und groß genug oder energisch ausgestattet waren."

Die verhältnismäßig schärfste Scheidegrenze wird von dem wohl 600 km langen, vom Timok bis zum Schwarzen Meere reichenden Balkangebirge (im engern Sinne so genannt) gebildet; es schließt die weite walachische Ebene nach Süden ab und türmt sich gleich einer gewaltigen Schutzmauer vor den Großstädten des europäischen Türkenreiches auf. Da nun seit zwei Jahrtausenden die Völkerzüge aus dem Donaugebiet weniger nach dem Mündungsdelta des Stromes selbst als nach Südosten, nach Kleinasien, Konstantinopel oder dem Ägäischen Meere, vordrangen, so gelangten die Pässe über jenes Grenzgebirge zu großer Wichtigkeit für den Handelsverkehr wie für die Kriegsgeschichte; der 1300 m hohe Schipkapaß hat noch in neuester Zeit viel von sich reden gemacht. War man auf einem dieser Pässe erst in Rumelien eingedrungen, dann war besonders durch das breite Thal der Maritza der Weg nach dem südlichen Meere und nach dem Herzen der Türkei geebnet.

Die Türken kamen 1358 auf Einladung eines griechischen Kaisers zum ersten Male nach Europa; ihre Vorgeschichte im asiatischen Turan verliert sich zurück in nebelhafte Zeiten. Bald hatten sie in Adrianopel festen Fuß gefaßt, und schon 1453 hielt Sultan Mohammed II. seinen Einzug in das erstürmte Konstantinopel. Ganz Europa zitterte in den folgenden anderthalb Jahrhunderten vor den kriegstüchtigen Eroberern. Sie drangen die Donau aufwärts bis vor Wien, abwärts bis zum Schwarzen Meere; auch den Venetianern und Genuesen nahmen sie eine Besitzung nach der andern weg. Doch mit der Verweichlichung der Sultane und der Erstarkung des Russenreiches unter Peter dem Großen begann der Rückgang ihrer Macht. Einzelne Glieder des bunt zusammengewürfelten Reiches erstrebten und erlangten ihre Selbständigkeit, andere erreichten nur eine teilweise Unabhängigkeit. Zu diesem Losbröckeln der Provinzen trat im Kern des Reiches selbst ein fortgesetzter Kampf zwischen den Stocktürken, welche vor jeder civilisatorischen Berührung des Abendlandes zurückschreckten und auf die „ungläubigen Hunde", d. h. die Fremden, den Zorn Allahs herabwünschten, und den sogenannten Jungtürken, denen Gas und Eisenbahnen, Lackstiefel, Cafés chantants und feurige Weine besser zusagen als der schwermütige Gleichmut bei allen Leiden und Freuden, als das absolute Nichtsthun in Stunden der Erholung, wenn man, wie ein orientalisches Gleichnis sagt, „aus dem Tschibuk der Beschaulichkeit die Wolken der Ruhe einatmet", und als der unerschütterliche Glaube an das Kismet, welcher in der Erde nur eine Karawanserei erblickt, deren Ziel die unerschöpfliche Seligkeitsfülle des siebenten Himmels ist. „Gott ist groß: er gab es, er nahm es" — damit ist jeder Regsamkeit, jeder Lebensthätigkeit ihr bestimmender Antrieb genommen.

Das türkische Reich besitzt auf europäischem Boden nur noch ein Gesamtgebiet von 201340 qkm mit etwa $5^1/_3$ Millionen Einwohnern. Bei diesen Zahlen sind Kreta und die autonome Provinz Ostrumelien mitgerechnet; auf Genauigkeit dürfen derartige Zahlen übrigens keinen Anspruch machen, da das türkische Reich bis auf den heutigen Tag keine Landesaufnahmen anstellen läßt und die Schätzungen der Volkszahl sich nur auf die männlichen Bewohner erstrecken. Von Konstantinopel wurde im Sommer 1885 die Einwohnerzahl (einschließlich der Vororte) auf 870000 Seelen berechnet, darunter 112000 Fremde. Die Dichtigkeit der Bevölkerung (27 auf 1 qkm) ist eine geringe im Hinblick auf die günstige klimatische und kommerzielle Lage des Reichs. Der Mangel an Verkehrswegen, an Geldmitteln und an einem einheitlichen Zusammenwirken der Regierungsfaktoren mit der Volkskraft haben es zu wege gebracht, daß „der ganze auswärtige Handel des gesamten türkischen Reiches noch nicht dem der einzigen Stadt Hamburg gleich kommt". Fügt man zu diesen zerrütteten Verhältnissen die gespannte Wachsamkeit derjenigen europäischen Großmächte hinzu, welche mit Gewehr bei Fuß die Grenzen des Reiches, zu Wasser wie zu Lande, umstehen, so wird der Ausspruch des Kaisers Nikolaus I. begreiflich, der den „Großtürken" einen „kranken Mann" nannte, dessen Tage in Europa gezählt seien; vorsichtige Türken sichern sich deshalb schon seit langer Zeit eine Grabstätte auf asiatischem Boden.

Von den größeren Städten der neun europäischen Vilajets (Generalgouvernements) läßt sich wenig allgemein Interessantes sagen, besonders im Vergleich zu der Landeshauptstadt, in welcher alle Interessen zusammenfließen. Adrianopel, in der großen, fruchtbaren Ebene der Maritza gelegen, da wo letztere mit der Tundscha vereinigt sich nach Süden wendet, ist die zweite Stadt des Reiches, an Größe sowohl wie an geschichtlicher und kulturhistorischer Bedeutung. Zwar sind alle Erinnerungen

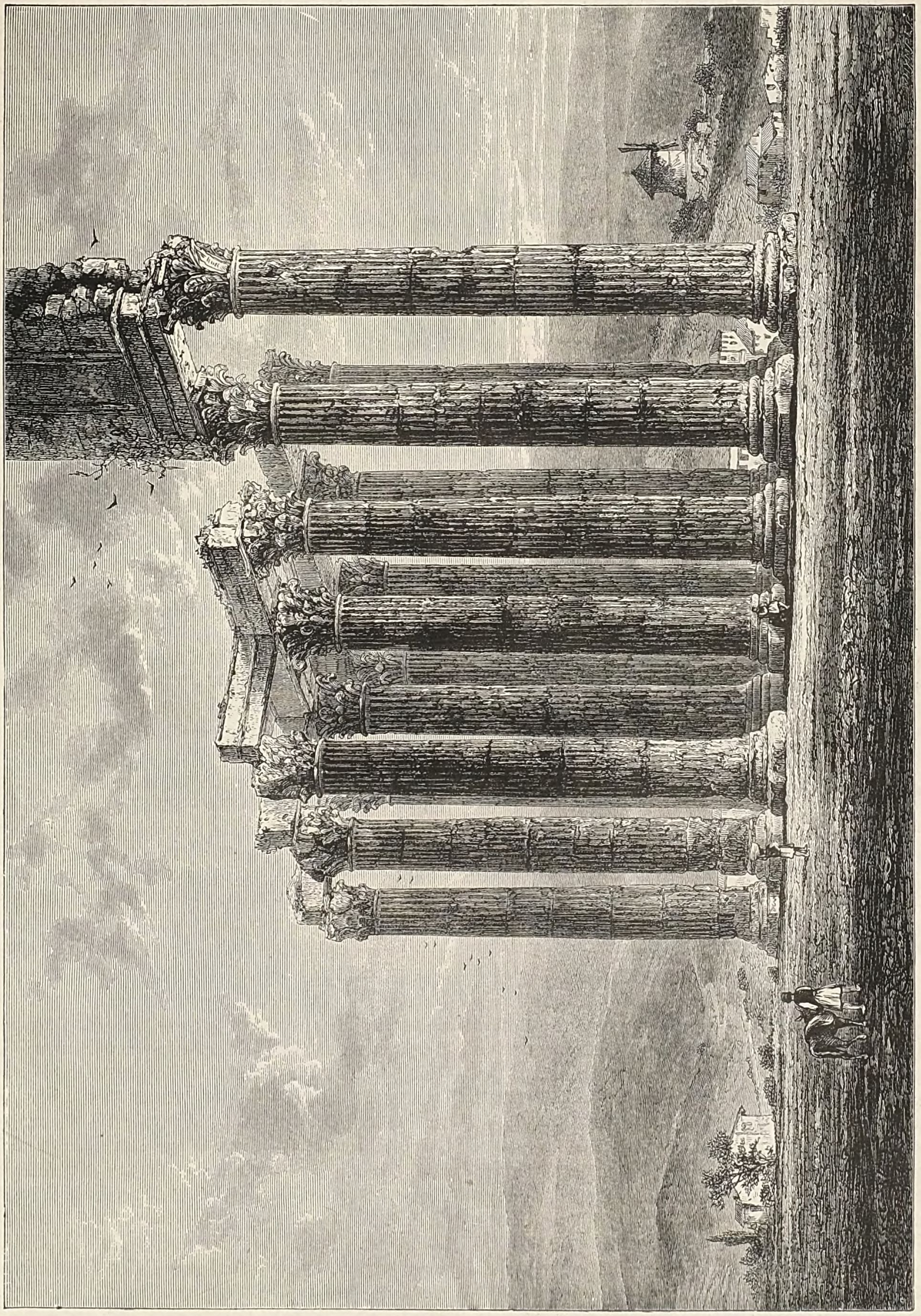
an ihren Gründer, den Kaiser Hadrian, längst durch die Stürme der Völkerwanderung und der Kreuzzüge beseitigt; aber die Glanzzeit, in welcher die ersten Sultane hier Hof hielten (1366—1453), wird durch einige großartige Palast- und Tempelbauten bezeugt: die Moschee Selims II. gilt bei den Türken geradezu als die schönste der Erde. Für ihre Exportartikel an Rotgarn, Rosenöl, Quittenkonserven, Saffian und Seidenstoffen steht der gewerbfleißigen Stadt nur der Schiffsverkehr auf der Maritza, wie die aufwärts und abwärts den Fluß begleitende, auch nach Konstantinopel abzweigende Eisenbahn zu Gebote; eine Bahnverbindung mit dem Schwarzen Meere und der Donauebene würde den Handelsverkehr ungemein fördern.

Auch Philippopel liegt an der Maritza, zwar in einer anmutigen und fruchtbaren Ebene, aber doch schon nahe der Gabelung des Balkanzuges und der Ausläufer des Rhodope-Gebirges. Noch weiter nordwestlich, jenseits des Passes der Porta Trajana, führt die alte Hauptstraße zwischen Wien und Konstantinopel nach Sofia; schon ist der bequemere Teil der Straße mit Schienen belegt, aber der Ausbau der ganzen Strecke und der Anschluß an das rumänische und ungarische Eisenbahnnetz wird wohl noch lange ein unerfüllter Wunsch bleiben.



Das Parthenon.

Die ärmliche Landstadt wird etwa zu gleichen Teilen von Türken, Bulgaren und Juden bewohnt; auch zahlreiche Zigeuner haben sich hier seßhaft gemacht. Viel wichtiger als die letztgenannten Städte ist das alte Saloniki. Es war schon zur Blütezeit Macedoniens ein wichtiger Hafen; zu Ehren der Schwester Alexanders des Großen wurde es Thessalonika genannt. Der Apostel Paulus gründete hier eine Christengemeinde, und noch heute zeugen zahlreiche Säulen und Inschriften von der Bedeutung der Stadt unter römischer Herrschaft. Schmutzig und winklig wie alle türkischen Ortschaften, hat Saloniki doch eine malerische Lage rings um die Einbuchtung des Meeres, von dessen Gestade es amphitheatralisch aufsteigt. Die vielen Kuppeln von Palästen und Moscheen, die Minarets, die turmreichen Mauern, die hier mündende Wardarbahn, deren Fortsetzung bis nach Belgrad wohl nur eine Frage der Zeit ist, die auswärtigen Konsulate und der geräumige Hafen, in welchem die großen Dampfer des österreichischen Lloyd wie der französischen Messageries anlaufen — alles weist auf eine handelsmächtige Stadt hin. Von ihren 80000 Einwohnern sind mehr als die Hälfte Juden, deren Vorfahren einst aus Spanien hierher flüchteten; ein gleich starker Prozentsatz jüdischer Bevölkerung findet sich nur in einigen Städten Westrußlands, wie Grodno und Berditschew, in dem galizischen Brody und vielleicht auch in Jerusalem.



Ruinen vom Tempel des Olympischen Jupiter.

Unweit Saloniki, auf der östlichsten der drei Zinken der Halbinsel Chalkidike, ragt fast 2000 m der „heilige Berg", der Athos, aus dem Ägäischen Meere auf. Von dem Durchstich des Xerxes (483 v. Chr.) sind noch heute Spuren sichtbar. Die etwa 50 km lange und 5—10 km breite Landzunge ist fruchtbar, reich bewaldet, voller Thäler, Schluchten und Vorsprünge ins Meer; das Städtchen Kariäs, reizend in der Mitte gelegen, bildet gewissermaßen die Hauptstadt für die seltsame Bevölkerung, welche sich seit dem 10. Jahrhundert auf dem Athos angesiedelt hat. In 21 „Großabteien" oder Klöstern, 11 Dörfern und einigen hundert Einzelzellen oder Einsiedeleien leben hier 6000 Mönche zusammen. Kein weibliches Wesen und kein Muselmann darf den der klösterlichen Übung geweihten Bezirk betreten; nur ein türkischer Aga vermittelt den Verkehr mit der Regierung und wacht über die an letztere zu zahlenden Abgaben. Jede Gemeinschaft hat ihren eigenen Abt, treibt für eigene Rechnung Ackerbau, Fischfang und auswärtigen Handel aller Art; eine fleischlose, einfache Kost erhält die Mönche bei guter Gesundheit. Von wissenschaftlichen Studien ist nicht mehr viel zu spüren; die einst hier befindlichen philologischen Schätze sind längst in alle Windrichtungen verstreut worden, und nur theologische Seltenheiten und schön verzierte Abschriften aus alter Zeit mögen noch hie und da aufzustöbern sein. Übrigens rekrutiert sich die fromme Genossenschaft aus der ganzen Welt; namentlich aus Italien, Rußland und den slavischen Donaustaaten strömen seit Jahrhunderten die nach beschaulicher Einsamkeit und Bußübungen sich Sehnenden an den Fuß des weltbekannten Marmorberges, dessen höchste Spitze die „Kapelle der Verklärung" krönt, das luftigste Gotteshaus der morgenländischen Christenheit, eine wahre Hochwarte des Ägäischen Meeres im wirklichen wie im bildlichen Sinne des Wortes.

Konstantinopel ist diejenige Weltstadt, welche durch ihre bloße Lage zu allen Zeiten auf Bedeutung Anspruch machen konnte. Als sie Kaiser Konstantin der Große 330 v. Chr. zur Residenz erhob und würdig herrichtete, hatte sie schon eine tausendjährige Entwicklungsgeschichte hinter sich. Die griechischen Kaiser schmückten sie mit großartigen Bauten, aber Avaren, Perser, Araber, Kreuzfahrer, Genuesen, Venetianer und Osmanen haben im Verein mit Erdbeben und Feuersbrünsten unzählbare Schäden der gewaltigen Stadt zugefügt, die gleich der ewigen Roma zufolge ihrer unvergleichlichen Lage am Kreuzungspunkte der Land- und Seewege zweier Weltteile, im Besitz eines der herrlichsten Naturhäfen der Welt, sich immer wieder zu neuem Leben erhob. Den überwältigenden Eindruck, welchen der erste Anblick Konstantinopels auf den von der Seeseite herankommenden Fremden macht, hat Lord Byron in die oft angeführten Worte gekleidet: „Ich sah Athens geheiligte Räume, Ephesus' Tempel sah ich und war in Delphi, ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und Asiens schönste Länder besucht; aber nie erfreute mein Auge ein Anblick, dem von Konstantinopel vergleichbar." In allen Tonarten wird das farbenreiche Bild der Stadt im Rahmen der glänzenden Meeresflächen und der dunklen Cypressenhaine längs der zerschossenen, epheuumrankten Mauern von den Reiseschriftstellern gepriesen. An der Südwestecke des etwa 30 km langen, durchschnittlich 2 km breiten Bosporus, dem Abflusse des Schwarzen Meeres in das Marmara- und das Ägäische Meer, schneidet ein schmaler Meeresarm rechtwinklig etwa 7 km weit ins Land ein; seine Krümmung an der Spitze trug ihm schon im Altertum den Namen des Horns ein, und wohl seines Fischreichtums oder seines Nutzens wegen wird er das Goldene Horn genannt. Von ihm, dem Bosporus und dem Marmara-Meer, wird auf drei Seiten das alte Stambul umschlossen: die östliche, bergansteigende Landseite wird von einer gewaltigen, aber in Trümmer zerfallenen Befestigungslinie begrenzt, an welche sich außerhalb die Kirchhöfe anlehnen. Diese Totenäcker enthalten die Gräber ganzer Nationen, ihre unzähligen Grabsteine, von melancholischen, oft hundertjährigen Cypressen beschattet, bezeichnen die größte Grabstätte unseres Erdballs. Da übrigens auch innerhalb der Stadt, in der Nähe von Moscheen und bewohnten Quartieren, sich zahlreiche kleinere, von Mauern eingehegte Friedhöfe befinden, deren Leichensteine durch die vergitterten Öffnungen hindurchblicken, so überkommt den Wanderer unwillkürlich das wehmütige Gefühl der Vergänglichkeit inmitten des lärmenden Treibens der Gegenwart.

Den Straßen von Konstantinopel verleihen die Kuppeln und Minarets der Moscheen einen orientalischen Charakter, besonders wenn die Muezzin die Gläubigen von den Galerien herab zum Gebete rufen. Die verschleierten Gestalten der Frauen erinnern ebenso sehr wie die vielen Brunnen an den Straßenecken an die Gebote des Koran; „vom Wasser lebt alles", diese oft wiederkehrende Inschrift weist, in Stein gehauen oder auf azurblauem Grunde in goldenen Buchstaben, an einfachen Röhren oder an tempelartigen Marmorbauten, auf die ersprießliche Anwendung des Wassers hin. Der Brunnen der Süßen Wasser (s. das Bild S. 225) auf asiatischer Seite erfreut sich einer besonderen Beliebtheit als Ziel kleiner Ausflüge. Die Grasflächen des reizenden Flußthales werden von alten Platanen, Sykomoren, Walnuß- und Kastanienbäumen beschattet; auf der Wiese lagern oft auf Teppichen Gruppen von Haremsdamen scherzend und lachend, umgeben von ihren Wächtern, im Genuß der sonnigen Luft oder des Ausblicks auf das schimmernde Stadtbild jenseits des Bosporus, oder an den süßen Näschereien sich labend, welche die Diener aus den Equipagen oder den buntbewimpelten Kaiks herbeiholen. In Skutari, der asiatischen Vorstadt, der „heiligen Stadt", wohnen wohl 100000 Menschen, meist Türken; der Gottesacker erstreckt sich eine Stunde weit, und die Landhäuser, Parks, Schlösser und Flecken am Küstenrande, auf asiatischer wie auf europäischer Seite, reichen nordwärts bis fast ans Schwarze Meer hinan. Der Frucht- und Obstmarkt von Skutari läßt auf das gesegnete Klima dieses Gestades schließen.

Durch den gewaltigen Verkehr auf dem Bosporus und im Goldenen Horn (es laufen etwa 40000 Schiffe, davon 1/5 Dampfer, jährlich in Konstantinopel aus und ein) erscheint die Wasserfläche jederzeit belebt. Ein Wald von Masten ragt zwischen Stambul und Galata, der südlichen Spitze der großen Vorstadt Pera, im Hafen auf; neben den flinken Kaiks und den Segelschiffen aller Länder liegen massig einzelne Panzerschiffe vor Anker. Galata hat seit 1873 sogar ein Stück unterirdischer Drahtseilbahn aufzuweisen, um den starken Verkehr auf den steilen Straßen zu entlasten; nach Stambul führen eine eiserne und zwei Schiffbrücken über das Goldene Horn, eine dritte Schiffbrücke spannt sich weiter nördlich über den Hafen. Auch Pferdebahn, Omnibus und Gas tragen zur Modernisierung der alten Kaufmannsstadt bei, desgleichen verrufene Matrosenkneipen und Cafés im französischen Stile. Galata ist das Handelsviertel von Konstantinopel; auf seiner nur schmalen Hauptstraße, welche sich in ihrer Fortsetzung nach Norden durch ganz Pera hindurchwindet, herrscht das regste Treiben. Am Quai des Goldenen Horns sind viele Warenhäuser und Comptoirs der europäischen Kaufleute; im Mittelalter hatten sich hier die genuesischen Großhändler festgesetzt. Während in Galata die Bank- und Handelshäuser den europäischen Ton angeben, finden sich in der Grande rue de Péra glänzende Läden, zahlreiche Hotels, Kaffeehäuser, Passagen, Konsulatsgebäude ꝛc., wie sie jede europäische Großstadt aufweist, mit dem einzigen Unterschiede, daß die hier anzutreffenden Armenier, Ägypter, Araber, Griechen, Tataren und Russen ein buntes Durcheinander von Nationalitäten hervorrufen. Daß hier der Schwindel eine große Rolle spielt, wo namentlich Griechen und Armenier mit großer „Geschäftskenntnis“ im trüben zu fischen verstehen, ist ein weiteres Merkmal des Handelslebens am Bosporus. Unter den Gesandtschaftspalais der Großmächte zeichnet sich das des Deutschen Reiches an der nach Dolma-Bagtsche führenden Straße vorteilhaft durch seine stattliche Lage aus; der verdiente Botschafter, Herr J. v. Radowitz, steht nicht nur zufolge seines hohen Amtes, sondern auch dank seiner persönlichen Liebenswürdigkeit an der Spitze der deutschen Kolonie. In dem Gesellschaftshause „Teutonia“, sowie in einigen der größeren Bierlokale von Galata und Pera kann der Deutsche sich ebenso heimisch als in München oder Berlin fühlen; auch am Bosporus hat sich sein Ansehen seit der Errichtung unseres Kaiserreichs sichtbar gehoben.

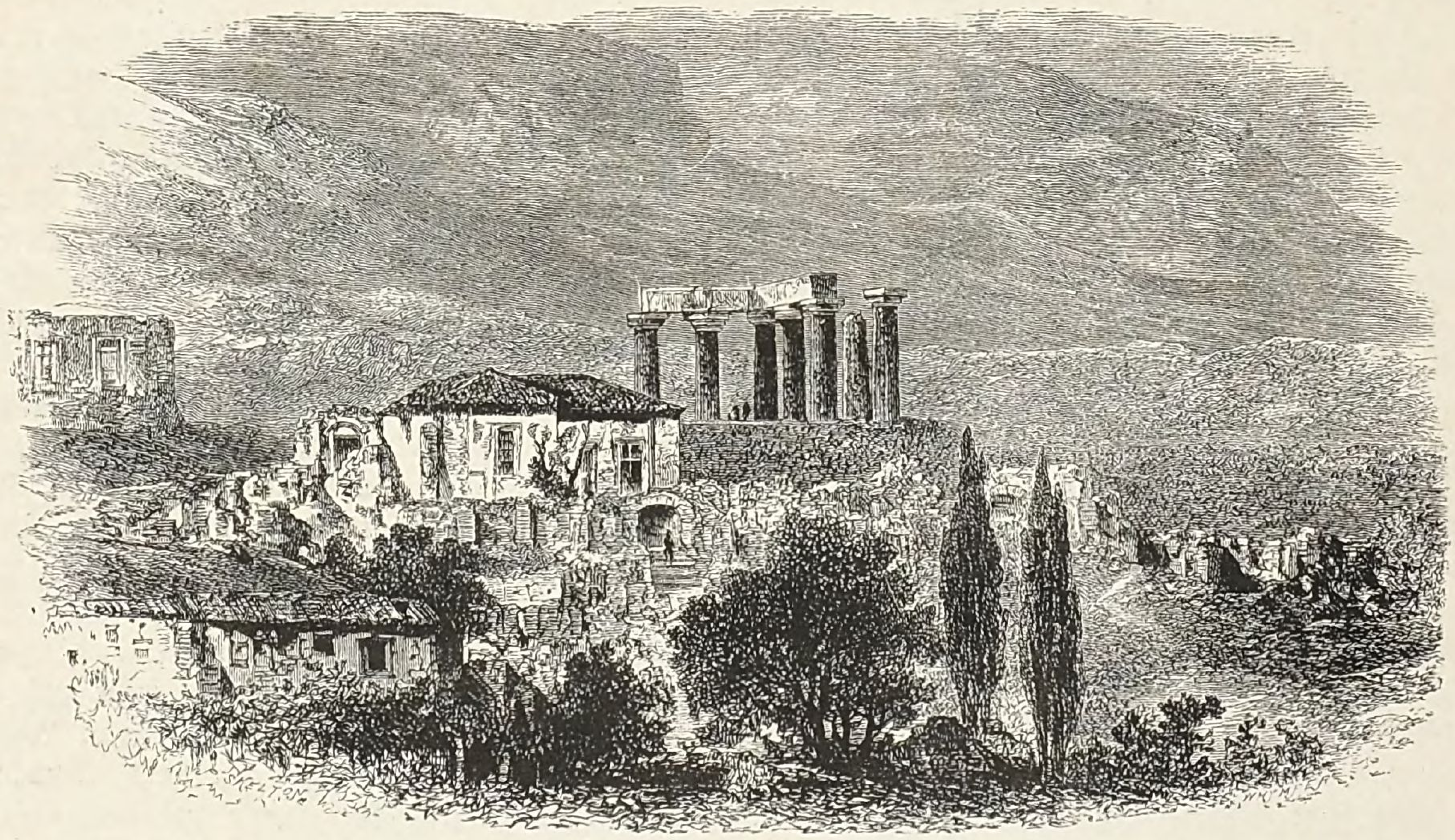
Die Häuser von Pera sind nach dem letzten großen Brande (1870), welcher 3500 Gebäude in Asche legte, vielfach in Stein aufgeführt und den modernen Bedürfnissen besser als früher angepaßt worden. Der große Turm von Galata, ein riesiges Bauwerk aus genuesischer Zeit auf der Spitze des Hügels, dient als Beobachtungsstation für Feuersbrünste; auch in Stambul und Skutari sind ähnliche Wachttürme. Am Tage dienen Flaggen, bei Nacht bunte Lichter als Signale; die Organisation und Ausrüstung der Feuerwehr läßt allerdings noch viel zu wünschen übrig, obschon sie neuerdings gegen frühere Zeiten sich vervollkommnet hat.

Bei weitem den größten und interessantesten Teil von Konstantinopel umfaßt jedoch das alte Stambul, die eigentliche Türkenstadt. Es war Jahrhunderte lang Sitte, daß jede Nation ihre gesonderten Quartiere bewohnte, und noch vor dreißig Jahren wagten sich die „Franken“ nicht leicht ohne Begleitung in das Gewirr der engen, winkligen, oft ungepflasterten Gassen von Stambul hinein. Die von pumphosigen Hamals getragenen Sänften oder auch Pferde, von aufdringlichen Suredjis getrieben, vermitteln auch heute noch vielfach den Verkehr über die sieben Hügel, auf welchen Konstantinopel gleich seiner glänzenderen Nebenbuhlerin am Tiber erbaut wurde. Nach jedem neuen Brande verschwinden Hunderte oder Tausende der elenden Lehm- und Holzhäuser; immer mehr dringen Licht und Luft und europäische Bequemlichkeit in die großen Bazare, in denen alle Waren der Welt in buntem Durcheinander aufgestapelt liegen: persische Teppiche, alte und neue Waffen, ausgelegt mit Gold und Edelsteinen, reichgestickte Pantoffeln und Tabaksbeutel, Krystallfläschchen voll Rosenöl, Seidenwaren aus Brussa, Turbane und Fesse, Süßigkeiten aller Art, Diamanten und Shawls. Die vornehmeren Kadinen besorgen vielfach vom Wagen aus ihre Einkäufe und verschieben dabei oft mehr als notwendig die durchsichtigen Schleier, um auf diesen oder jenen Vorübergehenden einen Blick ihrer Feueraugen zu werfen; diese Stunden der Ausfahrt sind ja die einzige Gelegenheit, wo sich die geputzten Geschöpfe einer scheinbaren Freiheit erfreuen. Denn die Cafés chantants, das sogenannte Théâtre français oder die Opera italiana besuchen die strenggläubigen Türkinnen ebenso wenig als Gesellschaften nach europäischem Zuschnitt, wenn schon auch in die geheimnisvolle Verschlossenheit der Harems mehr und mehr abendländische Gepflogenheiten einzudringen versuchen, gerade wie der Tschibuk und der bunte Turban fast ganz der Wasserpfeife (Nargileh) oder der Cigarette und dem einförmig roten Feß gewichen sind; selbst die Paschas von mehreren Roßschweifen und sogar der „Schatten Allahs“ unterscheiden sich in ihrer Kleidung meist nicht mehr von gewöhnlichen Sterblichen, d. h. sie treten wie andere Europäer im schwarzen Gehrock, ohne Turban, ohne Krummsäbel und Geschmeide auf.

Außer den immer noch zahlreichen Hunden, welche sich im Bewußtsein ihres uralten Vorrechts auf den Straßen sonnen, gehören auch die verwegenen Gestalten der Baschi-Bazuks, der wilden Krieger aus Kurdistan, die kurdischen Geflügel- und Obsthändler, die cirkassischen Sklavenverkäufer, die griechischen Popen in ihren schwarzen Talaren, die schlanken Tscherkessen in hoher Spitzmütze von Pelz, die Derwische vom Orden der „Tanzenden“ oder der „Brüllenden“ und die malerisch gekleideten Albanesen zu den charakteristischen Erscheinungen auf den Straßen von Stambul. Das Gedränge auf den engen Straßen wird durch Lasten tragende Pferde und Esel vermehrt, so daß oft Stockungen des Verkehrs eintreten; es

fehlt hier der berittene Schutzmann der Berliner Straßenkreuzungen oder der Londoner Policeman, welcher durch bloßes Aufheben des Fingers ein sofortiges Halt in das Gedränge bringt.

In dem alten Stambul liegen auch die geschichtlich bedeutendsten Bauwerke von Konstantinopel. Aus dem Altertum sind allerdings nur die zwei Obelisken und die delphische Schlangensäule auf dem Almeïdan den Brandschatzungen der Eroberer entgangen, und selbst aus dem frühen Mittelalter ist eigentlich nur die Hagia Sofia übrig geblieben; sonst liegt alles in Trümmern, deren Alter meist schwer bestimmbar ist. Auf der Ostspitze des Dreiecks, hart am Bosporus, stand bis vor 20 Jahren der große Palast und Harem des Sultans, Seraï genannt, ein 4 km im Umfange messendes Gewirr von Kiosken, Gärten, Wirtschaftsgebäuden, Wohnhäusern u. dgl., mit großen Innenhöfen, umgeben von einer zur Verteidigung eingerichteten Mauer. Nachdem 1865 eine Feuersbrunst das eigentliche Residenzschloß großenteils in Asche gelegt hat, ist der Sultan in das nördlich von Pera gelegene Dolma Bagtsche übergesiedelt, ein modernes, prunkvolles Schloß, dessen riesige Front sich im Bosporus spiegelt. Vor den vergoldeten Eisengittern an der Wasserseite, an einem der hochstrebenden Thore, wurden 1876, nach der Absetzung des Abdul Aziz, 52 Bootsladungen voll Haremsdamen abgeholt, welche der Familie (d. h. den sieben gesetzlich gestatteten Kadinen und ihren nach Hunderten zählenden Odalisken) des neuen Herrschers Abdul Hamid den paradiesischen Erdenfleck überlassen mußten. Hier wie in dem alten Seraï genießt man aus allen Fenstern, von den Kuppeln der Kioske, von den Gärten am Bergesabhang einen wundervollen Blick auf das Wasser und die asiatische Küste. Das Innere des alten Seraï ist allerdings wenig dazu an-



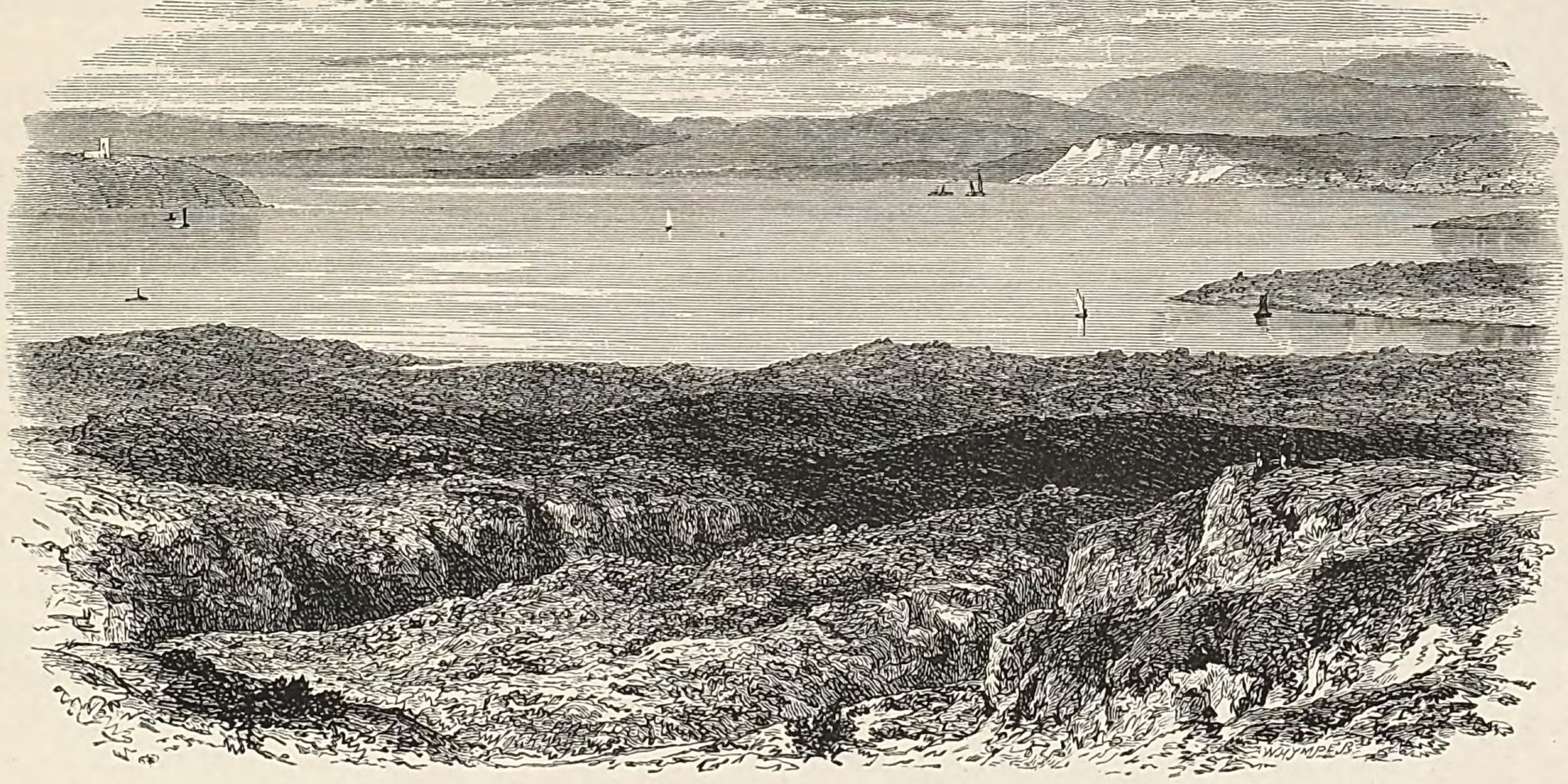
Die Ruinen von Korinth.

gethan, der Seele des Beschauers angenehme Bilder vorzuführen. Nicht wie in anderen Residenzschlössern giebt es hier Meisterwerke der Kunst aufzuzählen: der Despotismus der Sultane hat wohl Unsummen zu erraffen und zu verschwenden, aber wenig von bleibendem Werte für die Menschheit zu schaffen verstanden. Der oft in der Türkei und namentlich in Stambul sich aufdrängende Eindruck, daß es mit der Sultans-Herrlichkeit zu Ende gehe, scheint auf den Gesichtern der schwarzen und der weißen Eunuchen, die an den Thoren umherlungern, auf den brandgeschwärzten Ruinen und den Wänden vieler Gemächer zu liegen, welche manchem Akt der Gnade und Ungnade des Großherrn, mancher Thronentsetzung, mancher Erdrosselung durch die „seidene Schnur" als Schauplatz gedient haben.

Am Fuße der Seraïgärten, zwischen diesen und der Stadt, liegt die Hohe Pforte. Sie führt zum Palast des Großveziers, dem eigentlichen Sitz der Regierung, wo die Beratungen (Divans) der Minister abgehalten werden. Von jener Hohen Pforte hat die Türkei selbst ihren Beinamen erhalten. Die „pensionierten" Sultaninnen und die meist beträchtliche Anzahl der noch ledigen Sultanstöchter sind in einem weitläufigen Palaste untergebracht, nahe dem Kriegsministerium (Seraskierat) und dem Großen Bazar (Besestan), welcher ein aus vielen sich kreuzenden Gassen bestehendes Stadtviertel bildet und der lebhafteste Markt des Morgenlandes ist. Namentlich der Handel in Waffen, Kleidern, Galanteriewaren und Büchern ist bedeutend; alle nur möglichen Gewerke, deren jedes seine eigenen Gassen mit bedeckten Gewölben inne hat, stellen hier ihre Waren zum Verkauf aus. Deshalb herrscht bis in die Nachmittagsstunden hier ein reges Treiben; nur wenn die Muezzin mit kreischender Stimme zum Gebet rufen, eilt alles auf kurze Zeit in die nächste Moschee

oder breitet einen Teppich auf dem Boden aus, um in der Richtung nach Mekka mit der Stirn fünfmal die Erde zu berühren und mit verschränkten Armen Gebete zu Allah zu murmeln.

Diese und andere interessante Stätten türkischen Lebens treten jedoch an Bedeutung weit zurück hinter einige der großen Moscheen. Keiner unter den mehr als 3000 kleineren und größeren Tempeln Konstantinopels ist berühmter als die Hagia Sofia, von Konstantin dem Großen 325 zu Ehren der göttlichen Weisheit gegründet und nach einem verheerenden Brande von Justinian I. im sechsten Jahrhundert glänzender wieder aufgebaut. Die griechischen Kaiser schmückten sie mit grünen, rosa, weißen, schwarzen und blauen Marmor- und Porphyrarten; Säulen vom Sonnentempel zu Baalbeck, von den Tempeln des Phöbus Apollo, der Ephesischen Diana, der Ceres, der Pallas, der Isis und des Osiris wurden hier aufgestellt; auch Edelmetall wurde reichlich zu den Altären verwendet. Als der Kaiser am Weihnachtsfeste 563 in die Kirche einzog, soll er ausgerufen haben: „Ich habe dich besiegt, Salomo!" Fast ein Jahrtausend hindurch war diese Kirche der Schauplatz der größten Staatshandlungen des christlichen Morgenlandes; die Kühnheit ihres Kuppelbaus, die erhabene Harmonie ihrer Raumverhältnisse und die wirkungsvolle Ausschmückung ihres Innern haben einen unverkennbaren Einfluß auf die mittelalterliche Kunst ausgeübt. Als nach der Erstürmung Konstantinopels durch die Türken (1453) der Sultan Mohammed II. die Kirche betrat, wurde er von der Herrlichkeit des Baus mächtig ergriffen. Zwar beseitigte er das Christenkreuz und die Inschrift „In diesem siege"; zwar ließ er die prachtvollen Mosaikdarstellungen an Wänden und Kuppel mit Kalk übertünchen und einen vergoldeten, 30 m im Durchmesser großen Halbmond



Die Meerenge von Salamis.

auf der flachen, von acht kleineren Kuppeln umgebenen Hauptkuppel anbringen: aber im großen Ganzen ist der Justinianische Riesenbau noch heute gut erhalten. Als gelegentlich einer Reparatur (1847) der Marmorschmuck gereinigt und die Mosaiken aus der christlichen Geschichte in ihrer einstigen Schönheit bloßgelegt wurden, ließ der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch den Geh. Oberbaurat Salzenberg ein illustriertes Prachtwerk über alle Teile der Sofia anfertigen. Gegenwärtig sind die Mosaikbilder, welche die vom Koran verbotenen Figuren lebender Wesen darstellen, durch große runde Schilde verdeckt, auf welche Koransprüche in ungeheuren Buchstaben gemalt sind. Diese kalligraphischen Schnörkel ersetzen allerdings nur wenig den Bilder- und Steinmetzschmuck unserer Kathedralen; auch tragen die schmalen, abgetretenen Teppiche des Fußbodens wenig dazu bei, den Eindruck einer gewissen Kahlheit und Öde zu verbannen. Die freiliegenden Mosaiken zeigen, daß sie weder durch den Staub der Jahrhunderte, noch durch den Kalk der Moslemin, noch durch die Drahtbürste und die kaustische Lauge der letzten Restauration an ihrer kräftigen, glanzvollen Farbenschönheit Einbuße erlitten haben.

Die sonstigen Moscheen Konstantinopels sind teilweise der Sofia nachgebildet; unter ihnen dienen siebzehn als Begräbnisstätten (Türbes) der Sultane und ihrer Familienglieder. Die Achmedieh, 1610 auf dem Atmeïdan erbaut, dem Hauptplatze von Stambul, dem einstigen römischen Forum und Hippodrom, steht der Sofia an Größe nicht nach und hat sogar 6 Minarets, so daß sie an Rang nur von der Moschee zu Mekka mit ihren 7 Minarets übertroffen wird; die 4 Säulen, welche die Kuppel tragen, messen wohl 50 m im Umfange. Von hier aus geht alljährlich die Karawane nach Mekka ab. Bei der Geburtstagsfeier des Propheten erscheint der

Sultan hier in höchstem Pomp. Eine märchenhafte Pracht von Gold und Edelsteinen blitzt auf Waffen und Gewändern. Die edlen Rosse der Paschas und ihres Gefolges sind mit reichgestickten Schabracken belegt, selbst die schwarzen Dienerschaften strotzen von Schmucksachen. Auch die Suleimanieh ist ein Meisterstück des Kuppelbaus. Hohe Säulen von Granit und Porphyr bilden einen Portikus vor dem Riesenbau, welchen zufolge der verschwenderischen Ausstattung mit Mosaik und buntfarbigen Fenstern ein an gotische Dome erinnerndes Dämmerlicht erfüllt. Am Altar brennen mächtige Kerzen; viele buntgefaßte Lampen hängen an vergoldeten Ketten herab. Am Freitage (dem Sonntag der Türken) umgürtet sich der Geistliche hier mit einem hölzernen Schwerte, um dadurch symbolisch die welterobernde Macht des Islam anzudeuten.

Unter den vielen Ruinen, welche Erdbeben, Belagerungen und besonders der alles zerstörende Einfluß der Jahrhunderte in und um Konstantinopel geschaffen haben, ist eine der umfangreichsten die der Sieben Türme, das alte Staatsgefängnis, in welchem mehr als ein Sultan seinen Kopf unter den Händen aufrührerischer Janitscharen verlor; oft floß der „Blutbrunnen" über, oft türmten sich an der „Schädelstätte" die abgeschnittenen Köpfe zu Haufen auf, und unzählige Opfer wurden in den unterirdischen Gängen lebendig begraben. Der malerisch am Eingange des Marmara-Meeres gelegene Turm von Mermer-Kali hat einst ähnliche Greuelscenen gesehen: heute schäumt die Brandung an den öden, schwarzen Ruinen auf (vgl. die Abbildung S. 229).

Viel freundlicher nehmen sich die Ufer des eigentlichen Bosporus aus. Die wohlhabenden Türken machen es ihrem Sultan und den Europäern nach und ziehen immer mehr aus dem alten Stambul in eine der hübschen Ortschaften, welche sich an dem tiefblauen, von Hügelketten und reicher Vegetation eingefaßten Meeresarm entlang ziehen. Durch die siebenfache Windung, in welcher sich der Bosporus von Norden nach Süden schlängelt, wird ein reizvoller Wechsel in die landschaftliche Scenerie gebracht. An einigen Stellen verengt sich die Meeresstraße bis fast auf $^1/_2$ km, so daß man, wie schon Plinius bemerkte, die Hunde des asiatischen Ufers in Europa bellen hören kann. Da die Einwohner Konstantinopels eine Bootfahrt auf dem Bosporus allen Spaziergängen vorziehen, so herrscht auf der ganzen Strecke ein lebhafter Verkehr von Fahrzeugen aller Art. Ein Lieblingsplatz, namentlich der Diplomaten und der vornehmen Welt, ist Therapia, etwa 15 km nordwärts von der Hauptstadt (s. Seite 228). Seinen herrlichen Park hat der Sultan dem Deutschen Kaiser zum Geschenk gemacht; dort soll demnächst die Sommerresidenz des deutschen Botschafters erbaut werden. Die deutsche Schule zu Konstantinopel, 1867 gegründet und z. Z. unter dem Rektor F. Mühlmann von über 300 Kindern besucht, feiert in dem Park alljährlich ein Maifest, bei welchem auch die deutsche Botschaft vertreten zu sein pflegt. Am Bosporus reiht sich Villa an Villa, Garten an Garten; an schönen Sommertagen glaubt man sich hier wie in dem nahen Bujukdere, wo die meisten Gesandten im Sommer wohnen, in einen eleganten Badeort des Abendlandes versetzt: die Lorbeerbäume und Cypressen wiegen sich hier ebenso hoch in der weichen, sonnigen Luft wie an der Riviera oder am Golf von Neapel. Aus einigen Kaffeehäusern klingen lustige Melodien hervor; am Strande promeniert die schöne Welt, heitere und geputzte Griechinnen, elegante Französinnen und hochblonde Töchter Albions: fast neidisch blickt eine Gruppe verschleierter Türkinnen auf die freien Bewegungen der Abendländerinnen, die ohne Scheu mit den Herren an ihrer Seite plaudern und sich ihnen vor aller Augen in ganzer Figur zeigen dürfen. Was nützt ihnen selbst alle Schminke und aller Schmuck, das ewige Mokkatrinken und Cigarettenrauchen, die hunderterlei Näschereien und das erschlaffende Hinbrüten in den engen Haremsgemächern? Sie bilden doch nur das Spielzeug des Mannes, der sie eifersüchtig hinter den vergitterten Fenstern bewachen läßt, der nach Lust und Laune sie aufputzt oder sich ihrer entledigt!

Als ein Merkzeichen weltgeschichtlichen Wandels zeigt man nahe bei Therapia die einst in sieben Stämmen aus einer einzigen Wurzel aufragende, jetzt allerdings abgestorbene Platanengruppe, unter welcher Gottfried von Bouillon gerastet und das Heer der Kreuzfahrer gemustert haben soll, ehe er nach Asien übersetzte und das heilige Grab den Türken entriß. Werden wohl noch einmal abendländische Kriegerscharen an diese lachenden Gestade kommen, das morsche Reich des Halbmonds über den Haufen werfen und auf der Hagia Sofia wieder das Christenkreuz aufpflanzen? Dann würde sich vielleicht der Traum mancher Kosmopolitiker erfüllen: vermöge ihrer centralen Lage zwischen drei Weltteilen würde die Stadt Konstantins, mehr als London, Paris und Berlin, dazu geeignet sein, die Hauptstadt einer modernen Universalmonarchie abzugeben. — —

* * *

Der Name Griechenland hat einen ganz besonderen Klang: er zaubert eine Welt voll Sagen und Heldenruhm, voll Poesie und Marmorschönheit vor unsere Seele; seit den Knabenjahren stehen uns Solon und Lykurgos, Homer und Sokrates, Sophokles, Plato, Pheidias und Perikles lebendig vor dem Geistesauge; wir haben im Engpaß von Thermopylä, im Eurotasthal oder auf der athenienfischen Akropolis kaum weniger häufig mit unsern Gedanken geweilt als daheim an den denkwürdigen Stätten der vaterländischen Geschichte. Und doch liegt jene Griechenwelt zwei Jahrtausende weit zurück, ohne daß, wie bei der ewigen Stadt am Tiber, Vergangenheit und Gegenwart durch eine Kette fortlaufender Ereignisse oder durch Denkmäler aus allen Jahrhunderten mit einander verknüpft würden. Nur spärliche Trümmer zeugen von jener Zeit längst entschwundenen Glanzes; Armut und Verkommenheit sind die Erbschaft der Nachkommen, und erst in allerneuester Zeit haben letztere

durch die Vermittlung der europäischen Großmächte eine Art politischer Selbständigkeit wiedererlangt.

Das heutige Griechenland knüpft nur in wenigen Beziehungen an das klassische Hellas an; fast jede Spur altgriechischen Lebens ist durch die Knechtschaft langer Jahrhunderte verwischt worden. War schon im Altertum zufolge der reichen Küstenentwicklung die Bevölkerung stark mit kleinasiatischen, phönizischen und ägyptischen Elementen durchsetzt, derart daß die echten Hellenen, um mit Gervinus zu reden, namentlich in den Kolonien der griechischen Städte, nur „eine dünne Menschenkrume, überall auf barbarischem Untergrunde oberflächlich gelagert“ bildeten, so ist später der an sich geringe Rest Hellenenblut mit dem der sarmatischen und albanischen Grenznachbarn vermischt worden. Die Griechen selbst führte die Thatenlust allzeit über Länder und Meere hinweg, um Kolonien an allen Küsten zu gründen. Im dem weiten Türkenreich sind sie bis auf den heutigen Tag eine treibende Kraft im Handel und Wandel; auch den Russen haben sie Glauben, Kultur, Baukunst und Kirchenmusik gegeben, ja der ganzen Welt des Römertums und des Mittelalters hat die fortwirkende Geisteskraft der alten Hellenen einen vielfach zu tage tretenden Charakter verliehen. In ihrem eigenen Lande dagegen sank seit den Tagen Alexanders des Großen der Volksgeist auf eine immer tiefere Stufe. Sie unterwarfen sich knechtisch den Römern; die byzantinischen Kaiser rechneten gar nicht erst mit ihnen, so daß die Osmanen ein in Gleichgültigkeit, Elend und Unwissenheit versunkenes Volk vorfanden, das höchstens in Räubereien zu Wasser und zu Lande sein Dasein bekundete.

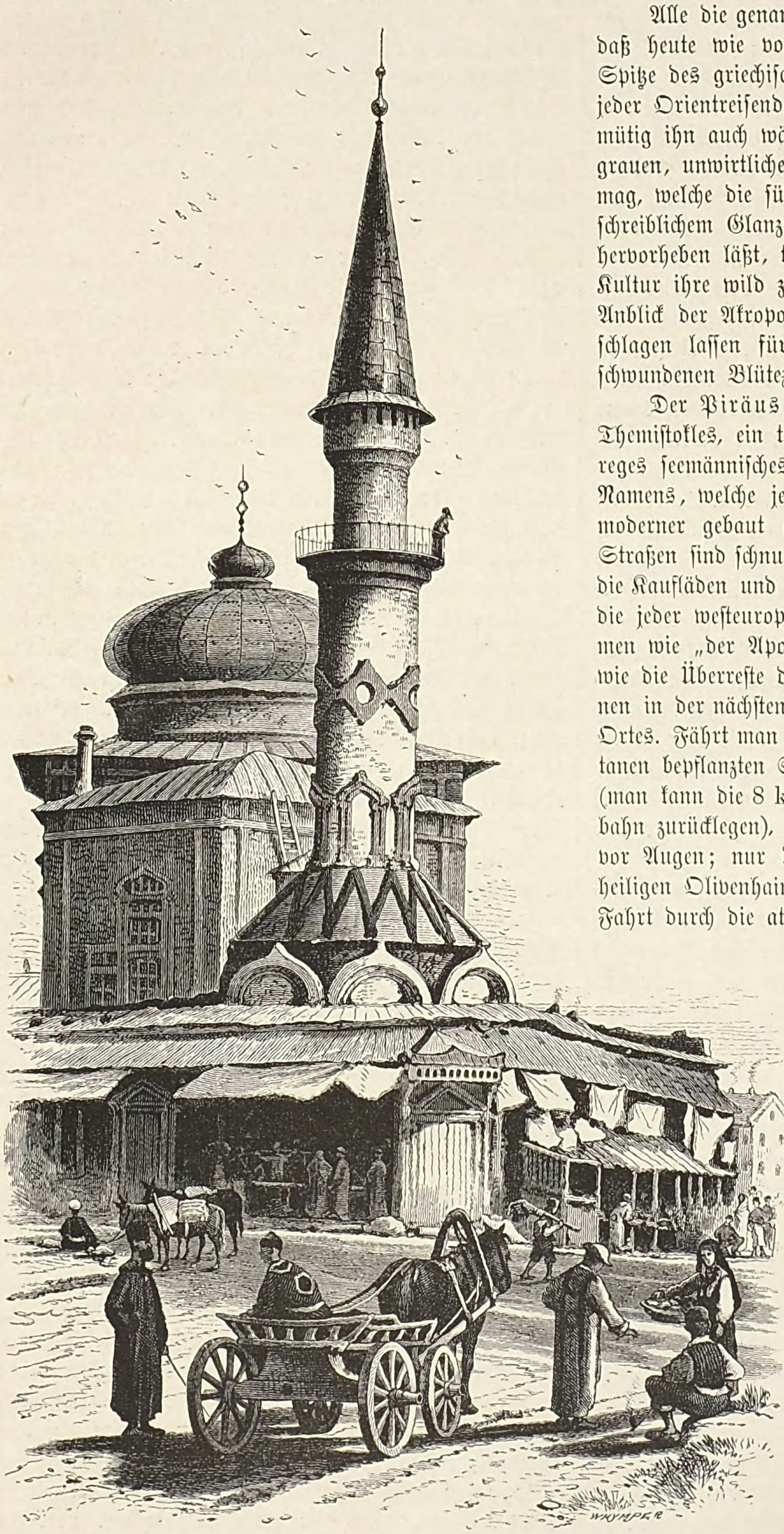
Wie die Bevölkerung, so hat auch die Natur Griechenlands sich verändert. Zufolge der Entwaldung des Landes sind die Quellen versiegt; die schattenlosen Bergrücken halten die atmosphärischen Niederschläge nicht mehr fest; dem dürren, kalkhaltigen Boden entsprießt meist nur noch niedriges Gestrüpp. Nur der blaue Meeresspiegel und der strahlende Äther sind dem Lande verblieben, welches einst durch die Arbeit eines einsichtsvollen, thatkräftigen Volkes zu den blühendsten der Erde zählte.

Auf dem 64689 qkm großen Gebiete, welches das heutige Griechenland seit dem Berliner Kongreß und der erst kürzlich beendeten Räumung Thessaliens seitens der Türken umfaßt, leben kaum 2 Mill. Menschen, also 31 auf 1 qkm. Die Gesamteinnahmen des Königreiches sind nur wenig größer als die der Stadt Berlin (ca. 60 Mill. Mark), während eine Staatsschuld von fast 200 Mark auf den Kopf der Bevölkerung die zerrüttete Finanzlage des Reiches kennzeichnet. Unter den Ausfuhrartikeln stehen die Korinthen mit 28 Mill. Mark obenan; Olivenöl, Feigen, Wein, Häute und Blei, auch etwas Seide, Wolle und Tabak ergeben insgesamt einen Ertrag von kaum 50 Millionen, welche bei weitem nicht die namentlich in Brotstoffen und Industrieartikeln erforderliche Einfuhr decken. Den verhältnismäßig geringen Ertrag des Landes veranlaßt außer der Kreditlosigkeit des Staates und der spärlichen, anspruchslosen Bevölkerung, welcher viele westeuropäische Lebensbedürfnisse unbekannt sind, wesentlich der Mangel an Verkehrsmitteln. Die wenigen, schlechten und immer noch unsicheren Landstraßen bringen es mit sich, daß das für Maler, Gelehrte und Altertumsfreunde so hochinteressante Land weniger besucht wird als manche reizlose Gegend des mittleren Europa. Die klassischen Höhen des Olymp und des Parnaß werden seltener von englischen Touristen erklommen als die kahlen Schwefelberge Islands, und ein Reiseschriftsteller konnte sich noch vor wenigen Jahrzehnten zu dem Ausruf versteigen: „König Otto, welcher 60 Millionen für Bürgerkriege und 20 Millionen für Paläste ausgegeben hat, besitzt in seinem ganzen Reiche nicht 50 (englische) Meilen Landstraße, auf der ein Eselkarren vorwärts kommen kann.“ Dazu die unsauberen Hütten der Eingeborenen, in welchen der an abendländische Gasthöfe gewöhnte Reisende ein Unterkommen suchen muß, die oft nur aus Gurken, Bohnen und ähnlichen Feldfrüchten bestehende Nahrung, der Staub und die Hitze am Tage, die in den meist fensterlosen Wohnräumen der albanesischen Bauern besonders empfindliche Nachtkälte in den höher gelegenen Landstrichen — alles verleidet das eingehende Studium des inneren Landes und läßt die Fremden sich auf einige Küstenstriche, auf die berühmtesten Ruinenstätten und die wenigen größeren Ortschaften beschränken. Indes gewährt es abgehärteten Reisenden einen eigenen Reiz, in einem Lande, welches die Griechen selbst oft in Gegensatz zu Europa stellen, von dem gewohnten Komfort des Abendlandes abzusehen, auf die treuherzige, naive Gastfreundschaft der peloponnesischen Bauern angewiesen zu sein und in pilar (Reis mit Huhn) ein Sonntagsgericht zu genießen.

Dennoch läßt sich ein Umschwung zum Bessern nicht verkennen. Schon sind mehrere hundert Kilometer Eisenbahn in Betrieb: die kurze Linie von Athen nach der Hafenstadt Piräus, der erste Schienenweg Griechenlands, wurde 1884 über Eleusis und Korinth nach der ansehnlichen Handelsstadt **Patras** (am Ausgange des Golfs von Korinth) verlängert und soll von dort nach Süden längs der Küste weiter geführt werden. Auch die Zweigbahn von Korinth nach **Nauplia** (der in Argos am Meere gelegenen Festung, welche vor Athen Sitz der Regierung war), eine Dampftrambahn von Athen nach dem Meerbade Phaleron, die ansehnliche Linie von Athen nach Larissa und mehrere thessalische Zweigbahnen sind teils vollendet, teils in Angriff genommen. München hat die Lokomotiven und Bochum in Westfalen die Schienen geliefert; mit Rücksicht auf das schwierige Terrain ist eine normale Schmalspur von 1 m als die passendste gewählt worden. Schon pfeift die Lokomotive auf dem einstigen Gebiet der eleusinischen Mysterien und auf König Agamemnons Grund und Boden — was würden „Vater Homer“ und der viellistige Odysseus oder der strenge Lykurgos wohl zu diesem Wandel der Dinge sagen! Auch die Durchstechung der **Landenge von Korinth** geht endlich ihrer Vollendung entgegen: der 6 km lange Kanal wird bei einer Breite von 23 m

und einer Tiefe von 8 m den gefahrvollen Weg um die Südküste Moreas wesentlich abkürzen und für die Route aus dem Adriatischen Meere nach Athen und Konstantinopel bald allgemein benutzt werden.

Alle die genannten Verkehrswege weisen darauf hin, daß heute wie vor 2350 Jahren Athen wieder an die Spitze des griechischen Landes getreten ist. Dorthin lenkt jeder Orientreisende zuerst seine Schritte, und so wehmütig ihn auch während der Seefahrt der Blick auf die grauen, unwirtlichen Inseln und Küsten gestimmt haben mag, welche die südliche Sonne allerdings oft in unbeschreiblichem Glanze sich aus dem blaufunkelnden Meere hervorheben läßt, trotzdem oft kein Anzeichen menschlicher Kultur ihre wild zerklüfteten Felsrücken bedeckt: der erste Anblick der Akropolis von Athen wird sein Herz höher schlagen lassen für die Wunderwerke jener längst entschwundenen Blütezeit hellenischer Kunst und Macht.



Tatarischer Turm bei Kasan.

Der Piräus ist heute, gerade wie zur Zeit des Themistokles, ein trefflicher Naturhafen, in welchem ein reges seemännisches Treiben herrscht. Die Stadt gleichen Namens, welche jetzt über 20000 Einwohner zählt, ist moderner gebaut als irgend eine deutsche Stadt; alle Straßen sind schnurgerade und schneiden sich rechtwinklig; die Kaufläden und Kaffeehäuser sehen genau so aus wie die jeder westeuropäischen Mittelstadt; nur erinnern Namen wie „der Apolloplatz, die Sokratesstraße“ u. a., sowie die Überreste der Langen Mauern und manche Ruinen in der nächsten Umgebung an die Vorgeschichte dieses Ortes. Fährt man auf der mit Silberpappeln und Platanen bepflanzten Straße im Hotel-Omnibus nach Athen (man kann die 8 km lange Strecke auch auf der Eisenbahn zurücklegen), so hat man unausgesetzt die Akropolis vor Augen; nur der Kephissos und ein Stückchen des heiligen Olivenhaines unterbrechen die sonst einförmige Fahrt durch die attische Landschaft.

Trotzdem das neue Athen sich ziemlich genau an derselben Stelle befindet wie die Stadt des Perikles, so bieten seine Häuser, Straßen und Menschen zunächst nichts, was den Fremden irgendwie in das Altertum zurückversetzte, während man in Rom bekanntlich auf Schritt und Tritt an die Hinfälligkeit menschlichen Schaffens gemahnt wird. Nur inmitten der älteren, ärmlichen, winkligen Viertel, welche sich südlich bis hart an den steil aufragenden Akropolishügel und den Areopag erstrecken, tauchen einige Baureste aus vorchristlicher Zeit auf, unter denen der „Turm der Winde“ als südlicher Endpunkt der Äolosstraße am meisten ins Auge fällt. Letztere Straße durchschneidet das ältere und das neueste Athen ihrer ganzen Länge nach; sie wird in der Südhälfte ziemlich rechtwinklig von der zweitlängsten Straßenflucht, der Hermesstraße, gekreuzt, welche sich von dem im Westen gelegenen Bahnhof nach Osten hinzieht und in den Konstitutionsplatz mündet, gerade vor dem Königs-

schloß. Beide Straßen bilden gewissermaßen ein Orientierungskreuz in dem weiten Stadtplane; in ihnen trifft man die meisten Läden und Kaffeehäuser an, während die größeren Hotels am Konstitutionsplatze liegen. Für das



Felsenküste der Krim.

neueste Athen, dessen Plan sogar teilweise noch auf dem Papier steht, bildet der Eintrachtsplatz eine Art Mittelpunkt. In ihm laufen die breiten, modernen Straßen der nördlichen Stadthälfte zusammen; die Pferdebahnlinien von der Piräus- und der Stadionstraße treffen sich hier; unter seinen Baumanlagen lockt namentlich Sonntags die Militärmusik das immer noch versammlungslustige Volk der Athener herbei, während die Fremden im Café Solon sich an Eis, Schokolade oder Hymettos-Honig laben; letzterer, mit Mandeln zu einer süßen Marmelade verarbeitet, ist bei Griechen und Türken ein beliebtes Naschwerk. Drei breite Parallelstraßen begleiten in südöstlicher Richtung die Stadionstraße bis nahe an das Schloß und den herrlichen Königlichen Garten. Als Mittelpunkt dieses eleganten Stadtteils darf die Universität angesehen werden, ein 1839 vollendeter Prachtbau. Athens Hochschule ist nach deutschem Muster organisiert und mit reichen Sammlungen ausgestattet; sie wird von etwa 2500 Studenten besucht. Unmittelbar daneben erhebt sich in pentelischem Marmor die neue Akademie der Wissenschaften, ein Geschenk des Wiener Banquiers Sina an seine alte Heimat; moderne Statuen von Apollo und Athene schmücken den Vorplatz. Der weltberühmte „Schatzgräber“ Dr. Heinrich Schliemann (seine Kinder hat er in bezeichnender Weise auf die Namen Athenais und Agamemnon

taufen lassen) hat sein „Troisches Haus“ mit seinen reichen Sammlungen unweit davon, wie überhaupt die in Athen ansässigen Gesandten und Notabilitäten in diesem Modeviertel residieren. Am äußersten Nordrande der Stadt vereinigen das Polytechnikum und nahe dabei das eben erst vollendete Centralmuseum, beide von reichen Griechen der Vaterstadt geschenkt, eine Fülle von Altertümern, Terrakotten, Vasen, Skulpturen, Graburnen, Reliefs und Büsten, insbesondere von solchen, welche hier an Ort und Stelle aufgefunden wurden. Auch in Privatsammlungen finden sich viele aus attischen Gräbern hervorgezogene Wunderwerke der kleinen, feinen Kunst, wie die Athener sie so zierlich herzustellen verstanden: trug doch die Feinheit der Behandlung sogar bei ihren kolossalen Marmorbauten dazu bei, daß nicht die Masse, sondern die Form auf den Beschauer einwirkte.

Im Vergleich zu den türkischen Städten trägt Athen einen durchaus europäischen Charakter zufolge seiner geraden Straßen, seiner stattlichen öffentlichen Gebäude, welche vielfach ganz aus attischem Marmor hergestellt sind, der durchgehenden Sauberkeit der Trottoirs und Häuserfronten und nicht zum mindesten zufolge der Tracht seiner Bewohner. Die albanesische Fustanella, ein gefältelter weißer Rock, wird zumeist nur noch in den älteren Stadtvierteln angetroffen; auch die kokette rote Haube mit der an goldener Schnur herabhängenden Troddel schmückt dort noch die Köpfe athenischer Bürgermädchen, wie auch einzelne Mitglieder der Bule (Abgeordnete) die nationale Kopfbedeckung mit einem gewissen Stolz dem internationalen Cylinder vorziehen. Volksgesang und politische Regsamkeit sind immer noch in Athen zu Hause; die Zahl der Zeitungen aller Schattierungen ist groß (in Athen allein erschienen 1884, bei einer Bevölkerung von reichlich 85000 Seelen, 54 politische Zeitungen), und wie einst in dem alten Hellas alle denkbaren Staatsformen zwischen Pöbelherrschaft und Monarchie erschöpft wurden, so schwankt auch heute noch der bewegliche Sinn von einem Extrem ins andere.

Daß der „König der Hellenen“, wie der offizielle Titel des Staatsoberhauptes lautet, unter solchen Verhältnissen oft einen schweren Stand hat und häufige Ministerwechsel an der Tagesordnung sind, lehrt die Geschichte der letzten Jahrzehnte. Im Jahre 1832 wurde durch die Bemühungen der Griechenfreunde (Philhellenen) in den europäischen Großstaaten die Krone Griechenlands dem jugendlichen Prinzen Otto von Bayern übertragen. Fast zwanzig Jahre lang kämpfte er, nachdem am Weihnachtstage 1834 die Residenz von Nauplia nach Athen verlegt worden war, gegen die gärenden Strömungen der Parteien an; aber trotz mancher Fortschritte in der Entwicklung des Landes konnte sich die wittelsbachische Dynastie doch nicht in dem Vaterlande des Solon und Themistokles halten, da sie die in den Köpfen des Volkes spukende „große Idee“ des Hellenenvolkes nicht zu verwirklichen vermochte. Des Regierens müde, kehrte der abgesetzte Fürst 1862 in seine bayerische Heimat zurück und starb 1867 in Bamberg. Erst nach fleißigem Studium des Gothaischen Hofkalenders gelang es den „Schutzmächten“, den Prinzen Wilhelm von Dänemark als Thronkandidaten zu gewinnen; als Georgios I. hielt er am 30. Oktober 1863 seinen Einzug in Athen. Mit Eifer und Treue hat der König in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin, einer griechisch-katholischen Prinzessin aus dem russischen Kaiserhause, die Interessen seines Adoptivlandes wahrgenommen: Georgios und Olga sind stets mit hellenischer Begeisterung für die nationale Wiedergeburt des schwergeprüften Staates eingetreten. Ihr Königsschloß ist durch seine Größe und Lage wohl das bedeutendste moderne Bauwerk der Stadt. Es wurde bald nach der Aufrichtung des Königtums nach einem Plane des Münchener Architekten Gärtner auf einer Anhöhe am Ostende der Hermesstraße erbaut; die Vorhalle mit ihrer ionischen Säulenstellung verleiht dem würfelförmigen, fensterreichen Bau, welcher zwei Innenhöfe umschließt, einiges Relief, namentlich aber trägt die Orangenanlage auf dem Konstitutionsplatz und der große Schloßgarten hinter und seitlich von dem Gebäude zur Hebung desselben bei. Der Schloßgarten ist der einzige Park der Stadt, reich an schattigen Laubgängen, tropischen Pflanzen und köstlichen Durchblicken auf die Säulenreste der altklassischen Zeit. Die einstige Heimstätte des Sophokles dagegen, der nahe der Stadt am Rande des Olivenwaldes gelegene Flecken Kolonos, erhebt sich heute reizlos aus der sonnigen Ebene, so daß nur eine blühende Phantasie den Sophokleischen Chorstrophen zustimmen wird:

„Fremdling, staune die schönste Flur
„Unter Attikas Himmel an, Kolonos'
„Glanzvoll helles Gefilde, wo
„Nachtigallen im Silberton,
„Zahlreich nistend in grünen Hages
„Waldnacht, seufzen und klagen!
„Epheu, dunkler, umrauscht sie hier
„Und des Thyrsos geweihtes Laub,
„Traubenschwellend in schattigen Kühlungen,
„Genährt vom sanften Lufthauch,
„Sturmfrei....“

Auf dem niedrigen Hügel von Kolonos, unweit von Platos einstiger Akademie, hat Otfried Müller 1840 seine letzte Ruhestätte gefunden, nächst Lessing und Winckelmann der verständnisvollste aller deutschen Altertumsforscher. Bezaubernd ist von dieser Stelle aus der Blick auf Athen, namentlich gegen Abend, wenn die Akropolis sich purpurn am orangefarbenen Himmel abhebt, dann ein blaugrauer Nebel sich über das tiefere Stadtbild legt, und bald nur noch der einsame Kegel des Lykabettos, der langgestreckte Hymettos dahinter und der mächtige Pentelikon zur Linken sich in violettem Dufte auf dem tiefblauen Grunde abzeichnen.

So merklich jedoch der Aufschwung des modernen Athen ist, und so licht und sonnig sich der Himmel über diesem Erdenfleck wölbt: die Denkmäler der Neuzeit und die Naturreize der griechischen Hauptstadt stehen an Bedeutung weit zurück hinter den unvergleichlichen Resten aus dem Altertum. Die Akropolis ist in jeder Bezie-

hung die hervorragendste Örtlichkeit Athens. Steil ragt das etwa 300 m lange, in der Mitte bis 130 m breite Plateau im Süden der Stadt 70 m hoch aus der Ebene empor, nur von Westen auf einer geschlängelten Straße zugänglich. Kein anderer Platz der Welt umschließt auf so kleinem Raum so viele und so schöne Denkmäler von höchster, klassischer Vollendung. Was an Bauwerken vor 480 v. Chr. dort stand (denn die Akropolis war wohl immer die Burg der alten Kekropsstadt), fiel der Zerstörung durch die siegreichen Perser anheim, um in neuem Glanze unter Perikles wieder zu erstehen. Schon Themistokles und Kimon hatten das Plateau mit neuen Mauern umsäumt; einige Zuthaten, namentlich aus türkischer Zeit, verschwinden neben den antiken Bauten als geradezu unbedeutend. Noch heute betritt man den eigentlichen Akropolisplan durch die Propyläen. Bei einer Gesamtbreite von 47 m entfallen auf die gegen die Flügelbauten zurücktretende Thorhalle etwa 20 m Breite, bei einer nur wenig größeren Tiefe. Von den mächtigen Säulen sind die meisten in Trümmer gestürzt; von den farbigen Deckenkassetten, ja selbst von den ionischen Kapitälen ist nichts mehr an seiner einstigen Stelle befindlich: nur aus ringsum zerstreuten oder in Museen gesammelten Bruchstücken darf man einen Rückschluß auf die leuchtende Pracht des Baues machen, wie ihn Mnesikles kurz vor Ausbruch des Peloponnesischen Krieges (432) vollendete und der allgewaltige Perikles mit gewinnender Beredsamkeit seinen Athenern übergab, als den „glänzenden Stirnschmuck der weithin ragenden Felsenkrone der athenischen Götterburg“. Unmittelbar vor dem einen Flügel, auf dem Südwestvorsprunge des Felsens, erhebt sich der kleine Tempel der Siegesgöttin, nur wenig mehr als 5 m im Geviert messend. Deutsche Künstler haben ihn vor fünfzig Jahren aus den aufgefundenen Bruchstücken wiederhergestellt; selbst der rings umlaufende, obschon in vielen Figuren verstümmelte Fries ist großenteils erhalten, soweit ihn nicht Lord Elgin als gute Beute nach London mitgenommen hat. Wie Pausanias berichtet, ließ von dieser Stelle aus der König Ägeus seine Blicke über das nach ihm benannte Meer schweifen, um das weiße Segel des heimkehrenden Theseus wahrzunehmen. Was Lord Byron hier bei Sonnenuntergang empfand, hat er in seinem „Korsar“ in glühenden Worten ausgesprochen.

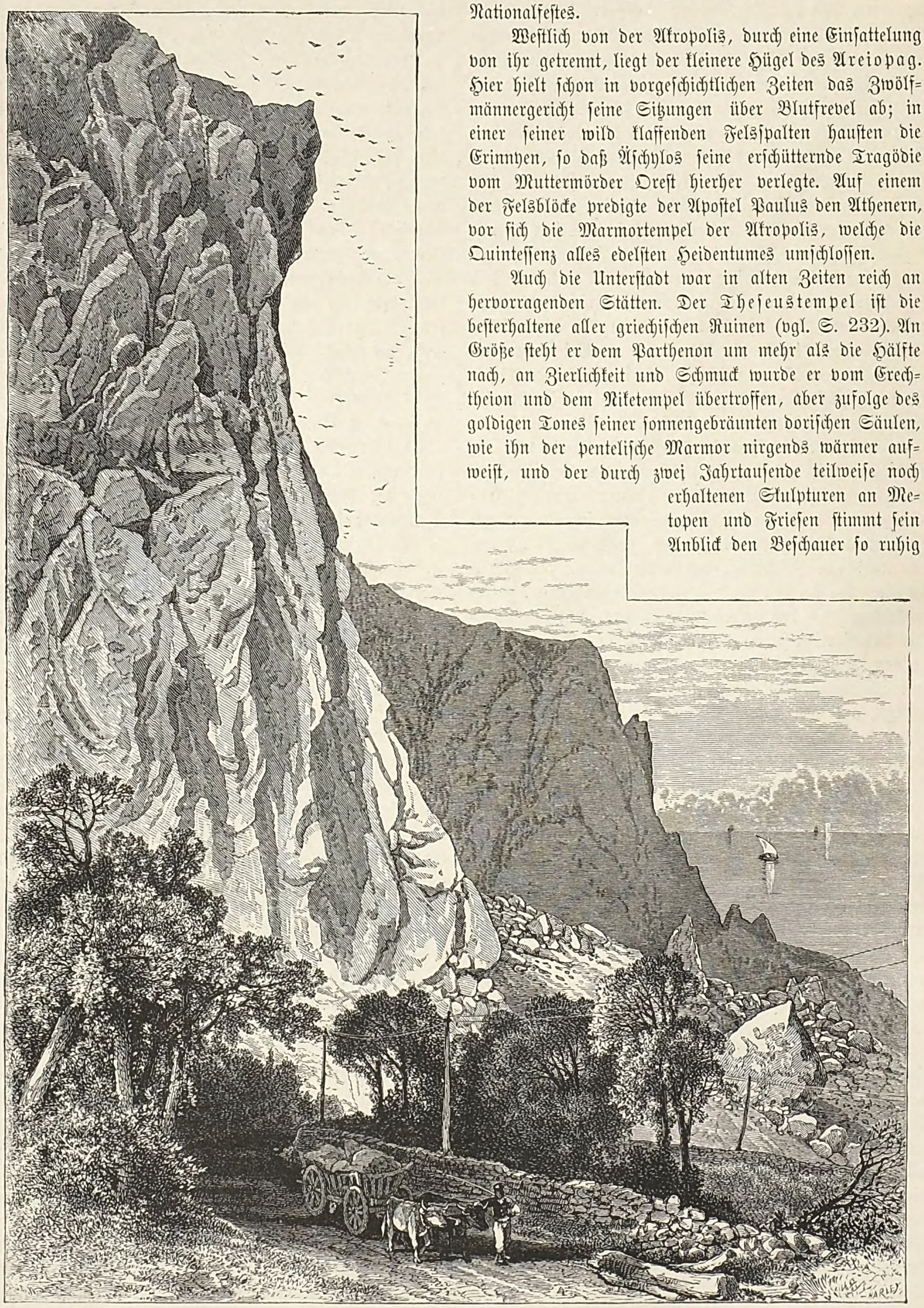
Das Erechtheion, ein Tempelbau mittlerer Größe nahe dem Nordrande des Plateaus, läßt zufolge der noch vorhandenen Architekturteile am deutlichsten die Gewissenhaftigkeit der atheniensischen Künstler erkennen, die auch die scheinbar unbedeutendsten Skulpturteilchen mit liebevoller Sorgfalt ausmeißelten. Weltberühmt sind die Karyatiden, welche das Flachdach des Mausoleums der sagenhaften Könige Erechtheus und Kekrops tragen: ihre kraftvolle jungfräuliche Schönheit hat bis auf den heutigen Tag unzähligen Architekturfiguren als klassisches Vorbild gedient.

Aber diese und andere Tempelreste überstrahlt das hochgelegene Parthenon (vgl. die Abbildung S. 236). Man braucht noch lange kein Altertumsfreund zu sein, um beim Überschreiten des Trümmerfeldes ringsum in wehmütige Gedanken über das „Los des Schönen auf der Erde“ zu verfallen. Was zwei Jahrtausende von dem herrlichen Bau des Iktinos und Kallikrates übrig gelassen, das haben die letzten zwei Jahrhunderte nach Möglichkeit beseitigt. Der heidnische Tempel, welcher einst das Meisterwerk des Pheidias, die von Gold und Elfenbein verfertigte, 12 m hohe Bildsäule der Jungfräulichen Athene barg, wurde im Mittelalter als christliches und mohammedanisches Gotteshaus benutzt. 1687 bombardierten die Venetianer die Akropolis. Eine Bombe durchschlug das Dach des Parthenon, das in demselben aufbewahrte Pulver entzündete sich, und in einem Augenblick stürzte die Hälfte der Säulen in Trümmer. Was an dem geretteten Teile verblieben war, wurde von Lord Elgin mit Hülfe von einigen hundert Arbeitern systematisch losgebrochen und 1816 unter dem Namen Elgin Marbles dem Britischen Museum zu London einverleibt. Gleichsam als Gegengeschenk für die größten Kunstwerke der Welt verehrte Lord Elgin den Athenern eine Turmuhr, die noch heute eines der öffentlichen Gebäude ziert; es war die erste Turmuhr auf Hellas' klassischem Boden. Wie ganz Athen, so litt schließlich die befestigte Akropolis im griechischen Befreiungskriege (1827) am meisten. Die Trümmer der Tempel wurden als Bausteine in die Mauern eingefügt; ähnlich wie manche Prachtbauten des alten Rom, diente auch das Parthenon eine Zeit lang geradezu als Steinbruch. Auf seinem mächtigen Unterbau von fast 70 m Länge und reichlich 30 m Breite erhoben sich einst 46 dorische Säulen von beinahe 2 m Durchmesser an der Basis und $10^1/_2$ m Höhe, je 17 an den Lang- und je 8 an den Frontseiten; die edle Einfachheit von Grundriß und Säulenstellung, der vollkommene Einklang aller Verhältnisse, die sorgfältige Bearbeitung des Marmors benahmen dem Riesenbau jede schwerfällige Massenhaftigkeit: konnte man ihn doch des hohen Standpunktes wegen nur von der Grundfläche oder aus der Entfernung überschauen, so daß immer der durchsichtige Äther den Hintergrund für das Bauwerk abgab, was bekanntlich bei unsern nordischen Bauten nur ausnahmsweise der Fall ist. Wie überwältigend mußte dieser Bau auf die kunstfreudigen Athener wirken, als ihn noch die langen Marmorfriese und Giebelbilder aus Pheidias' Meisterhand schmückten, als die ihres großen Wertes halber wohl schon früh geraubten Tempelschätze und Weihegeschenke sein Inneres füllten, als der Plan ringsum noch mit vielen kleineren Tempelbauten, Heiligtümern, Götterbildern, Statuen 2c. dicht besetzt war, namentlich längs der Feststraße, auf welcher jedes vierte Jahr die Blüte des attischen Landes entlang zog, um am heiligsten Tage des Panathenäenfestes dem durch sein Alter ehrwürdigen hölzernen Schnitzbild der Landesgöttin ein neues, von athenischen Frauen gewirktes Prachtgewand zu überbringen. Gleich bedeutsame Feste an gleich bedeutsamer Stelle sind wohl nirgends wieder, außer in Olympia, Jahrhunderte hindurch gefeiert worden, namentlich mit

Rücksicht auf den geistigen Gehalt des athenienfischen Nationalfestes.

Westlich von der Akropolis, durch eine Einsattelung von ihr getrennt, liegt der kleinere Hügel des Areiopag. Hier hielt schon in vorgeschichtlichen Zeiten das Zwölfmännergericht seine Sitzungen über Blutfrevel ab; in einer seiner wild klaffenden Felsspalten hausten die Erinnyen, so daß Äschylos seine erschütternde Tragödie vom Muttermörder Orest hierher verlegte. Auf einem der Felsblöcke predigte der Apostel Paulus den Athenern, vor sich die Marmortempel der Akropolis, welche die Quintessenz alles edelsten Heidentumes umschlossen.

Auch die Unterstadt war in alten Zeiten reich an hervorragenden Stätten. Der Theseustempel ist die besterhaltene aller griechischen Ruinen (vgl. S. 232). An Größe steht er dem Parthenon um mehr als die Hälfte nach, an Zierlichkeit und Schmuck wurde er vom Erechtheion und dem Niketempel übertroffen, aber zufolge des goldigen Tones seiner sonnengebräunten dorischen Säulen, wie ihn der pentelische Marmor nirgends wärmer aufweist, und der durch zwei Jahrtausende teilweise noch erhaltenen Skulpturen an Metopen und Friesen stimmt sein Anblick den Beschauer so ruhig



An der Poststraße von Kikineis (Krim).

heiter, daß man inmitten seiner Säulenhallen den dumpfen Lärm des alten „Töpfermarktes" (Kerameikos) zu vernehmen glaubt, welcher an Stelle des heutigen Exercierplatzes das Theseion umgab, wenn nicht der Pfiff der Lokomotiven vom nahen Bahnhofe her an die Gegenwart erinnerte.

An der entgegengesetzten Seite der Akropolis, also am Südostrande der Stadt, stand das Olympieion. Als das dem Vater der Götter geweihte Heiligtum that es sich durch seine gewaltige Größe kund: bei 56 m Breite maß es 116 m in der Länge, so daß ihm kein anderer Tempelbau in Griechenland an Umfang gleichkam. Da es erst durch Kaiser Hadrian (129 n. Chr.) vollendet wurde, weisen die 17 m hohen Säulen mit ihren reichen korinthischen Kapitälen nicht mehr die edle Einfachheit der klassischen Zeit auf. Von den 120 Säulen sind nur noch 14 vorhanden (vgl. S. 237); gleich den Ruinen von Pästum haben sie von jeher die Maler begeistert. Wie bescheiden, ja ärmlich nehmen sich gegenüber diesen glänzenden Riesenwerken des Altertums die heutigen Bauten Griechenlands und Italiens aus! Aber die poesieumwobene Quelle Kallirrhoe, das Stelldichein athenischer Liebespaare, träufelt immer noch nahe dem Quaderbau des Olympieions hervor, und Mandelbäume mit tausend roten Blüten durchwürzen im Frühling die Luft ringsum, dieselbe Luft, welche Sokrates und Phädrus hier am Ilissusufer atmeten.



Wasserfall des Uchansu (Krim).

Lassen die genannten und andere, weniger bedeutende Denkmäler der athenischen Vorzeit die Lieblingsstadt der Minerva immerhin als den Vorort Griechenlands erscheinen, so lenkt der Wanderer doch auch häufig seine Schritte zu der einstigen Nebenbuhlerin der Kekropsstadt, zu der schmucklosen Heimat des Lykurgos und Leonidas. Der Landweg von Athen nach Sparta ist keine 200 km lang — aber an wieviel geschichtlich bedeutsamen Stätten führt er vorüber! Die von Athen westwärts führende Straße hieß Jahrhunderte lang die „heilige"; sie war eingefaßt mit Denkmälern, Kunstwerken und Grabstätten; auf ihr zog man nach Eleusis, um der Demeter unter geheimnisvollen Feierlichkeiten Dank abzustatten für die der Erde erwiesenen Wohlthaten. Erst die Goten zerstörten den teilweise in den Felsen hinein-

gebauten Tempel, dessen gewaltige Trümmer in neuester Zeit bloßgelegt wurden. Ihr Kunstwert ist ein geringer, selbst die Propyläen weisen keine einzige ganz erhaltene Säule mehr auf; inmitten der wüsten Stein- und Schuttmassen liegt das armselige Albanesendorf, in welchem 525 v. Chr. der große Äschylos zur Welt kam. Zur Linken hat man auf der nach Megara weiterführenden Straße die Insel Salamis vor sich (s. S. 241); an ihrem östlichen Felsengestade wurde 480 v. Chr. die Perserflotte von Themistokles vernichtet, vor den Augen des am Ufer thronenden Xerxes: die Klugheit und der Heldenmut weniger Griechen retteten die Kultur Europas vor den auf tausend Schiffen herbeigeeilten Barbaren. Der fromme eleusinische Dichter kämpfte selbst mit. Er läßt in seinen „Persern" den nach Susa entsendeten Boten als Schlachtruf der Athener die Worte anführen:

„Ihr Söhne der Hellenen, auf!
„Befreiet euer Vaterland, befreiet Weib
„Und Kind! Befreit der Vatergötter Heiligtum,
„Der Ahnen Gräber — jetzt um alles gilt's den Kampf!"

Der Bote schließt seinen Bericht mit der Meldung, daß rings

„Von Ach und Weh und Jammerschrei die See erscholl,
„Bis alles in den Schoß der schwarzen Nacht versank."

Keine Spur eines Siegesdenkmals, nicht einmal, wie bei Marathon, ein mit kärglichem Gestrüpp bewachsener Hügel, das Massengrab der athenischen Helden, bezeichnet die ewig denkwürdige Stätte. Ein paar hundert albanesische Bauernhäuser, ein zerfallenes Kloster, der Flecken Salamis und seit kurzem einige Arsenalbauten für die kleine griechische Kriegsflotte — das sind die heutigen Sehenswürdigkeiten der vielumworbenen Insel; gegenüber, auf einem Vorsprunge des Festlandes, soll sich das von den Wellen bespülte Felsengrab des Themistokles befunden haben. Auch bei Thermopylä sucht man heute vergebens die Stelle, wo Leonidas und seine 300 Spartaner den Heldentod starben. Dort hat selbst die Natur jede Spur des Kampfplatzes verwischt, denn der ehemals enge Paß ist durch Anschwemmungen und Erdbeben in eine weite, sumpfige Niederung verwandelt worden, und nur die warmen Quellen sprudeln immer noch empor.

Unweit der schmalsten Stelle des Isthmus, welcher Morea mit dem Festlande verbindet, lag im Altertume Korinth, die reichste und bevölkertste Stadt, die jemals auf Griechenlands Boden gestanden hat. Das hochgelegene Akrokorinth, ein größeres und viel höheres Plateau als die atheniensische Akropolis, ragte weithin sichtbar zwischen dem saronischen und dem korinthischen Meerbusen auf. An ihren Fuß schmiegte sich die üppige Handelsstadt, vor deren Annehmlichkeiten ein griechisches Sprichwort warnte mit den zumeist wohl auf den Aphroditentempel bezüglichen Worten: „Nicht jedem Manne rate ich die Seefahrt nach Korinth." Durch kunstvolle Teppiche und Erzgefäße, weiche, purpurne Wollenstoffe und allerhand Luxusartikel, welche der rege Handelsgeist der phönizischen Bewohner in alle Länder am Mittelmeer vertrieb, hatte die Stadt ihren Reichtum erlangt. Die genußsüchtigen Korinther verwandten ihre Schätze jedoch nicht wie die Athener auf öffentliche Bauten, auf die Hebung edler Künste und die Förderung der Wissenschaften: kein einziger Philosoph, Schriftsteller oder Dichter von Bedeutung stammte aus der volkreichen Stadt. Deshalb weiß man auch verhältnismäßig wenig von dem Leben ihrer Bürger, und von den steinernen Zeugen ihrer Größe ist noch weniger auf unsere Zeit gekommen. Wo einst 300000 Menschen sich in zahllosen Palästen mit reich gezierten Säulen des Lebens freuten, wo Apelles die schöne Lais bewunderte, wo der große Alexander den enthaltsamen Diogenes als eine Art Wundermenschen aufsuchte, wo der asiatische Hierodulendienst durch machtvolle „Tyrannen" begünstigt wurde und der Apostel Paulus inmitten der allgemeinen Sittenlosigkeit seine kleine Christengemeinde zu Eintracht und Demut ermahnte, da liegt heute ein jämmerliches Dorf mit einigen hundert verarmten Menschen. Weithin in der Runde ist der Boden mit Schutt und Trümmern besäet. Nur von dem großen dorischen Tempel, dem ältesten Griechenlands, stehen noch sieben Säulen mit einigem Gebälk (vgl. S. 240); sie haben die Zerstörung der Stadt durch die Römer (unter Mummius 146 v. Chr.) und die hundertjährigen Türkenkämpfe, ja selbst das Erdbeben von 1858 überdauert. Auf dem 600 m hohen Akrokorinth jedoch vergißt man den Mangel an Altertümern über der herrlichen Aussicht. Bei klarem Wetter liegen nicht nur die Bergketten des alten Hellas, von Attika bis zum Parnaß, sowie die Schneeberge Arkadiens und die blauglänzenden Spiegel zweier Meere vor dem Auge des Beschauers, sondern selbst die Akropolis von Athen ist am Horizonte sichtbar. Wie neidisch mögen vor Jahrtausenden die reichen Krämer von dieser Stelle aus zu den schimmernden Marmorbauten des Pheidias hinübergeschaut, oder in den Piräus die Flotten haben einlaufen sehen, welche der aufblühenden Nebenbuhlerin die Abgaben der Bundesgenossen überbrachten! Nach dem letzten Erdbeben hat man Korinth weiter unten am Meere wiederaufgebaut. Neukorinth verspricht eine ansehnliche Hafenstadt zu werden, sobald der Kanal durch die Landenge vollendet sein wird; eine Kaserne, einige saubere Speisewirtschaften und sogar einige Droschken verleihen ihm schon jetzt, nach dem Maßstabe der übrigen griechischen Kleinstädte gemessen, ein modernes, verheißungsvolles Aussehen.

Zur Linken der Straße von Korinth nach Argos liegen die Ruinen von Mykenä. Durch Schliemanns Ausgrabungen ist die schon 463 v. Chr. zerstörte Residenz Agamemnons in ihrer alten Größe zu tage gefördert worden, so daß, außer in Athen, hier die umfangreichsten Ruinen Griechenlands erblickt werden. Wirken die cyklopischen Mauern der Festungswerke hier, wie in dem nahen Tiryns, auch nur durch die Massenhaftigkeit des Materials, so erwecken doch die „Schatzhäuser", Gräber und Thore der Pelopidenstadt im Verein mit der trotzigwilden Lage des Ortes und seiner sagenreichen Vergangenheit das höchste Interesse jedes Altertumsfreundes. Das Löwenthor und das Schatzhaus des Atreus gehören

zu den ältesten Bauwerken Europas; an ihnen studieren Architekten und Bildhauer, wie vor etwa drei Jahrtausenden die Griechenfürsten bauten.

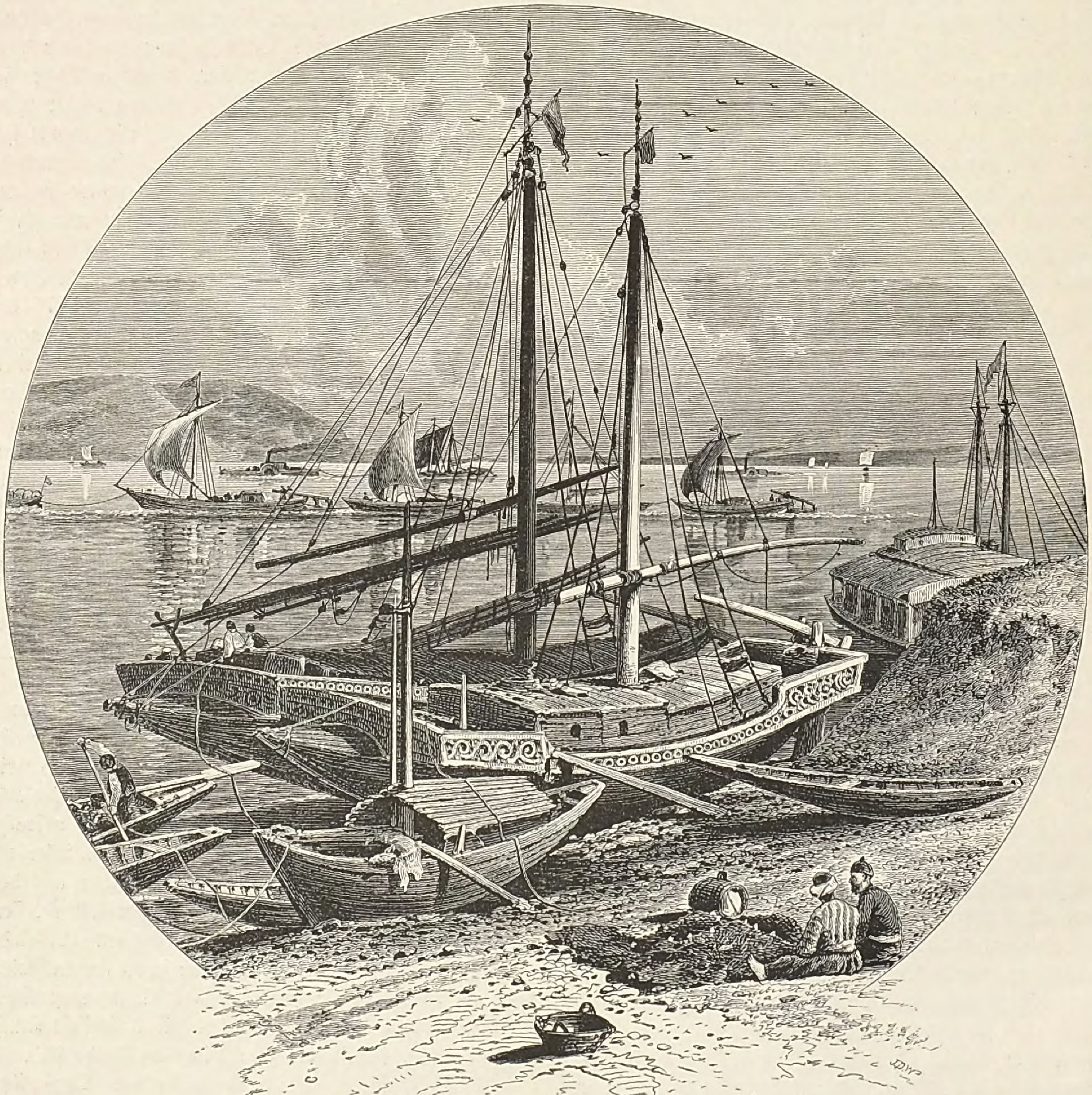
Von Argos nach Lakonien ist trotz der Kürze des Weges eine beschwerliche Reise. In unregelmäßiger Verzweigung füllt kahles, unwirtliches Gebirgsland diesen mittleren Teil des Peloponnes aus. Erst im Flußgebiet des Eurotas, zwischen diesem und dem Pamisos, trägt die Kettenbildung des Taygetos zu einem regelmäßigen Wechsel von rauhem Hochland und fruchtbarer Niederung bei. Bis zu 2410 m Höhe türmt sich der zackenreiche, oft mit Schnee bedeckte Kamm des Taygetos auf, gleichsam von alters her ein Grenzwall zwischen Lakonien und Messenien, zwischen den Fruchtebenen des Eurotas und des Pamisos. Namentlich die letztere prangt im Schmuck einer südlichen Vegetation, die nicht nur Öl und Wein, Orangen und Citronen, sondern selbst Agaven und Dattelpalmen üppig wachsen läßt. Seit drittehalb Jahrtausenden, seit den Heldenthaten des Aristodemos, berichtet die Weltgeschichte von Kämpfen um dieses schöne Land; aber noch altberühmter ist das Eurotasthal.

Als Chateaubriand 1806 den Peloponnes durchstreifte und man ihm die Trümmer des alten Sparta zeigte, traten ihm beim Anblick dieser absoluten Vergänglichkeit irdischen Ruhmes Thränen in die Augen. Wo einst Menelaos und Helena Hof hielten, ehe letztere dem schönen Paris nach Troja folgte, wo Lykurg seine Gesetze gab, kraft deren nur Männer die Mauern der dorfartigen, weit ausgedehnten Stadt bilden sollten, von wo Leonidas mit seinen dreihundert von „schwarzer Suppe“ genährten Kämpfern gegen das Millionenheer des Perserkönigs auszog, von wo selbst das Perikleische Athen am Schlusse des Peloponnesischen Krieges Gesetze empfing, ja wo noch im Mittelalter Byzantiner, Franken, Griechen und Türken oft von sich reden machten: da schleicht heute träge der flache Eurotas zwischen Schilf und Oleandergebüsch hin, da unterbricht nur selten ein elendes Dorf, eine Herde, ein Quell mit einzelnen Bäumen die ernststimmende, menschenleere Landschaft. Meilenweit stößt man am Eurotas auf Mauerreste, behauene Quadersteine und kleinere, wertlose Trümmer; nur leicht deckt sie die Ackerkrume, nur selten läßt sich jedoch die Entstehungszeit oder der Zweck der Bauwerke bestimmen, denen jene Reste einst angehörten. Ein großes Theater, ein dem Leonidas zuerteiltes Grabdenkmal, einige spärliche Tempelruinen und Kultusstätten sind von Archäologen studiert und klassifiziert worden — was will das jedoch heißen für eine Stadtgemeinde von der einstigen Bedeutung Spartas! Übrigens wächst das neue, von König Otto gegründete Sparta munter empor; schon zählt es fast 4000 Einwohner, und sein Museum birgt manchen interessanten Fund.

Kein Deutscher verabsäumt es heute wohl, bei einer Wanderung durch Morea einen Abstecher nach Olympia zu machen. Da, wo der Kladeos ziemlich genau unter einem rechten Winkel in den Alpheios fließt, welcher sich südlich von der ansehnlichen Stadt Pyrgos ins ionische Meer ergießt, kamen von 776 v. Chr. ab die Hellenen zu friedlichen Wettkämpfen zusammen. Etwa ein Jahrtausend lang haben diese nationalen Spiele die politisch und geographisch getrennten Staaten von Hellas mit einem gewissen Einheitsbande umschlungen, das Griechenvolk leiblich und geistig gekräftigt und es tüchtig gemacht, gegen äußere Feinde erfolgreich ins Feld zu ziehen. Die letzten Olympischen Spiele wurden 393 n. Chr. gefeiert. Der Gotenkönig Alarich und andere Barbaren, insbesondere aber Erdbeben, Überschwemmungen, Abstürze des Berges Kronos und lange Jahrhunderte der Vergessenheit stürzten die zahlreichen Tempelgebäude in Trümmer, nachdem ihre beweglichen Schätze vorher weggeschleppt worden waren; bis zu 6 m Höhe türmte sich die Erde darüber auf, und nur einzelne Säulentrommeln oder Mauerstrecken ragten aus dem Ackerlande hervor. Deutsche Gelehrte, insbesondere Winckelmann und Prof. Ernst Curtius, wiesen auf die reiche Ausbeute hin, welche hier für die Kenntnis der hellenischen Architektur, Skulptur und Altertumswissenschaft zu erlangen wäre. 1875 begannen auf Kosten des Deutschen Reiches die Ausgrabungen; nur in den heißen Sommermonaten wurden die Arbeiten unterbrochen. Was dort in sechs Jahren mit einem Kostenaufwande von 800 000 *M.* zu tage gefördert wurde, reiht sich würdig den in Athen und Mykenä vorhandenen Resten aus Griechenlands Vorzeit an. Der große Zeustempel ist durch 20 untere Säulenstumpfe noch deutlich in seinen Umrissen bezeichnet, auch ist manches von den Reliefs der Giebelgruppen aufgefunden worden. Von den in besonderen Bezirken aufgestellten Heiligtümern der Hera, des Pelops und der Göttermutter, von den Schatzhäusern für die Weihegeschenke, dem Stadion, dem Amtshause der Tempelbehörden (Prytanen), der Werkstätte des Pheidias, dem Zeusaltar, dem Gymnasion, einigen Säulenhallen, Wasserleitungen und Einzeldenkmälern, welche letzteren einst nach Hunderten zählten, sind nennenswerte Bruchstücke entdeckt und vertragsmäßig in Griechenland gelassen, die ersten Abgüsse jedoch nach Berlin gebracht worden. Die (leider kopflose) Siegesgöttin des Päonios, der Hermes des Praxiteles, zahlreiche Statuen aus der römischen Kaiserzeit, viele Bronzen und Terrakotten lassen die Funde von Olympia die der römischen Landstadt Pompeji an Bedeutsamkeit übertreffen; ja die Hermesstatue darf mit Recht als die herrlichste Nachbildung männlicher Schönheit betrachtet werden, welche die hellenische Kunst geschaffen hat, soweit wir zu urteilen im stande sind.

Das Königreich Griechenland unserer Tage läßt deutlicher als alle anderen Reiche Europas das Auf- und Niederwogen des Völkerlebens erkennen. Nicht allein die spärlichen Trümmer der Tempelbauten, sondern auch die geistigen Strömungen, wie sie sich in der modernen Tageslitteratur abspiegeln, bekunden den weltweiten Abstand der Jetztzeit von jener Blüteperiode des Landes, welche ein Homer in unsterblichen Gesängen feierte, welche die Marathonkämpfer und die gewaltigen Tragiker im Verein mit Perikles und seinen Künstlerfreunden auf die Höhen des Menschentums führten, und welche schließlich der königliche Jüngling Alexander wie im Fluge über die

alte Welt ausbreitete. Dennoch verzweifeln die Neugriechen nicht, daß dem herabgekommenen Lande eine der Vergangenheit würdige Zukunft beschieden sei. Wie vor zwei Jahrtausenden die gesamte europäische Bildung und Gesittung, alle Kunst, Wissenschaft und Humanität aus den Städten am inselreichen Archipel emporsproßte, also werde auf den Trümmern des Türkenreiches der schon wieder kräftige Schößling des Hellenentums sich zu einem Baume ausbreiten, unter welchem das Morgenland Schutz vor allen Wettern aus Ost und West finden werde. Noch verständigen sich ja die Nachkommen jener großen Ahnen in der Sprache des Plato unter einander und mit den Gebildeten aller Völker, noch leuchte „die Sonne Homers“ über den blühenden Gestaden von Hellas.



An der Wolga bei Kasan.

Einzelwerke über die Balkan-Halbinsel:

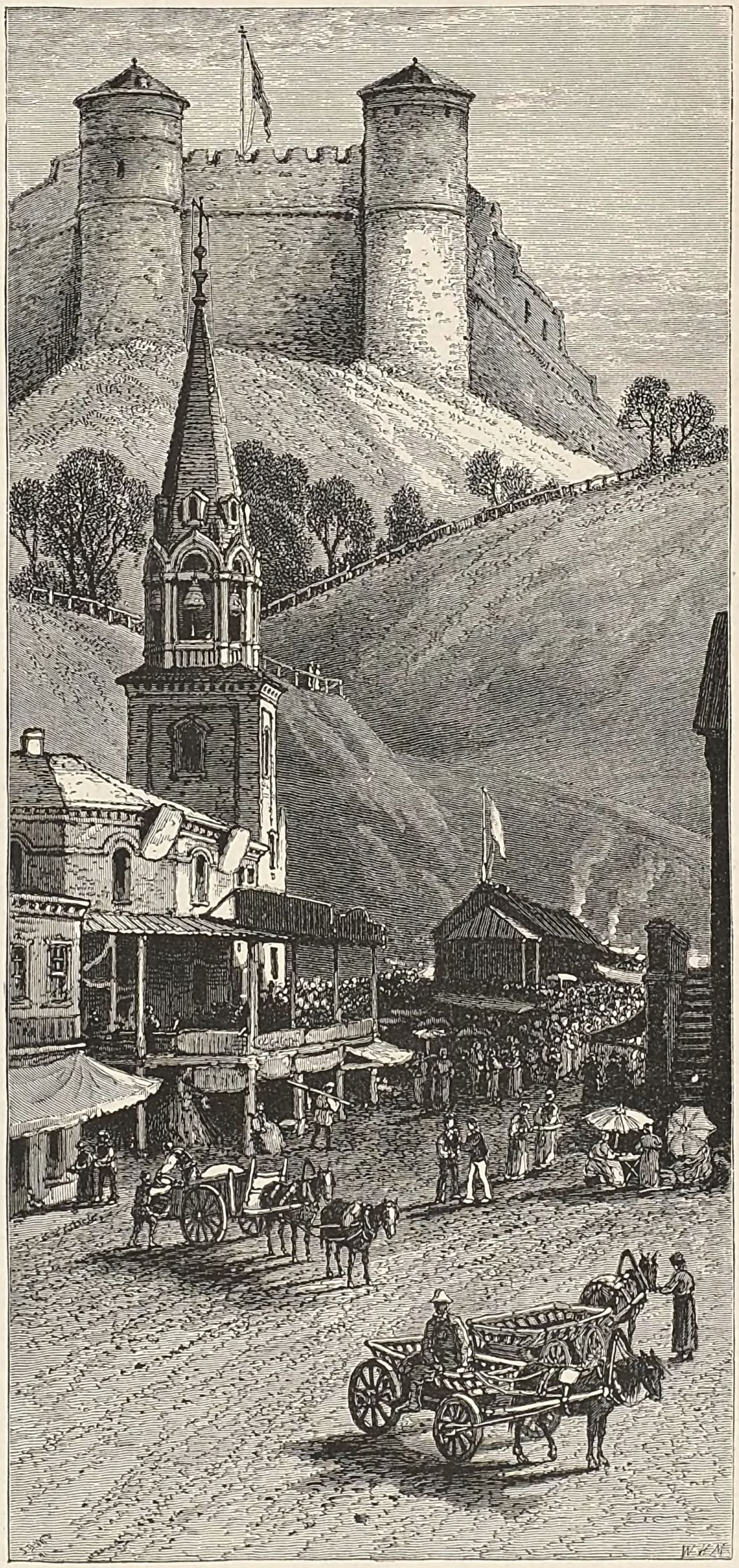
Barth, Heinrich: Reise durch das Innere der europäischen Türkei. Berlin 1864.
Brandis, Chr. A.: Mitteilungen über Griechenland. 3 Bde. Leipzig 1849.
Brennecke, Dr. W.: Die Länder an der untern Donau und Konstantinopel. Hannover 1870.
Curtius, Ernst: Attische Studien. Göttingen 1865.
Curtius E. und Kauzert J. A.: Atlas von Athen. Berlin 1878.
Fallmerayer, J. Ph.: Fragmente aus dem Orient. 2 Bde. Stuttgart 1845.
Friederichs, Dr. Karl: Kunst und Leben. Reisebriefe aus Griechenland ꝛc. Düsseldorf 1872.
Hahn-Hahn, Gräfin Ida: Orientalische Briefe. 3 Bde. Berlin 1844.
Hettner, Hermann: Griechische Reiseskizzen. Braunschw. 1853.
Kanitz, F.: Donaubulgarien und der Balkan. Leipzig 1875.
Moltke, H. v.: Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei von 1835—39. Berlin 1876.
Rigler, L.: Die Türkei und ihre Bewohner. 2 Bde. Wien 1851.
Schweiger-Lerchenfeld, Freiherr v.: Unter dem Halbmond. Jena 1876.
Vambéry, Hermann: Sittenbilder aus dem Morgenlande. Berlin 1876.

Das europäische Rußland.

Unter allen Reichen Europas stehen Griechenland und Rußland im ausgeprägtesten Gegensatz zu einander. Ist dieses mit seinen fast $5^1/_2$ Millionen qkm auch reichlich hundertmal so groß als jenes, so erscheint es dennoch arm an geschichtlichen Großthaten, an kulturhistorischer Bedeutung und an kunstsinniger Gestaltung des Lebens im Vergleich zu dem kleinen Hellas. Aber anderseits liegt hier alles Große in ferner Vergangenheit, während das Zarenreich eine unberechenbare Zukunft vor sich hat und zweifelsohne mit England, Deutschland und den Vereinigten Staaten den Kampf um die einstige Weltherrschaft wagen darf, falls von einem solchen Wettstreit überhaupt einmal die Rede sein wird und seinetwegen unermeßliche Opfer gebracht werden.

Die Ausdehnung eines Landes, dessen Norden (die Karische See) bis zu 70° N. B., dessen Süden jedoch über 39° N. B. hinausreicht (bei Lenkoran am Kaspischen Meer), während der äußerste Westen etwa 3000 km vom äußersten Osten entfernt ist, also daß am obern Tobol die Sonne drei Stunden früher kulminiert als in Kalisch, bedingt eine so große Mannigfaltigkeit in klimatischer und ethnographischer Beziehung, daß kein anderes Reich der Erde hierin Rußland übertrifft. Diese Osthälfte Europas, welche größer ist als alle seine übrigen Länder zusammengenommen, aber nur reichlich $^1/_4$ der Einwohnerzahl des Erdteils aufweist, ist in der Hauptsache ein Tiefland. Der Ural im Osten und der Kaukasus im Süden sind seine einzigen namhaften Gebirgsketten; die breiten Landrücken, welche die ungeheure Fläche in mehrfachen Richtungen durchsetzen, nehmen sich kaum wie Wellen auf dem Ocean aus. Ihre höchste Erhebung, die Waldaihöhe, steigt nur 351 m aus der Ebene, bildet jedoch nach allen Richtungen hin eine wichtige Wasserscheide.

Die Geographen und Nationalökonomen Rußlands nehmen eine verschiedene Zahl von Zonen zwischen dem Eismeer und den Südabhängen des Kaukasus an. Der verdienstvolle russische Kollegienrat Professor C. F. Meyer in Heidelberg teilt (unter der Voraussetzung, daß sich die Isothermen-Linien mehr und mehr dem Äquator nähern, je



Aus Nischnij-Nowgorod.

weiter man nach Osten vorrückt) das europäische Rußland in acht klimatische Zonen ein. Die nördlichste, die des Eises, ist unbewohnbar, bringt nur Flechten und Moose hervor und wird in den Sommermonaten von Fischern und Jägern aufgesucht, welche den Eisbären, Robben und Waltieren nachstellen. Auf dem gebirgigen Nowaja Semlja, dessen Nordspitze sogar bis zum 76° N. B. reicht und dessen mittlere Jahrestemperatur — 5° R. beträgt (Maximum + 9°,5 R., Minimum — 32° R.), ist neuerdings eine physikalische Beobachtungsstation eingerichtet worden. Unter den Naturerscheinungen dieses Landstriches nimmt das wunderbare Nordlicht die erste Stelle ein. Die Zone der Polarsümpfe (Tundra) ist gleichsam die Wüste des Nordens. Während des langen Winters ist sie eine grenzenlose, schneeverwehte Ebene, deren zahlreiche Gewässer und Riesenströme unter einer dicken Eisdecke zu ruhen scheinen; erst der flüchtige Sommer zaubert den Moorboden in eine farbenreiche Flur um. Nicht nur Hermeline, Marder, Füchse, Hasen, Renntiere und Wölfe, sondern auch unzählige Wasservögel beleben dann die Tundra; für den Ssamojeden, „den darbenden Stiefsohn der Natur“, ist dies die Zeit der Ernte.

Die dritte Zone geht aus der Tundra über magere Grasflächen in unermeßliche Nadelholzwälder über, welche nach Süden zu immer dichter werden. Unter den dickstämmigen Bäumen wird häufig die Birke angetroffen, der eigentliche Nordlandsbaum, dessen Nutzen ein vielseitiger ist. Auch Futterkräuter kommen im Schutze der Wälder gut fort, so daß die Viehzucht mehr und mehr zunimmt. Das Jägervolk der Syrjänen nimmt zwischen den nomadisierenden Ssamojeden und den Ackerbau- und Handelsvölkern des Südens eine vermittelnde Stellung ein; sein Hauptsitz ist das Gebiet der mittleren Petschora, zwischen Ural und Timanhöhe.

Die Zone der Gerste leitet zu dem breiten Gürtel über, in welchem Roggen und Flachs die hauptsächlichsten Bodenprodukte sind. Die Nadelholzwälder haben meist den Laubbäumen Platz gemacht, aber diese sind in der Nähe der großen Wasserstraßen und der Städte bereits stark gelichtet. Je weiter nach Westen, desto rationeller wird der Landbau betrieben; in den Ostseeprovinzen ist er am lohnendsten, von ihnen wird ein Teil des übrigen Europa mit Getreide versorgt. Die dann folgende sechste Zone erzeugt namentlich Weizen und Gartenfrüchte in so großer Menge, daß sie als Kornkammer der weniger begünstigten Landstriche des Reiches gelten kann; die Region der „Schwarzerde“, deren bis zu 5 m mächtiger Humusboden stellenweise keiner Düngung bedarf, reicht von Odessa nordwärts bis nach Wolhynien und dann nach Osten bis zur Wolga, also etwa von Kijew bis Ssamara.

Die beiden südlichsten Zonen endlich werden als die des Mais- und des Weinbaues bezeichnet. Der Nordrand des Schwarzen und des Asowschen Meeres, sowie das Land zwischen dem Kaukasus und dem Unterlauf des Don und der Wolga erinnern strichweise an die lombardische Ebene, mit welcher sie auf demselben (45.) Breitengrade liegen. Im südlichen Teile der Krim und noch mehr in den transkaukasischen Niederungen, welche der Kur durchströmt, gedeihen neben dem Weinstock sogar der Ölbaum, die Baumwollenstaude und das Zuckerrohr.

Im Anschluß an diese Zonen höchster Fruchtbarkeit darf man jedoch die Steppen nicht vergessen. Die Pontische Steppe im Norden des Schwarzen Meeres und die Kaspische Steppe nördlich vom Kaspischen Meer bedecken insgesamt einen doppelt so großen Flächenraum als Frankreich. Steinige und sandige Strecken wechseln mit Heide- und Weideland ab. Die leicht gewellte, baumlose Ebene erscheint um so einförmiger, als sie, bis auf die wenigen großen Flüsse, auch wasserarm ist; nur an den Rändern der Binnenmeere haben sich salzreiche Wasserbecken gebildet. Im Frühjahr (und teilweise noch einmal im Herbst) bedeckt ein bunter Pflanzenteppich die Steppe, bis die trockene Sommerhitze alles zu Staub verbrennt oder der Winter die weiten Gefilde mit seinem Leichentuche überzieht. Steppenkräuter, Disteln, Wermut, Salzkraut- und Fettkrautarten, insbesondere jedoch das Schilf an den Flußufern, wachsen meterhoch empor und werden von den Steppenbauern zum Hausbau und als Brennmaterial, auch wohl als Tierfutter verwandt.

In keinem Teile des Zarenreiches ist das Völkergemisch ein bunteres als im südlichen Rußland. Dorthin wurden von der Kaiserin Katharina II. (1762—1796) zur Ansiedlung in den eroberten Ländern Einwanderungsströme aus ganz Europa geleitet: alle seine Völker und Religionen sind dort vertreten. Außer den geborenen Russen finden sich am zahlreichsten die deutschen Kolonisten vor. Gerade wie in Ungarn und Siebenbürgen haben sie das Meiste zur Kultur und zum Nationalreichtum dieser Länder beigetragen; ihre Dörfer zeichnen sich noch heute vorteilhaft vor denen der umwohnenden russischen Bauern aus. Von den 85 Millionen Bewohnern des europäischen Rußland (eine genaue Zählung war in dem großen Reiche bis jetzt aus verschiedenen Gründen noch nicht möglich) entfallen übrigens fast $^3/_4$ auf die russischen Slaven; da sie größtenteils der Nationalkirche angehören, so bilden sie in allen die Gesamtmonarchie betreffenden Fragen das alleinige Staatselement von Bedeutung. Auf die höheren Schichten der Bevölkerung hat allerdings die Einwanderung von Ausländern stets einen wesentlichen Einfluß ausgeübt.

Die eigentlichen Russen teilen sich in Groß-, Klein- und Weißrussen; erstere bewohnen den Norden und die Mitte des Reiches und sind numerisch weitaus der stärkste Volksstamm (35 Millionen). Seinem sanguinischen Temperamente verdankt der Großrusse seine unzerstörbare Fröhlichkeit, seine Gewandtheit in gesellschaftlicher Beziehung und seinen sorglosen Sinn. Die Wörter „awóss“ (komme, was kommen will) und „nitschewó“ (das thut nichts) führt er bei jeder Gelegenheit im Munde. Neben einer großen Begabung für das Erlernen fremder Sprachen ist ihm namentlich eine Vorliebe für die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien eigen. In Glaubenssachen ist er religiös bis zum Aberglauben, in den nie-

deren Ständen allerdings ohne inneres religiöses Leben: die in jeder Hütte befindlichen Heiligenbilder mit ihren metallenen Zieraten, die vielen Fasttage und ceremoniellen Vorschriften kennzeichnen das Äußerliche jener Frömmigkeit. Gastfrei, mildthätig und tapfer ist der Großrusse; aber er liebt auch den Branntwein, er hält ein (allerdings gründliches) Bad zur wöchentlichen Reinigung für ausreichend, neigt zum Schachern und zieht die Kleinkrämerei dem anstrengenderen Handwerk vor, insbesondere dem Ackerbau.

Die mehr südlich wohnhaften Kleinrussen (14 Millionen) sind durch die Vermischung mit asiatischen und orientalischen Elementen weniger regsamen Geistes; dafür ist ihr Gemütsleben ein tieferes, wie ihr reicher Schatz von Volksliedern bezeugt. Ihre Empfindsamkeit artet leicht in Händel aus und entfremdet die Kleinrussen zufolge ihrer Neigung für Sonderinteressen manchmal dem gemeinsamen Vaterlande. Auch die südwestlich ansässigen Weißrussen ($3^1/_2$ Millionen), welche diesen Beinamen wahrscheinlich ihrer hellen Kleidung verdanken, sondern sich trotz der Armut ihres Landes gern ab; sie standen Jahrhunderte lang unter der Herrschaft Polens und haben viel zu kämpfen gehabt, bis dann auch die Polen (5 Millionen), welche um die Mitte des 15. Jahrhunderts über ein Reich mit 35 Millionen Menschen geboten, nach unzähligen Kämpfen ihre Selbständigkeit verloren. Die im Gebiet der Düna seßhaften Letten sind ein arbeitsames Bauernvolk; ähnlich wie bei den benachbarten Litauern, hat ihre Mittelstellung zwischen Preußen, Polen und Rußland Veranlassung zur Verwischung ihres Volkscharakters und zu fortgesetzten politischen Unterdrückungen geboten.

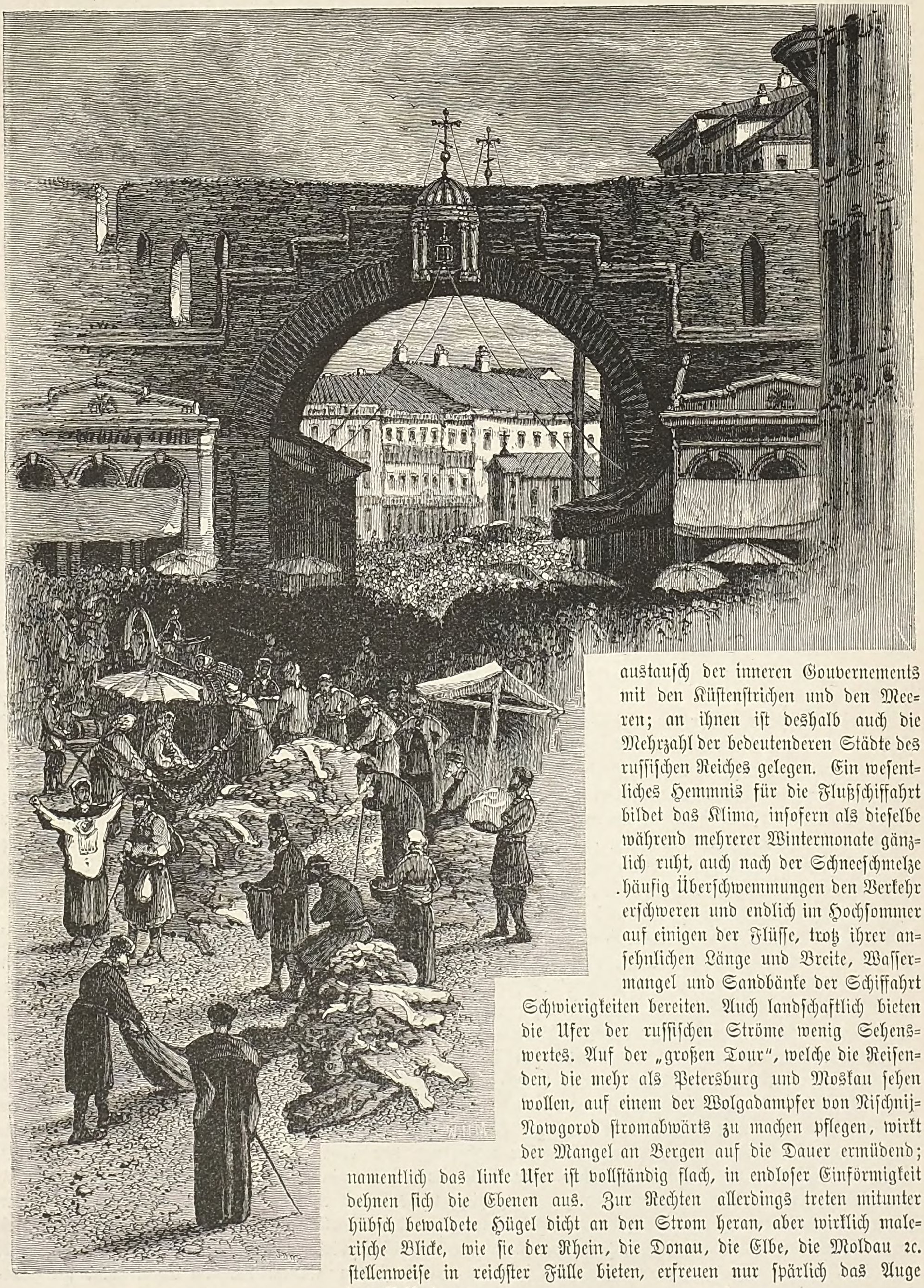
Außer Deutschen, Schweden, Griechen und Walachen gehören unter den Volksstämmen des europäischen Rußland nur noch die Kosaken zur arischen oder indogermanischen Rasse. Flüchtlinge aus allen möglichen russischen Gebietsteilen und slavischen Stämmen setzten sich in dem weiten Steppengebiet zwischen Slaven und Tataren fest, um der Leibeigenschaft oder anderen Freiheitsbeschränkungen zu entgehen. Sie bilden unabhängige militärische Gemeinschaften in den herrenlosen oder streitigen Gebieten an den Unterläufen des Dnjepr, des Don, der Wolga und des Ural. Schon vor Jahrhunderten hatten ihnen die Könige Polens den Schutz ihrer Südgrenzen anvertraut: der weit ausgebreitete, mächtige Stamm der Saporoger hat oft in der Geschichte von sich reden gemacht. Ihre östlichen Nachbarn, die Kosaken am Don, machten den moskowitischen Herrschern viel zu schaffen, bis in der Neuzeit das kriegerische Naturvolk zur Ansiedelung gezwungen und in eine Art berittener Landwehr umgewandelt wurde. Auch die noch weiter nach Asien hin seßhaften Kosaken von Astrachan, vom Ural, von der Wolga und dem Kaukasus sind zu Grenzregimentern organisiert worden. Die turmartigen Holzbauten ihrer Wachtposten bilden lange Ketten längs der südlichen und östlichen Grenzen des Zarenreiches, und selbst im fernsten Sibirien, am Amur und in Transbaikalien, hat die eigenartige Kosakenmiliz Anklang gefunden, so daß die gegenwärtige Gesamtsumme der Bevölkerung in den Kosakenansiedelungen mehr als 3 Millionen Köpfe beträgt.

Der arischen Rasse schließen sich im europäischen Rußland die Völker mongolischen Stammes an: die Finnen an der Ostsee, in Lappland, am Eismeer, am Ládoga-See, in Esthland, im Wolgagebiet ꝛc.; die Tataren, Kalmücken, Baschkiren und Kirgisen; endlich die zu den asiatischen Ariern gehörigen Zigeuner und Armenier, sowie die auf 3 Millionen geschätzten Semiten, welche namentlich in den westlichen Gouvernements einen starken Prozentsatz der Bevölkerung bilden (in Polen mehr als 20 Prozent) und auf Handel und Wandel einen starken Einfluß ausüben.

Daß die unter einander so außerordentlich verschiedenen Volksstämme sich auch verschieden gegen die Russifizierungsversuche der großrussischen Partei stellen, ist durch jahrhundertelange Beobachtungen festgestellt worden. Ein finnisches Dorf giebt beispielsweise viel schneller und vollständiger seine ethnographische Eigenart auf als ein tatarisches. In letzterem bildet schon die Religion eine unübersteigbare Schranke zwischen Russen und Tataren: an dem einen Ende des Dorfes steht die christliche Kirche, an dem andern das mohammedanische Gebetshaus: das ganze Dorf bildet nur ein Gemeinwesen unter demselben Dorfältesten, der einmal ein Russe, ein andermal ein Tatar ist; gesellschaftlich jedoch giebt es zwei Gemeinschaften, jede mit besonderen Sitten und eigentümlicher Lebensart. Niemals wird der Tatar vollständig russifiziert, selbst wenn er die russische Sprache erlernt hat und durch Generationen in bestem Einvernehmen zu den Dorfgenossen steht. Ganz anders ist das Verhältnis zwischen Großrussen und Finnen: hier stellt sich keine Verschiedenheit der Rasse, der Hautfarbe und der hergebrachten Ordnung dem Verschmelzungsprozeß hindernd in den Weg.

Die übersichtliche Gestaltung Rußlands bezüglich seiner Gebirgs- und Wasserverhältnisse trägt, im Gegensatz zu der ethnographischen und klimatischen Mannigfaltigkeit, viel zur einheitlichen Geschlossenheit des ungeheuren Reiches bei. Trotz unseres „Jahrhunderts der Eisenbahnen" bilden in Rußland die großen Flüsse noch immer die Hauptverkehrswege. Zwar sind Petersburg, Moskau und Odessa durch direkte Bahnlinien mit dem mittleren und westlichen Europa, sowie auch unter einander verbunden; zwar schließen sich an jene Hauptstrecken Zweigbahnen an nach dem südlichen Finnland, nach den Hafenstädten der Ostseeprovinzen, nach den Großstädten am Dnjepr, am Don und an der Wolga; ja selbst bis nach Orenburg am Südabhange des Ural reicht der Schienenweg. Aber was will ein Eisenbahnnetz von etwa 26000 km (wie sie 1884 in Betrieb waren) für ein Reich von der zehnfachen Größe Deutschlands sagen! Auch darf nicht außer acht gelassen werden, daß der Verkehr auf den meisten russischen Bahnen ein ungleich schwächerer ist als auf denen der westeuropäischen Kulturstaaten. Ebenso sind die an Rußland grenzenden Meere mehr oder weniger Binnengewässer, von denen

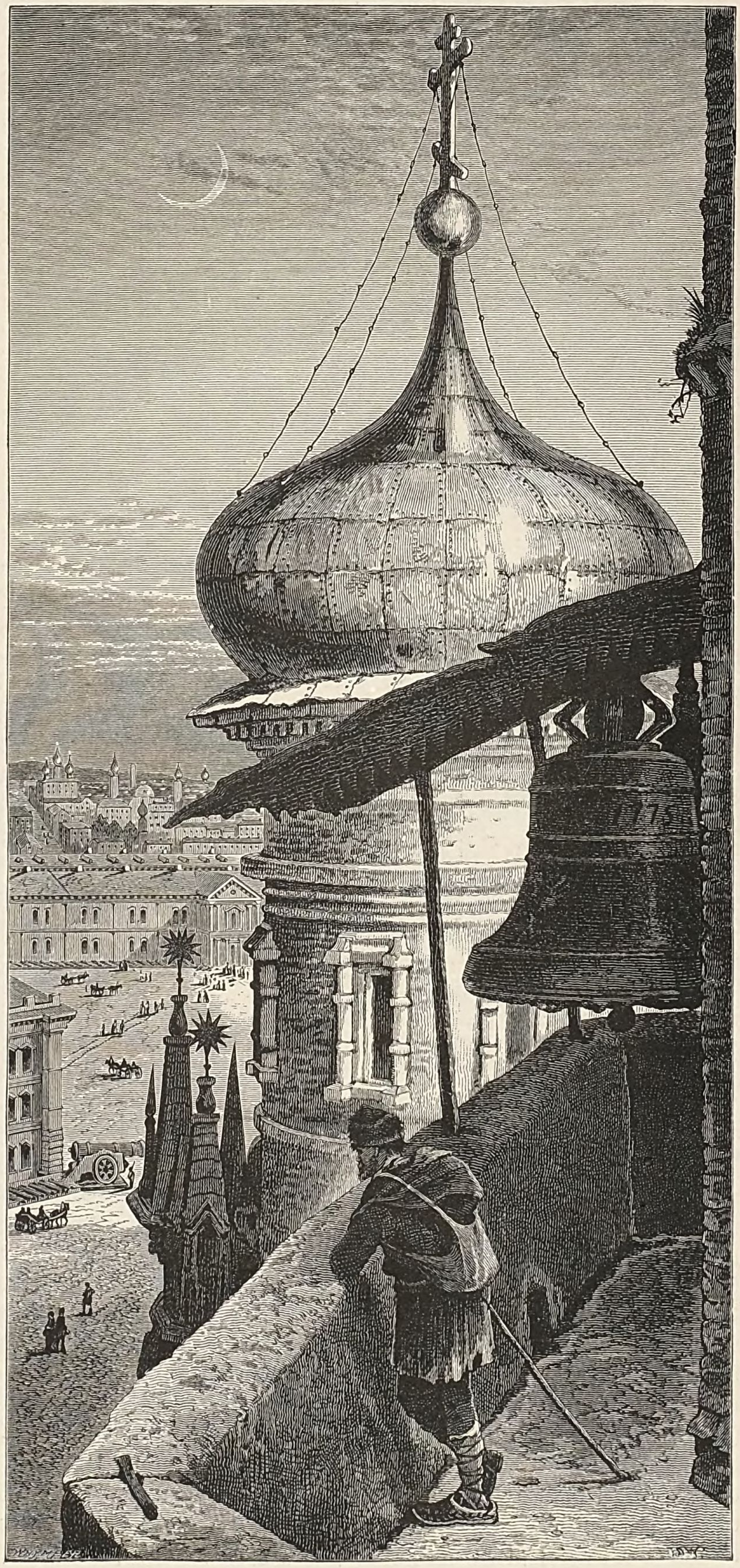
für den Weltverkehr eigentlich nur die Ostsee und das Schwarze Meer in Betracht kommen. Desto reger ist der Verkehr auf den Strömen. Sie werden alle von zahlreichen Dampfern befahren; sie vermitteln den Warenaustausch der inneren Gouvernements mit den Küstenstrichen und den Meeren; an ihnen ist deshalb auch die Mehrzahl der bedeutenderen Städte des russischen Reiches gelegen. Ein wesentliches Hemmnis für die Flußschiffahrt bildet das Klima, insofern als dieselbe während mehrerer Wintermonate gänzlich ruht, auch nach der Schneeschmelze häufig Überschwemmungen den Verkehr erschweren und endlich im Hochsommer auf einigen der Flüsse, trotz ihrer ansehnlichen Länge und Breite, Wassermangel und Sandbänke der Schiffahrt Schwierigkeiten bereiten. Auch landschaftlich bieten die Ufer der russischen Ströme wenig Sehenswertes. Auf der „großen Tour", welche die Reisenden, die mehr als Petersburg und Moskau sehen wollen, auf einem der Wolgadampfer von Nischnij-Nowgorod stromabwärts zu machen pflegen, wirkt der Mangel an Bergen auf die Dauer ermüdend; namentlich das linke Ufer ist vollständig flach, in endloser Einförmigkeit dehnen sich die Ebenen aus. Zur Rechten allerdings treten mitunter hübsch bewaldete Hügel dicht an den Strom heran, aber wirklich malerische Blicke, wie sie der Rhein, die Donau, die Elbe, die Moldau ꝛc. stellenweise in reichster Fülle bieten, erfreuen nur spärlich das Auge des Reisenden.



Der Kleidermarkt zu Moskau.

In den nicht von der Eisenbahn und den Dampfschiffen berührten Gegenden — und deren giebt es in Rußland noch gar viele von gewaltiger Ausdehnung — ist der Verkehr auf die Landstraßen angewiesen. Ihr Zustand ist ein um so trostloserer, je weiter man sich von den Großstädten entfernt und nach Osten vordringt. Makadamisierte Chausseen oder gepflasterte Heerstraßen, wie sie im mittleren Frankreich oder in Italien mitunter vorkommen, trifft man auf Hunderte von Wersten nicht an. Sind die Wagenspuren so tief geworden, daß die Räder bis an die Achsen einsinken, dann beginnt man ein neues Geleise links oder rechts von dem eigentlichen „Wege“ einzufahren: bei dem geringen Wert von Grund und Boden ist dieses Auskunftsmittel billiger als jede Instandhaltung einer regelrechten Landstraße. Die Brückenübergänge sind oft geradezu lebensgefährlich zu passieren; die Tarantas, ein halbverdeckter, vierräderiger Wagen ohne Federn, droht entweder in dem zu beiden Seiten der Brücke angesammelten Kot zu versinken, oder sie schnellt, falls letzterer gefroren ist, fußhoch empor, oder endlich die losen Brückenhölzer mit ihren Spalten und Öffnungen bringen die Beine der Pferde in direkte Gefahr. Nur wenn Schnee und Frost, die besten Wegebaumeister, Rußlands Straßen geebnet haben, ist eine Schlittenfahrt durch die weiten Gefilde ein eigenartiges Vergnügen, vorausgesetzt daß die Kälte nicht zu scharf und der Wind nicht zu schneidend ist; in letzterem Falle sind abgefrorene Nasen bekanntlich keine Seltenheit. Daß die Unterkunft in den an den Landstraßen gelegenen Dorfschenken keine „komfortable“ nach europäischen Begriffen ist, bedarf keiner weiteren Ausführung; selbst auf den Poststationen ist eine räucherige, schmutzige Wartestube und eine Bank am Ofen die höchste der zu erwartenden Annehmlichkeiten, und nur das Summen des nie fehlenden Ssamowar trägt zur Verscheuchung ungemütlicher Anwandlungen bei.

Das russische Reich ist verhältnismäßig schnell zu seiner ungeheuren Ausdehnung angewachsen; in wenig mehr als zwei Jahrhunderten hat der kleine Bezirk an den Quellen des Dnjepr sich über halb Europa ausgebreitet, den Ural und Kaukasus überstiegen und den ganzen Norden des chinesischen Reiches



Ein Blick auf den Kreml zu Moskau vom Turme Iwans des Grausamen.

bis zum Stillen Ocean umflügelt: schon stehen sich am Hindukusch Kosaken und indische Regimenter nahe gegenüber, und in Afghanistan droht der langerwartete Ringkampf zwischen Rußland und England zum Austrag zu gelangen. Jene Ausdehnung hat einen naturgemäßen Weg eingeschlagen. Die ackerbautreibenden Slavo-Russen mußten mit dem Anwachsen der Bevölkerung, um nicht zur Auswanderung oder zur Einschränkung der Volkszunahme genötigt zu sein, entweder die Kulturfähigkeit des Bodens steigern oder seine Grenzen erweitern. Letzteres wurde durch die geographische Beschaffenheit des Landes nahegelegt. Keine hohen Gebirge oder stürmischen Meere trennten das Mutterreich von den grenzenlosen Flächen dünnbevölkerten jungfräulichen Bodens im Süden und Osten, welcher die Arbeit des Landmannes freigebig zu belohnen versprach, und auch heute noch ist Raum die große Naturkraft, auf welcher Rußlands Größe und Rußlands Zukunft beruht.

Der zunächst durch wirtschaftliche Ursachen hervorgerufene Ausdehnungsprozeß wurde durch Einflüsse anderer Art beschleunigt. Der freiwilligen Kolonisation folgte die erzwungene: Erpressungen und Bedrückungen aller Art veranlaßten Hunderttausende zur Ansiedlung in freien Gebieten, wohin ihnen jedoch schnell die Beamten, Werber und Steuererheber folgten, so daß die Woge der Kolonisation sich in immer größeren Kreisen stetig vorwärts bewegte.

Unter den thatkräftigen Herrschern Rußlands hat keiner wirksamer die Hebung des Reiches angestrebt als Peter der Große (1689—1725). Allerdings fand er dasselbe schon in räumlich weiten Grenzen vor. Im Jahre 862 war Rurik mit seinen Brüdern aus Skandinavien nach Nowgorod gekommen, um durch seine Waräger (d. h. Kriegsgenossen) Ruhe und Ordnung im Slavenlande herzustellen. Sein Nachfolger Oleg unterwarf von der neuen Hauptstadt Kijew aus weite Landstrecken im Süden; die Berührung mit dem oströmischen Reiche zog den Übertritt des heidnischen Russenvolkes zum griechischen Christentum nach sich. Als Wladimir der Große 1015 starb, zerfiel das vom Kaukasus bis zum Finnischen Meerbusen, von der Wolga bis an die Karpaten ausgedehnte Reich in eine Anzahl Teilfürstentümer, welche bald mehr oder minder in Bedrängnis durch die Nachbarvölker, in Zwist mit einander oder in Abhängigkeit von asiatischen Nomaden gerieten, so daß der Großchan der Mongolen länger als zwei Jahrhunderte, von Tschingis-Chans Zeit bis auf Iwan Wassiljewitsch, über den größten Teil des heutigen Rußland herrschte. Die Befreiung von dem Tatarenjoch ging von Moskau aus. War Nowgorod durch seine Beziehungen zur deutschen Hansa emporgeblüht und dadurch bisher die ansehnlichste Stadt des Reiches gewesen, so stellte sich von 1478 an, nach der Wiederherstellung der Slavenherrschaft, Moskau an die Spitze aller Teilfürstentümer. Bald waren letztere nicht nur zu einem Staatsganzen, allerdings von noch verhältnismäßig lockerem Verbande, zusammengeschweißt, so daß Iwan sich mit Recht „Großfürst und Selbstherrscher aller russischen Lande" nennen konnte, sondern das Reich dehnte sich so schnell und so weit aus, daß Iwan der Schreckliche 1547 sich den Titel „Zar" (Caesar) beilegte, und daß die Reichsgrenzen diejenigen von ganz Europa bereits an Größe übertrafen, als mit Peters I. Regierungsantritt die europäische Ära Rußlands begann.

Moskowien war trotz seiner gewaltigen Ausdehnung damals ein Bauernstaat, ohne Großstädte und politisches Leben, ohne Reichtum, Kunst und Wissenschaft. Peter der Große hatte in der Schule von Ausländern Lehren der Civilisation wie Lehren des Lasters empfangen, die er gewaltsam seinem Volke aufdrängte, ein Reformator kraft der Wirkungen von Knute und Henkerbeil, ein Barbar in seinen Schwächen und Ausschreitungen, aber ein empfänglicher Geist, ein ebenso glücklicher wie kühner Neuerer auf vielen Gebieten der Herrscherkunst. Er lernte alles selbst mit eisernem Eifer, um seinen Russen ein rechter Lehrmeister zu werden; für die Wohlfahrt und Größe seines Vaterlandes schlug er sich mit Schweden, Türken und Tataren herum, öffnete die Meere im Norden und Süden, baute Flotten und Städte, und modelte so unablässig an seinen von der abendländischen Kultur noch wenig beleckten Großrussen, daß sein Sinnbild treffend ein Marmorblock war, aus dem eine halb vollendete Statue gehauen wird. So lebensfähig erwies sich Peters anscheinend auf autokratische Willkür begründetes Werk, daß die Regierung von Frauen, Kindern und Schwachköpfen, welche über Rußland bis ins 19. Jahrhundert hinein herrschten, es nicht wegzuräumen vermochte: aus allen Revolutionen in Kaserne und Boudoir, aus allen Ministerstürzen und politischen Schwankungen ist das Zarenreich als europäische Großmacht hervorgegangen. Hätte das Preußen König Friedrich Wilhelms I. und seines großen Sohnes nicht wie eine Mauer vor Rußlands Westgrenzen gestanden, wer weiß, ob sich nicht unter Peter oder der genialen Katharina II. das Wort des ersteren bewahrheitet hätte, im deutschen Reiche brauche man nur zu angeln, um reichlich zu fischen.

Seit der Mitte unseres Jahrhunderts geht die Geschichte der äußeren Erwerbungen Rußlands mehr und mehr in wirkliche Kulturgeschichte über. Die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861), die Gründung unzähliger Lehranstalten, die Neuschöpfung der Gerichtsordnung, der Gemeindeverwaltung, des Heerwesens, der Städteordnung, des Eisenbahnsystems ꝛc. lassen die althergebrachte Anschauung allmählich hinfällig werden, daß in Rußland nur das unbelebte Land groß, sein Leben hingegen winzig klein sei. Zwar haben sich nicht alle Mittel als heilsam erwiesen. Die Parteien im Lande stehen sich heute schroffer als jemals gegenüber. Die Slavophilen behaupten, Rußland genüge sich selbst, aus der Nachahmung des Auslandes erwüchsen ihm nur Nachteile. Die Sapadniki (Westlinge) dagegen sehen im Zarenreiche das zurückgebliebene Kind der großen europäischen Familie, dem nur der Verkehr mit dem Westen zu Fortschritten verhelfen könne. Die Narodniki stellen sich auf den Standpunkt des „Alles für und durch das Volk"; was letzteres

nicht verlangt und gutheißt, soll ihm auch nicht aufgezwungen werden, weder von liberalen Bourgeois noch von Aristokraten und Bureaukraten. Endlich die Nihilisten meinen, daß von den Überbleibseln der Vergangenheit nichts der Erhaltung wert sei; erst nach der Vernichtung alles Bestehenden könne ein neues Staatsgebäude aufgeführt werden, für das bis jetzt noch kein Vorbild vorhanden sei, aus welchem jedoch zunächst die abergläubischen Vorstellungen, wie sie die Volksreligion beherrschen, dann die politische Unterthänigkeit, die geistige Heuchelei und die bisherige gesellschaftliche Übereinkunft mit allen Mitteln entfernt werden müßten. Daß die Nihilisten aus jüngeren Mitgliedern der Universität, des Adels und der Frauenwelt ihre thatkräftigsten Förderer erhalten, welche für ihre weltvernichtenden Hirngespinste selbst vor dem Tode nicht zurückschrecken, ist bezeichnend für den Charakter des revolutionären Geistes in Rußland.

Allen vier Hauptparteiungen liegt ein Teil von Wahrheit zu grunde; sie erkennen ausnahmslos, daß die wirtschaftlichen Zustände Rußlands schwer daniederliegen. Sparsamkeit, vermehrte Steuern und Anstrengungen auf den verschiedensten Verwaltungsgebieten haben dem Rubel nicht wieder zu seinem vollen Werte verhelfen, noch das Vertrauen des europäischen Geldmarktes zu den unerschöpflichen Hilfsquellen des Reiches zurückführen können. Der Mangel an Kapital, an Großbetrieb und Maschinenarbeit, das starre Festhalten an dem nationalen „Mir“, d. h. an der Gemeinsamkeit des jeder Dorfschaft gehörigen Feldbesitzes, und die steigende Konkurrenz des amerikanischen Getreidemarktes haben den Grundbesitz in Rußland neuerdings so sehr entwertet, daß beispielsweise im Monat Dezember 1884 die Gegenseitige Boden-Kredit-Gesellschaft über 500 Güterkomplexe zur Versteigerung stellte. In fanatischer Weise kämpfen die Vertreter des Großrussentums, hauptsächlich unter Leitung von Katkow, dem Redakteur der Moskauer Zeitung, gegen jeden Zuzug fremder Elemente; so erfolgreich auch die Deutschen in Polen, den Ostseeprovinzen und anderweitig an die Spitze industrieller Unternehmungen getreten sind und durch ihre wirtschaftlichen Vorzüge sich und anderen zu einem rechtschaffenen Wohlstande verholfen haben.

In landschaftlicher Beziehung nimmt die mit dem Festlande nur durch einen schmalen Isthmus verbundene Krim eine hervorragende Stellung ein. Ihr größerer, nördlicher Teil ist eine öde Steppenebene, welche etwa 4 Millionen Schafen als Weide dient. Dagegen erhebt sich der Südrand in dem Taurischen oder Jaila-Gebirge zu einem außerordentlich malerischen, fruchtbaren und wasserreichen Bergelände. Die „Krimsche Schweiz“ hat zwar keine Alpengletscher, dafür aber in dem Meere am Fuße ihrer Felsen und in dem ewigen Frühling ihrer Thäler hinreichende Reizmittel, um der vornehmen Welt Rußlands als beliebter Sommeraufenthalt zu dienen. Bis zu mehr als 1500 m ragen einige Spitzen dieses Bergstocks auf. Stellenweise, wie unsere Bilder Seite 245 und 248 zeigen, stürzen die Kalkfelsen schroff ins Meer hinab, so schroff, daß das Wasser an ihrem Fuße Hunderte von Metern tief ist, oder daß Felswände, welche sich loslösen, ganze Ortschaften unter ihren Trümmern begraben; der Bergsturz an der Poststraße von Kikineis (1786) erinnert an die gewaltigsten Naturereignisse in den Alpen. Aber wo zwischen Berg und Meer Raum bleibt, da bedeckt eine südliche Vegetation die langgestreckte Südküste zwischen Sebastopol und Kertsch. Inmitten der meist tatarischen Bevölkerung haben sich einzelne russische Große und die kaiserliche Familie ihre Lustschlösser erbaut. Gerade wie am Golf von Neapel rankt sich hier, wo man den Schnee nicht kennt, die Weinrebe am hochstämmigen Lorbeer empor. Gartenanlagen und Bauten wie die des Grafen Woronzoff bei Alupka und der Kaiser Alexander I. und Nikolaus bei Livadia erregen das Staunen aller Besucher durch ihre märchenhafte Pracht; Natur und Menschenkunst haben sich hier vereinigt, um für die Erholungstage des größten Herrschers der Welt hier im sonnigsten Winkel seines Reiches wahre Feenschlösser zu schaffen. Das nahe Jalta ist das Standquartier der Touristen, ein hübsches Hafenstädtchen, in dessen waldumkränzter Bucht es in der Reisezeit von Schiffen aller Art wimmelt. Oberhalb des Ortes stürzt sich der Uchansu in mehreren Absätzen die Felswand herab (S. 249).

Aber die Krim interessiert auch den Kulturhistoriker und Geschichtsfreund. Auf dem felsigen Vorsprung im Südwesten, zwischen Sebastopol und Balaklawa, hatte sich eine uralte dorische Kolonie angesiedelt. Dort hatten die Griechen das Heiligtum der Göttin Artemis inmitten der barbarischen Scythen vorgefunden: die Königstochter Iphigenia hatte dort ihren Bruder Orest wiedererkannt und ihn samt seinem treuen Pylades vom Opfertode gerettet. Zu allen geschichtlichen Zeiten lockte die Schönheit der Gegend im Verein mit der vorgeschobenen Lage handeltreibende Völker hierher: Griechen, Milesier, Tataren, Genuesen und Türken haben vor den Russen in der Krim geherrscht; an letztere kam sie erst 1787. Zufolge dieses geschichtlichen Wechsels ist die Halbinsel zeitweise in blühenderem Zustande gewesen als heute. Das mittelalterliche Kaffa übertraf sogar Konstantinopel an Einwohnerzahl, als es für den genuesischen Mittelmeerhandel den nordöstlichsten Stapelplatz abgab. Noch im vorigen Jahrhundert wohnten fast 100000 Menschen dort; nach der Einnahme durch die Russen wanderten die Türken aus, und heute zählt Feodosia, wie die Russen das alte Kaffa nennen, kaum 9000 Bewohner. Auch das volkreichere Kertsch an der Meerenge zwischen dem Asowschen und dem Schwarzen Meere reicht mit seiner Geschichte ins Altertum zurück; griechische Münzen, Gräber und Schmuckgegenstände sind in Menge dort aufgefunden worden. Die Gouvernements-Hauptstadt Ssimferopol liegt im Innern des Landes, an der von Moskau kommenden Bahnlinie, welche die Krim in der Mitte durchschneidet und in Sebastopol endet. An den Namen dieser Stadt knüpft sich die Erinnerung an die blutigste und kriegsgeschichtlich interessanteste Belagerung der Neuzeit. Rußland hatte den unbedeutenden Tatarenort, welcher hier

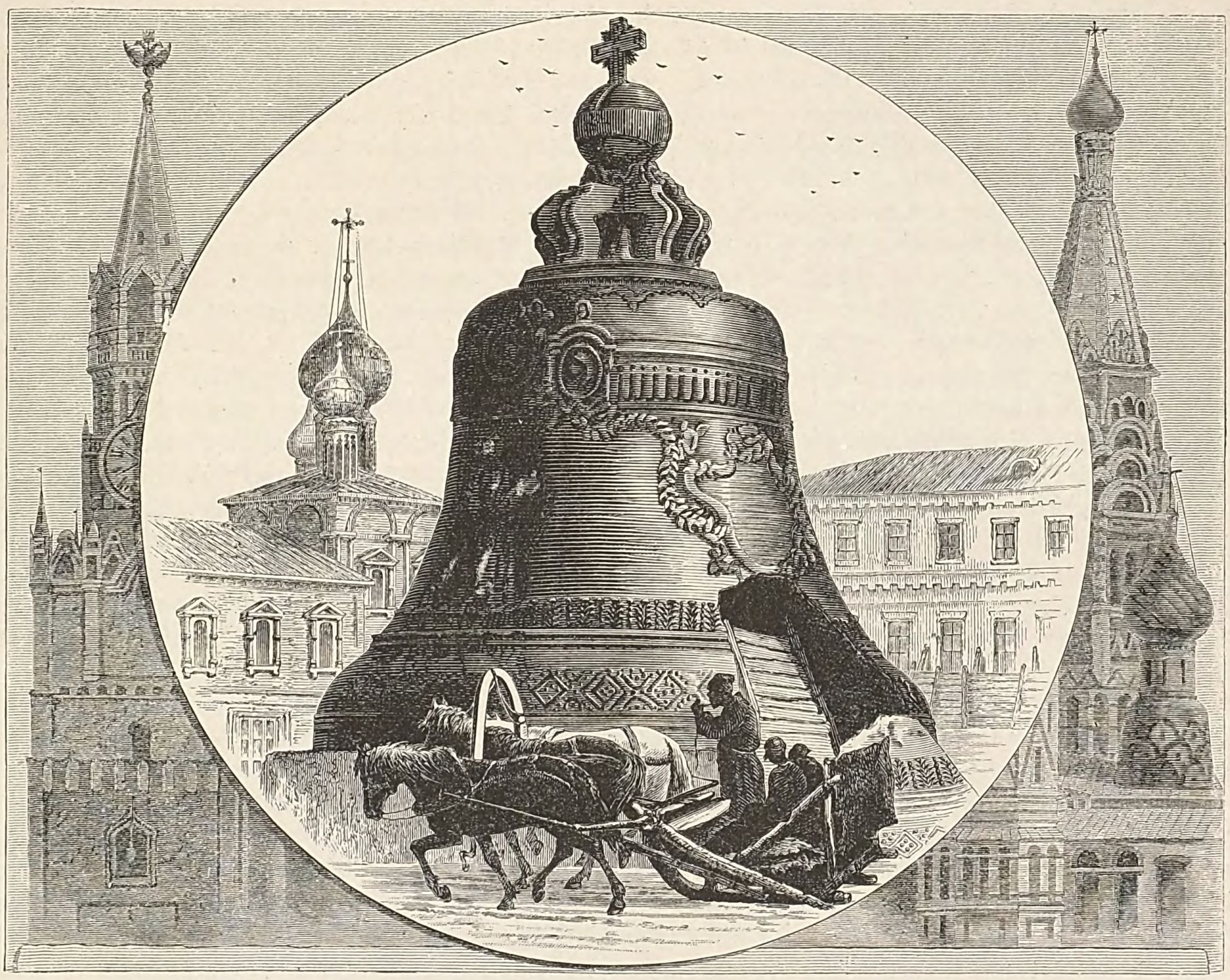
auf den Trümmern der einstigen griechischen Kolonie Chersones gestanden hatte, unter Potemkin in eine moderne Hafenstadt verwandelt; später entstanden zum Schutz der Kriegsflotte starke Befestigungswerke auf den umgrenzenden Höhen und an der Wasserseite. Anfangs Oktober 1854 schlossen die verbündeten Heere der Engländer, Franzosen, Sardinier und Türken die Stadt zu Lande und zu Wasser ein. Die Zahl der in Thätigkeit gesetzten Geschütze muß sowohl innerhalb wie außerhalb der Stadt nach Tausenden, die der gefallenen Kämpfer nach Zehntausenden berechnet werden; aber erst im zwölften Monat, nach der Erstürmung des Malakowturmes durch die Franzosen, konnten die Verbündeten die rauchende Trümmerstätte besetzen. Trotz der günstigen Lage von Sebastopol und der direkten Eisenbahnverbindung mit dem Norden hat sich die Stadt bisher erst wenig von jener Schreckenszeit erholt.


Kremlturm und Erlöserkirche zu Moskau.

Ähnlich wie Alexander der Große suchte Katharina II., wie sie selbst in einem ihrer Manifeste sagt, ihr Gedächtnis bei der Nachwelt durch die Gründung von Städten wach zu erhalten. Unter den mehr als 200 Ortschaften, welche sie anlegte, ist Odessa zur größten Blüte gelangt. Nur Petersburg, Moskau und Warschau übertreffen es an Größe; aus dem Tatarendorfe, welches 1794 unter dem Namen Odessa auf Befehl der Kaiserin zur Stadt erhoben wurde, ist eine Großstadt mit 220000 Ein-

wohnern hervorgegangen. Für die kornreichen Ebenen zu beiden Seiten des unteren Dnjestr ist Odessa der Hauptstapelplatz. Alles dreht sich hier um Handel und Spekulation in Weizen, alles jagt nach Reichtum; den modernen, breiten, geradlinigen Straßenfluchten, welche nach Norden auf die Steppe, nach Süden auf das Meer blicken, merkt man die fehlenden historischen Beziehungen an. Das russische Nationalgepräge verschwindet in dieser durchaus modernen Kaufmannsstadt, ein internationales Durcheinander von griechischen, italienischen, russischen und deutschen Lauten schlägt auf dem Primorski-Boulevard und im Bazar, auf den Hafenquais und in der Börse an unser Ohr. Durch Anlage einer Universität hat man sich 1865 bemüht, eine Vertiefung des geistigen Lebens in Odessa herbeizuführen; auch sorgen höhere Schulen und wissenschaftliche Vereine für den gleichen Zweck. Durch die von hier aus nach Europa verschleppte Cholera sowie durch mehrfache Judenhetzen hat sich Odessa leider keinen guten Namen im Abendlande gemacht.

Wie Odessa die ansehnlichste Stadt Rußlands am Schwarzen Meere ist, so übertrifft Astrachan alle übrigen Häfen des Kaspischen Meeres an Bedeutung; in neuester Zeit, namentlich nach Fertigstellung der Bahnlinie von Baku über Tiflis nach Poti, welche die beiden großen



Die Große Glocke zu Moskau.

Binnenmeere verbindet, nimmt auch Baku einen ersichtlichen Aufschwung zufolge der Ausführung von Erdöl. Von der Größe des Kaspischen Meeres giebt erst ein Vergleich mit unsern deutschen Gewässern eine rechte Vorstellung. Der Bodensee bedeckt 540 qkm, der Aralsee 67000, das Kaspische Meer 444000 qkm und fast ebensoviel das Schwarze Meer (ausschließlich des auf 37000 qkm berechneten Asowschen Meeres). Zweifelsohne ist das Kaspische Meer, ebenso wie der Aralsee, der Rückstand eines gewaltigen Seebeckens; denn die ungeheuren Steppen ringsum haben durchgehends salzhaltigen Boden, und Tausende kleiner Salzseen sind in Vertiefungen zurückgeblieben, nachdem durch Verdunstung das Steppenland trocken gelegt worden ist. Das Kaspische Meer ist mit seinem Wasserspiegel 25 m unter das Niveau des Schwarzen Meeres und 74 m unter das des Aralsees zurückgegangen; offenbar reicht der Zufluß der Wolga nicht aus, um die Verdunstung der großen Fläche auszugleichen. Der Salzgehalt des Kaspischen Meeres beträgt 1,5 %, gegen 4,2 % des Atlantischen Oceans.

Die Wolga bildet schon oberhalb Astrachan ein Delta, dessen Arme und Inseln zahlreich sind; für die Schiffahrt allerdings ist diese Zerteilung des Stromes

von Nachteil, denn nur bei südlichem Winde und hohem Wasserstande können tiefgehende Schiffe bei der Stadt selbst ihre Ladung löschen. Was der Weizen für Odessa, das sind die Fische für Astrachan. Die jährlich gefangenen Störe und Hausen beziffern sich auf Hunderttausende, kleinere Fischarten auf Millionen. Für den Unterlauf der Wolga und das ganze fischreiche Kaspische Meer ist Astrachan der Hauptmarkt; von hier aus gehen der Kaviar, die Hausenblase und die getrockneten Fische stromaufwärts, um das ganze Zarenreich, ja einen Teil der übrigen Welt zu versorgen. Rußland herrscht unumschränkt auf dem Kaspischen Meere: kein anderer Staat, nicht einmal das an den Südrand grenzende Persien, darf Dampf- und Kriegsschiffe auf dem Meere unterhalten. Trotz seiner 60000 Einwohner ist Astrachan keine Großstadt nach europäischen Begriffen. Nur sein Kreml und seine Weiße Stadt haben Steinbauten aufzuweisen, während man in den zahlreichen Vorstädten nur Holzhäuser an ungepflasterten Straßen erblickt. Zur Zeit des Fischfangs und der Messen kommen aus Persien und den asiatischen Küstenländern viele Fremde zum Warenaustausch in die Stadt. Übrigens ist das Klima ein so günstiges, daß die Trauben, Melonen und Gartengemüse von Astrachan weithin versandt werden.

Die russischen Provinzialstädte bieten im allgemeinen wenig Sehenswürdigkeiten und noch weniger Annehmlichkeiten für den Reisenden dar. Zudem wird man schwerlich ohne die Landessprache fertig, und diese ist nicht nur bezüglich der Aussprache und Betonung, sondern mehr noch zufolge der zahllosen Ausnahmen von den Regeln für den Westeuropäer schwierig zu erlernen. Freilich kommt die sprachliche Begabung der Russen dem Fremden entgegen, so daß er wenigstens an größeren Plätzen sich leicht durchfindet; schon ein kurzer Aufenthalt im Lande wird ihn außerdem die notwendigsten Schlagworte behalten lassen, also etwa für den Verkehr mit dem Droschkenkutscher (Iswoschtschik) Ausdrücke wie na prawo (rechts), na ljewo (links), pascholl (fahr zu), stoi (halt) u. a. Rußlands Provinzialstädte sind gewöhnlich nur aus der Entfernung gesehen malerisch; ein Gang durch die geraden, breiten, mangelhaft gepflasterten Straßen, deren einstöckige Häuser meist durch Höfe von einander getrennt sind, läßt sie als große Dörfer oder höchstens als Vorstädte erscheinen. Ein einigermaßen lebhafter Verkehr macht sich nur in der Nähe eines Bazars oder Kaufhauses (Gostinoi dwor) bemerklich, und vollends bei Nachtzeit ist es oft unheimlich einsam selbst in größeren Städten, um so mehr als viele derselben noch der Gasbeleuchtung entbehren.

Erwägt man, daß die Wolga bei einer Stromentwicklung von 3688 km zu $^{16}/_{17}$ als schiffbar angesehen wird, ein Verhältnis, wie es gleich günstig kein zweiter Strom der Erde aufweist, und daß einige ihrer Nebenflüsse, namentlich die Oka und die Kama, unsere größten deutschen Ströme (außer der Donau) an Länge und Schiffbarkeit übertreffen, so ergiebt sich von selbst die Thatsache, daß die Wolgastädte den Handel eines Stromgebietes, welches den dreifachen Flächeninhalt von Deutschland hat, von alters her an sich gerissen haben. Keine jener Städte ist wichtiger als Kasan. Es liegt in dem Kniepunkte der Wolga, ziemlich genau in der Mitte des ganzen Flusses, da wo dieser aus seiner östlichen Hauptrichtung in die südliche übergeht. Merkwürdigerweise ist die Stadt weder an der Kama noch direkt an der Wolga gelegen: von der Mündung der ersteren ist sie 70, von der Wolga 4 km entfernt. Die Baustelle ist keine willkürlich gewählte, denn nach jedem der zahlreichen Brände, von denen einige die Stadt ganz einäscherten, ist sie immer wieder auf den Hügeln am Flüßchen Kasanka neugebaut worden. Als Grund muß man die Überschwemmungen der Ströme ansehen; in wasserreichen Jahren schwillt die Wolga mitunter plötzlich 20 m an, und nur die Hügel der Stadt ragen dann aus dem weiten See hervor. Kasan war im Mittelalter die Hauptstadt des Reichs der Goldenen Horde, eines mohammedanischen Tatarenvolkes, welches die meisten Vorzüge unter den Stämmen der mongolischen Rasse besitzt, und dessen Nachkommen sich noch heute durch Arbeitsamkeit und Handelstrieb, ja sogar durch Stolz und wissenschaftliches Streben vor den niedern Russen auszeichnen. Ihre zehn Moscheen sind leicht an den schlanken Minarets kenntlich (s. S. 244); die Kasanschen Anhänger des Islam bilden die am weitesten nach Norden vorgeschobene mohammedanische Gemeinschaft, deren Kopfzahl auf $^1/_2$ Million im Gouvernement Kasan berechnet wird. Allerdings haben sich die heidnischen Tschuwaschen hier ebenfalls seit 1550 erhalten, in welchem Jahre das Reich nach langen Kämpfen von Rußland unterworfen und dem Zarenreich einverleibt wurde. Innerhalb des hochgelegenen Kreml birgt die 1552 gegründete Kathedrale das wunderthätige Bild der „Mutter Gottes von Kasan"; es genießt hohe Verehrung in ganz Rußland, und sogar in Petersburg hat man ihm zu Ehren die Kasansche Kathedrale auf dem Newski-Prospekt erbaut. Daß man übrigens hier am linken Wolgaufer noch nicht ganz in asiatischer Lebens- und Anschauungsweise aufgegangen ist, beweist die Thatsache, daß man den schönen Park vor der Stadt die Kasansche „Schweiz" benennt, und daß man sich im „Vauxhall" bei Konzertmusik dort gerade so belustigt wie bei uns im Westen. In der Tatarenstadt allerdings wird man durch die Trachten und Gesichtszüge der hier dichtgedrängt wohnenden Bevölkerung auf Schritt und Tritt an die mittelasiatischen Horden erinnert, vor denen Europa so oft in früheren Jahrhunderten erzitterte; heute treten sie nur in friedlichen Wettstreit mit den rechtgläubigen Russen, wer von ihnen die geschmeidigste Seife, das feinste Saffianleder, den meisten Talg ins Kaufhaus oder auf die Messe liefern kann.

Bei dem Worte „Messe" denkt man in Rußland zunächst immer an Nischnij-Nowgorod, obschon auch viele andere Handelsstädte ihre Messen haben. Die Lage des bekanntesten russischen Meßplatzes ist natürlich durch das Bedürfnis bestimmt worden. Die moskowitischen Großfürsten hatten, um den starkbesuchten Messen der

Kasanschen Tatarenchane Konkurrenz zu machen, im Beginn des 16. Jahrhunderts ähnliche Märkte oberhalb Kasans eingerichtet, da wo die Ssura in die Wolga fließt. Als 1816 die Meßbuden abbrannten, verlegte man den Markt in das alte, volkreiche und günstiger gelegene Nischnij-Nowgorod, an den Einfluß der Oka in die Wolga. Dorthin kann man auf dem Wasserwege fast aus allen Teilen des Zarenreiches bequem gelangen, denn es ist ebenso weit von hier nach Finnland wie nach Astrachan, nach Kleinrußland wie zur Petschora: auf der breiten Wolgastraße konnten Asiens Erzeugnisse ohne jede Umladung zur Stelle geschafft werden. Die Regierung verwandte mehrere Millionen Rubel zum Bau geeigneter Kaufhallen auf dem linken Okaufer, obgleich die eigentliche Stadt auf dem rechten Ufer liegt. Um jene Kaufhallen setzten sich im Laufe der folgenden Jahrzehnte so viele Häuserviertel an, daß jetzt eine ansehnliche Stadt daraus entstanden ist, welche aber nur zur Meßzeit (25. Juli bis 6. September) bevölkert ist; sogar die 900 m lange, auf Pontons ruhende „Jahrmarktsbrücke" über die Oka wird im Winter abgefahren; die längst in Angriff genommene Fortsetzung der Moskauer Bahnlinie bis nach Kasan und mit ihr eine feste Okabrücke harren noch der Vollendung.

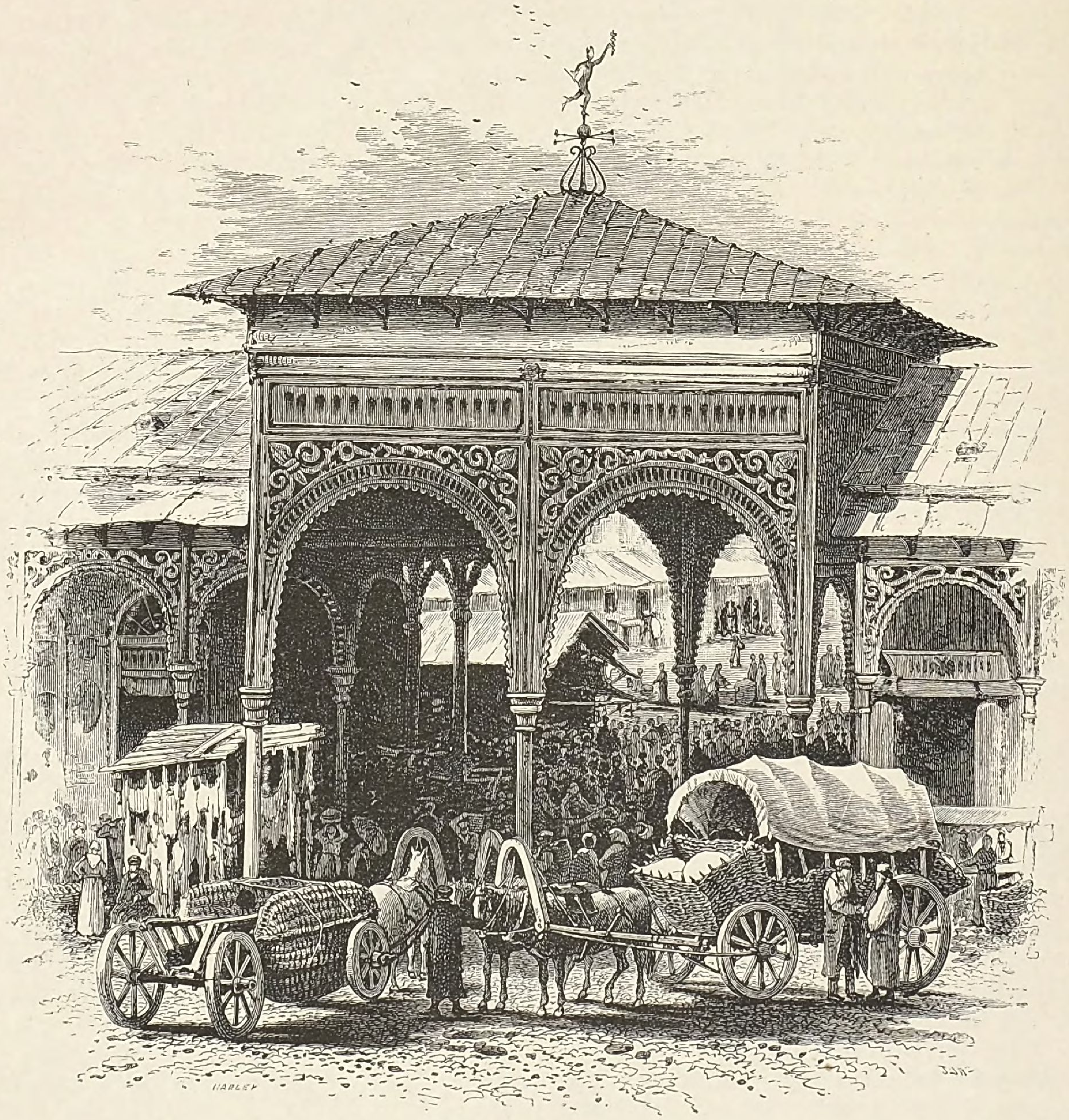
Der Kreml von Nischnij ragt steil am Wolgaufer auf, etwa in der Mitte des halbkreisförmigen Gürtels, welchen Oka und Wolga im Westen und Norden um die alte Stadt schließen. Vor reichlich 400 Jahren wurden seine Mauern zum Schutze gegen die Kasanschen Tataren errichtet; unser Bild Seite 253 zeigt ein Paar seiner Türme, soweit dieselben noch nicht der Anlage des zeitgemäßen „Kreml-Boulevards" gewichen sind, denn des Schutzes gegen die Tataren oder andere Feinde bedarf man am Wolgaufer schon lange nicht mehr. Kasernen, Militärinstitute, einige Hauptkirchen und der Palast des Gouverneurs füllen die ummauerte Fläche des Kremlplateaus aus. So still es in der eigentlichen Stadt hergeht, so lebhaft wogt das Meßtreiben auf der Wolga, an den Ladeplätzen und drüben am andern Okaufer in der Barackenstadt. Den Dampfern (es giebt deren etwa 600 für Personenbeförderung auf der Wolga) und den Tausenden von Last- und Segelschiffen, welche meist von Transportdampfern flottenweise geschleppt werden, entsteigen nach und nach etwa 100000 Menschen und werden solche Berge von getrockneten Fischen, Theekisten, Roh- und Halbwaren der Manufaktur, Eisenbarren, Ballen von Tuchen, Häuten, Teppichen, Pelzwerk und hundert Erzeugnissen des Gewerbfleißes entnommen, daß die Centnerzahl über 12 Millionen beträgt, während die Eisenbahn bisher nur $^3/_4$ Millionen herbeibrachte, soweit sich diese Zahlen annähernd bestimmen ließen. Die Höhe des alljährlichen Umschlags wird auf etwa 500 Millionen Mark angegeben. Teils lagern die Waren in mehreren tausend steinernen Kaufläden, teils in hölzernen Schuppen; die gleichen Waren befinden sich in denselben Reihen oder möglichst nahe bei einander, also daß man von einem chinesischen, einem Kolonialwaren-, einem Wollenstoffviertel 2c. sprechen kann. Feinere Erzeugnisse der Kunstindustrie kommen wenig in Nischnij zur Ausstellung; meist handelt es sich um Rohwaren und Halbfabrikate, wie sie den unermeßlichen Gebieten des Ostens erwünscht sind. Als Tauschartikel bringen letztere den Thee von Kjachta her und die Erze des Ural, welche auf der uralischen Bahnstrecke von Jekaterinburg bis Perm und von dort auf der Kama und Wolga transportiert werden; die Massen Roheisen allein bedecken weite Strecken des Meßfeldes. Andere Strecken werden von Baumwollenballen aus Buchara, cirkassischen Weinen, Farbhölzern und ähnlichen für die russische Industrie erforderlichen Rohstoffen angefüllt; aber auch in kostbaren Artikeln, wie Perlen, Spitzen, indischen Shawls, Fuchspelzen und Goldwaren, ist auf der Messe starkes Angebot. Was an gesalzenen und getrockneten Fischen, an Heringen aus dem Kaspischen Meere, an edlen Sterlets und Kaviar zu Markte gebracht wird, erklärt sich aus dem unermeßlichen Fischreichtum des Unterlaufs von „Mütterchen Wolga" und der wichtigen Rolle, welche die Fische im russischen Volksleben wegen der vielen Fasttage spielen.

Wie alle Messen der Welt, so bietet auch die zu Nischnij-Nowgorod mannigfaltige Zerstreuungen für die Fremden. Allenthalben ertönt Musik; in allen Tonarten lockt man die Asiaten und Europäer in die „Salons". Hirtenschalmeien, Zithern und Guitarren wechseln ab mit Militärmusik, Damenquartetts und Cafés chantants; deutsche Bierkneipen mit befrackten Kellnern, russische, tatarische, persische Nationalrestaurants, Karussels und Operettentheater sind vertreten; die Kopeken und Rubel fliegen hier schnell aus einer Hand in die andere; es geht hier also ebenso zu wie in jeder westeuropäischen Stadt auf Kirmessen, Schützenfesten und Weltausstellungen.

Der Markt von Nischnij ist kein internationaler im gewöhnlichen Sinne des Wortes, er beschränkt sich im allgemeinen auf die Völker des Zarenreiches. Trotz der Größe Rußlands und der Fruchtbarkeit vieler Gouvernements übersteigt die Ausfuhr insgesamt selten die Summe von zwei Milliarden Mark, wozu die Erzeugnisse der Landwirtschaft und die Edelmetalle die verhältnismäßig größten Teile beitragen; den Erträgen aus den Goldbergwerken des Urals und Sibiriens verdankt besonders die kaiserliche Familie ihren ungeheuren Reichtum. Von 120 Millionen Centner Getreide geht mehr als $^1/_3$ nach England und fast $^1/_4$ nach Deutschland. Die Einfuhr, welche eine ziemlich gleiche Gesamtsumme erfordert, besteht hauptsächlich in Thee, Geweben, Rohseide und Früchten. Durch die Auffindung von Steinkohlenlagern, den Reichtum an einheimischen Metallen und die Geschicklichkeit der Russen in der technischen Industrie hat sich in den letzten Jahrzehnten ein mächtiger Aufschwung der Gewerbthätigkeit kundgethan, so daß Rußland sich in den meisten Industriezweigen selbständig gemacht hat. Diesem Aufschwung kommt die Vorliebe des Volkes für den Handel zu gute; der Russe versteht es vortrefflich, den geringsten gewerblichen Fortschritt kaufmännisch auszubeuten. In den Küstenländern, den Strom-

gebieten und den Großstädten überwiegt der Stand der Handeltreibenden über alle sonstigen Berufsklassen, und daß sie ihr Geschäft immer wahrzunehmen wußten, bekundet schon Peter der Große, welcher holländische Juden trotz großer Anerbieten zum Handel in Rußland nicht zuließ mit den Worten: „Freunde, behaltet euer Geld; ein Russe ist so pfiffig wie vier Juden."

Das Herz des gewaltigen russischen Staatsorganismus ist von jeher Moskau gewesen. Nachweisbar richtete schon 1147 der Großfürst Georg Dolgoruki „in dem Platze Moskau" ein städtisches Gemeinwesen ein; die von der Moskwa umflossene Anhöhe wurde befestigt; auf ihr erhoben sich die bedeutendsten Kirchen und Paläste, und in konzentrischen Ringen setzte sich um diesen Kreml im Laufe der Jahrhunderte das wachsende Häusermeer der Stadt an. Nicht nur die Großfürsten, sondern auch

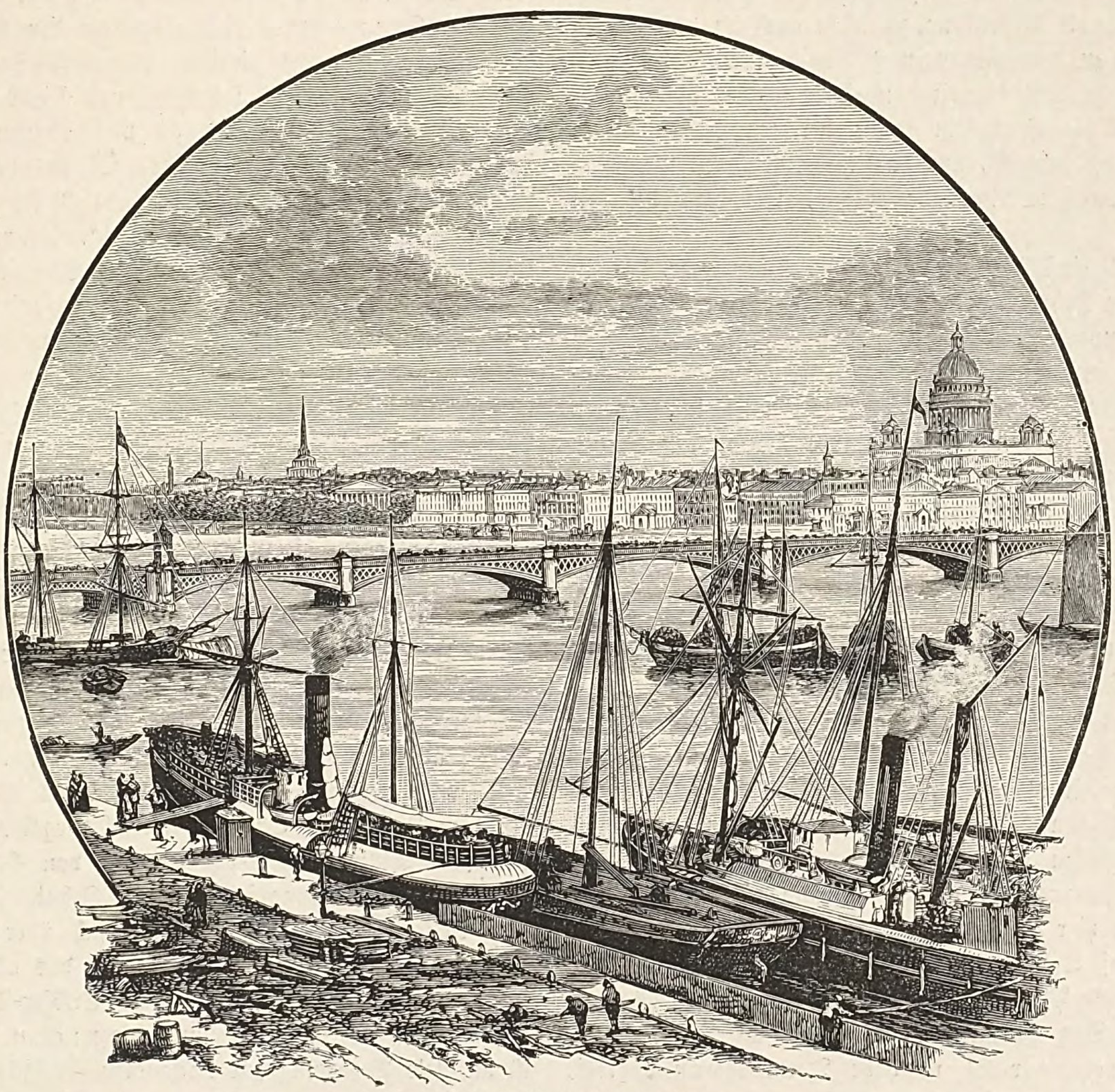


Die Judenmesse zu Warschau.

das damalige russische Kirchenhaupt, der Metropolit von Wladimir, machten zu Beginn des 14. Jahrhunderts Moskau zu ihrer Residenz; es wurde dadurch der Ausgangspunkt aller kriegerischen und friedlichen Unternehmungen und der Hauptmarktplatz des russischen Binnenhandels: dorthin mündeten alle Fluß- und Handelsstraßen, namentlich seitdem 1552 das Kasansche Chanat bezwungen und die Wolga in den Bereich des Verkehrssystems gezogen worden war. Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß nicht nur die meisten Ströme Rußlands im Umkreis von Moskau entspringen, schnell schiffbar werden und der Stadt eine ausgesprochene Mittelstellung zwischen Riga und Astrachan, Odessa und Archangel verleihen, sondern daß auch von dem heutigen Moskau die Eisenbahnen des gesamten Zarenreiches nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlen: nach der Krim, nach Polen, nach der Ostsee,

nach dem Kaukasus, nach dem südlichen und teilweise auch schon nach dem mittleren Ural führen direkte Schienenwege von Moskau aus. Außerdem ist die Umgebung der Stadt weit und breit eine der bevorzugtesten bezüglich ihrer Fruchtbarkeit: je weiter man sich nach Norden und Süden von diesem Kernland des russischen Ackerbaus entfernt, desto ungünstiger werden die Fruchtbarkeitsverhältnisse, desto spärlicher die Bevölkerung, die Gewerbthätigkeit und der Handelsverkehr, wobei natürlich von einzelnen Gouvernements und Großstädten als von Ausnahmen abzusehen ist.

Der naturgemäßen Entwicklung Moskaus wurde durch die Gründung von Petersburg eine größere Gefahr bereitet als durch mehrfache Belagerungen und Feuersbrünste. Aber der Eigenwille Peters des Großen erwies sich nicht stark genug, die Vorliebe des Russenvolkes für das „Mütterchen Moskau" zu beseitigen: letzteres blieb nach wie vor die alte Zarenstadt, das „zärtlich geliebte Herz" des Vaterlandes, die Verkörperung aller Eigenarten des russischen Volkscharakters. Aus dem Zusammenfluß der Stämme, der Waren, der Sitten und Trachten ergiebt sich hier, mehr wie in jeder andern



Die Nikolai-Brücke in St. Petersburg.

europäischen Großstadt, ein farbenreiches Durcheinander von arm und reich, alt und neu, europäisch und asiatisch, so daß sich der Ausspruch des großen Geschichtschreibers Karamsin bewahrheitet: „Wer Rußland kennen lernen will, der gehe nach Moskau."

Die hügelige Ebene im Verein mit der russischen Sitte, die einstöckigen Häuser, von denen noch heute beinahe die Hälfte aus Holz gebaut ist, nicht enggedrängt in einheitlicher Architektur neben einander zu stellen, sondern jedes inmitten seines Hof- oder Gartenraumes als ein Einzelwesen zu behandeln, hat das weitläufige Auseinanderfließen namentlich der äußeren Stadtteile verursacht. Trotz seiner 750000 Einwohner, seiner 400 Kirchen, seiner zahlreichen Paläste und seiner räumlichen Ausdehnung, welche fast 80 qkm beträgt, etwa das Doppelte des viel volkreicheren Berlin, macht Moskau doch nur an einzelnen Punkten den Eindruck einer Großstadt im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es fehlen ihm lange, geradlinige, wohlgepflasterte Straßenfluchten mit hohen Steinfronten; im Stadtkern versperrt der ummauerte Hügel des Kreml jede Entwicklung größerer Viertel, und in der Außenperipherie laufen die Straßen so unregelmäßig bergauf bergab aus einander, daß regelrechte Kanalisation, Wasserleitung oder auch nur Numerierung der Häuser bisher nicht

durchführbar gewesen sind. Der frühere orientalische Grundcharakter des Stadtganzen verschwindet freilich mehr und mehr durch die Anlage von Boulevards, durch Pferdebahnen und ähnliche Merkzeichen westeuropäischer Kultur; aber das ländliche Aussehen der 32 Vorstädte mit ihren Wiesen, Gehölzen und Landhäusern wird ebenso wenig wie die fast zahllosen, bunt angestrichenen oder sogar vergoldeten Kuppeln und Türme der „heiligen Stadt", des „slavischen Rom", den Ausgleichungsbestrebungen der Neuzeit über Nacht zum Opfer fallen. Der Brand vom 15. bis 20. September 1812 hatte reichlich zwei Drittel der damaligen Stadt in Asche gelegt; aus Achtung für Moskaus nationale Bedeutung, vielleicht auch im absichtlichen Gegensatz zu dem modernen Petersburg, wurde der alte, großrussische Stil (soweit von einem Baustil in Rußland überhaupt die Rede sein kann) bei den Neubauten in Anwendung gebracht, nur daß man die Holzkonstruktion vielfach durch Steinwände ersetzte, besonders bei den Kirchen.

Was einst die Akropolis für Athen war, das ist seit langen Jahrhunderten der Kreml für Moskau. Seine Kirchen und Paläste wurden von den Feuersbrünsten verschont, und vermöge ihrer festen Ringmauern und zinnengekrönten Mauertürme fielen sie auch in schweren Kriegszeiten meist nicht in Feindes Hand. Sie bergen die meisten mittelalterlichen Reliquien und Nationalheiligtümer; an sie knüpft sich die Erinnerung an die Großthaten der alten Zaren, an die Geschichte der mächtigen Bojarengeschlechter und die Macht der hohen Geistlichkeit, so daß man den Kreml geradezu die Stein gewordene Geschichte Rußlands nennen darf. In Venedig eilt der Fremde immer zuerst zum Markusplatz, in Konstantinopel zur Hagia Sophia und in Rom zum Forum oder zur Peterskirche; der Moskauer Kreml vereinigt die Bedeutsamkeit aller jener Kulturstätten, seine weltlichen und kirchlichen Monumente versinnbildlichen alle Entwicklungsstufen der alten Moskowiterstadt und des gesamten Zarenreiches; man sieht, und noch mehr, man empfindet hier ein gewaltiges Stück Geschichte.

Fünf Thore führen durch die Mauern auf das 20 m hohe Plateau, dessen eine Seite über die Moskwa aufragt. Den großartigsten Überblick über den Kreml selbst gewährt der 81 m hohe Turm Iwan Weliki, das höchste Bauwerk Moskaus. Die glänzenden Kreuze und Kuppeln der Kirchen, die alten und neuen Paläste, die weiten Plätze, die grünen Gärten, und jenseits des blinkenden Flusses das Häusermeer der Stadt bis hin nach den Sperlingsbergen im Westen, von denen 1812 Napoleons erschöpfte Krieger zuerst die Stadt überschauten, und wo der Korse vergeblich die Bojaren erwartete, welche ihm die Schlüssel der Stadt überbringen sollten, — alles liegt deutlich wie ein farbenreiches Riesenpanorama zu den Füßen des Beschauers. Die Geschütze, welche „die große Armee" hier zurückließ, ruhen in langen Reihen auf einem der Höfe. An der Ecke des Arsenals, wie unser Bild Seite 257 zeigt, steht „die Königin der Kanonen", ein 800 Centner schweres Geschütz, vor 300 Jahren gegossen und durch eine besondere Verfügung Peters des Großen vor dem Umschmelzen bewahrt. Die „Königin der Glocken", am Fuße des Turmes, ist ein ähnliches Ungeheuer aus längstvergangener Zeit. Sie ist die größte Glocke der Erde, 4200 Centner schwer; ob sie jemals hoch vom Turm herab ertönte, und wann das mächtige Stück aus ihrem Riesenmantel herausgeschlagen wurde, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen (S. die Abbildung S. 261).

Unter den 32 Kirchen des Kreml ist die Mariä-Himmelfahrtskirche (Uspenskij Ssabor) insofern die interessanteste, als sie seit Jahrhunderten der Krönungsdom der Zaren gewesen ist. Erst wenn der Kaiser hier dem Metropoliten das nicäische Glaubensbekenntnis mit lauter Stimme abgelegt, sich selbst und seiner Gemahlin die Krone aufgesetzt hat und an verschiedenen Gesichts- und Körperteilen mit dem heiligen Öl aus der Jaspisvase gesalbt worden ist, gilt er dem Volke ganz und voll als „Selbstherrscher aller Reußen". Äußerlich ist die Kathedrale ungemein schmucklos: ein Vierseit mit zwei Reihen schmaler Fenster, einem größeren Zwiebelturm in der Mitte und vier kleineren an den Ecken. Im Innern jedoch sind denkwürdige und kostbare Schätze aufgehäuft, namentlich wird das „Bild der Mutter Gottes von Wladimir" mit seinem Edelsteinschmuck als ein Reichspalladium verehrt, welchem man 1395 den Sieg über den wilden Tamerlan zuschrieb.

Das Gegenstück zu der alten Krönungskathedrale bildet die neue Erlöserkirche, ein überaus glänzendes, imposantes Bauwerk zur Erinnerung an den Sieg Rußlands über Napoleon I.; erst gelegentlich der Krönung Alexanders III. (1884) wurde dieses Pantheon russischen Kriegsruhmes eingeweiht. Auch das räumlich große Zarenschloß auf dem Kreml ist ein moderner Bau. In seinen Festräumen vereinigt sich der Geschmack des Abendlandes mit dem Luxus des Orients: überall vergoldete Zierate, Marmorreichtum und Verschwendung von Krystall und Malachit; bei Krönungsfesten fluten Zehntausende durch diese riesigen Prunksäle. Viel läßt sich über den alten Terem- und den Facettenpalast, über das achtkuppelige Tschudowa-Kloster und das heilige Erlöser-Thor, über das Arsenal und die Rüstkammer sagen: allen gemeinsam ist die stete Beziehung zur nationalen Geschichte und Religion des Russenvolkes; sie packen das Herz des Muschik im Schafpelz oder im leinenen Kaftan nicht minder wie das des Bojaren, des Generals und des Großfürsten im blitzenden Staatskleide.

Schwerlich hat irgend ein Volk sein Einheitsgefühl teurer bezahlt als das russische; seine Geschichte, die innere fast noch mehr als die äußere, verzeichnet unzählige Greuel. Über den Roten Platz, über welchen man zum Kreml gelangt, ist viel Blut im Laufe der Jahrhunderte geflossen, und vollends das hier stehende Werk Iwans des Grausamen, die Kathedrale des heil. Wassili, ruft schon durch ihr seltsames Äußere die zügellose Willkür eines jener barbarischen Despoten ins Gedächtnis, welche Rußlands Geschichte gemacht haben. Alle europäischen

Baustile in Verbindung mit tatarischen und byzantinischen Motiven mischen sich anscheinend planlos in diesem einzig in seiner Art dastehenden Bau. Jeder seiner vielen Türme unterscheidet sich von dem andern in Form, in Farbe und in Größe. Neben der Zwiebelform steht die Pyramide, neben der Kuppel der spiralförmige Aufbau; gotische Giebel wechseln ab mit Rundbogen, vorspringenden Dächern und Balustraden; in allen Farben schillert außerdem das orientalisch fremdartige Gotteshaus, dessen phantastische Tollheit jedem Schönheitssinn, jeder Einladung zu religiöser Sammlung hohnzusprechen scheint.

Aber Moskau ist nicht nur der Hort des nationalen Glaubens und der geschichtlichen Überlieferungen, das Entzücken der Landschaftsmaler, das Sehnsuchtsziel aller Großrussen und Slavophilen; es ist auch eine kräftig blühende Groß- und Fabrikstadt. Webwaren in Wolle und Baumwolle, Eisen- und Holzarbeiten, Seifen-, Talg-, Leder- und chemische Produkte bilden die Hauptartikel der Moskauer Gewerbthätigkeit. Der Gostinoi-Dwor mit seinen 6000 Kaufläden ist wohl das größte stehende Warenlager der Welt; auch lassen sich einige Straßen des Kitaigorod-Viertels, welches unmittelbar unter dem Kreml liegt, an Lebhaftigkeit des Handelstreibens mit den westeuropäischen Verkehrscentren vergleichen.

Schließlich ist Moskau der Sitz einer reich ausgestatteten Universität, verschiedener Museen und mehrerer hundert Wohlthätigkeitsanstalten, welche von dem „Hochwürdigen Rat der Stiftungen" verwaltet werden. Besonders das Findelhaus an der Moskwa ist eine überaus großartige Schöpfung Katharinas II., der Verehrerin Diderots und J. J. Rousseaus, welche bekanntlich beide theoretisch und praktisch das Kinderaussetzen betrieben. Mehr als tausend Säuglinge bilden die stets wechselnde Bevölkerung dieser eigenartigen Anstalt; sie sollte im Jahrhundert der Aufklärung dazu beitragen, die schon damals vorhandene „sociale Frage" zu lösen.

Die große Ausdehnung des russischen Reiches ist Veranlassung gewesen, daß sich neben dem Mittelpunkt Moskau noch einige andere alte, gut gelegene Plätze schon frühzeitig gewissermaßen als Hauptstädte zweiten Ranges entwickelt haben. Die älteste derselben ist Nowgorod am Flusse Wolchow, welcher ein Bindeglied in der ununterbrochenen Wasserstraße zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere bildet. Deshalb schlug Rurik hier seine Residenz auf; 1862 errichtete man zur Gedenkfeier an das tausendjährige Bestehen des Reiches ein ebenso gewaltiges wie in seiner Glockenform originelles Nationaldenkmal auf dem Marktplatze von Nowgorod. Die Stadt ist übrigens heute nur noch ein Schatten ihrer einstigen Bedeutsamkeit. Im Mittelalter war sie der östliche Stapelplatz des Hansahandels und zählte Hunderttausende von Einwohnern. Das Blutbad Iwans des Grausamen (1570) machte der letzten Herrlichkeit von Nowgorod ein Ende: 60000 Menschen sollen damals geschlachtet oder in den Fluß geworfen worden sein. Die Macht der alten Reichsstadt ging für immer auf Moskau über.

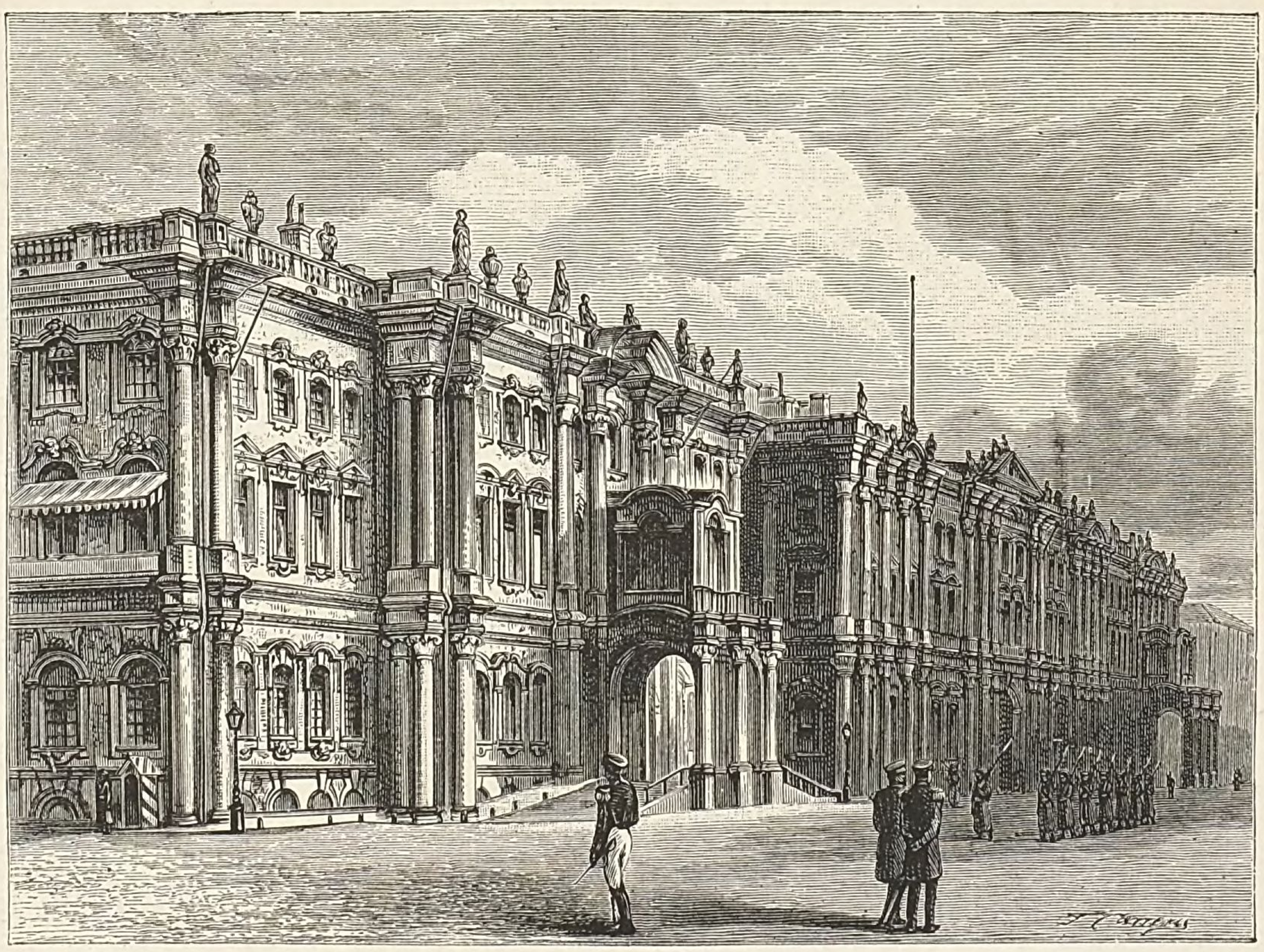
Auch Kijew gelangte zufolge der Fruchtbarkeit seiner Umgebung, seiner Lage am schiffbaren Dnjepr und der Wunderthaten seiner Mönche schon früh zu großer Blüte, so daß es die mächtigste Stadt Rußlands war und mit Konstantinopel an Glanz wetteiferte. Gleich Moskau ist es mitunter das slavische Rom genannt worden. Einige seiner Hauptkirchen und Klöster reichen ins 11. Jahrhundert zurück; zu ihnen, insbesondere zu dem unterirdischen Höhlenkloster, wallfahrten die Kleinrussen wie zu nationalen Heiligtümern, obschon der Ursprung der Tausende von Gräbern im Innern der Felsen in eine unbestimmbare Vorzeit verlegt werden muß. Kijew steht Moskau an malerischem Reize seiner Lage nicht nach; in der grünen, hügeligen Gartenlandschaft kommen die schimmernden Kuppeln und Türme, die weißen Kirchen, die bunten Dächer und der breite Strom zu voller Geltung. Ebenso zerfällt Kijew gleich der Hauptstadt in eine Anzahl von Einzelvierteln, unter denen Petschersk, die Stadt der Geistlichkeit und des Militärs, und Altkijew als Sitz der Civilbehörden die bemerkenswertesten sind; beide hochgelegene Stadtteile werden durch den eleganten Kreschtschatik verbunden, die „Kreuzesstadt" am Dnjepr, wo zuerst den Russen das Christentum gepredigt und der heil. Wladimir getauft wurde. Die Eisenbahnbrücke bei Kijew ist eine der längsten der Erde, sie mißt 1081 m. Auch die Brücke bei Krementschug flußabwärts ist fast 1 km lang, und noch weiter südlich wurde 1884 bei Jekaterinoslaw eine auf 15 Bogen ruhende Brücke von 1263 m Länge dem Verkehr übergeben, welche nur von der Wolgabrücke bei Ssysran und dem Hollands-Deep über die Maas an Länge übertroffen wird. Die Brückenpfeiler sind aus grauem Granit erbaut; die Eisenbahnzüge fahren 12,5 m hoch über den Flußspiegel hinweg, während für den Fußgänger- und Wagenverkehr ein zweites, höheres Stockwerk eingerichtet ist. Bezüglich seiner Größe steht Kijew mit Charkow, Kischinew und Kasan auf einer Stufe: jede dieser vier Städte zählt 130000 Einwohner.

Charkow hat keine Vergangenheit von Bedeutung hinter sich, liegt auch an keinem schiffbaren Strome. Die Quelle seines Reichtums ist sein fruchtbares Umland, die „Schwarzerde". Deutsche Kolonisten haben hier den Ackerbau auf eine hohe Blüte gebracht, und trotz aller Russifizierungsversuche hat sich das deutsche Element neben dem sich in Charkow begegnenden groß- und kleinrussischen Volksstamm zu behaupten vermocht. Die Universität, die Woll- und Pferdemärkte, sowie die Junimessen machen das modern gebaute Charkow zu einer stattlichen Provinzialhauptstadt. Bei dem nahen Poltawa erlitt 1709 der Schwedenkönig Karl XII. seine schwerste Niederlage, sie setzte seinen welterobernden Plänen ein Ende, und Peter der Große übernahm fortan die Herrschaft im östlichen Europa.

Der Wettstreit zwischen Schweden und Russen wurde am nachhaltigsten in Finnland zum Austrag gebracht. Trotz der bevorzugten Ausnahmestellung, welche dieses Land im Zarenreiche einnimmt (es hat seine eigene Landes-

regierung mit Volksvertretung, sein eigenes Münzsystem, seine Postwertzeichen 2c.), ist bis auf den heutigen Tag keine vollständige Verschmelzung der finnischen und der großrussischen Rasse ermöglicht worden: immer noch hält es erstere mehr mit den Schweden, deren Sprache auch die amtliche und geschäftliche geblieben ist; von den 2 Millionen Einwohnern des Preußen an Größe übertreffenden Landes werden 85% zur finnischen, 14% zur schwedischen und nur etwa 1% zur russischen Nationalität gerechnet.

Der geistvolle finnische Dichter Z. Topelius spricht von seinem Vaterlande als von der „letztgeborenen, ärmsten, am längsten vergessenen Tochter Europas, am längsten vergessen, weil sie von allen am spätesten aus dem Schatten der Tannen hervorgetreten ist, hinter welchen sie halb kämpfend, halb sinnend ihre einsame Kindheit verbrachte". Im Volksmunde heißt Finnland das „Land der Sümpfe", auch wohl dichterisch das „Land der tausend Seen". Reichlich ein Zehntel des Bodens ist mit Wasser bedeckt, ein weiteres Drittel nehmen Moräste ein, welche teilweise mit Nadelwald bedeckt sind. Das feste Land ist als ein Granitplateau zu betrachten, das bei dem Zurücktreten des Meeres vor unzählbaren Jahrtausenden sich allmählich zwischen Ostsee und Polarmeer erhob; in den Mulden blieb das Wasser zurück, aber durch viele Sunde und Thalsenken, die sich nach und nach zu Flußbetten verengten, wurde eine Verbindung mit dem Meere aufrecht erhalten. Die nur bis zu 334 m



Der Winterpalast in St. Petersburg.

aufsteigende Platte fällt schroff zum Finnischen und sanft zum Botnischen Busen ab. Ihre zu tage liegenden Blöcke von Gneis, Granit und Glimmerschiefer, oft mit feinen Rissen aus der Gletscherzeit überschrammt, liegen in wilder Regellosigkeit durch einander, „als ob gerade hier der mythische Kampf mit den Titanen stattgefunden hätte".

Der größte der finnischen Seen ist der vielverzweigte, insel- und buchtenreiche Saima-See; er fließt durch einen vielschleusigen Kanal bei Wiborg in die nordöstliche Ecke des Finnischen Meerbusens ab, so daß dadurch eine Wasserverbindung zwischen dem schmucken Städtchen Kuopio im Herzen Finnlands und dem großen Petersburg möglich ist. Ernste Stille liegt auf den flachen, waldumsäumten Ufern. Keine Singvögel und kein Rotwild, wohl aber noch Wölfe und Bären hausen in jener düsteren Waldeinsamkeit. Wo sich in einer Lichtung eine Ortschaft an den Ufern zeigt, da wird Holzhandel oder Hausindustrie aller Art betrieben; nur in dem Binnenstädtchen Tammerfors werden Webstoffe fabrikmäßig angefertigt. Die kaltblütigen, bedächtigen Finnen erlangen nicht mühelos ihren Lebensunterhalt; nur selten ist in ihren Blockhäusern eine gewisse Behäbigkeit anzutreffen. Trotzdem werden Musik und volkstümliche Dichtung sorgfältig gepflegt, wozu die wohlklingende, vokalreiche Sprache (ihre Lieder sind vielfach in dem schwermütigen allitterierenden „Runometer" gedichtet), die Poesie der Landschaft und die ruhmvollen Kämpfe der Nationalhelden manches beigetragen haben.

Von der alten Hauptstadt Abo am Finnischen Meerbusen ging im 12. Jahrhundert das Christentum,

im 16. die Reformation aus. Schwedens Könige zogen oft mit Pomp durch die Straßen der denkwürdigen Stadt, deren Blütezeit durch die Verlegung der Residenz (1809) und später (nach dem Brande von 1827) auch der Universität nach dem von Schweden entfernteren, aber näher an Rußland gelegenen Helsingfors allmählich niederging. Diese neue Hauptstadt Finnlands ist seitdem weitaus der bedeutendste Ort des Landes; ihre prächtigen öffentlichen Gebäude sind alle erst in neuerer Zeit entstanden. Die nahe Seefestung Sveaborg ist eine Art nordischen Gibraltars: ihre Kasematten sind teilweise in den Granit gehauen; 2000 Geschütze bestreichen die Meeresfläche zwischen den Schären und decken den Hafen von Helsingfors. Übrigens werden die volkreicheren Küstenstriche Finnlands durch Schienenwege der russischen Hauptstadt näher gerückt, und selbst in das Innere der finnischen Fels- und Seenplatte zweigen einige Bahnlinien ab. Von Naturfreunden wird schließlich das Handelsstädtchen Tornea viel im Juni besucht; auf einem benachbarten Berge ist die Sonne dann acht Tage lang ohne Unterbrechung sichtbar, während sie in der tiefer und südlicher gelegenen Stadt auf ¼ Stunde verschwindet. Das schwedische Haparanda, nur durch den Torne-Elf von Tornea getrennt, wird in meteorologischen Berichten häufig erwähnt.



Die Bucht von Bergen.

Am Südrande des Finnischen und rings um den Rigaschen Meerbusen liegen die Ostseeprovinzen Esthland, Livland und Kurland. Zwischen Germanen und Slaven, zwischen Deutschland, Rußland und Schweden eingezwängt, haben ihre Seestädte seit den Tagen der Hansa eine wichtige Rolle im Völkerverkehr gespielt, und wenn heute auch nur 9 % der 2000000 Bewohner jener drei Provinzen evangelische Deutsche sind, so hat doch ihre siebenhundertjährige Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande sie bis jetzt den Andrang des Großrussentums mannhaft aushalten lassen. Die einflußreichen Bürger der Städte, die Gutsbesitzer und Landprediger sind immer noch vorzugsweise Deutsche. Zwar decken Seen, Sümpfe und weite Urwälder (soweit dieser Name auf europäische Waldkomplexe

überhaupt noch anwendbar ist) das meist einförmige Flachland; aber wo es die Bodenbeschaffenheit gestattet, da stehen zufolge einer tüchtigen Ackerwirtschaft der Getreidebau und die Viehzucht in hoher Blüte, so daß eine bedeutende Ausfuhr stattfindet.

Die Hauptstadt des mittleren Gouvernements Livland sowie der Ostseeprovinzen im allgemeinen ist Riga, Rußlands fünftgrößte Stadt, zumeist auf dem rechten Ufer der Düna, 14 km von ihrer Mündung gelegen. Unter ihren 170000 Einwohnern bilden die Deutschen seit Gründung der Stadt (1201) durch den Bischof Albrecht Buchshöwden immer noch das tonangebende Element, namentlich des geistigen Lebens. Die Hansafahrten hatten deutsche Kaufherren schon früh von Wisby auf Gottland an die Dünamündung geführt. Die charakteristische Bauart deutscher Reichsstädte spiegelt sich noch heute in den engen Straßen der Innenstadt von Riga, in einzelnen Kaufhäusern, in der gotischen Domkirche, dem Rathaus, dem Schloß und dem monumentalen „Schwarzhäupterhaus" wieder; auf Schritt und Tritt wird man an Danzig, Lübeck, Braunschweig 2c. erinnert. Die Seeschiffe legen meist in Dünamünde an; Hauptartikel der Ausfuhr sind Getreide, Flachs, Talg und Schiffsbauholz.

Ungleich reizvoller als die trostlose Umgebung Rigas mit ihren Sumpf- und Sandstrecken, ihren Kiefern und Birken ist die Lage von Dorpat. Die Geschichte dieser Binnenstadt ist vielfach mit derjenigen Rigas verwandt. Ihr Stolz ist ihre von Gustav Adolf (1632) gegründete Universität, ein Bollwerk des Deutschtums gegen den slavischen Osten. Das kurländische Mitau, eine stattliche Landstadt unweit Riga, sowie die Hafenstädte Libau und Reval, letzteres in Esthland am Finnischen Meerbusen, wurzeln mit ihren Erinnerungen in der Zeit der Hansa; die direkte Schienenverbindung mit dem Innern Rußlands läßt ihnen einen Teil des russischen Exporthandels zukommen, wennschon nur die Getreideausfuhr diese Städte bis jetzt zu einer gewissen Bedeutung, namentlich im Wettstreit mit Petersburg und Riga, gebracht hat.

An die Ostseeprovinzen schließt sich im Süden Litauen an, jetzt gewöhnlich als ein Teil von Westrußland bezeichnet, mit der alten, volkreichen Hauptstadt Wilna, in welcher einst machtvoll die Jagiellonen herrschten. Nicht nur auf dem Throne Polens saßen sieben Könige ihres Stammes, sondern auch Böhmen und Ungarn waren ihnen eine Zeit lang unterthan, bis Litauen in Polen aufging und auf dem Unions-Reichstage zu Lublin (1569) beschlossen wurde, fortan die polnisch-litauischen Reichstage in Warschau zu halten, ein Beschluß, welcher Krakau um seine drei Jahrhunderte lang behauptete Stellung als Reichs- und Krönungsstadt brachte.

Das Königreich Polen war zur Zeit seiner Selbständigkeit und Blüte um die Stromgebiete von Oder und Weichsel gelagert. Beide Flüsse gleichen einander in der Physiognomie ihrer Hauptader, ihres Nebengezweiges, ihres Handelsverkehrs und der politischen Schicksale der an ihnen gelegenen Städte und Länder mehr als irgend ein anderes europäisches Flußpaar, außer etwa dem Don und dem Dnjepr. Anfangs waren die slavischen Völker vorzüglich im Odergebiet mit der abendländischen Kultur und dem Christentum bekannt geworden; ihre Hauptstädte Breslau, Posen, Kalisch, Gnesen 2c. sind deshalb älter als die Weichselstädte. Die jetzige Provinzialstadt Gnesen, ein Ort ohne besondere Vorzüge der geographischen Lage, war bis ins 14. Jahrhundert die Residenz der polnischen Herzöge und Könige, seitdem ums Jahr 1000 sogar der deutsche Kaiser Otto III. zum Grabe des hl. Adalbert gewallfahrtet war und der Gnesener Erzbischof als Primas des Reiches dem Könige unmittelbar im Range folgte. Auch Posen war zeitweise Residenz der polnischen Könige und schon seit 968 ein Bischofssitz. Heute erinnert nichts mehr an jene Vergangenheit; selbst der älteste und bedeutendste Bau der Stadt, das Rathaus, stammt erst aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. In moderner Eleganz gruppieren sich um den Wilhelmsplatz geradlinige Stadtviertel. Dort wohnen die besseren Stände, die zahlreichen Beamten und Offiziere; ein Spaziergang unter den Kastanien der Wilhelmsstraße gewährt zufolge der hübschen Läden und der stattlichen Gebäude aus neuester Zeit einen ähnlichen Eindruck, wie ihn jede neuere Provinzialhauptstadt macht. Nur jenseits der Warthe, auf der „Walischei", der „Schrodka" und besonders an Feiertagen vor den katholischen Kirchen lassen die polnischen Trachten der Landleute und das Sprachengewirr erkennen, daß man sich hier in der Ostmark Deutschlands befindet. Die vielen Uniformen auf den Straßen, die mächtige, hochgelegene Citadelle „Fort Winiary" und der weite Kranz der in allerneuester Zeit vollendeten Außenforts deuten gleichzeitig darauf hin, daß Posen ein Waffenplatz ersten Ranges ist, bestimmt, die von Osten auf die Reichshauptstadt hinführenden Straßen und Schienenwege zu decken und einem an der russischen Grenze operierenden Heere als Stützpunkt zu dienen. Die Festungen Glogau, Thorn, Danzig und Königsberg haben dieselbe Bestimmung, wennschon die letztgenannten beiden Städte auch durch ihre Lage in der Nähe der Küste, ihren Handel und ihre Größe von hoher Bedeutung für den Osten unseres deutschen Vaterlandes sind; als die Heimat des Philosophen Immanuel Kant, als Sitz einer altberühmten Universität und als Krönungsstadt preußischer Könige nimmt Königsberg eine hervorragende Stelle unter den Großstädten Preußens ein.

Nachdem Polens Schwerpunkt im 14. Jahrhundert aus dem Oder- ins Weichselgebiet verschoben worden und lange nachher auch Krakaus Glanzzeit vorüber war, wurde Warschau vermöge seiner centralen Lage an der mittleren Weichsel allmählich die Lieblingsstadt der Herrscher Polens; um 1550 erhob sie König Sigismund II. endgültig zur Reichshauptstadt. Die Weichsel hat hier ihre volle Schiffbarkeit und Mächtigkeit erlangt; die wichtigsten Nebenflüsse strömen aus allen Richtungen nicht allzuweit ober- und unterhalb der Stadt in den Hauptstrom ein. Zudem saß im mittleren Weichselgebiet der

kernigste polnische Volksstamm, die Masovier oder Masuren, gleich ausgezeichnet als Schiffer und Ackerbauer wie als Krieger. Ihre Herzöge schufen Warschau schnell zum Brennpunkt des nationalen Lebens und zur ersten Handelsstadt Polens um. Trotz vieler Wechselfälle ist es das heute in noch höherem Grade als früher, ja in allerneuester Zeit hat der Eisenbahnverkehr in Verbindung mit glücklichen Umwälzungen im Bebauungsplan — Warschaus Umkreis mißt 15 km — die Bevölkerung schnell auf 400000 Einwohner anwachsen lassen; einzelne Viertel weisen jetzt so großartige Straßenbilder auf, wie sich deren irgend eine europäische Großstadt rühmen darf.

Dennoch schwebt über Warschau der Schatten vergangener Größe. Wenn man auf der riesigen Gitterbrücke steht, welche neuerdings die auf dem rechten Weichselufer gelegene Vorstadt Praga mit der eigentlichen Stadt verbindet, und entweder links hinauf zu dem 20 m hohen Plateau blickt, auf welchem Warschau selbst über der Weichsel thront, oder zur Rechten das niedrige Praga und die weite Ebene dahinter mit den Blicken umfaßt: man vermißt unwillkürlich in dem malerischen Stadtbilde den königlichen Prunk, ohne welchen man die Residenz der prachtliebenden Polenkönige und des verschwenderischen polnischen Adels sich vorzustellen nicht gewohnt ist. Nirgends in Europa wurden einst die Hoffestlichkeiten durch so ritterliche Kavaliere und so bezaubernde Frauen geschmückt als in dem jetzt einsamen Königsschloß der Masurenfürsten. In keinem Parlament der Welt ging es stürmischer und toller her als auf den polnischen Reichstagen dort oben in demselben Schlosse. Sogar in dem Park von Lazienki, dessen Baumriesen und Wiesengründe reizvoll das einstige Lustschloß des letzten Polenkönigs Stanislaus August Poniatowski umhegen, wird man die Erinnerung an Waffengeklirr und verblichenen Glanz nicht los. Die großen Gartenanlagen bei dem Sächsischen Palaste und die Alleen von Ujazdow sind insofern Warschaus Tiergarten oder Prater, als in ihnen an sonnigen Frühlingstagen die schöne Welt zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß auf und ab wogt, ein buntes Gemisch von Pariser Eleganz und slavischer Leichtlebigkeit.

Gleich lebhaft geht es, wenn schon in anderer Weise, auf den Märkten zu, namentlich dort, wo die Juden die Oberhand haben; da ihrer reichlich 100000 in Warschau wohnen, so haben sie den Handel großenteils in Händen. Auf der Spitze des Portals zum Judenmarkt (vgl. das Bild S. 264) schwebt ein geflügelter Merkur mit dem schlangenumwundenen Stabe. Die Verschlagenheit, nicht aber die griechische Schönheit des Gottes ist charakteristisch für die vielverrufenen „polnischen Juden". Ihr Äußeres ist wenig einladend: durch den ehrwürdigen Patriarchenbart fährt allzu selten ein Kamm, die Kopfbedeckung ist abgegriffen, und der lange, fettglänzende Kaftan verbreitet mitunter einen widerlichen Fischgeruch. Auch die Weiber der unteren Klassen sind nur während ihrer flüchtigen Jugendblüte oder im Feiertagsstaat einigermaßen anziehend. Das Feilschen und Schachern auf dem Markte geht unter den lebhaftesten Gestikulationen vor sich, wobei alle Dialekte des Polnischen, Russischen, Deutschen und Ebräischen durch einander schwirren. Preußische Juden aus Posen, österreichische aus Krakau oder Lemberg suchen ihre Warschauer Glaubensgenossen zu übervorteilen; oft handelt es sich nur um Kopeken, aber manchmal gehen auch viele Tausende von Rubeln um, namentlich zur Zeit der Wollmärkte, oder wenn einem allzu flotten Edelmann die Ernte auf dem Halme abgekauft wird, „nur um dem Wielmożny Pan (dem vielvermögenden Herrn) aus der Verlegenheit zu helfen", oder wenn für die Leipziger Ostermesse ein größerer Posten Häute oder Rauchwaren zur Versendung gelangt.

Für die kriegerischen Operationen der Westmächte gegen Rußland, insbesondere Napoleons I. 1812, bildete Warschau den Ausgangspunkt, auf welchem die Heeresmassen sich sammelten und für den Einmarsch in das weitausgedehnte Russenreich rüsteten. Umgekehrt bildete die Weichselstadt stets das Endziel der moskowitischen Heereszüge; alle polnischen Aufstände hatten in Warschau ihren Hauptherd. Deshalb liegen im Umkreise der Stadt eine Anzahl Schlachtfelder, auf denen die tapfern Polen Heldenthaten verrichteten: die Namen Praga, Ostrolenka, Grochow und Maciejowice sind oft im Liede gefeiert worden. Natürlich hat Warschau eine sehr starke Garnison, auch ist es durch großartige Befestigungswerke in eine wahre Zwingburg für Polen und eine drohende Nachbarin für Preußen verwandelt worden.

Darf man Warschau als einen vorgeschobenen Posten des Russenreiches betrachten, auf dem sich das russische Volkselement trotz mancher gewaltsamen Regierungsmaßregel noch nicht zum herrschenden hat machen können, ja wo selbst das polnisch-slavische Element stark mit deutschen und internationalen jüdischen Bestandteilen durchsetzt ist, so ist eine ähnliche Bemerkung wiederholt betreffs der Hauptstadt des russischen Gesamtreiches gemacht worden. Die Absicht Peters des Großen, sich in seiner neuen Schöpfung am Newa-Ufer ein Fenster zu bauen, durch welches seine Halbasiaten bequem nach Europa hinüberschauen könnten, ist voll erfüllt worden: St. Petersburg ist die beste Vermittlerin zwischen den Kulturstaaten von West- und Mitteleuropa und dem ungeheuren Zarenreiche geworden.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß Zar Peter durch die Anlage seiner neuen Hauptstadt bloß eine persönliche Laune befriedigt und, ohne Rücksicht auf gegebene geographische und geschichtliche Verhältnisse, mit despotischer Willkür die umfassenden Maßregeln ausgeführt hätte, welche der am 16. Mai 1703 vollzogenen Grundsteinlegung von St. Petersburg nachfolgten. Im Gegenteil: als Peter an jenem Tage zu den Festungswerken, deren Errichtung dem eigentlichen Stadtbau voranging, eigenhändig Erde herbeitrug, da schweiften seine Gedanken wohl zurück in die Vorgeschichte seines Volkes, als sich um das große Nowgorod unweit dieser selben Newamündung das Stammland seines Reiches lagerte, als der Verkehr mit dem Westen durch die hier zusam-

mentreffenden Verbindungsstraßen vermittelt wurde, ohne daß die verheerenden Einfälle der Hunnen, Petschenegen, Mongolen und Tataren bis in diesen Winkel des Reiches drangen und seine friedliche Entwicklung beeinträchtigten.



Der Espelandsfos.

Mehr noch als Nowgorod mußte eine am Meere selbst gelegene Stadt die natürlichen Vorzüge dieser Lage ausbeuten. Der Rigasche Busen lag zu weit ab von dem großen Süßwassersystem, welches durch drei verschiedene Wasserstraßen die Newamündung mit der **Wolga** verbindet, da wo letztere bereits schiffbar ist. Der Botnische Busen dagegen war zufolge des schmalen, unwirtbaren Hinterlandes niemals von Bedeutung für den Weltverkehr. Um so mehr erwies sich der tief in den küstenarmen Rumpf des östlichen Europa einschneidende Finnische Meerbusen als eine gewaltige Verbindungsstraße zwischen dem Innern Rußlands und den Kulturstaaten rings um das Ostseebecken und westlich über dasselbe hinaus. Den Ladoga-See darf man fast als eine Fortsetzung des Meeres betrachten, insofern als der beide Wassermassen trennende Isthmus nur 45 km breit ist und die sie verbindende Newa, bei einer Breite von 500 m, durchschnittlich 16 m Tiefe hat, also für die größten Schiffe benutzbar ist. Ja selbst mit dem Onega-See und dem Weißen Meere steht Petersburg in direkter Wasserverbindung. Den natürlichen Bahnen hat man überall durch vortreffliche Kanäle nachgeholfen. Was Peter der Große begann, das wurde in späterer Zeit vervoll-

kommnet; sogar um den Südrand der Seen wurden Kanäle herumgelegt, um die auf jenen großen Wasserflächen herrschenden Stürme für die Flußschiffe unschädlich zu machen.



Wie kam es nun, daß sich an der Newamündung nicht schon im frühen Mittelalter eine Stadt erhob, daß nicht schon die finnischen Urbewohner des Newagebietes (die Tschuden) oder die Skandinavier zu Ruriks Zeit oder die deutschen Hanseaten sich auf dem Isthmus ansiedelten? Die alten Finnen hatten, wie Grabdenkmäler und Antiquitäten beweisen, hier wohl Dörfer; aber als halbwilde Völker trachteten sie nicht danach, ihre Stämme in einer großen Stadtgemeinde zu vereinigen. Die Skandinavier trieb es mit ihren leichten Schiffen mehr stromaufwärts ins Binnenland hinein; eines Küstenplatzes zum Umladen der Waren bedurften sie gar nicht. Wie die Normannen die Seine hinauf bis nach Rouen und Paris, oder den Rhein aufwärts bis nach Köln, oder im Dnjepr bis nach Kijew ruderten und segelten, ohne daß schon damals die Hafenstädte Havre, Rotterdam, Cherson ꝛc. be-

Der Vöringfos.

standen, so war eine Stadt an der Newamündung damals noch kein Bedürfnis. Auch die Hanseaten behalfen sich für den Verkehr nach dem Ladoga-See mit einem Ankerplatz an der Insel Kotlin, auf welcher heute Kronstadt liegt; für sie war ja Nowgorod „ein Hauptbrunnquell ihrer Reichtümer“, die Newagegend bildete nur eine Nebenlinie für ihre Handelsfahrten. In späterer Zeit verhinderte die politische Unsicherheit und der häufige Besitzwechsel der Küsten des Finnischen Meerbusens die Anlage einer Stadt. Schweden und Russen machten sich abwechselnd Jahrhunderte hindurch den Isthmus streitig, auch die Polen mischten sich mehrfach ein. Nachdem Nowgorods Blüte durch Iwan den Schrecklichen vernichtet worden war, wurde Archangel (am Einfluß der Dwina in das Weiße Meer) der Hauptverkehrsplatz der Westeuropäer mit den Russen. Letztere waren zur Zeit der höchsten Macht Schwedens so gänzlich von der Ostseeküste abgedrängt, daß Gustav Adolf 1617 auf der Stelle des heutigen Petersburg einen Stein aufrichten ließ mit den drei Kronen Schwedens und der Inschrift: „Hier hat Gustav Adolf, König von Schweden, die Grenze seines Reichs gesetzt. Möge sein Werk unter Gottes Obhut von Dauer sein!“

Nachdem Peter der Große im Nordischen Kriege die festen Plätze der Schweden im Newagebiet erobert und dadurch den uralten Kampfplatz zwischen Russen und Schweden für immer gewonnen hatte, rüstete er Kriegsschiffe zur Verteidigung der Küsten aus, zog die Insel Kotlin durch Anlage von Kronstadt in den Kreis der Befestigungen zum Schutze seiner neuen Hauptstadt und machte sich nach und nach zum Herrn aller Häfen und Zugänge zum Finnischen Meerbusen. Das sumpfige Terrain an der Newamündung wurde erhöht und befestigt, die Häfen von Archangel, Reval, Riga u. a. in ihren Rechten zum Vorteil Petersburgs beschränkt, Kolonien von Handwerkern, Kaufleuten, Fabrikanten, Gelehrten, Künstlern und Militärs aus Rußland sowohl als aus dem Auslande in die neue Stadt gezogen; namentlich die deutsche Civilisation wurde von Peter begünstigt, aber auch französischer und holländischer Einfluß machten sich vielfach bei der Neugestaltung des Zarenreiches geltend.

Die Umstände, daß die Newa bei starken Westwinden sich hoch aufstaut und die Stadt dadurch Überschwemmungen ausgesetzt ist; daß der Fluß länger mit Eis bedeckt bleibt als das offene Meer, auch sein Wasser weniger salzig als letzteres ist und deshalb die Schiffe schneller faulen; daß endlich die sumpfige Umgebung der Stadt den Ackerbau beeinträchtigte und der Gesundheit nachteilig war, ließen St. Petersburg einem Kritiker des vorigen Jahrhunderts erscheinen als „eine künstliche Geburt durch und durch, eine auf den Sumpf und die Opposition gegen alle heimische Überlieferung, gegen Moskau und Gott gebaute Fratze westlicher Hauptstädte“. Sollte dies herbe Urteil auch einigermaßen berechtigt für die Vergangenheit gewesen sein: die heutige Newaresidenz beweist durch ihre Schönheit, ihren Reichtum und ihre auf fast eine Million angewachsene Bevölkerung, daß ihr Schöpfer die Kühnheit seines Planes auf eine weitschauende Staatskunst und ein starkes Vertrauen auf die Zukunft seines Russenvolkes gründete.

Die Newa ist mehr ein breiter Kanal als ein Fluß, nur daß dieser Abzugskanal des Ladoga-Sees sich vor seiner Mündung in vier Haupt- und mehrere Nebenarme teilt und dadurch teils bebaute, teils mit hübschen Anlagen geschmückte Inseln bildet. Der eigentliche, fast 1 km breite Strom, die Große Newa, bildet die Hauptverkehrsader und gleichzeitig die Grenzlinie zwischen den größeren Stadtteilen, deren umfangreichster, die Große Seite, auf dem linken, südlichen Flußufer liegt. Schon Katharina II. begann die Ufer mit Granitblöcken einfassen zu lassen; der sumpfige Baugrund machte mächtige Rostunterlagen nötig. Die Newaquais sind deshalb, trotzdem sie sich meist kaum 2 m über den Wasserspiegel erheben, ein Riesenwerk, wie es in gleicher Längenausdehnung keine andere europäische Großstadt aufzuweisen hat. Auf ihnen lustwandelt man an schönen Tagen, oder man steigt von ihnen auf einer der zahlreichen Treppen zum Wasser hinab in die Böte und kleinen Dampfer; namentlich der Englische Quai ist während der Mittagsstunde eine beliebte Promenade der vornehmen Welt. Der vor dem ungeheuren Admiralitäts-Gebäude, im Herzen des fast 100 qkm bedeckenden Stadtplanes befindliche Alexandergarten und der viel ältere, mehr als Tummelplatz für Kinder dienende „Sommergarten“ mit seinen hundertjährigen Bäumen werden ebenfalls gern von Spaziergängern aufgesucht, während auf dem daranstoßenden Marsfelde die Garnison ihre Übungen abhält. Aber mehr als diese Plätze werden in den Sommermonaten die äußeren Inseln zu Ausflügen benutzt: an warmen Juniabenden sind die Newaarme mit unzähligen Gondeln bedeckt; die hellen Nächte dieses Breitengrades verwandeln das sonst so winterlich einförmige Petersburg in ein nordisches Venedig.

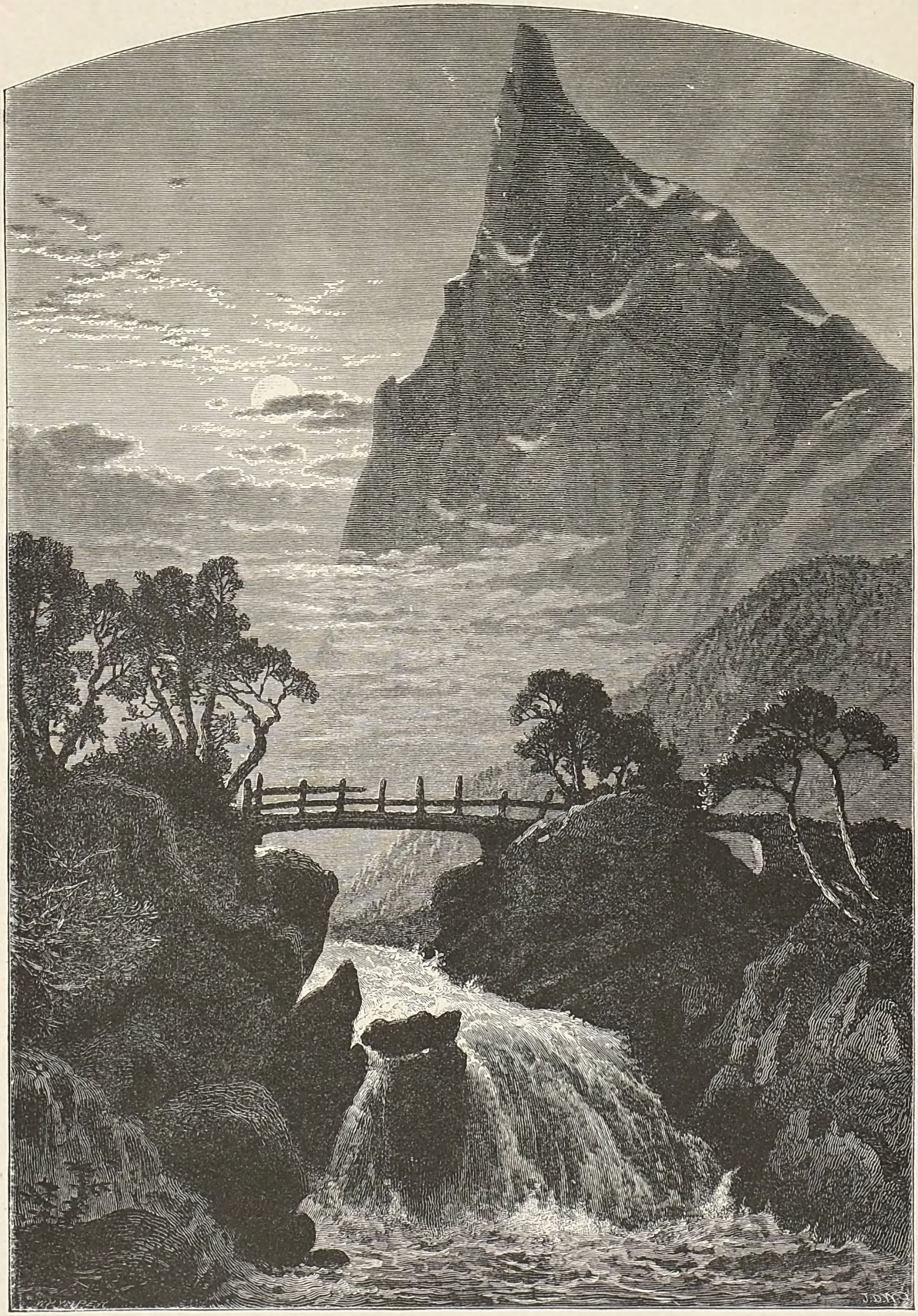
Dennoch ist gerade ein heller Wintertag die rechte Zeit, um die Zarenresidenz in ihrem vollen Glanze, in ihrem eigensten Element zu sehen. Die Januarsonne spendet viel Licht, aber keine Wärme; fußdickes Eis bedeckt die Flüsse und Kanäle; der Schnee knistert unter den Füßen; auf der glatten Schlittenbahn der breiten Straßen und weiten Plätze fliegen mit hellem Schellengeläute die dreispännigen Troiken, die mit reichen Pelzdecken behangenen Fahrzeuge der Vornehmen und unzählige große und kleine Fuhrmannsschlitten dahin. Der Hof und mit ihm die ganze „große Welt“ ist in der Stadt anwesend. Allabendlich sind die Theater, die Ball- und Konzertsäle gefüllt; in allen Comptoirs und Bureaux, in den Ministerien und den Hörsälen der Bildungsanstalten, in den Salons und Klubs, in den Luxusgeschäften, Ausstellungen, Konditoreien 2c. macht sich die „Saison“ bemerkbar: ein Strom weltstädtischen Treibens flutet durch alle Adern der nordischen Metropole.

Das auf flacher Ebene breit hingelagerte Petersburg mit seinen neuen, geraden Straßen und den menschenleer erscheinenden Riesenplätzen, über welche der Winter-

schnee ein einförmiges Weiß ausbreitet, ist keine malerische Stadt. Nur wenn sich auf dem rotdunstigen Horizont die bunten Kuppeln, Türme und Dächer in der Wintersonne glänzend abheben, oder wenn auf den Hauptstraßen ein geschäftiges Menschengewühl hin und her wogt, oder wenn bei 25 Grad Kälte die Schildwachen und Gorodowyje (Stadtpolizisten) bis an die Ohren in Pelzen stecken, die Iswoschtschiks (Droschkenkutscher) die hellflackernden Straßenfeuer umstehen, namentlich abends vor den Theatern, oder wenn die Dworniki (Hauswächter) und Mushiks in die Wärmstuben und Theebuden eilen, während die reichen Leute hinter den großen Spiegelscheiben ihrer wohldurchheizten Häuser oder in ihren „Wintergärten“ (mit Fensterglas und Blumen wird in Petersburg ein besonderer Luxus getrieben) bei dem grimmigsten Frost sich am behaglichsten zu fühlen scheinen: dann bietet auch Petersburg tausend interessante Straßenbilder für den Beobachter von Land und Leuten. Der Fremde sucht am häufigsten den vier Werst langen, die Große Seite vom Alexander-Newsky-Kloster bis zum Admiralitäts-Palast durchschneidenden Newsky-Prospekt auf, welcher den Brennpunkt des Geschäftsverkehrs in seinen verschiedenen Schattierungen bildet, von den vorstädtischen Branntweinschenken im Südosten bis zu den prunkvollen Verkaufsläden zwischen der Annitschkowschen Brücke und der Großen Morskaja, namentlich auf der „Sonnenseite“. Eine Spezialität im Petersburger Straßenleben geben, außer den Vertretern der hundert Volksstämme des Zarenreiches in ihren Nationaltrachten, die zahlreichen Uniformen ab. Unter den europäischen Großstädten trägt höchstens Berlin einen ähnlichen militärischen Charakter, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Petersburger Garnison (einschließlich der Besatzung von Kronstadt) reichlich doppelt so stark als die der preußischen Hauptstadt ist, daß auch die Beamten sich fast nur uniformiert zeigen, und daß endlich die Uniformen der russischen Garden, der Kosaken, Tscherkessen, Taurier, Tataren rc. ungleich phantastischer und reicher aussehen als die knappen Waffenröcke der meisten Berliner Regimenter. Übrigens weicht die Mischung der Petersburger Volksklassen wesentlich von derjenigen anderer europäischer Residenzen ab. Nur etwa 30 Prozent der Bewohner sind geborene Petersburger; als Resultat der letzten Zählung (1881) fand man, daß nach ihrem Stande 41 Prozent Bauern waren, 20 Proz. Kleinbürger, 13 Proz. Untermilitärs mit Familie, 12 Proz. Studierte und Edelleute, 8 Proz. Geistliche, 2 Proz. Kaufleute, 1 Proz. Ehrenbürger und 3 Prozent Ausländer; von den 50000 in Petersburg lebenden Deutschen, welche meist den gebildeteren Ständen angehören, hat sich also mindestens die größere Hälfte als Russen naturalisieren lassen. Auf je 100 Frauen kamen 121 Männer. Die Zahl der Analphabeten belief sich auf 64 Prozent; die durchschnittliche Lebensdauer ergab kaum 20 Jahre, während sie in England auf 38, in London auf fast 30 Jahre berechnet wird.

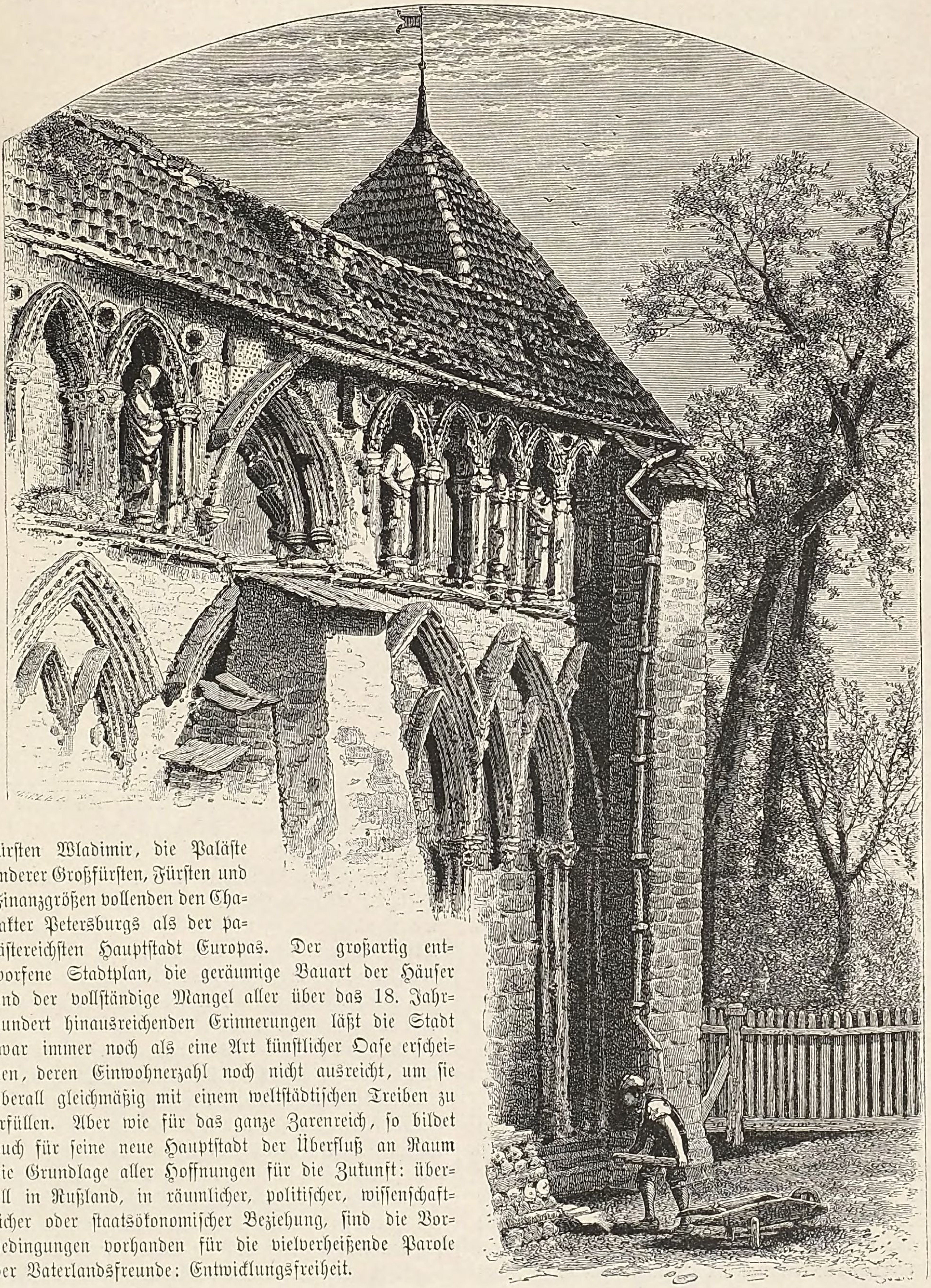
Recht groß ist die Zahl der palastartigen Gebäude und der Kirchen in Petersburg; außer etwa 350 griechischen Kirchen und Kapellen giebt es hier 11 römisch-katholische und 44 protestantische Gotteshäuser. Die Isaakskirche, 1859 vollendet, ist der reichste und riesigste Kirchenbau; seine zahlreichen Monolithsäulen aus poliertem finnländischen Granit, teilweise auch aus Malachit und zwei sogar aus Lapislazuli, wirken ebenso gewaltig wie das vergoldete Kuppeldach mit der Weltkugel und dem 110 m hoch ragenden Kreuze. In der Peter-Pauls-Kathedrale mit ihrem pfeilschlanken Turme haben die Mitglieder des russischen Kaiserhauses ihre letzte Ruhestätte gefunden, während die imposante Kirche der „Muttergottes von Kasan“ durch ihre Säulengänge an die Peterskirche zu Rom erinnert. Unter den Staatsgebäuden zeichnen sich die des Generalstabs und der Admiralität durch ihre ungeheuren Verhältnisse aus; auch die Akademien der Wissenschaft und der schönen Künste, das Findelhaus und die mit den reichsten Sammlungen, insbesondere mit einer herrlichen Bildergalerie ausgestattete Eremitage haben einen Weltruf. Weniger großartig sind die öffentlichen Denkmäler von Petersburg, ausgenommen das Standbild der Kaiserin Katharina II. und das Denkmal Peters des Großen. Der Zar sprengt einen Felsblock hinan, sein Roß zertritt die Schlange des Aufruhrs; das Granitstück dürfte der größte von Menschenhänden bearbeitete Stein sein. Daß die Brücken von Petersburg im Einklang mit den sonstigen Riesenbauten stehen, läßt sich wohl annehmen. Man zählt ihrer fast hundert; über die Große Newa spannen sich jedoch nur zwei feste und drei Schiffbrücken. Die 500 m lange Nikolaibrücke (s. S. 265), verbindet die Admiralitätsstadtteile mit Wassiliostrow, d. h. der Vasilius-Insel, dem am regelmäßigsten gebauten Teile der Residenz, in welchem Kunst, Wissenschaft und Industrie ihren Hauptsitz aufgeschlagen haben, und wo die in Petersburg ansässigen Deutschen mit Vorliebe wohnen. Von der Brücke übersieht man mit einem Blick die hauptsächlichsten Wunderbauten des „nordischen Palmyra“.

Dem Reichtum und der Machtstellung des russischen Kaisers entsprechen die zahlreichen Paläste der kaiserlichen Familie. Der endlose „große Titel“ des Zaren ist keine leere Formel. Die Suite des „Selbstherrschers aller Reußen“ bilden 105 Generaladjutanten, 86 General-Majors à la suite und 124 Flügeladjutanten; ein Drittel dieses Gefolges gehört dem höchsten Adel und dem Fürstenstande an; 59 davon sind Deutsche von Geburt, während alle übrigen mittel- und westeuropäischen Nationalitäten unvertreten sind. Das gewöhnliche Residenzschloß Alexanders III. ist der Anitschkin-Palast am Newsky-Prospekt, in welchem der Kaiser schon als Kronprinz wohnte. An das Winterpalais (siehe S. 268), dessen gewaltiges Vierseit einen Flächenraum von 8000 qm bedeckt, knüpfen sich seit den Tagen Peters des Großen, welcher den Bau begann, viele historische Erinnerungen. Seine Säle haben prunkvolle Feste gesehen, aber mehr als einmal haben auch Hochverräter Zutritt in die Galerien und Gemächer dieses Herrschersitzes zu finden gewußt. Eine Feuersbrunst legte das Winterpalais um Weihnachten 1837 bis auf die Umfas-



Horningdalskrakken.

sungsmauern in Asche; in 16 Monaten war der Bau wiederhergestellt, allerdings mit einem Kostenaufwande von 20 Millionen Rubel. Das prächtige Michaelspalais, das in edlem Florentiner Stil gehaltene Palais des Großfürsten Wladimir, die Paläste anderer Großfürsten, Fürsten und Finanzgrößen vollenden den Charakter Petersburgs als der palästereichsten Hauptstadt Europas. Der großartig entworfene Stadtplan, die geräumige Bauart der Häuser und der vollständige Mangel aller über das 18. Jahrhundert hinausreichenden Erinnerungen läßt die Stadt zwar immer noch als eine Art künstlicher Oase erscheinen, deren Einwohnerzahl noch nicht ausreicht, um sie überall gleichmäßig mit einem weltstädtischen Treiben zu erfüllen. Aber wie für das ganze Zarenreich, so bildet auch für seine neue Hauptstadt der Überfluß an Raum die Grundlage aller Hoffnungen für die Zukunft: überall in Rußland, in räumlicher, politischer, wissenschaftlicher oder staatsökonomischer Beziehung, sind die Vorbedingungen vorhanden für die vielverheißende Parole der Vaterlandsfreunde: Entwicklungsfreiheit.



Eine Ecke der alten Kathedrale von Drontheim.

* * *

Einzelwerke über das europäische Rußland:

Brüggen, Ernst Frhr. v. d.: Wie Rußland europäisch wurde. Leipzig 1885.
Dernburg, Friedrich: Russische Leute. Berlin 1885.
Kohl, J. G.: St. Petersburg in Bildern und Skizzen. 3 Bde. Dresden und Leipzig 1846.
Leroy=Beaulieu, Anatole: Das Reich der Zaren und die Russen. Deutsch von L. Pezold. Berlin 1884.
Lindemann, M. v.: Finnland. Leipzig 1855.
Löher, Franz v.: Rußlands Werden und Wollen. 3 Bde. München 1881.
Matthäi: Die Industrie Rußlands. 2 Bde. Petersburg und Leipzig 1873.
Derselbe: Der auswärtige Handel Rußlands. Petersb. 1874.
Meyer von Waldeck, Friedrich: Rußland. Leipzig und Prag. 1884.
Rittich: Die Ethnographie Rußlands. Gotha 1878.
Roskoschny, Hermann: Rußland. Land und Leute. Band 1—2. Leipzig 1884.
Topelius, Zachris: Eine Reise in Finnland. Deutsch von H. Paul. Helsingfors und Leipzig 1874.
Wallace, D. Mackenzie: Rußland. Deutsch von E. Röttger. Leipzig 1880.

Die skandinavischen Königreiche.

(Norwegen, Schweden, Dänemark.)

Als Gott einst Wasser und Land von einander geschieden, da hat er Södermanland vergessen. Dies auf einen Teil Schwedens bezügliche Sprichwort charakterisiert die ganze Skandinavische Halbinsel hinsichtlich ihres Wasserreichtums. Kein Land Europas, ausgenommen Finnland, hat eine so große Anzahl von Seen, Meerbusen, Flüssen und Wasserfällen aufzuweisen als Skandinavien. Durch die Menge der Inseln, welche sowohl der durch 13 Breitengrade sich erstreckenden, dem Ocean zugekehrten Seite als auch der Ostseeküste vorgelagert sind, insbesondere jedoch durch die Fjorde des Westufers besitzt die Halbinsel eine größere Küstenentwicklung als irgend ein anderes Land der Erde. Deshalb ist das Meer den Skandinaviern von alters her das Lieblingselement gewesen, auf welchem sie Ersatz für die Armut des festen Landes suchten. Seit Karls des Großen Zeiten zogen die Wikinger, d. h. die aus Buchten, Fjorden oder „Wiken" hervorsegelnden Seefahrer, übers „Westmeer" nach England, Island und dem nordamerikanischen „Winland", das sie 500 Jahre vor Kolumbus „entdeckten", trotzdem ihre Schiffe nicht einmal ein Verdeck hatten und die Kunst des Segelns eben erst von ihnen erfunden war.

„Doch den kühnen Wiking grauet
„Nicht im sturmgewiegten Haus;
„In der Faust das Steuer, schauet
„Kühn er in den Wogengraus;
„Eilt das Segel nur zu festen,
„Daß der Wind es schärfer packt,
„Und so geht's im Flug gen Westen,
„Ob's in Mast und Kiel auch knackt! — "

Aber auch in die reichen Kulturstaaten der europäischen West- und Südküste drangen die normannischen Seekönige vor, indem sie mit ihren leichten „schaumhalsigen Wellenrossen" die Flüsse aufwärts ruderten und reiche Beute wegschleppten oder sich dauernd in den eroberten Landstrichen niederließen. In den Niederlanden, in Frankreich und Spanien, ja sogar in Sicilien und am Bosporus trifft man noch heute auf ihre Spuren, und leicht begreift man die Wärme, mit welcher Held Frithjof der Gespielin den Süden schildert:

„O, eine schön're Sonne giebt's, Geliebte,
„Als die hier bleich auf Schneegebirge scheint!
„In tieferm Blau erglänzt ein andrer Äther,
„Und andre Stern' in göttlich warmem Glanz
„Schaun dort durchs Laub der Lorbeerhaine nieder...
„Doch rings umher das reiche Land beschert
„Frucht ohne Saat, wie sie der Mensch begehrt:
„Goldäpfel glühn aus saftig grünem Laube
„Von allen Zweigen, schwer hängt Traub' an Traube,
„Wie deine Wangen, Ingborg, hold geründet,
„Wie deine Lippen purpurrot entzündet..."

In ihrer nordischen Heimat trug die Natur einen ernsteren Charakter zur Schau. Dort türmt sich, vom Nordkap bis zur Südspitze Lindesnäs hinunter, ein gewaltiges Gebirge auf, länger als die gesamte Alpenkette und doppelt so groß an Flächeninhalt, ein ehrwürdiges Urgebirge von Granit, Gneis, Dolomit, Glimmer, Quarzit 2c., gleich einer von Osten gekommenen Sturmwelle von fast 2000 km Länge, die erstarrt ist in dem Augenblicke, da sie im Begriff war sich zu brechen. Zwar erreicht das skandinavische Gebirge nirgends die Höhe der Alpen; die nackten, wellenförmigen Granitrücken, ein Massengebirge ohne Kettenform und Kämme, mit Gletscherfeldern, Kuppen und Eispyramiden gekrönt, erheben sich nur ausnahmsweise über 2000 m. Aber im Vergleich zu den Schweizer Bergen erscheinen ihre Spitzen, namentlich die dem Meere nahe liegenden, wegen des tiefen Standpunktes des Beschauers kaum weniger erhaben als erstere. Ein Beispiel hierfür bildet der Horningdalsrokken (vgl. die Abbildung S. 276), das Matterhorn Norwegens, dessen spitze Felsnadel 1725 m steil aufragt. Der höchste Punkt Skandinaviens wie des ganzen nordischen Europa ist der Galdhöpig (etwa 2600 m) auf dem Ymesfjeld, südlich von dem Plateau des Dovrefjeld. Letzteres wird allgemein als eine Art Gebirgsknoten, gleichsam als ein nordischer St. Gotthard angesehen, falls man in das ganze ungeheure Gebirgsland ein System hineinbringen

will. Die nördliche, mehr zusammengedrängte Masse reicht von hier bis ans Nordkap, ihre Teile werden meist nach den norwegischen „Ämtern" Drontheim, Nordland, Tromsö und Finnmarken benannt. Die Südhälfte dagegen löst sich mehr in breite, neben einander liegende Gebirgsmassen auf. In ihr liegen die mächtigen Schnee- und Gletscherfelder, die im Westen steil zu den Fjorden abfallen, eine oft meilenweite, wildstarrende Öde, ohne jede Spur organischen Lebens. Noch hat manche dieser eisigen Hochplatten keines Menschen Fuß betreten, noch weiß man nicht einmal, ob das unter dem Polarkreis liegende Schneefeld von Svartisen oder der südlichere Jostedalsbrä ausgedehnter ist: letzterer wird auf 90 km Länge bei reichlich 20 km durchschnittlicher Breite veranschlagt. Nicht die Höhe über dem Meeresspiegel, sondern vielmehr die nordische Lage bestimmt in Skandinavien die Vegetationsgrenze. Die Schneelinie beginnt im Innern des Landes schon bei 1000 m unter dem siebzigsten, bei 1700 m unter dem sechzigsten Breitengrade, in den Alpen dagegen erst bei 2800 m und im tibetanischen Abhange des Himalaya sogar erst bei 5800 m Höhe. Fast die Hälfte Norwegens liegt über der Vegetationsgrenze; die Gletscher allein nehmen den doppelten Flächenraum des eigentlichen Ackerlandes ein.

Die weiten Bergplateaus, welche während der größeren Hälfte des Jahres mit Schnee bedeckt sind, der Einfluß des oceanischen Klimas und die auffallend große Regenmenge an der Westküste verursachen die charakteristische Schönheit des norwegischen Berglandes: seinen Reichtum an malerischen, großartigen Wasserfällen. Eine Seefahrt durch die Schären, wie sie namentlich von Stavanger bis Drontheim neuerdings in Aufnahme gekommen ist, und hinein in diesen oder jenen der zahlreichen Fjords bietet Reiseeindrücke, so gewaltig und unauslöschbar wie ein Gang über das römische Forum oder die Akropolis von Athen, nur daß angesichts jener nordischen Riesengletscher, jener nackten Felsenwände und tiefblauen Meeresarme die Natur allein die Seele des Beschauers erfüllt, so daß er, wie A. v. Humboldt einmal sagt, „sich an den Gedanken gewöhnt, daß der Mensch nicht die Hauptsache in der Schöpfung sei". Über die schroffen Kanten der Hochebene stürzen die Wasser, namentlich nach der Schneeschmelze im Mai, allerwärts herab, wo nur irgend ein Rinnsal ihnen den Weg in die Tiefe weist. Bald tosen sie in breiten Massen von Absatz zu Absatz, hinweg über Felsblöcke, daß die Gischtwellen hoch aufschäumen; bald hängen sie in schmalen Streifen wie mehrere hundert Meter lange Schleier an den glatten Steilwänden herab: jeder Windstoß zerstäubt sie zu Millionen von Tropfen, welche bei Sonnenschein in Regenbogenfarben schimmern.

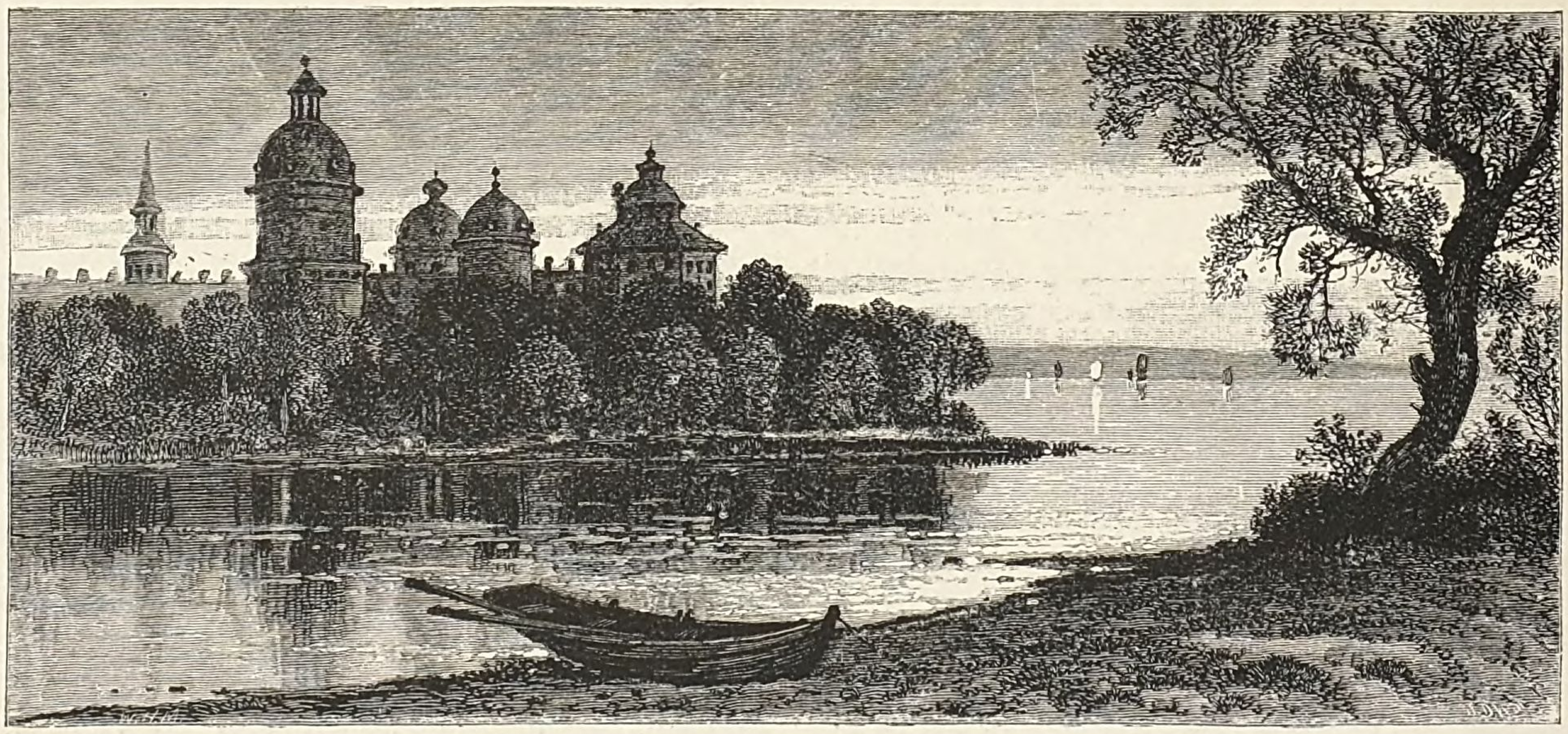
Es hält schwer, unter den norwegischen Wasserfällen diesen oder jenen als den großartigsten zu bezeichnen, zumal viele fernab von den Touristenpfaden liegen. Viel besucht wird der prächtige Vöringfos. Bis in die Ostecke des Hardanger Fjord, eines wahren Labyrinths von Meeresarmen, fährt man mit dem Dampfschiff zwischen den Felsen hindurch. Von dem Flecken Vik geht es dann teils zu Boot, teils zu Fuß stundenlang in die Weltabgeschiedenheit einer erhabenen Bergwelt hinein, bis zu dem 150 m tiefen Kessel, in welchen sich der wasserreiche Fluß donnernd hinabstürzt (siehe das Bild S. 273). Auf dem südlichsten der Arme des Hardanger Fjord gelangt man zum Espelandsfos (siehe S. 272). Er ist weniger großartig, aber lieblicher und malerischer als der Vöring; die den Wassersturz hemmenden Felskanten bringen in die schäumende Masse ein wechselvolles Spiel von Formen und Farben. Was Zermatt für Alpentouristen, das ist der Flecken Odde für Freunde norwegischer Naturschönheiten: die märchenhafte Gletscherwelt des Folgefond, die Verzweigungen des Fjord inmitten schroffer Granitwände, welche mitunter einer grünen Baumgruppe am Fuße Raum gewähren, und Dutzende von Wasserfällen ringsum — alles ist in wenigen Stunden von abgehärteten Fußgängern zu erreichen.

Noch tiefer als der Hardanger dringt der Sognefjord in die felsige Küste ein; der Hauptarm ist 170 km lang bei 4 km Durchschnittsbreite. Auf bequemen Dampfbooten gelangt man bis nahe an den südlichen Absturz des gewaltigen Jostedalsbrä; man hat stets die himmelhohen Felswände zur Seite, mit den Durchblicken auf schimmernde Schneefelder, unter sich das tiefe, krystallhelle Wasser, an geschützten Uferstellen grüne Matten, Obstgärten und vereinzelte freundliche Wohnhäuser. Auf einer weit in den Fjord vorspringenden Landspitze des Südufers, gegenüber von König Bele's Grabhügel, soll das heutige Vangsnäs das Framnäs der Frithjofssage sein, wo der riesige Trinksaal „gezimmert aus Kienholz" und das väterliche Erbgut des Nordlandsrecken standen. Nach Westen, Osten und Norden umfaßt der Blick von jener Felsspitze die hier zusammentreffenden Arme des tiefblauen Fjord, gerade wie man auf der Villa Serbelloni oberhalb Bellagio die drei Arme des Comer Sees übersieht, nur daß, wie es Hans Hoffmann so tief empfunden schildert, dies Bellagio norwegisch ist. „Dort im Süden weiche, üppige, lächelnde Schönheit, blühend von Pflanzenwuchs und blühend von Menschenleben und Menschenwerk — hier im Nord tiefe, hehre, unermeßliche Einsamkeit; soweit das Auge reicht, keine Spur von Leben, keine Hütte, kein Boot, nicht einmal ein Vogel, nur blaues Wasser und graue Felsen und darüber der lichte Schnee der hohen Gipfel, ein Bild von wunderbar stimmungsvoller Größe, die reine, ungemischte Ruhe der ewigen Natur..... Hier ist es niemals anders gewesen als heute, nie war dem menschlichen Wirken Boden und Raum gegönnt, und so spricht hier auch nichts von Tod und Zerstörung; ewig war hier die große Natur Alleinherrscherin. Hier weht ein Hauch der ruhenden Ewigkeit, dort empfindet man den allmächtigen Pulsschlag der Zeit, der Vergangenheit und Vergänglichkeit. Diese Landschaft ist wie ein hoher, herrlicher Hymnus von tiefem, feierlichem Klang, jene gleich erschütternden Tragödien von vollendeter Formenschönheit."

Zwischen den beiden großen Fjords, mitten in den

Schären der Westküste, liegt an einem geräumigen Naturhafen die alte Hauptstadt Bergen. Seit den Zeiten der Hansa ist es immer eine Art norwegischen Hamburgs gewesen. Deutsche Kaufleute hatten hier ihre Niederlagen und Comptoirs („Stuben"); von hier aus gingen die mit Fischwaren beladenen Flotten in alle Länder. Thran und Stockfische von den Lofoten, Dorsche, Kabeljaus, Hummern und namentlich Heringe werden von Tausenden breiter Jachten hierher an den Markt gebracht; von Island und Drontheim, von England, Deutschland und Holland, ja selbst aus den katholischen Ländern Südeuropas führt der Fischhandel seit einem halben Jahrtausend die Schiffer in die central gelegene Bucht von Bergen. Die Stadt selbst baut sich mit ihren engen Gassen am Fuße ihrer „Berge" auf. Die hellgestrichenen Holzhäuser mit den hohen Ziegeldächern sind mehrfach ein Raub der Flammen geworden; in neuerer Zeit hat man durch Anlage von Plätzen, durch steinerne Eckhäuser und eine Wasserleitung größeren Feuersbrünsten möglichst vorgebeugt. Unter den 40000 Einwohnern sprechen viele deutsch. Trotz dem verrufenen Regenklima Bergens (fast 2000 mm) trägt die nächste Umgebung der Stadt durch ihre hübschen Gärten und die malerisch um die Bucht verstreuten Landhäuser der reicheren Kaufleute ein ungemein freundliches Ansehen, besonders von einem der Berge oder von der Seeseite aus (S. das Bild S. 269).

Älter, geschichtlich interessanter und noch prächtiger gelegen ist Drontheim (Trontjem), die Wiege des norwegischen Reiches. Obschon es die nördlichste größere Stadt Europas ist (63° 26′ 30″ N. B., 24000 Einwohner), friert das Meer unter dem Einfluß des oceanischen Klimas und des Golfstroms dort niemals zu. Die Winter-Isotherme ist etwa dieselbe wie die des mittleren Deutschland, Obst gelangt zur Reife, die Walnußbäume stehen in üppigem Laube, und die Blumen prangen während des kurzen Sommers so bunt und duftig wie am Rhein.



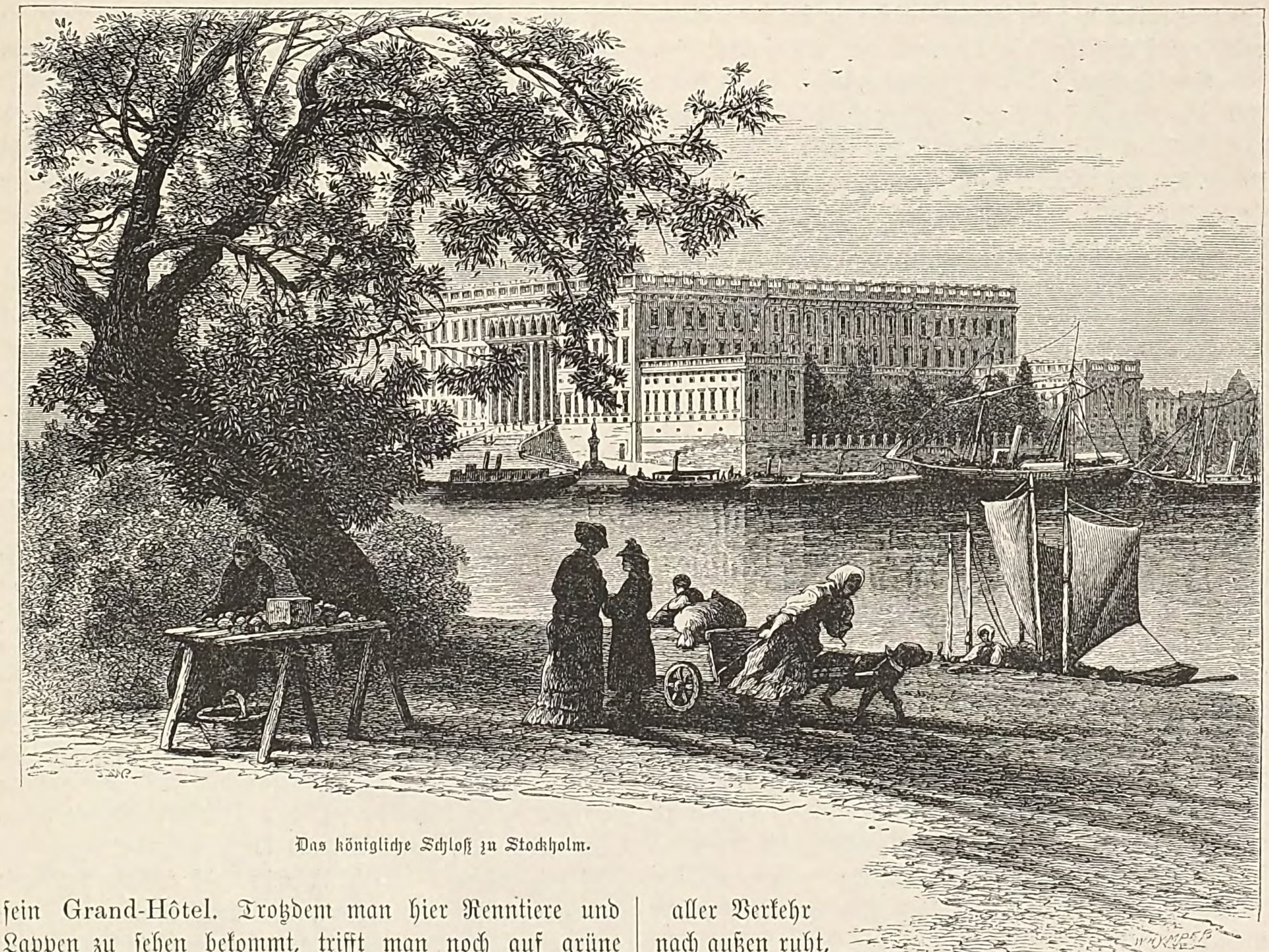
Am Mälar See.

Bald nachdem Harald Schönhaar die getrennten Häuptlingstümer zu einem normannischen Gesamtreiche vereinigt hatte, fand auch das Christentum in letzterem Eingang: Olaf Trygwäson legte ums Jahr 1000 den Grund zu der Königs- und Bischofsstadt Nidaros (dem heutigen Drontheim) an der Mündung des Nid Elf. Haralds Urenkel, Olaf der Heilige, wurde dort bestattet; über seinem centnerschweren Silbersarge erhob sich ein Dom, welcher durch die nachfolgenden Könige und Erzbischöfe zu dem bedeutendsten Kirchenbau des Nordens erweitert wurde. Durch mehrfache Feuersbrünste, insbesondere durch den Brand von 1530 bis auf den im 13. Jahrhundert erbauten Chor und das Querschiff (siehe das Bild S. 277) zerstört, lassen die Reste doch den Reichtum der Ornamentik und die großartigen Verhältnisse des einstigen Baues erkennen. Englische Frühgotik war darin mit romanischen und phantastischen, der altnordischen Poesie angepaßten Elementen vermischt; als Material war ein bläulicher Chloritschiefer aus den nahen Bergen verwandt worden. Mit Rücksicht auf das ehrwürdige Alter und die Bedeutsamkeit dieser Kathedrale, in welcher die älteren Könige des Landes gekrönt und begraben worden waren, bestimmte das norwegische Grundgesetz vom Jahre 1814, daß fortan alle Könige Norwegens hier gekrönt werden sollten. Neuerdings hat man es deshalb für eine Ehrenpflicht erachtet, den Bau in seiner einstigen Pracht und Größe wiederherzustellen, und schon heute wird man durch die Feinheit der vielen schlanken Säulen, der reichgezierten Spitzbogen, Portale, Fensterrosen 2c. in Entzücken versetzt.

Norwegen ist arm an alten Kirchen und Klöstern; mittelalterliche Schloßruinen wie in den übrigen Ländern Europas giebt es überhaupt nicht, da es zu keiner Zeit einen Adelsstand im Lande gab. Dafür erhielt sich um so reiner die männliche Denkart und Unabhängigkeit des Volkes, die gesellschaftliche Gleichstellung aller Klassen:

was die reine Luft der Fjelde und Fjords für die Lungen, das ist die ursprüngliche Natürlichkeit, die kernige Geradheit der hochgewachsenen, blonden Nordlandssöhne für die weichere Sinnesart der von Süden kommenden Fremden, die nach oben und nach unten zu schauen gewöhnt sind, um ja nicht die schickliche Rücksicht außer acht zu lassen. Als eigenartig werden einzelne zierliche Holzbauten wie das alte Kirchlein zu Borgund mit seinen Schindeldächern und Runeninschriften gezeigt; in abgelegenen Thälern trifft man auch auf blockhausartige Privatbauten im Schweizerstil mit reichem Schnitzwerk.

Wer einmal bis Drontheim gekommen ist, geht wohl auch weiter nach Norden, um am Nordkap das Wunder der Mitternachtssonne zu schauen. Zwar ist der Weg in gerader Linie über 1000 km weit, so daß ein Dampfboot durchschnittlich 6 Tage zur Hinfahrt gebraucht; auch ermüdet der stete Anblick von Klippen und Meer auf die Dauer, trotzdem sich die gewaltigsten Naturscenerien bei klarem Wetter dem Auge darbieten, auch der Verkehr mit den wohlunterrichteten Schiffsleuten und mit den als Deckpassagiere fahrenden Polarbewohnern interessant ist und die „Verpflegung“ an Bord wenig zu wünschen übrig läßt. Einen längeren Aufenthalt pflegen die Boote nur in Tromsö und Hammerfest zu machen. Tromsö ist ein ansehnlicher Handelsplatz für Fischwaren und Felle; es hat sein Gymnasium, sein Museum und sogar sein Grand-Hôtel. Trotzdem man hier Renntiere und Lappen zu sehen bekommt, trifft man noch auf grüne Birkenwäldchen in der Nähe der Stadt. Hammerfest, eine halbe Tagereise weiter nördlich, zählt nur halb so viel (2600) Einwohner. Als der berühmte Geolog Leopold von Buch 1810 Hammerfest besuchte, hatte es nur 44 Einwohner; an Brennholz und Nahrungsmitteln war Mangel. Es ist die nördlichste Stadt der Erde (70° 40′ 11,″3, wie die N. B. auf der Meridiansäule angegeben wird, welche zum Andenken an die 1816—1852 ausgeführte Gradmessung zwischen Eismeer und Donau auf einem nahen Hügel errichtet wurde); in ihrem bequemen Hafen verkehren im Sommer viele russische Fahrzeuge, welche von Archangel die Produkte der Länder am Weißen Meer und am Nördlichen Eismeer herbeischaffen. Im Winter ist die Stadt gleichsam eine Welt für sich; aller Verkehr nach außen ruht, die Läden sind meist geschlossen; selbst mittags ist es im Dezember so dunkel, daß man kaum ohne Lampe lesen kann; denn vom 21. November bis zum 21. Januar ist die Sonne in Hammerfest überhaupt nicht über dem Horizonte sichtbar. Punschtrinken, Schneeschuhlaufen und Kartenspielen, ja mitunter auch ein Liebhabertheater gewähren Zerstreuung in jener dunklen, geschäftslosen Zeit. Das Wiedererscheinen der Sonne wird allerseits freudig begrüßt als der Schluß der langen Dämmerung, von welcher der Dichter Tegnér sagt: „Das war nicht Nacht, das war nicht Tag, Es war ein eigen Grauen.“ Ende Januar zeigt sich der erste rötliche Schein am Himmel; von Tag zu Tag wird das Rot lebhafter; bald erscheint die Sonnenscheibe über der



Das königliche Schloß zu Stockholm.

Horizontlinie; von Woche zu Woche steigt sie höher, immer länger weilt sie am Himmel, bis sie endlich vom 16. Mai bis zum 27. Juli in Hammerfest zu jeder Tages- und Nachtzeit in voller Scheibe sichtbar ist, falls nicht Dunst oder Gewölk die Aussicht trübt. Am besten besteigt man den nahen Berg Tyven, den finnmärkischen Rigi, um die eindrucksvolle Großartigkeit dieser polarischen Schärenlandschaft beim Scheine der Mitternachtssonne wahrzunehmen. Angesichts der starren Öde des Landes im Osten oder der in der Wasserwüste im Norden und Westen auftauchenden Felsenklippen, deren Gipfel weite Schneefelder bedecken, schweigen alle Leidenschaften in der Menschenbrust; nur das wogende Meer in der Tiefe und die in ewig denselben Bahnen am Himmel wandelnde Sonne verkünden dem klopfenden Herzen inmitten dieser trostlosen Totenstille die Allmacht des Weltenschöpfers.

Von Hammerfest bis zum Nordkap ist es kaum 100 km weit. Die Nordspitze der Insel Magerö ragt über 300 m steil aus dem Meere auf, sie liegt 71° 10′ N. B.; ihre mittlere Jahrestemperatur beträgt nur 0°, die größte Kälte wurde mit 28° C. beobachtet. Der Naturforscher Charles Martins fand auf der Spitze des von Windstößen umsausten Felsens einige Spuren von Pflanzenwuchs, namentlich das mikroskopische Moos Orthotrichum Floerkianum, während Xav. Marmier am Fuße der Berge sogar Vergißmeinnicht, Ranunkeln, Geranium ꝛc. in Blüte gefunden haben will. Das tiefe Schweigen auf den Vergebenen wird nur durch das Heulen der Stürme oder den Flug von Möwen und Eidergänsen zeitweise unterbrochen; für menschliches „Dichten und Trachten" ist hier kein Raum, hier erscheint die Erde nur in ihren urewigen Elementen, als ein Teilchen des unfaßbar großen Sonnensystems.

Die Rückkehr vom Nordkap wurde früher, vor Einrichtung der Dampfschiffahrten, meist auf direktem Wege nach Haparanda angetreten, eine Reise, welche zwei Wochen erfordert, mühsam und kostspielig ist und dem Touristen wenig bietet, insbesondere nach den großartigen Naturbildern der norwegischen Westküste. Ethnographen allerdings haben durch tagelange Fahrten im Renntierschlitten, zu Pferde oder im Sommer streckenweise auf kleinen Booten Gelegenheit, das Volk der Lappen zu studieren; das Kirchenbuch des in der Tornea Lappmark gelegenen Fleckens Jukkasjärvi zeigt durch die Namen Regnard (dieser französische Lustspieldichter war schon 1681 hier), König Karl XI. (1694), König Ludwig Philipp, Maupertuis, Celsius, Linné u. a., daß man schon früh an dem hohen Norden Interesse fand. Für die Entwicklung der Menschheitskultur haben die Lappen am wenigsten von allen Völkerschaften des finnischen Stammes geleistet; Unwissenheit und Armut sind das Erbteil des nur noch auf 7000 Seelen veranschlagten Völkchens, welche als Renntier- oder Berg- und Fischer- oder Küstenlappen die weite, öde Finnmark im Verein mit schwedischen Kolonisten bevölkern. Ihr Besitzstand wird nach der Zahl der Renntiere gemessen. Im Sommer schweifen sie als Nomaden umher, im Winter suchen sie ihre ärmlichen Dörfer auf. Die Wohnstätten der Küstenlappen, welche sich hauptsächlich vom Fang des Kabeljaus nähren, sind meist bloße Erdhütten (Gammer); nur die wohlhabenderen Leute wohnen in Blockhäusern.

Im geraden Gegensatz zu dem kärglichen, dünnbevölkerten Norden Skandinaviens steht der fruchtbare Süden. Die „Stifter" Christiania und Hamar sind die einzigen, in welchen Ackerbau in größerem Umfange betrieben wird. Roggen und Hafer, auch Weizen, Gartengewächse und Fruchtbäume trifft man reichlich an; das Amt Akershus enthält etwa die Hälfte des gesamten norwegischen Kulturbodens; im Sätersdal, in Thelemarken, am Mjösensee und bis hoch hinauf in das herrliche Gudbrandsdal, das größte und am meisten von Fremden besuchte Thal Norwegens, befinden sich weite Wiesengründe, Buchen- und Eichenwälder; auch lagern sich um den Christiania-Fjord reiche Eisengruben. Diese Ergiebigkeit des Bodens verursachte von alters her hier eine so starke Ansiedelung, daß im Amte Akershus etwa fünfmal so viel Menschen auf den qkm Landes kommen, als der Durchschnitt von ganz Norwegen ergiebt, welcher nur 6 beträgt.

Christiania, die Hauptstadt Norwegens, konnte an keiner andern Stelle als an der Einbuchtung des herrlichen Fjord, in der Mitte der einzigen großen Fruchtebene des Landes und in der centralen Lage zwischen den älteren Großstädten Skandinaviens zu seiner heutigen Blüte gelangen. Zufolge mehrfacher Brände trägt die Stadt ein ganz modernes Aussehen. Gegründet wurde sie 1624 am Fuße der Feste Akershus, um die gänzlich abgebrannte einstige Hauptstadt Oslo zu ersetzen. Während der dänischen Herrschaft, also bis 1814, galt Christiania nur als eine mäßig große Provinzialstadt. Durch gute Eisenbahn- und Schiffsverbindungen ist der Handelsverkehr der volkreichen Flußthäler des Glommen und des Lougen, wie der kleineren Hafenplätze am Skager Rak nach der neuen Hauptstadt gelenkt worden, so daß letztere heute, einschließlich der sehr weitläufigen Vororte, eine Bevölkerung von 124000 Seelen zählt, also nächst Stockholm weitaus die bedeutendste Stadt der Skandinavischen Halbinsel ist. Ein Blick auf die Landkarte lehrt, daß sich im Norden der uralten Völker-, Heer- und Handelsstraße längs des Glommen das schöngelegene Drontheim, im Süden das neu aufblühende Christiania befindet: die Vertreter von Vergangenheit und Gegenwart sind einander jetzt durch direkte Schienenverbindung nahe gerückt, und nur die Wasserfahrt längs der Küste macht der historischen Straße Norwegens immer noch den Rang streitig. Was Norwegens Seehandel bedeutet, zeigt die Statistik mit wenigen trockenen Zahlen: bei knapp 2000000 Einwohnern des Reiches zählt seine Handelsflotte mehr Schiffe bezw. Tonnengehalt als die aller anderen Mächte Europas außer England, so daß das menschenarme Land der Berge im Welthandelsverkehr zur See die dritte Stelle einnimmt, indem England daran mit etwa 7, die Vereinigten Staaten mit 4¼ und Norwegen (ohne Schweden) mit reichlich 1½ Millionen

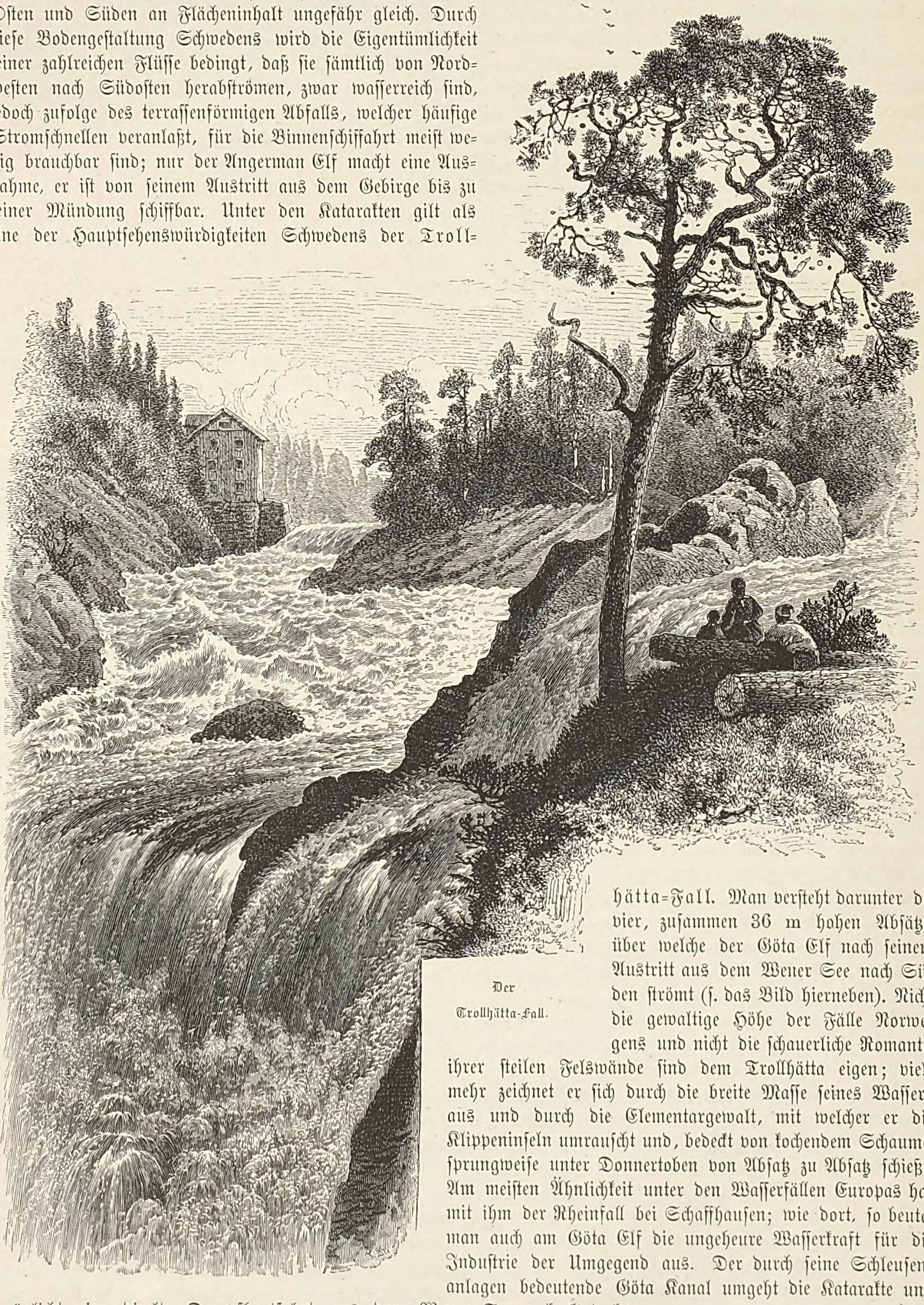
Tonnen beteiligt sind; dann folgen Deutschland mit 1 1/8, Italien und Frankreich mit nur je 11/12, Rußland mit fast 2/3 Millionen Tonnen ꝛc.

Als zeitweise Königsresidenz, als Universitäts- und Bischofsstadt, sowie als Sitz aller obersten Behörden des Landes ist Christiania natürlich reich an hervorragenden Bauten. Sie liegen fast alle an der Hauptstraße, der prächtigen von Osten nach Westen gerichteten Karl-Johans-Gade, deren Mittelpunkt das Grand-Hôtel bildet. Geht man vom Hauptbahnhof am Ostende der Straße aus, so liegt rechts, an dem Großen Markte, die Erlöserkirche; von ihrem Turme genießt man den besten Rundblick über das weite Stadtbild und den Fjord im Süden. Dann folgt zur Linken das Reichstagsgebäude; seine Hauptfassade, eine Rotunde inmitten zweier Seitenflügel, blickt über eine große, von zwei granitenen Löwen gehütete Doppelrampe auf die Parkanlagen des Eidsvoldsplads und des Studenterlunden; letzterer Anlage gegenüber, also an der rechten, nördlichen Seite der Karl-Johans-Gade, breitet sich das Universitätsgebäude aus, flankiert von den Nebengebäuden der Aula und der Bibliothek. Endlich im Westen schließt das Königsschloß auf einem Hügel die Straßenflucht wirkungsvoll ab. „Sie stehen sich gar sonderbar gegenüber", meint treffend L. Passarge von dem Schlosse und dem Parlamentshause, „diese beiden Burgen der Autorität und der Freiheit, kühn und drohend. Das Königsschloß hoch und frei, fast heiter; seine ionische Säulenhalle könnte an den südlichen Ursprung der Dynastie erinnern. Seine hellen Mauern heben sich hell ab von dem grünen Parkhintergrunde und dem blauen Himmel". Man wird in vieler Beziehung beim Anblick dieses nordischen Schlosses, welches quer vor der von Westen nach Osten die Stadt durchschneidenden Hauptstraße liegt, an die ganz ähnliche Lage, den ähnlichen Baustil und die umgebenden Gartenpartien des Königsschlosses zu Athen erinnert, nur daß dort Bahnhof und Schloß an den entgegengesetzten Seiten der Hermesstraße liegen. Sogar auf die Geschicke der Herrscher ließe sich der Vergleich ausdehnen: beide sind nach ihrer Herkunft Fremdlinge in dem von ihnen regierten Staate, aber König Georgios zog aus dem Norden nach Süden, während der nordische König Oskar II. als Enkel des Generals Bernadotte dem Süden entstammt, auch schon in seiner Eigenschaft als König von Schweden jedem Vertreter des echten Norwegertumes, jedem „Norsk-Norsk", einigermaßen als Fremder gilt, so hervorragende Regententugenden auch den ritterlichen, hochbegabten Fürsten zieren.

Trotz der engen geographischen und politischen Verbindung der beiden skandinavischen Königreiche läßt schon ein flüchtiger Streifzug durch die Halbinsel mancherlei widerstreitende Eigenarten der Norweger und der Schweden erkennen. Mit dem gleichgültigen, fast ablehnenden Wesen ersterer, insbesondere der Landbewohner, gegen die Ausländer steht die feine Höflichkeit der Schweden oft in angenehmem Widerspruch. So weit wird die Höflichkeit von letzteren getrieben, daß (nach der Beobachtung eines englischen Reiseschriftstellers) zwei sich auf einem Feldwege begegnende Bauern vor einander den Hut abziehen und sich in umständlicher Förmlichkeit guten Tag bieten. Der nordische Ernst der Schweden ist mehr mit Fröhlichkeit gemischt; ihr Nationalstolz macht sich weniger schroff bemerkbar als der der Norweger, welche ihr Bergland mitunter als „des Erdenrundes Stirn" bezeichnen. Gegen die vokalreiche, härtere Mundart des alten Norsk, welche allerdings durch die jahrhundertelange Einwirkung des Dänischen (1397—1814) sich stark abgeschliffen hat, tönt die Sprache der gebildeten Klassen Schwedens geradezu wie Musik. Sie ist, um mit H. Hoffmann zu reden, namentlich in Frauenmund „von einer so wundervollen Klangschönheit, wie sie keinem anderen germanischen Idiom auch nur entfernt eigen ist, und nach dem bloßen Gehörseindruck würde es schwer glaublich zu machen sein, daß das Schwedische dem tonlos stöhnenden Englisch doch noch so nahe verwandt ist". Auch in den schönen Künsten, namentlich aber in der Litteratur, hat Schweden es zu einer anerkannten Bedeutsamkeit unter den Kulturstaaten Europas gebracht, während Norwegens Dichter erst in neuester Zeit sich von der Abhängigkeit von Dänemark befreit und die Anfänge einer nationalen Litteratur geschaffen haben; Henrik Ibsen, Jonas Lie, Björnstjerne Björnson, P. A. Munch, S. Bugge und G. Storm sind auch außerhalb Norwegens bekannt geworden. Dagegen trat Schweden schon im Mittelalter mit einzelnen Litteraturdenkmälern hervor; in fast allen Zweigen des Wissens hat es in unserm Jahrhundert tüchtige Vertreter aufzuweisen, und Namen wie Berzelius, Linné, Tegnér, Runeberg, Geijer und Ling haben einen weltweiten Klang erworben, nicht zu vergessen der „schwedischen Nachtigallen" Jenny Lind und Christine Nilsson, sowie der europäischen Berühmtheit eines Pufendorf, Swedenborg u. a. Auf dem Gebiete der Volksbildung wetteifern die beiden Königreiche um die geringste Zahl der Analphabeten; trotz der Hindernisse, welche die Natur ihnen in den Weg legte, haben sie es durch höhere und Elementarschulen, sowie durch die unermüdlichen Wanderlehrer so weit gebracht, daß nur einzelne Teile Deutschlands und vielleicht die deutschen Kantone der Schweiz ihnen ein wenig voraus sind, während sie die alten Kulturstaaten Frankreich, England ꝛc. weitaus an allgemeiner Bildung des Volkes übertreffen. Endlich sind die skandinavischen Königreiche diejenigen Länder Europas, in welchen die Reformation Luthers sich am weitesten und nachhaltigsten verbreitet hat. Der Prozentsatz an Katholiken, Juden und Dissidenten ist ein äußerst geringer: von 1000 Bewohnern gehören nur 2 oder 3 einer nichtprotestantischen Religionsgemeinschaft an.

Im Hinblick auf die ungeheuren Schneewüsten und die trotzige Großartigkeit des norwegischen Berglandes erscheint das eigentliche Schweden als ein großes Flachland, obschon es thatsächlich eine Art Stufenland ist, eine Abdachung des auf seiner westlichen Grenze von Norden nach Süden streichenden Hochgebirges zu dem Becken der Ostsee. Die oberste, westliche Stufe nimmt mit einer Durchschnittshöhe von über 500 m etwa den fünften

Teil der 450000 qkm Schwedens ein; die mittlere, von 200 bis 500 m sich erhebende Platte steht dem Tieflande im Osten und Süden an Flächeninhalt ungefähr gleich. Durch diese Bodengestaltung Schwedens wird die Eigentümlichkeit seiner zahlreichen Flüsse bedingt, daß sie sämtlich von Nordwesten nach Südosten herabströmen, zwar wasserreich sind, jedoch zufolge des terrassenförmigen Abfalls, welcher häufige Stromschnellen veranlaßt, für die Binnenschiffahrt meist wenig brauchbar sind; nur der Angerman Elf macht eine Ausnahme, er ist von seinem Austritt aus dem Gebirge bis zu seiner Mündung schiffbar. Unter den Katarakten gilt als eine der Hauptsehenswürdigkeiten Schwedens der Trollhätta-Fall. Man versteht darunter die vier, zusammen 36 m hohen Absätze, über welche der Göta Elf nach seinem Austritt aus dem Wener See nach Süden strömt (s. das Bild hierneben). Nicht die gewaltige Höhe der Fälle Norwegens und nicht die schauerliche Romantik ihrer steilen Felswände sind dem Trollhätta eigen; vielmehr zeichnet er sich durch die breite Masse seines Wassers aus und durch die Elementargewalt, mit welcher er die Klippeninseln umrauscht und, bedeckt von kochendem Schaume, sprungweise unter Donnertoben von Absatz zu Absatz schießt. Am meisten Ähnlichkeit unter den Wasserfällen Europas hat mit ihm der Rheinfall bei Schaffhausen; wie dort, so beutet man auch am Göta Elf die ungeheure Wasserkraft für die Industrie der Umgegend aus. Der durch seine Schleusenanlagen bedeutende Göta Kanal umgeht die Katarakte und ermöglicht eine direkte Dampfbootfahrt aus dem Wener See nach Gotenburg.

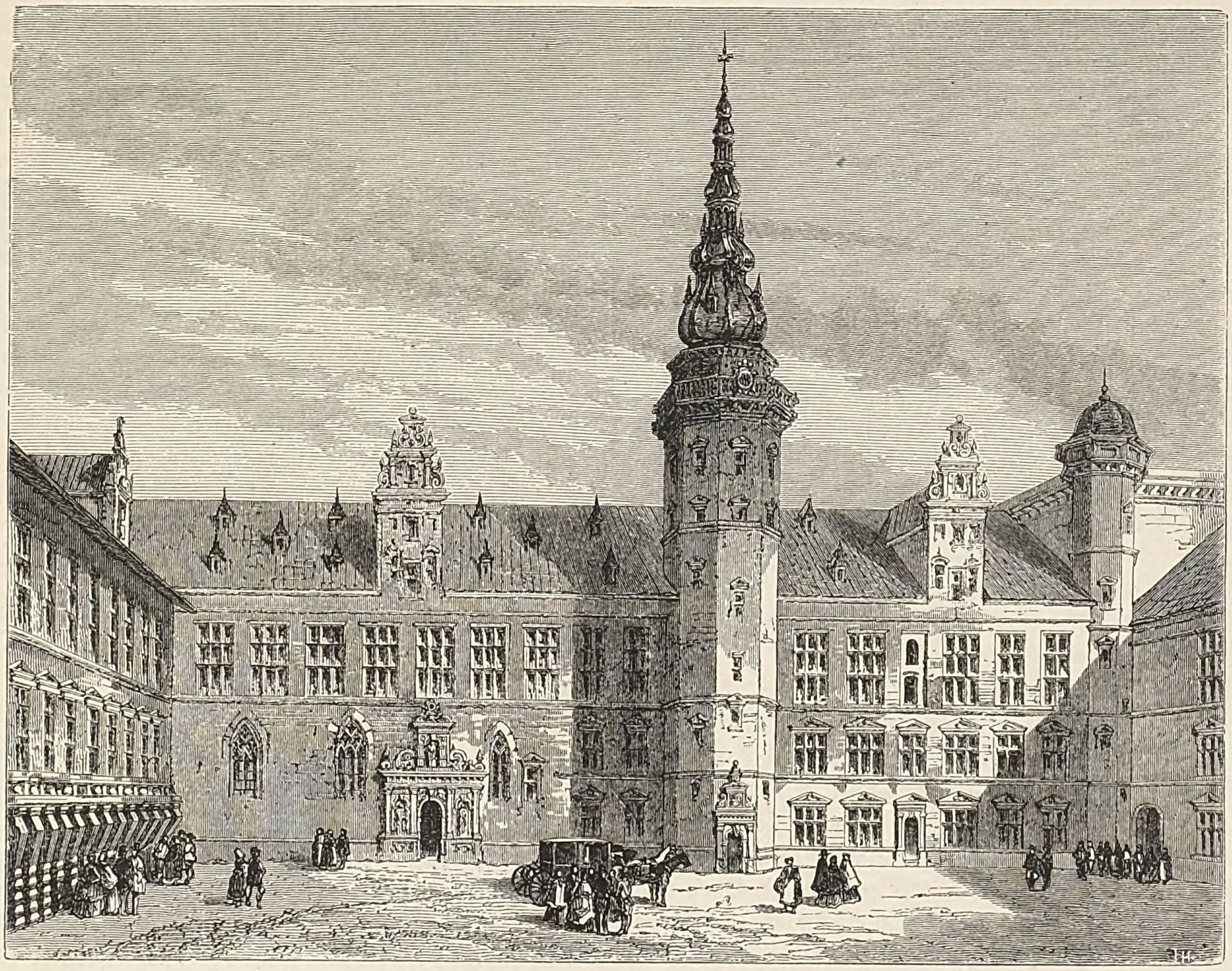


Der Trollhätta-Fall.

Als Beweis dafür, daß Schweden gleich andern nordischen Ländern allmählich aus dem Meere emporge-

stiegen ist, und zwar zu einer im geologischen Sinne des Wortes neuen Zeit, darf die unglaubliche Masse von Urgestein gelten, welche allerwärts offen zu tage liegt; die Granit-, Gneis- und Porphyrtrümmer haben sich noch nicht in Ackerkrume zerbröckelt, wie weichere und namentlich länger offenliegende Gesteine es in anderen Ländern seit Jahrtausenden gethan haben. Nur ein pelzartiger Pflanzenteppich überzieht stellenweise die Felsentrümmer, oder ein von keines Menschen Hand gepflanzter Wald sproßt hoch zwischen den Spalten der Blöcke empor und bedeckt auf Tausende von Quadratkilometern das Land. Die Felstrümmer, der Pflanzenteppich und der Baumwald bilden zusammen, wie es L. Passarge anschaulich schildert, „den schwedischen Skog, den Feind aller Kultur, den Sitz aller Unholde... Der Skog ist gleichsam das Kleid des schwedischen Landes, das ursprüngliche, autochthone. Er überzieht das Land von der Hügelebene Schonens ab bis zu jenen Einöden Lappmarkens, in welchen die Mitternachtssonne leuchtet. Alles übrige ist die Ausnahme, gleichsam das Zufällige. Als solche Ausnahme tritt auf: das Sumpf- und Torfland, die Seen und das Kulturland des Menschen."

Um den Überreichtum Schwedens an Seen zu charakterisieren, genügt nicht nur die Angabe, daß dieselben



Schloß Kronborg am Sund.

insgesamt etwa 40 000 qkm, d. h. den elften Teil der ganzen Bodenfläche des Reiches bedecken Es bedarf einer in möglichst großem Maßstabe angefertigten Spezialkarte, um die Tausende und Zehntausende von Teichen, Flußerweiterungen, großen und kleinen Landseen, Meeresbuchten 2c. in einem überraschenden Gesamtbild zu veranschaulichen. Nicht wenige jener Wasserflächen sind, nach unsern deutschen Verhältnissen gemessen, von beträchtlicher Größe. Der Mälar See ist reichlich doppelt, der Wetter See mehr als dreimal und der Wener See sogar mehr als zehnmal so groß wie unser Bodensee (540 qkm), „das Schwäbische Meer". Die genannten drei schwedischen Seen, denen sich als vierter der Hjelmar See (480 qkm) zugesellt, bilden im Verein mit einzelnen kleineren Seen, Flußstrecken und Kanalverbindungen ein System von Wasserstraßen, welches die Ostsee mit dem Kattegat, d. h. mit der Nordsee verknüpft. Als 1832, nach fast vierzigjähriger Arbeit und einem Kostenaufwand von $15^1/_2$ Millionen Mark, das erste Schiff von Stockholm nach Gotenburg quer durch das südliche Schweden fuhr und dabei vermittelst zahlreicher Schleusen bis zu 110 m über den Ostseespiegel gehoben wurde, staunte die Welt über dieses Wunderwerk schwedischer Wasserbaukunst. Die bald darauf folgende Einführung der Eisenbahnen hat, wie in allen übrigen Ländern, den Schiffsverkehr im Binnenlande vielfach beeinträchtigt. Von den 6 400 km Eisenbahn, welche Schwe-

den heute besitzt, entfällt ein großer Teil auf den stark bevölkerten Süden, und namentlich die Linie Gotenburg-Stockholm ist für den westeuropäischen Verkehr von besonderer Wichtigkeit.

Sowohl in politischer als auch in ethnographischer und physischer Beziehung unterscheidet man drei Teile Schwedens: das Nordland (Norrland), das eigentliche Schweden (Svea-Rike) und Gotland (Göta-Rike). Norrland ist naturgemäß arm und schwach bevölkert. Die schwedischen Lappen haben mehr noch wie ihre Stammesgenossen im teilweise oceanischen Norwegen von der Unbill des Klimas zu leiden: im Sommer, dessen Hitze bis auf 30 Grad C. steigt, werden sie selbst und ihre Renntiere von unleidlichen Insektenschwärmen (namentlich von Oestrus tarandi) geplagt, und gegen die Winterkälte, welche häufig das Quecksilber zum Gefrieren bringt, bieten nur die räuchrigen Erdhütten, die Tierfelle, die fetten Renntierkäse und der sehr begehrte Branntwein einigermaßen Schutz. Für die glänzende Pracht des Nordlichts oder den Reiz der klaren Winternächte sind selbst diese stiefmütterlich bedachten Natursöhne nicht unempfindlich; Elfen, Gnomen und Walküren bevölkern die Lüfte oder die Lichtungen der schweigsamen Riesenwälder, und der Aberglaube an übernatürliche Kräfte spielt immer noch eine Rolle in dem einstigen Reiche Odins und seiner Asen.

Auch Svealand steht trotz der Breite seines Flachlands noch vielfach unter dem kulturfeindlichen Einfluß des wechselvollen Klimas, dessen Wärmemaximum mit 29 Grad bei einem Kältemaximum von 35 Grad C. beobachtet worden ist; in der Breite von Stockholm beträgt die Mitteltemperatur des Jahres 7 Grad. Aber schon am Dal-Elf trifft man auf große Dörfer inmitten fruchtbarer Getreidestriche, und wenn auch die meisten bedeutenden Ortschaften an der Küste liegen, so haben doch die Erträge aus der Waldkultur, dem Ackerbau, der Viehzucht und den Bergwerken eine durchgehende Wohlhabenheit und behagliche Gestaltung des Lebens in Svealand hervorgerufen. Die Eisen- und Kupfergruben in dem breiten Bezirk zwischen der untern Ljusna und dem Nordrand des Wener Sees werden seit Jahrhunderten ausgebeutet; aber auch nördlich und südlich von dieser Zone finden sich viele Erzlager, so daß jährlich etwa 10 Millionen Centner Roh-, Guß- und Stabeisen gewonnen und großenteils ausgeführt werden. In den Kupfergruben von Falun, dem alten Hauptorte der tapfern Dalkarlar, sollen im 17. Jahrhundert jährlich 80000 Centner Garkupfer erzeugt worden sein, und noch heute gewinnt man $^1/_4$ dieses Betrages in dem 300 m tiefen Werk, dessen erste Anlage der Volksglaube auf König Salomon zurückführt. Gleich weltbekannt sind die Eisengruben von Dannemora. Sie scheinen zufolge der Mächtigkeit des Eisensteinlagers geradezu unerschöpflich; überdies gilt das hier gewonnene Eisen für das beste der Erde. Neuerdings wird von einer englischen Aktiengesellschaft der Berg Gellivara in Lappmarken, unter dem 67. Grad N. B. gelegen, auf Eisen ausgebeutet. Der Berg ist 6 km lang, 4 km breit und durchschnittlich 400 m hoch, besteht aus reinem Magneteisenstein mit etwa 70 Prozent Metallgehalt und könnte alle Hochöfen der Welt auf Jahrtausende mit Erzmaterial versorgen.

Götarike, der große südöstliche Zipfel der skandinavischen Halbinsel, ist durch sein Klima und seine Bodengestaltung die Kornkammer Schwedens. Trotzdem es weite Moräste, Heiden und Steinfelder umschließt, auch kaum ein Viertel des Reiches groß ist, ernährt es doch die Hälfte der Gesamtbevölkerung Schwedens, welche nach der letzten Schätzung 4600000 Seelen betrug. Die Gotländer nähern sich in Temperament und Aussehen mehr den Festlandsgermanen als die Schweden. Bei letzteren findet man weniger allgemein das lichtblonde Haar, die blauen Augen, die zarte Hautfarbe und die weichere Organisation des ganzen Menschen als bei den Gotländern, zu denen übrigens auch die Norweger und ebenso die Dänen ursprünglich gehörten.

Dem Götaland östlich zur Seite, zwischen dem 57. und 58. Grad N. B., liegt die Insel Gottland, die größte und bekannteste aller Ostsee-Inseln. Sie bildet eines der 24 Läne (Lehen, Landeshauptmannschaften), in welche ganz Schweden eingeteilt wird, ist mäßig stark bevölkert, ziemlich fruchtbar, hat ein überaus mildes Klima, bietet jedoch nichts Besonderes an Naturschönheiten irgend welcher Art. Dennoch hat diese Insel eine große Bedeutsamkeit für die Kulturgeschichte unseres Erdteils: ihre Hauptstadt Wisby ist für Architekten und Kulturhistoriker der merkwürdigste Ort des nördlichen Europa. Zu einer Zeit, als die Ostsee das befahrenste aller Meere war, also etwa vom 12. Jahrhundert ab, als die nordisch-germanischen Völker mit den slavischen in Verkehr traten und dann die Schiffe der Hansa auf bestimmten Handelslinien von Westen nach Osten und Norden fuhren, um die klösterlich eingerichteten Handelscomptoire von London, Brügge und Bergen mit dem sagenumwobenen pommerschen Vineta, mit dem prussischen Gedanie (Danzig), mit den kur- und livländischen Seeplätzen bis hin nach Groß-Nowgorod zu verbinden: da trat bald zufolge seiner centralen Lage Wisby als Hauptknotenpunkt jener Schiffahrtslinien hervor. Es wurde so groß wie etwa Köln; kaum konnte man es in einer Stunde durchschreiten. Über die von 50 Türmen flankierten Mauern ragten 16 Kirchen empor, die jetzt bis auf die 1225 vollendete, oft renovierte Marienkirche in Trümmern liegen. Die hier friedlich verkehrenden Deutschen und Goten (d. h. Schweden), denen sich die vorübergehend anwesenden Kaufleute aus den westfälischen und rheinischen Hansastädten beigesellten, stellten Gesetze für den Schiffsverkehr auf, das „Waterrecht, dat de Kooplüde und de Schippers gemaket hebben to Visby“. 1361 wurde die Stadt von den Dänen erstürmt und geplündert. Zwar hielt sie sich noch Jahrhunderte lang als Hafenstadt, abwechselnd in Händen von Dänen, Schweden, Lübeckern, Seeräubern und Deutschordensrittern, bis sie 1645 für immer mit der Insel Gottland an Schweden kam. Wisbys Macht und Pracht waren jedoch schon lange vorher dahinge-

gangen. Längs der malerischen Stadtmauern, zwischen den Ruinen der Türme und Kirchen, breiten sich heute die hübschen Gärten des Städtchens aus, welches als die Mutter des mächtigen Hansabundes betrachtet werden darf. In Erinnerung an die einstige Weltstellung der Ruinenstadt machte im Sommer 1881 der Hansische Geschichtsverein, begleitet von vielen hervorragenden Männern Deutschlands, eine „Wisbyfahrt", welche den Teilnehmern eine reiche Ausbeute unvergeßlicher Eindrücke verschafft hat.

Die südlichste größere Stadt Schwedens ist Malmö. Als Vermittlerin des regen Verkehrs mit Kopenhagen und mittelbar mit ganz Dänemark und den gegenüberliegenden Häfen Deutschlands ist sie, trotz ihres hohen Alters, doch erst in unserm Jahrhundert zu rechter Blüte gelangt (42000 Einwohner). Die stattlichen Gebäude am Großen Markt sind sämtlich entweder ganz neu oder neuerdings restauriert worden. In dem prächtigen Knutssaale des Rathauses traten einst die Mitglieder der Knutsgilde zusammen, einer weitverzweigten Wohlthätigkeits-Genossenschaft zum Andenken an König Knut den Heiligen, während in dem alten Schlosse Malmöhus der Günstling und dritte Gemahl der Schottenkönigin Maria Stuart, Jakob Bothwell, in langer Haft sein Verbrechen an Darnley büßte.

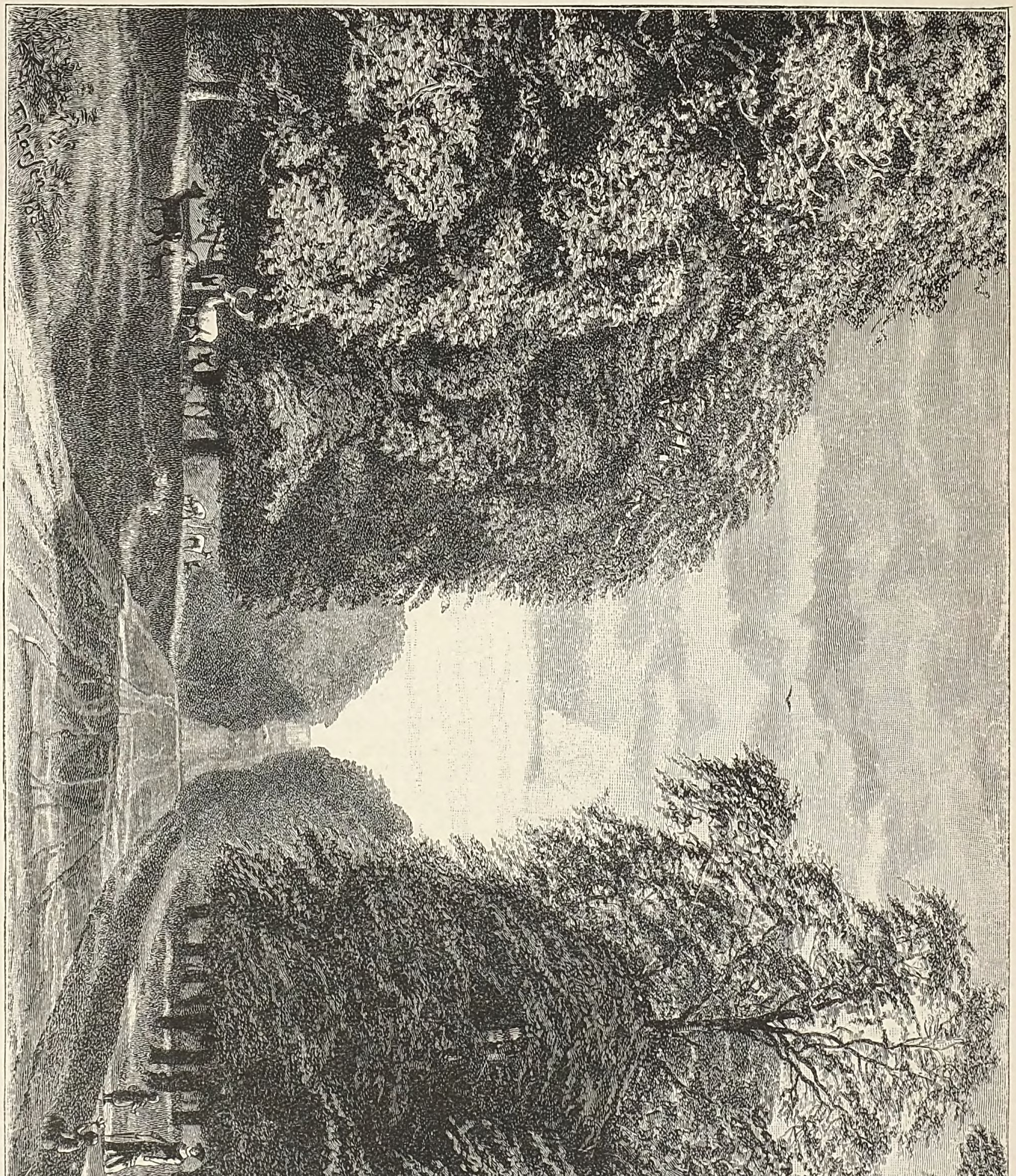
Die Landschaft Schonen ist für Schweden dasselbe, was die Lombardei für Italien ist; nur müßte man an Stelle des Reises die Grütze setzen, denn Grütze jeglicher Art gehört zur täglichen Nahrung des Volkes, und in Verbindung mit Früchten und Sahne wird sie sogar in ein leckeres Gericht verwandelt. Übrigens speist man allerorts in Schweden gut und viel. Die Ordnung der Mahlzeiten weicht insofern erheblich von unsern deutschen Gewohnheiten ab, als man mit unserm Morgenkaffee meist schon einen kräftigen Imbiß verbindet, alsdann als zweites Frühstück unter dem bescheidenen Namen „Smörgas" (Butterbrot) eine aus Käse, kaltem Fleisch, Eiern, Fischspeisen ꝛc. bestehende Mahlzeit einnimmt, worauf in den Nachmittagsstunden das eigentliche Mittagsmahl in der Weise folgt, daß mit Butter und Käse angefangen, mit Pudding, Fischen, Braten ꝛc. fortgefahren und mit Suppe geschlossen wird. In den späteren Abendstunden pflegen dann viele Leute noch ein viertes Mal zu speisen, da man besonders in den größeren Städten spät zu Bett geht. Die Speisen finden sich auf einem Seitentische aufgestellt, von wo dieselben (wie bei unsern sogenannten „kalten Buffets") einzeln geholt und vielfach stehend verzehrt werden, was bei Festessen stets der Fall ist. Auf dem sauber gedeckten Speisetische (Brännvisbord oder Smörgasbord) fehlen niemals verschiedene Liqueure, kalter Punsch, Bier ꝛc.; die Spirituosen sind bei den nordischen Völkern natürlich eine Art Lebensbedürfnis, obschon in neuester Zeit gewaltig gegen ihren Konsum geeifert wird.

Man würde sich sehr irren, wollte man aus jener anscheinend formlosen Art zu speisen einen Schluß auf eine Lockerung der gesellschaftlichen Sitten in Schweden ziehen. Neben einer liebenswürdigen Ungezwungenheit des Verkehrs beobachtet man gerade in diesem Lande die feinste Umgangsform, besonders den Damen gegenüber. Die wohlthuende Höflichkeit im Elternhause im Vereine mit der soliden Schulbildung (eine vermeintliche Vollendung der „Bildung" durch einen Pensionskursus kennt man in Schweden nicht) läßt die „Fröken" (jungen Damen) unwillkürlich, auf Grund eigenen Anschauens und Empfindens, einen gesellschaftlichen Takt gewinnen, der stets die feine Mitte zwischen Zimperlichkeit und Zügellosigkeit beobachtet. Auch auf die Damenmoden wirkt dieser Takt vorteilhaft ein: deutsche, angeblich den Franzosen entlehnte Extravaganzen sagen dem schwedischen Geschmack wenig zu; nur die Großstädte machen hierbei, wie in vielen anderen Dingen und in anderen Ländern, eine Ausnahme.

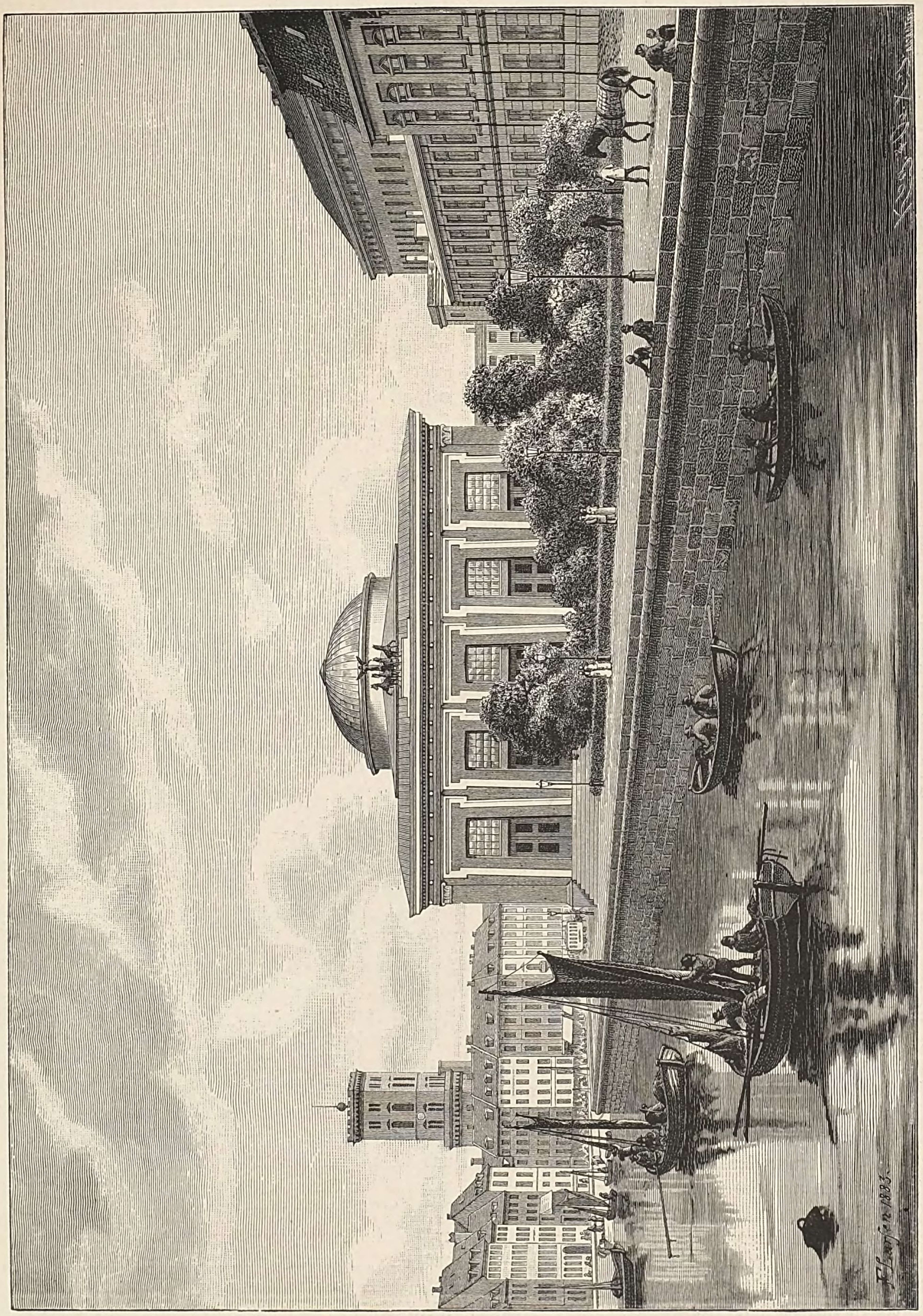
Dem aufblühenden Malmö ganz nahe liegt das altehrwürdige Lund, eine fast schwermütig stille Landstadt inmitten üppig grüner Umgebung. Noch immer hat es seinen alten Dom, das großartigste romanische Bauwerk Skandinaviens, ausgezeichnet durch eine riesige Krypta; noch ergehen sich muntere Studenten in den Lindengängen am Universitätsgebäude, und mancher Fremde macht halt vor dem Denkmal des Frithjof-Dichters oder vor dem einfachen Hause an der Ecke der Kloster- und Franziskanerstraße, dessen Inschrift lautet: „Hier wohnte Esaias Tegnér 1813—1826." Wie der Dichter hier seine Nordlandsrecken im Geiste schaute, während er an dem grünen Arbeitstisch saß oder über die Dielen seines Studierzimmers schritt, so hauste hier vor langen Jahrhunderten ein starkes Geschlecht von gotischem Stamme. Schon 1065 ward in dieser Metropolis Daniae ein Bistum gegründet, das bald an der Spitze der nordischen Christenheit stand. Mehr als 20 Kirchen und wenigstens 100000 Bewohner zählte die Stadt. Ihr Niedergang wurde durch politische Umstände und besonders durch die Einführung der Reformation veranlaßt; ihre Kirchen sanken allmählich in Trümmer, die zerfallenen Häuser wurden nicht wieder aufgebaut, und am Ende des vorigen Jahrhunderts wohnten gar nur tausend Menschen in der einst so volkreichen Bischofsstadt.

Genau das Gegenteil von Lund ist Gotenburg (Göteborg). Erst 1618 von Gustav Adolf angelegt und bis in unser Jahrhundert von Feuersbrünsten heimgesucht, trägt die rege Handelsstadt ein durchaus modernes Gepräge; ihre breiten, sauberen Straßen werden durchweg von steinernen Gebäuden eingefaßt. Trotz der Konkurrenz von Christiania im Norden und Kopenhagen im Süden hat Gotenburg es schon, einschließlich seiner Vorstädte, auf 82000 Einwohner gebracht. Von älteren Baudenkmälern ist nur das Rathaus erwähnenswert; es steht am Gustav-Adolfs Platz, dem Erzdenkmal des Helden gegenüber, zur Seite der prächtigen Börse.

Auch Svealand hat eine Stadt, deren glanzvolle Erinnerungen weit in die Vergangenheit zurückreichen. Upsala darf in vielen Beziehungen mit Lund verglichen werden. Wie jenes, liegt es idyllisch inmitten einer fruchtbaren Landschaft, ist gleich ausgezeichnet durch



Partie aus dem Tiergarten (auf Seeland).



Das Thorvaldsen-Museum zu Kopenhagen.

seine Bedeutsamkeit als Universitätsstadt wie als Sitz eines Erzbischofs, welcher als erster Kirchenfürst Schwedens den König krönt, besitzt einen alten Dom, in welchem viele Herrscher beigesetzt sind, und hütet in seiner Bibliothek als köstlichsten Schatz den Codex argenteus, d. h. die in Silber gebundene, prächtig auf purpurnes Pergament geschriebene Evangelien-Übersetzung, welche Bischof Ulfilas im 4. Jahrhundert anfertigte, und welche die Hauptquelle für unsere Kenntnis des Gotischen bildet. Was Tegnér für Lund, das ist Karl von Linné für Upsala gewesen: hier hat „der erste unter den Botanikern", wie er auf seinem Grabmal im Dome genannt wird, seine besten Jahre verlebt und viele bahnbrechende Werke verfaßt.

Die Bedeutung von Stockholm geht aus seiner geographischen Lage in Verbindung mit der geschichtlichen Rolle hervor, welche einerseits Schweden in Europa und anderseits Stockholm in Schweden gespielt hat. Den ersten Grund zu Schwedens staatlicher Selbständigkeit legte Gustav I. Wasa (1523—1560). Nachdem er glücklich dem „Stockholmer Blutbade" entronnen war, in Dalarne Schutz gefunden und mit Hülfe der kernigen Patrioten jenes Län den dänischen Erbfeind besiegt und dadurch die Kalmarische Union beseitigt hatte, führte er die Reformation ein, brach die bisherige Macht des Klerus, schuf ein Heer und eine Flotte und fügte durch die geistige und materielle Hebung Schwedens dieses dem europäischen Staatenbunde ein. Zu einer Großmacht wurde es jedoch erst unter Gustav II. Adolf (1611—1632). Nach glücklichen Kämpfen gegen Rußland und Polen folgte sein Siegeszug durch Deutschland. Schon war es die Ansicht der Nürnberger, daß es „kein tauglicheres Subjektum" für die deutsche Kaiserkrone gebe als den siegreichen Schwedenkönig; schon hatte dieser in einige Verträge mit deutschen Ständen die Klausel einfügen dürfen: „Aus Dankbarkeit für die Rettung des Deutschen Reiches soll Ihre Königliche Majestät von Schweden zum Römischen König erwählt werden" — da ereilte ihn bei Lützen das Todesgeschoß. „Wann er nicht zu frühzeitig hätte sterben müssen," meint der alte Happel, „so würde die Welt ihm fast zu enge worden sein." Auch seine nächsten Nachfolger, insbesondere Karl X., bauten an Schwedens Machtstellung erfolgreich weiter. Alle seine Nachfolger jedoch übertraf Karl XII. an Waffenglück während seiner ersten Regierungsjahre. Aber des Königs Eigensinn, Mazeppas Treulosigkeit und Peters des Großen Gegnerschaft ließen das Schwedenreich in dem Augenblick in Trümmer sinken, als es neben Frankreich die tonangebende Macht Europas zu werden schien. Schnell mußte es nach „den modernen Wikingsfahrten" seiner großen Regenten sich wieder in die winterliche Häuslichkeit seines nordischen Daseins zurückziehen; seine Großmachtsträume beschränkten sich seitdem auf die 1814 errungene Personalunion Norwegens mit dem schwedischen Königshause.

In richtiger Erkenntnis der vorzüglichen Lage Stockholms haben Schwedens Herrscher von Anbeginn den lokalen Angelpunkt der Landesgeschichte, den Ausgangspunkt für die Kriegs-, Wander- und Handelszüge ihres Volkes, sowie die eigenen Residenzen und die Schlösser des Adels an die Ufer des Mälar gelegt; in Upsala, Sigtuna und Birka reichen die sagenhaften Erinnerungen zurück bis auf Odin und die Skaldenzeit. Der See, aus hundert Verästelungen bestehend, halb Fluß und halb Meer, mit reichlich tausend Inseln und Inselchen übersäet, hat eine von Westen nach Osten streichende Längenachse von 120 km. Mannigfach wie seine Form sind seine Ufer: bald Granitklippen von mäßiger Höhe, bald grüne Hügelreihen, holzreiche Wälder und wohl angebaute Fluren. Man zählt 16 Kirchspiele mit 900 Bauerhöfen auf den Inseln, 90 Kirchspiele und 12 Städte an den Ufern, 200 Schlösser und Herrenhäuser teils an, teils in dem weiten Wasserbecken. Trotz seines Süßwassers kann der Mälar als ein Meeresarm angesehen werden, denn tiefe Wasserstraßen verbinden ihn mit der Ostsee, und da er bis in seine äußersten Einbuchtungen schiffbar ist, wenigstens für Handelsfahrzeuge, so erscheint er als ein gewaltiger Naturhafen, und zwar als der einzige große Fjord auf Schwedens Ostküste.

An derjenigen Stelle, wo der vielbuchtige See von Norden und Süden durch das Festland gleichsam in einen großen Kanal zusammengeschnürt wird, und wo Süß- und Salzwasser sich mischen, wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts von dem umsichtigen Birger Jarl I. eine den Wasserlauf versperrende Insel befestigt, um den Zutritt zum Mälar von der Seeseite aus abzuschließen. Von jener Insel aus, der heutigen Stad (Cité) mit den kleineren Nebeninseln Riddarholmen und Helgeandsholmen, hat sich in immer weiteren Kreisen die Stadt Stockholm entfaltet; ihre jetzigen sieben Stadtteile bedecken etwa den zwanzigfachen Flächenraum (12 qkm) jenes ersten Stadtkernes, mit Einschluß der westlich und östlich von letzterem befindlichen Wasserflächen, und bis auf fast 200000 Seelen ist die Bevölkerung von Stockholm angewachsen.

Gleichwie das westliche Gotenburg den oceanischen Verkehr Schwedens in erster Linie an sich gerissen hat, so sammelt die östliche Hauptstadt durch Landstraßen, Kanäle und Eisenbahnen den Binnenverkehr des Reiches; auch kreuzen sich vor der Reede von Stockholm alle Wasserwege des Ostseebeckens, so daß Stockholm gewissermaßen die Erbschaft von Wisby angetreten hat. Am wichtigsten war immer der Seeweg nach Süden; aus klimatischen Gründen ist er auch am längsten für die Schiffahrt offen. Auf ihm kamen die christlichen Missionare und die hanseatischen Kaufleute ins Land; auf ihm wurde während der Glanzzeit Schwedens der Verkehr mit den Festlandsbesitzungen vermittelt, und naturgemäß schlagen auch heute die meisten größeren Dampfer von Stockholm aus die „Südroute" ein. Auf dem Botnischen Busen hat sich Schweden schon früh bewegt und an seinen Ufern ebenso wie vermittelst der Fahrten in den Rigaschen und Finnischen Meerbusen weite Ländergebiete erobert. Ruriks Staatenbildung von Nowgorod aus darf geradezu

als eine schwedische Kolonisierung Rußlands betrachtet werden, während die späteren Streitigkeiten um den Besitz der Ostseeprovinzen, des Newagebietes und Finnlands als ein Jahrhunderte lang fortgesetztes Duell zwischen den beiden nordischen Reichen erscheinen, welches mit Schwedens Niederlage endete. Nachdem es alle Anlande des Finnischen Busens hatte aufgeben müssen, drangen die Russen wiederholt in die Schären vor Stockholm ein. Starke Küstenwerke sollen fortan das Land vor ähnlichen Angriffen schützen, während Karlsborg am Wettersee, Schwedens einzige Binnenfestung, zum Kriegsdepot und Stützpunkt für die Landheere bestimmt ist.

Alle Vergleiche, welche bezüglich der Physiognomie Stockholms aufgestellt sind, entbehren der sachlichen Begründung. Das „Venedig des Nordens" darf es nur wegen der Insellage eines Teils seiner Stadtviertel genannt werden; der lebhafte Wagenverkehr in den Straßen, die Sauberkeit und moderne Regelmäßigkeit der großen, volkreichen nördlichen Stadtteile (Norrmalm und Humlegarden), die Graniteilande und Kieferwälder ringsum, die hochgelegene Südseite (Södermalm), zu welcher man neuerdings vermittelst eines Dampfelevators hinaufbefördert werden kann — das sind einige der vielen Punkte, welche Stockholm deutlich von der heruntergekommenen Lagunenkönigin unterscheiden. Noch weniger paßt ein Vergleich mit Genf oder gar erst mit Konstantinopel, Neapel 2c. Kurzum, Stockholm besitzt eine eigenartige Schönheit, denn daß es eine der schönstgelegenen Großstädte der Erde ist, wird allerseits zugestanden.

Auf den Eilanden (Holmen) in der Mitte liegen die ältesten Viertel mit engen Straßen und hohen Häusern. Weitaus das großartigste Bauwerk, der überall sichtbare Mittelpunkt des ganzen Panoramas, ist das Königliche Schloß. Sein gewaltiges Vierseit erhebt sich unmittelbar an dem Anlegeplatz der Meeresdampfer, so daß der König von seinen Fenstern aus das Treiben der Schiffer beobachten kann (S. das Bild S. 281). Das Schloß enthält außer Prunkgemächern und Galerien auch die Säle für den Staatsrat und für die Eröffnung des Reichstages; in den Wohnräumen der königlichen Familie sind vielfach Kunstgegenstände untergebracht, namentlich Erzeugnisse schwedischer Künstler und Geschenke fremder Herrscher.

Vom Schloß aus führt eine der stattlichen Stockholmer Brücken, die alte, 20 m breite, granitene Norrbro auf das nördliche Festland hinüber. An ihrem Fuße liegt die Uferterrasse „Strömparterren", der Brennpunkt des Straßenlebens für Müßiggänger und für die schöne Welt, welche namentlich an Sommerabenden das Kaffeehaus und die Gartenanlagen des Strömparterre aufsucht. Die Brücke läuft in den Gustav-Adolfs-Platz aus. Das Reiterstandbild des Heldenkönigs erhebt sich in der Mitte des von Palastbauten umgebenen Platzes; in dem Großen Theater zur Rechten wurde 1792 bei Gelegenheit eines Maskenballs der kunstliebende König Gustav III. von dem Hauptmann Ankarström erschossen. Der nahe Königsgarten, eine breite Promenade, geschmückt mit einem monumentalen Brunnen und den Standbildern der Könige Karl XII. und Karl XIII., erinnert zufolge seiner Lage inmitten der elegantesten Viertel an die Berliner Linden, während die schöne Königin-Straße (Drottninggata), welche schnurgerade die ganze Nordstadt durchschneidet, mit der Leipziger Straße in Berlin verglichen werden darf. Sie endet nördlich am Fuße der Sternwarte; die Gebäude der Königlichen Akademie der Wissenschaften, des Technologischen Instituts und des Skandinavisch-ethnographischen Museums liegen an ihr: alle drei Institute enthalten wohlgeordnete Sammlungen. Noch reicher sind die Schätze, welche die Königliche Bibliothek und besonders das Nationalmuseum enthalten. Der 1865 nach einem Plane des Berliner Hofbaurats Stüler vollendete Renaissancebau liegt in freier Lage am Wasser, gegenüber dem Königsschlosse. Die Werke älterer und neuerer Maler, Bildhauer und Kupferstecher, die auf Skandinaviens Kulturentwicklung bezüglichen Altertümer, Schmuckgegenstände, Münzen u. dgl. sind hier in seltener Vollständigkeit übersichtlich aufgestellt. Mit den Galerien von Florenz, Madrid, Dresden und Berlin darf sich die Sammlung von Gemälden alter Meister allerdings nicht entfernt messen, und auch die modernen schwedischen Maler bekunden in ihren Werken vielfach die deutsche oder französische Schule. Als letzte „Sehenswürdigkeit" endlich darf die alte Riddarholmskirche nicht unerwähnt bleiben, „wo Schwedens Ehre schlummert unterm Marmor". Denn in ihren Grüften haben die Könige und Großen des Landes ihre letzte Ruhestätte gefunden; Siegestrophäen, Rüstungen und Wappen der Ritter des Seraphinen-Ordens bedecken die Kirchenwände, und als höchster Turm Stockholms ragt die durchbrochene Eisenpyramide dieses Camposanto weithin sichtbar über den Mälar.

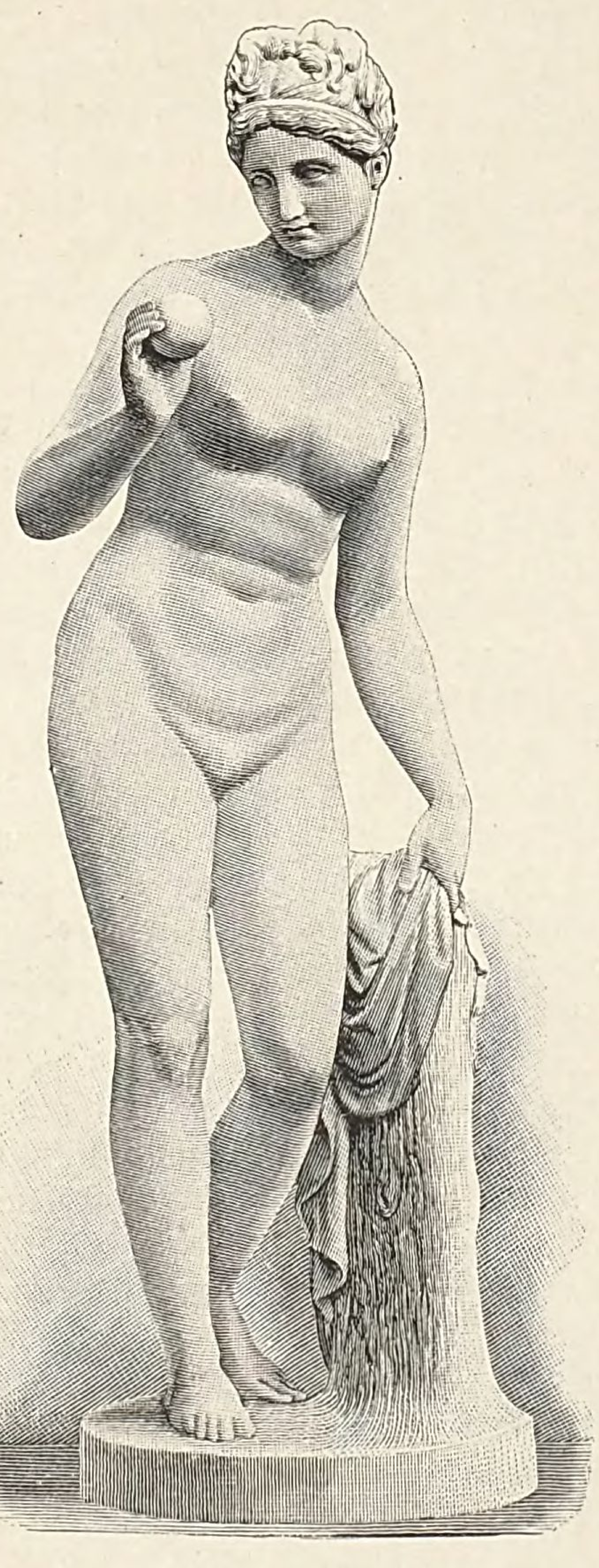
Ist auch der Winter, wie in allen nordischen Großstädten, die gesellschaftlich bewegteste Zeit für Stockholm, wenn die leichtlebigen „Franzosen des Nordens" im Genuß von Bällen, Theatern und Festlichkeiten schwelgen, so bietet doch auch der kurze, warme Sommer mancherlei Annehmlichkeiten. In erster Linie stehen die Wasserfahrten in die Umgebung. Die kleinen Dampfschaluppen, diese Omnibusse des Mälar, fahren hin und her im Stadtbezirk, während größere Schiffe den Verkehr mit den entfernteren Punkten unterhalten. Der Lieblingsausflug der Stockholmer ist der Tiergarten, eine längliche Insel östlich der Stadt; seine Reize sind von Karl Michael Bellman, dem volkstümlichen Anakreon des schwedischen Volkes, dichterisch verherrlicht worden. Mit dem Wiener Prater hat der Tiergarten die herrlichen alten Laubbäume und die von fröhlichen Menschen gefüllten Vergnügungslokale gemein; die Ausblicke auf das Wasser jedoch sind ihm eigentümlich, sie erst vollenden die reizvolle Vermischung von Waldidyll und Meeresscenerie. Zu weiteren Partien verlocken einige mit hübschen Parkanlagen und Lustschlössern gezierte Inseln im Mälar westlich von der Stadt. Seit Jahrhunderten werden die Schlösser Gripsholm (vgl. das Bild S. 280) und Drottningholm auf der großen, flachen Insel Lofö von der Königs-

familie im Sommer aufgesucht. Die weitläufigen Garten- und Parkanlagen des letztern wurden einst im Versailler Geschmack angelegt; das Schloß selbst ist mehrfach umgebaut und erweitert worden, zuletzt (1770) von der Königin Luise Ulrike, der Schwester Friedrichs des Großen, durch eine Villa im Pagodenstil. Gegenüber dem stimmungsvollen Ernst der nordischen Landschaft ringsum dürfen derartige Spielereien allerdings als Geschmacksverirrungen bezeichnet werden.

Das skandinavische Doppelreich ist wie kein anderer europäischer Staat seit mehr als 70 Jahren von äußeren Kriegen verschont geblieben. Auf allen Gebieten des Handels, des Verkehrs, der Bildung und Gesittung ist es zielbewußt vorwärts geschritten; seine Einwohnerzahl hat sich in unserem Jahrhundert nahezu verdoppelt. Darf es sich auch noch nicht wieder zu den Großmächten rechnen, wie vor 250 Jahren, so ist es dennoch berechtigt, an eine erfreuliche Zukunft zu glauben. Das Germanentum blickt gerade in neuester Zeit, seitdem sich die Enkelin des deutschen Heldenkaisers dem skandinavischen Königssohne vermählt hat, mit Teilnahme und Zuversicht zu den blondhaarigen, blauäugigen Stammesgenossen jenseits der Ostsee hinüber.

* * *

Das Königreich Dänemark hat zufolge seiner Mittellage zwischen den nach Süden vordringenden Spitzen der großen Skandinavischen Halbinsel, sowie zwischen Nord- und Ostsee Jahrhunderte lang an den Geschicken der Königreiche Norwegen und Schweden den innigsten Anteil genommen: in Sprache, Litteratur, Religion, Volkssitten und Geschichte ist es mit jenen nordischen Mächten aufs engste verwachsen gewesen, bis in unserm Jahrhundert ihm die letzten Reste seiner einstigen Großmachtstellung entrissen wurden, zunächst (1814) Norwegen, zuletzt (1864) Schleswig-Holstein und Lauenburg, so daß es jetzt unter den Königreichen Europas an räumlicher Größe (38 302 qkm) nur noch Belgien, an Einwohnerzahl (2028000 Seelen) jedoch nur Serbien übertrifft; die dänischen Nebenländer Island, Grönland, Färöer und die drei kleinen zu Dänemark gehörigen westindischen Inseln sind bei obigem Vergleich unberücksichtigt geblieben.



Venus mit dem Apfel (Thorvaldsen).

Dänemarks Schwerpunkt, in alter wie in neuer Zeit, liegt ausschließlich auf der Insel Seeland, und zwar auf der dem Oere-Sund zugekehrten Ostseite. Denn dieser Sund bietet von den drei Wasserstraßen zwischen Kattegat und Ostsee, d. h. für den Verkehr zwischen dem Westen und Osten des nördlichen Europa, nicht nur die kürzeste, sondern auch die für Verkehr und Schiffahrt bequemste Bahn; der Große wie der Kleine Belt sind zu sehr durch Buchten, Inseln und Strömungen behindert. Wiederum liegt die tiefere Fahrstraße des Sundes auf der Inselseite, während der Schiffsverkehr längs der schwedischen Küste durch Untiefen und häufige Westwinde gefährdet wird. Daher ist es gekommen, daß der gotische Stamm der Dänen schon früh von dem festländischen Schonen nach Seeland übersetzte, dorthin seine Königssitze verlegte und von dort aus, zu Wasser und zu Lande, nach allen Himmelsrichtungen seine Macht ausübte. Außer der centralen Lage Seelands trugen auch die Fruchtbarkeit seiner Äcker, die Schönheit seiner Wälder und die buchtenreichen Ufer dazu bei, daß Gorm der Alte, der erste Gesamtkönig des Insel- und Küstenreiches Dänemark, seine Residenz nicht in Lund oder in dem uralten Odense auf Fünen, sondern in dem sagenumwebten Letra (Leire) auf Seeland nahm. Nach Gorms Tode (936), und nachdem das Christentum immer weiter auf den Inseln um sich gegriffen hatte, war Roeskilde, ebenfalls auf Seeland und gleich den anderen alten Königsstädten an der inneren Spitze einer Tiefbucht gelegen, die volkreiche Hauptstadt des Königreichs während eines halben Jahrtausends. Damals herrschten die seetüchtigen Dänen weithin über Länder und Meere. Auf Englands Thron saß der Dänenkönig Knud der Große († 1035), nachdem vor ihm schon Sven Gabelbart, der Sohn von Harald Blauzahn, seine Streifzüge siegreich nach Norwegen und Britannien ausgedehnt hatte. In Esthland, Livland und Kurland breiteten dänische Heerführer das Christentum aus: bei Reval triumphierte, wie die Sage berichtet, der rote Danebrog 1219 über die Heiden. Auf dem Festlande im Süden befanden sich ums Jahr 1200 Holstein, Rügen, Mecklenburg und Pommern unter dänischer Botmäßigkeit, und obschon alle diese Be-



Schloß Rosenborg in Kopenhagen.

sitzungen nur vorübergehend von Seeland aus ihre Befehle und Gesetze empfingen, so schien doch die Union von Kalmar (1397), durch welche Margarete, „die Semiramis des Nordens“, die Kronen von Norwegen und Schweden mit der dänischen vereinigte, das Königreich am Sund dauernd zur ersten nordischen Großmacht gestaltet zu haben.

Trotz vieler Kämpfe fand erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine Lösung der Union dadurch statt, daß Schweden sich unter Gustav Wasa endgültig auf eigene Füße stellte und bald Dänemark an Macht und Einfluß übertraf, namentlich im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Auch auf der Cimbrischen Halbinsel und dem übrigen europäischen Festlande ging den Dänen eine Besitzung nach der andern verloren. Sogar der Sundzoll, welchen der kleine Inselstaat, gestützt auf seine „Flaggenbatterie“ beim Schlosse Kronborg (s. S. 285), an der kaum 4 km breiten Durchfahrt bei Helsingör (und an den Belten) erhoben hatte, wurde 1857 abgelöst: mehr als 20000 Schiffe aller Nationen, deren jedes durchschnittlich 12 Speziesthaler Zoll entrichten mußte, hatten bis dahin alljährlich diese Verbindungsstraße zwischen Ost- und Nordsee passiert.

Nachdem Dänemark somit alle seine Großmachtsansprüche hat aufgeben müssen, ist es zu einer friedlichen Bestellung seiner Felder, zu einem seiner Größe und Lage entsprechenden Seehandel und einer gedeihlichen Förderung seiner kulturellen Interessen zurückgekehrt. In dem „europäischen Konzert“ spielt es augenblicklich nur eine Rolle durch die verwandtschaftlichen Beziehungen, in welchen sein Königshaus zu einigen mächtigen Herrscherfamilien Europas steht. Die älteste Tochter Christians IX. ist die Gemahlin des Zaren, die zweite Tochter wird als Gemahlin des Prinzen von Wales wohl einst über das Britenreich herrschen, der zweitälteste Sohn ist als Georgios I. König der Hellenen geworden; Kronprinz Friedrich hat sich mit einer schwedischen Prinzessin und der jüngste Sohn, Prinz Waldemar, im Oktober 1885 mit einer Prinzessin von Orleans vermählt.

Die Landschaft der dänischen Inseln gleicht derjenigen Schonens und der norddeutschen Tiefebene; sie entbehrt im Innern jedes großartigen Zuges, da sie nur wellenförmige Bodenerhebungen aufweist, deren höchste Spitze, der Himmelbjerg, welcher obendrein noch in Jütland liegt, nur 160 m mißt, also nur wenig den Kölner Dom überragen würde. Kein nennenswerter Fluß durchströmt die Inseln, kein Wasserfall belebt die einförmige Flachlandschaft. Dennoch trägt letztere stellenweise den Charakter des Lieblichen und Wechselvollen. Denn das Meer dringt allerwärts in immer neu gestalteten Buchten in das hügelige, waldreiche Land ein: bald brandet es in weitem Bogen gegen eine klippenreiche Küste, hinweg über gefahrdrohende Sandriffe; bald ragt ein steiles Kreideufer blendend weiß über der blauschimmernden Flut auf; bald zieht sich eine ununterbrochene Kette von Städtchen, Dörfern, Landhäusern und Gärten längs wohl angebauter Gestade hin; bald umrahmen dunkelschattige Buchenwälder die ruhigen, tiefblauen Spiegel, welche die Ostsee als schmale Buchten ins Land hineinschickt. Selbst im Binnenlande, wo sich kein Ausblick auf das Meer darbietet, entschädigen wogende Kornfelder, grüne Wiesengründe und häufige Gruppen malerischer Baumriesen für den Mangel an überwältigenden Formen und Lichtwirkungen. Nur auf der Cimbrischen Halbinsel dehnen sich viele Meilen weit öde Heidestrecken aus; auf dem sandigen Rückgrat, welches Jütland von Norden nach Süden durchzieht, kommt allenfalls das Heidekraut fort, während zwischen dem Höhenzuge und der Westküste die Meeresstürme im Verein mit dem unfruchtbaren Sandboden jeden Anbau unmöglich machen, so daß vom Vorgebirge Skagen bis zum westlichen Limfjord nur wenige hundert Menschen mit Schafzucht oder Küstenfischerei ein kümmerliches Dasein fristen.

Der Bauernstand hat von jeher im dänischen Inselreiche eine bedeutende Rolle gespielt, besonders seitdem die Adelsherrschaft allmählich beseitigt und die Kräfte des Landes nicht mehr in auswärtigen Unternehmungen verzettelt wurden. Der Bauer auf Seeland und Fünen ist ein Mann von derbem Schlage, ein starker Esser, ein ausdauernder Arbeiter, durchgehends mit den Grundzügen der Schulbildung vertraut, durchdrungen von einem gesunden Standesbewußtsein und zufrieden mit dem Ertrage der Scholle, auf welcher er als „Selbsteigener“ oder wenigstens als „Erbpächter“ oder „Katner“, seltener als bloßer „Zeitpächter“ schaltet. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft bilden deshalb auch den wichtigsten, ja beinahe den einzigen Artikel der Ausfuhr, welche einen Gesamtbetrag von fast 300 Millionen Mark ergiebt, gegenüber 215 Millionen Einfuhr, die sich aus feineren Lebensmitteln, Metall-, Manufaktur- und Galanteriewaren, Tabak, Holz, Steinkohlen &c. zusammensetzt.

Um das Getreide und das Vieh aus dem Binnenlande bequem an geeignete Ausfuhrplätze schaffen zu können, sind außer trefflichen Chausseen etwa 1850 km Schienenwege (meist Staatseisenbahn) vorhanden, welche nicht nur Jütland, Seeland und Fünen, sondern auch die kleineren Inseln Laaland und Falster durchziehen; passende Dampfschiffverbindungen ermöglichen eine schnelle Verbindung aller Teile des Inselstaates unter einander, sowie den Verkehr mit den benachbarten Festlandsplätzen, insbesondere mit Gotenburg, Stockholm, Stettin, Stralsund, Rostock, Lübeck, Kiel, Flensburg &c.

Die stete Wechselwirkung zwischen Meer und Menschen gab Veranlassung, daß ungefähr alle größeren Ortschaften Dänemarks, selbst die der Halbinsel Jütland, am offenen Meere oder an einer Einbuchtung desselben gelegen sind. Sind auch die Zeiten längst vorüber, wo sich die Wikinger samt ihrem Ruderschiff unter einem Riesenhügel begraben ließen, oder wo die Skiöldungen mehr auf den Wogen schaukelten als daheim im Saale weilten, so bietet doch bei dem Mangel jedweder Großindustrie im Lande selbst der Seehandel immer noch die einzige Möglichkeit größeren Erwerbes, als zu des Lebens „Nahrung und Notdurft“ eben hinreicht. Diese stete Beziehung zum Meere wirkte

bestimmend auf die Schicksale der Hauptstadt des Landes und mittelbar auf letzteres selbst ein, denn mehr als in irgend einem anderen Königreiche Europas ist Kopenhagen der Brennpunkt aller Interessen des Gesamtstaates: Dänemark ohne seine Hauptstadt wäre überhaupt als Staat nicht denkbar.

Nur auf Seeland, der von Natur und Herkommen bevorzugten Insel, und auch hier wiederum nur am Meere, an der Flottenstraße des Sundes, konnte die neue Residenz aufblühen, welche König Christoph der Bayer 1443 von der Bischofsstadt Roeskilde nach dem „Kaufhafen" am Sunde verlegte. Wie Helsingör mit seiner Kronborg im Norden, so bestreichen die Batterien des Forts „Dreikronen", der Lunette und der Citadelle von Kopenhagen den Sund im Süden; hier wie dort haben zahlreiche Seegefechte stattgefunden. Die Kücteninsel Amager bildet mit dem Festlande den größten und sichersten Hafen, welchen Saxo Grammaticus, Dänemarks ältester Geschichtschreiber, bereits ums Jahr 1200 als Portus mercatorum erwähnte, und welcher schon frühzeitig gegen die Angriffe der Hanseaten stark befestigt wurde. So sehr war Kopenhagen schon am Schlusse des Mittelalters der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Dänemark, daß die einzige Universität des Landes hier 1478 gegründet, auch bald nach Luthers Reformation der Bischofssitz von Roeskilde nach Kopenhagen verlegt wurde. Heute überwiegt letzteres dermaßen über alle anderen Städte des Königreichs, daß sein Hafen mehr als die Hälfte aller Aus- und Einfuhr bewältigt, daß seine Einwohnerzahl (mit Vorstädten 330000) fast $^1/_6$ der Gesamtbevölkerung beträgt, ja daß alle andern Städte zusammen nicht annähernd an Seelenzahl die Hauptstadt erreichen, ein Verhältnis, das wohl einzig in der Statistik dasteht. Nach Kopenhagen zu liegen von Rügen bis Aalborg alle Buchten und Fjorde im Halbkreise geöffnet; von Kopenhagen aus strahlen alle geistigen und künstlerischen Bestrebungen auf die Nachbarinseln über, bis hoch hinauf in den Norden; in Kopenhagen treffen Königtum und Landesadel mit der Großkaufmannschaft, dem internationalen Seehandel und einem kräftigen Bürgertum zusammen.

Kopenhagen ist trotz seiner Bedeutsamkeit weder eine schöne noch eine großartig auf den Fremden wirkende Stadt; höchstens für den zur See bei hellem Sonnenschein herankommenden Reisenden bietet das aus Wald und Wellen auftauchende Stadtbild mit dem Hafen im Vordergrunde einen reizvollen Anblick. Nur teilweise werden die Straßen von einem geschäftlichen Großstadttreiben durchflutet; in den breiten, geradlinigen Vierteln zwischen der Citadelle im Norden und dem Königs-Neumarkt im Mittelpunkt der Stadt wächst das Gras mitunter zwischen den Pflastersteinen hervor; an den vier gleichförmigen Palästen, welche den runden Amalienborg-Platz umschließen, scheint sich das Echo der vorüberrollenden Equipagen zu brechen: die Königsfamilie, der hohe Adel, die Minister &c. haben in diesem stillen, vornehmen Viertel ihre Wohnstätten. Ungleich lebhafter geht es auf dem sehr großen, unregelmäßig angelegten Königs-Neumarkt und in den von ihm nach Süden, Osten und Westen auslaufenden Straßen zu; in ihnen pulsiert das kaufmännische Leben der Stadt, hier sind die Hotels und Läden, hier flaniert die junge Welt, besichtigt die Schaufenster oder nascht das nationale „Erdbeeren mit Sahne" in einem der zahlreichen Restaurants.

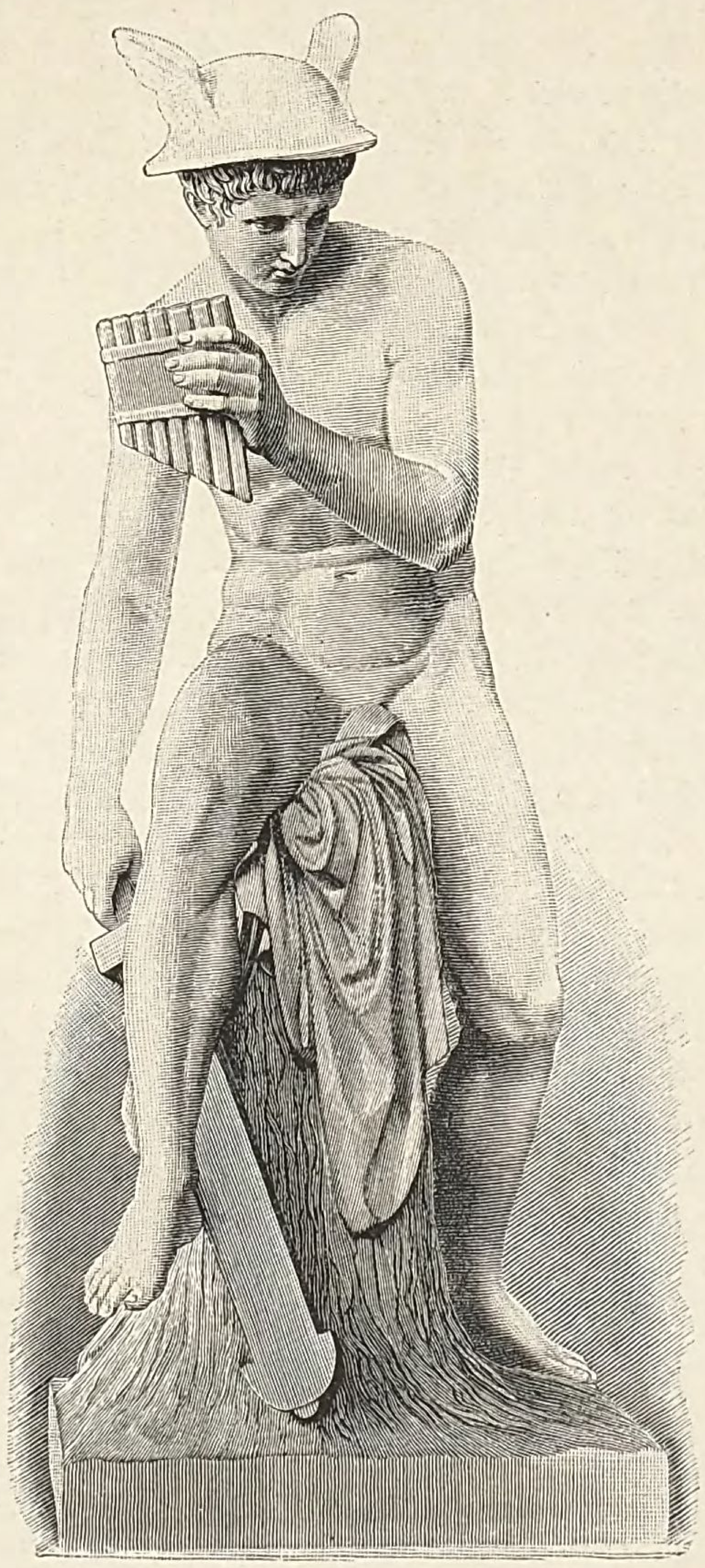
Die frühere Umwallung der Innenstadt an der Landseite hat breiten „Boulevards" Platz gemacht: hierin gleicht Seelands Hauptstadt den meisten Residenzen des Festlandes. Längs des Meeres zieht sich um die Citadelle ein herrlicher Promenadenweg, die Lange Linie; auf ihr zeigt sich an schönen Sommertagen die vornehme Welt, während der Mittelstand seine Erholung gewöhnlicher in den zahlreichen Vergnügungslokalen an der Vesterbrogade sucht oder sich in den Gärten des Friedrichsberger Schlosses und der Rosenborg, im Zoologischen Garten oder im Tivoli ergeht. Im Tivoli allerdings, dem weltbekannten Etablissement (s. S. 297), werden für wenig Geld so viele und so mannigfache Unterhaltungen geboten, daß das Herumspazieren unter den alten Bäumen eigentlich nur ein Wandern von der Rutschbahn zum Pierrot-Theater, vom Cirkus zu den Böten, vom Konzertpavillon zum Feuerwerk ist. Die Gesellschaft ist natürlich eine gemischte; alle Klassen des Volkes, vom Hafenarbeiter bis zum General und Minister, vertreiben sich hier gelegentlich ihre Abendstunden.

An architektonisch bedeutenden Bauwerken ist Kopenhagen verhältnismäßig arm. Seine Frauenkirche, von Thorvaldsen mit herrlichen Marmorgebilden geschmückt, ist die erste Kathedrale des Reichs. Auf den „Runden Turm" der Trinitatiskirche führt ein sanft ansteigender Schneckenweg, welchen Peter der Große hinaufritt zur Seite des Wagens seiner Gemahlin: die Aussicht über Stadt, Hafen und Meer reicht bis hinüber zur schwedischen Küste. Von den zahlreichen Schlössern, welche die Baulust früherer Dänenkönige in der Hauptstadt entstehen ließ, war die in großen Verhältnissen angelegte Christiansburg 1828, nach dem Brande von 1794, neu erstanden. Außer den Prunkräumen für die königliche Familie umschloß das gewaltige Vierseit den berühmten „Rittersaal", die Versammlungssäle für Folkething und Landsthing (d. i. erste und zweite Kammer) und die Nationalgalerie, reich an Meisterwerken der niederländischen und der dänischen Kunst. Eine Feuersbrunst legte am 3. Oktober 1884 die Christiansburg bis auf den Grund in Trümmer; kaum gelang es, den größten Teil der Bildergalerie, das anstoßende Thorvaldsen-Museum, die umfangreiche Königliche Bibliothek, das Staatsarchiv und andere Schätze vor den Flammen zu bewahren.

Wegen seiner Lage im Herzen der Stadt, inmitten eines weiten Parkes voll malerischer Baumriesen, ist die Rosenborg (s. S. 293) mit Recht das Lieblingsschloß der Kopenhagener, denn dort haben sie als Kinder gespielt, wo sich jetzt das Denkmal Andersens, des „Dichters der Kinder", erhebt, dort als Jünglinge für Liebe, Natur und Vaterland geschwärmt: der kunstsinnige König

Christian IV., welcher das Schloß (1604) im niederländischen Renaissancestil erbaute, lebt noch heute wie kein anderer in den Herzen seines Dänenvolkes. Gegen den poetischen Zauber der Rosenborg, deren Mauern übrigens auch manche nationale Erinnerungszeichen umschließen, treten die einförmige Börse mit ihrem geschnörkelten Spitzturm, das Rathaus, die Erlöserkirche, die Bank und ähnliche Großbauten gar gewaltig in den Hintergrund.

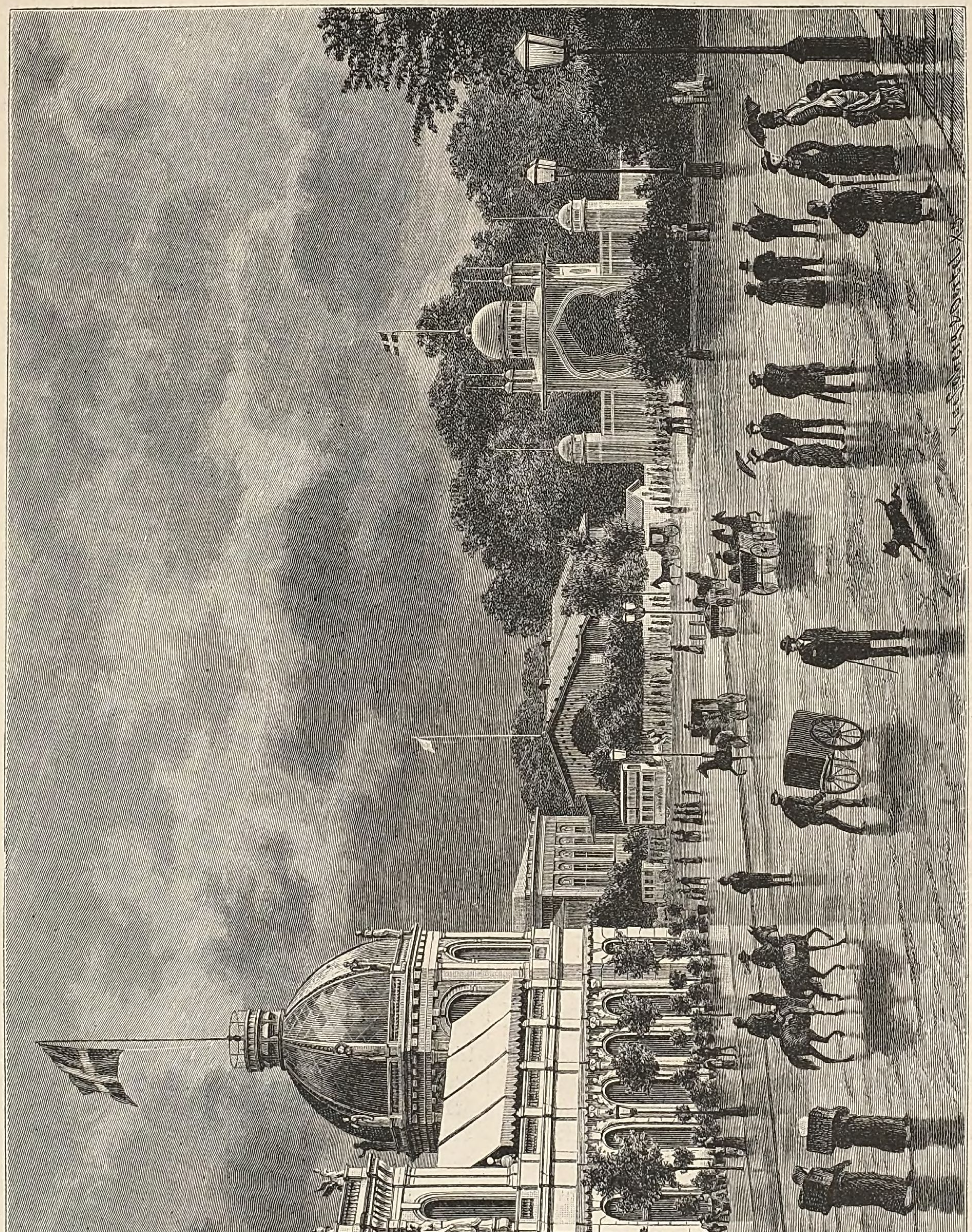
Die Perle aller Kopenhagener „Sehenswürdigkeiten“ ist das Thorvaldsen-Museum (s. S. 289). Bertel Thorvaldsen ist seinen Landsleuten mehr als ein großer Künstler, er ist allmählich zu einem nationalen Schutzgeist geworden. Seine Bildwerke schmücken Dänemarks Kirchen und Schlösser; sein Einfluß hat dem Volke einen Sinn für den Schmuck im Alltagsleben verliehen; er hat nachhaltiger als Adam Oehlenschläger, „der dänische Goethe“, oder als Ludwig von Holberg, „der Molière Dänemarks“, oder als Christian Winter, Henrik Hertz, die beiden Heibergs, Niels Wilhelm Gade und andere Größen für die Geisteskultur seines Vaterlandes gewirkt. Deshalb bildet jenes einzigartige Mausoleum, das einfach-ernste Grab des Meisters inmitten seiner Werke, geradezu ein Nationalheiligtum. Die vier Flügel, welche den rechtwinkligen Hof mit der Gruft umschließen, enthalten in drei Stockwerken die nach Hunderten zählenden Büsten, Statuen und Reliefs Thorvaldsens, teils Modelle und Abgüsse, teils Originalarbeiten in Marmor (vgl. S. 292 und S. 296). Nur eins der sonstigen Kopenhagener Museen kann sich mit dem eben genannten einigermaßen an Bedeutsamkeit messen, da es ebenfalls in seiner Art unerreicht dasteht: das Museum nordischer Altertümer in Verbindung mit dem Ethnographischen Museum. An Tausenden von Gebrauchsgegenständen, von den Muscheln der sogenannten „Küchenabfälle“, wie sie hügelweise als Spuren vorgeschichtlicher Ansiedelungen im Norden aufgefunden worden sind, bis zu den massiv goldenen Armringen aus heidnischen Grabstätten wird hier die Entwicklung der Lebensweise nordischer Völker gezeigt. Die Reichhaltigkeit und übersichtliche Aufstellung dieser Sammlungen, welche 1807 begonnen wurden und insgesamt etwa 50 Säle füllen, lassen mehr als manche Äußerungen dänischer Eitelkeit Kopenhagen als einen Herd der Wissenschaft, eine Pflegstätte nordischer Kulturbestrebungen erkennen.



Merkur, im Begriff Argus zu töten (Thorvaldsen).

Wer die volle Pracht eines nordischen Buchenwaldes schauen will, hat in Kopenhagen keinen weiten Weg zu machen. Die „Landstraße“ längs dem Öresund, ein mit Landhäusern eingesäumter Strandweg im Norden der Stadt, führt über Charlottenlund mit hübschem Schloß und Park nach den Seebädern Klampenborg, Taarbäk, Skodsborg bis hinauf nach Helsingör, wohin man übrigens auch mit Eisenbahn und Dampfschiff gelangen kann. Weder die Schweiz noch die Riviera erfrischen und erfreuen das Menschenherz in gleichem Maße wie dies nordische Gestade mit seiner feuchten Luft, seinem Wechsel von saftgrünen Wiesen, bunten Gärten, stattlichen Bauergehöften, üppigen Laubwäldern und dem tiefblauen Spiegel der Ostsee zur Seite. Herrlichere Buchen und Eichen als in dem Tiergarten, dem 12 qkm großen Naturpark zwischen Klampenborg und Skodsborg (s. S. 288), giebt es wohl nirgends wieder in der Welt; selbst Deutschlands schönster Laubwald, die Stubnitz auf der Insel Rügen, steht in der ausgesucht malerischen Pracht einzelner Waldriesen dem Tiergarten der grünen Gefionsinsel nach. Deshalb war letzterer einst der Göttin Freia geweiht, und gar seltsame Gestalten schweben an dem Geistesauge des sagenkundigen Wanderers vorüber, wenn er an einem taufrischen Sommermorgen oder beim Vollmondscheine zwischen den mächtigen Stämmen einherschreitet, wo nur äsendes Damwild friedlich auf dem Moosteppich in Rudeln lagert. An Sonntagen freilich belebt sich der Tiergarten mit Tausenden von Spaziergängern, die aus den Ortschaften an der See oder aus der nahen Hauptstadt in das Waldesgrün strömen, namentlich bei Gelegenheit der Wettrennen, welche die Höhe der „Tiergartenzeit“ für den Kopenhagener bezeichnen.

In Helsingör ist es zunächst der Blick auf den von Schiffen belebten Sund, dann das nahe Marienlyst (ein mehr vornehmer als naturschöner Badeplatz), endlich die Erinnerung an Hamlet, welche viele Touristen in diese nordöstliche Ecke Seelands locken. Auf der Terrasse



Vor dem Tivoli in Kopenhagen.

vor dem Schlosse Kronborg, also wohl bei der heutigen „Flaggenbatterie“, soll dem Dänenprinzen der Geist seines Vaters erschienen sein und die bekannte Dolchscene sich abgespielt haben. Beim Anblick des Steinhügels, welchen ein spekulativer Gastwirt als „Hamlets Grab“ hinter dem Kurhause von Marienlyst gegen Eintrittsgeld besichtigen läßt, entscheidet sich der Besucher wohl meistens für die zweite Satzung der berühmten Verszeile: „Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage.“

Bezeichnet der Küstensaum mit seiner belebten Scenerie immerhin den Glanzpunkt der Landschaft Seelands, so birgt doch auch das Binnenland manche malerische Schlösser, Waldpartien und Seen zwischen Kopenhagen und dem Meerbusen von Roeskilde. Inmitten eines Parkes an dem großen Esrom-See liegt Schloß Fredensborg, die Herbstresidenz der Könige, in welcher erst kürzlich wieder Christian IX. seine hochmächtigen Schwiegersöhne und Verwandten einige Wochen um sich versammelt hatte. Man erging sich in dem „Normannenthal“, wo etwa 70 Sandsteinfiguren frühere dänische Nationaltrachten darstellen, man jagte in dem weiten Gribswalde, oder man trieb hohe Politik im verschwiegenen Familienrate. Auch das nahe Frederiksborg, eine Schöpfung des baulustigen Christian IV., erhält durch den prächtigen Park, einen „Tiergarten“ und einen das Schloß umspülenden Landsee seinen echt seeländischen Charakter. 1859 brannte es ab; eine Nationalsammlung ließ es rasch in der alten, niederländischen Bauart wiedererstehen. Jetzt dienen fast alle Räume dieses Schlosses zur Aufbewahrung des Nationalhistorischen Museums.

Weder die Königsschlösser noch die Landsitze des begüterten Adels kommen mit ihren für die dänische Geschichte wichtigen Erinnerungen einigen kleinen Städten gleich. Im Dom von Roeskilde haben viele Generationen dänischer Herrscher ihre Grabstätte gefunden. Der äußerlich schmucklose Bau mit zwei, in ihrer oberen Hälfte sehr spitzen Türmen macht in seinem Innern einen gewaltigen Eindruck. Vor langen Jahrhunderten geboten von dem jetzt so stillen Städtchen aus Könige und Bischöfe über die nordische Welt; die neuerdings restaurierte Domkirche mit ihren prunkvollen Königsgräbern ist alles Sehenswerte, was von der einstigen Hauptstadt übrig geblieben ist.

Ebenso ist Odense auf Fünen eine alte Stadt. Sie hat mehr als Roeskilde in die Gegenwart hinübergerettet, ihre 23 000 Einwohner machen sie zur drittgrößten Stadt des Königreiches, nur Kopenhagen und Aarhus in Jütland sind volkreicher. Alle anderen Ortschaften Fünens liegen im Kranze an der Küste herum; ihre kleinen Schiffe führen nach dem Festlande die Erträge von Ackerbau und Viehzucht aus, welche die behäbigen Fünenbauern dem ergiebigen Fruchtboden abgewinnen. Auch Odense hat eine berühmte Kathedrale, in deren Krypta manche Herrscher zur ewigen Ruhe gebettet sind. Zudem ist es die Geburtsstadt des Märchendichters Hans Christian Andersen, des volkstümlichsten Schriftstellers in Dänemark, den die Kinder der ganzen Welt als einen lieben Bekannten verehren.

Auf der Halbinsel Jütland herrscht statt der Schriftsprache der dänischen Inseln, wie sie in der klassischen Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihre letzte Vollendung erhalten hatte, eine vielfach unentwickelte, mit deutschen Elementen durchsetzte Mundart. Trotzdem die Halbinsel räumlich fast doppelt so groß als der übrige Staat ist, steht sie an Einwohnerzahl und noch mehr an Einfluß weit hinter den Inseln mit dem alles in sich aufsaugenden Kopenhagen zurück. Zwar hat Jütland im Osten weite Strecken fruchtbaren Kornlandes und tiefe Fjords, umkränzt von kräftigen Buchenwaldungen; zwar haben seine Cimbern im Altertum und seine Jüten zu Beginn des Mittelalters von sich reden gemacht zwischen dem Po und dem Kaledonischen Kanal; aber dennoch ist nirgends ein kräftiges Volkstum oder Geistesleben von Skagen bis Kolding emporgeblüht. Vollends nachdem die Düppeler Schanzen 1864 von den Deutschen erstürmt und im Wiener Frieden die Herzogtümer Schleswig und Holstein von Dänemark abgetreten worden waren, ist Jütland ein für den Weltverkehr und die europäische Kultur gänzlich bedeutungsloser Landstrich, ein bloßer „geographischer Begriff“ geworden.

Nicht viel mehr läßt sich von den übrigen Teilen der dänischen Monarchie sagen. Bornholm ist zwar eine ansehnliche Insel (583 qkm), auch stellenweise fruchtbar und gut bevölkert, jedoch hat wohl nur die Mittellage in der Ostsee diese Granitgneisinsel zum Ziel häufiger Kriegszüge gemacht. Die Hauptstadt Rönne mit ihrer Holzuhren-Industrie, die Burgruine Hammershuus, einzelne malerische Klippen am Meere und Schluchten voll üppigen Farnkrauts machen Bornholms bescheidene Anziehungsmittel für den vereinzelten Wanderer aus, welchen das Postschiff vom schwedischen Ystad oder der Dampfer zwischen Kopenhagen und Petersburg in Rönne auf einige Tage absetzt.

Die Gruppe der Fär-Inseln würde ihrer geographischen Lage nach mehr zu Großbritannien oder Norwegen gehören, wenn sie nicht die Hauptstation zwischen Island und dem Mutterlande Dänemark bildete. Nicht alle der 25 kleinen Inseln sind bewohnt; bei einigen hat sich keine Ackerkrume auf dem harten Basaltgestein abgelagert, auch umbrausen die Stürme und umfluten die Mahlströme so gewaltig die Steilküsten, daß wochenlang jede Landung unmöglich erscheint. Das verhältnismäßig milde oceanische Klima gestattet es, die Schafe im Freien zu überwintern; Schafzucht, Vogelfang und Fischerei bilden die Erwerbszweige der wetterharten Färinger. Ihre Sprache ist mehr isländisch als dänisch; sie hängen an ihren weltentlegenen Klippen wie der Neapolitaner an seinem glanzübergossenen Golf; der Lärm der unzähligen Möwen, Alken, Seeschwalben, Lummen, Eidergänse und Seepapageien, die in den Höhlungen der bis zu 500 m hohen „Vogelberge“ nisten, ersetzt ihnen das hundertfache Geräusch des Festlandtreibens.

Nächst Großbritannien ist Island die weitaus größte Insel Europas; auf ihrem 104 785 qkm großen

Gebiet, von welchem jedoch nur die kleinere Hälfte bewohnbar ist, leben etwa 75000 Seelen; epidemische Krankheiten, Mißernten und vulkanische Ausbrüche haben wiederholt die Einwohnerzahl decimiert. Island ist nicht nur „ein Liebling der Geologen und Botaniker“ genannt worden, sondern auch die Kulturgeschichte des Mittelalters hat sich viel mit der Ansiedelung auf dem „Eislande“ beschäftigt, welches vor einem Jahrtausend freundlicher, fruchtbarer und kultivierter als heute gewesen sein muß. Die Werke über Island sind fast zahllos, von 825 bis auf unsere neuesten Tage haben Seefahrer, Natur-, Sprach- und Geschichtsforscher, Theologen, Staatsmänner, Litterarhistoriker, Meteorologen und selbst Romanschriftsteller über die ferne Gletscherinsel berichtet, deren Schoße gewaltige, kochendheiße Quellen entspringen,

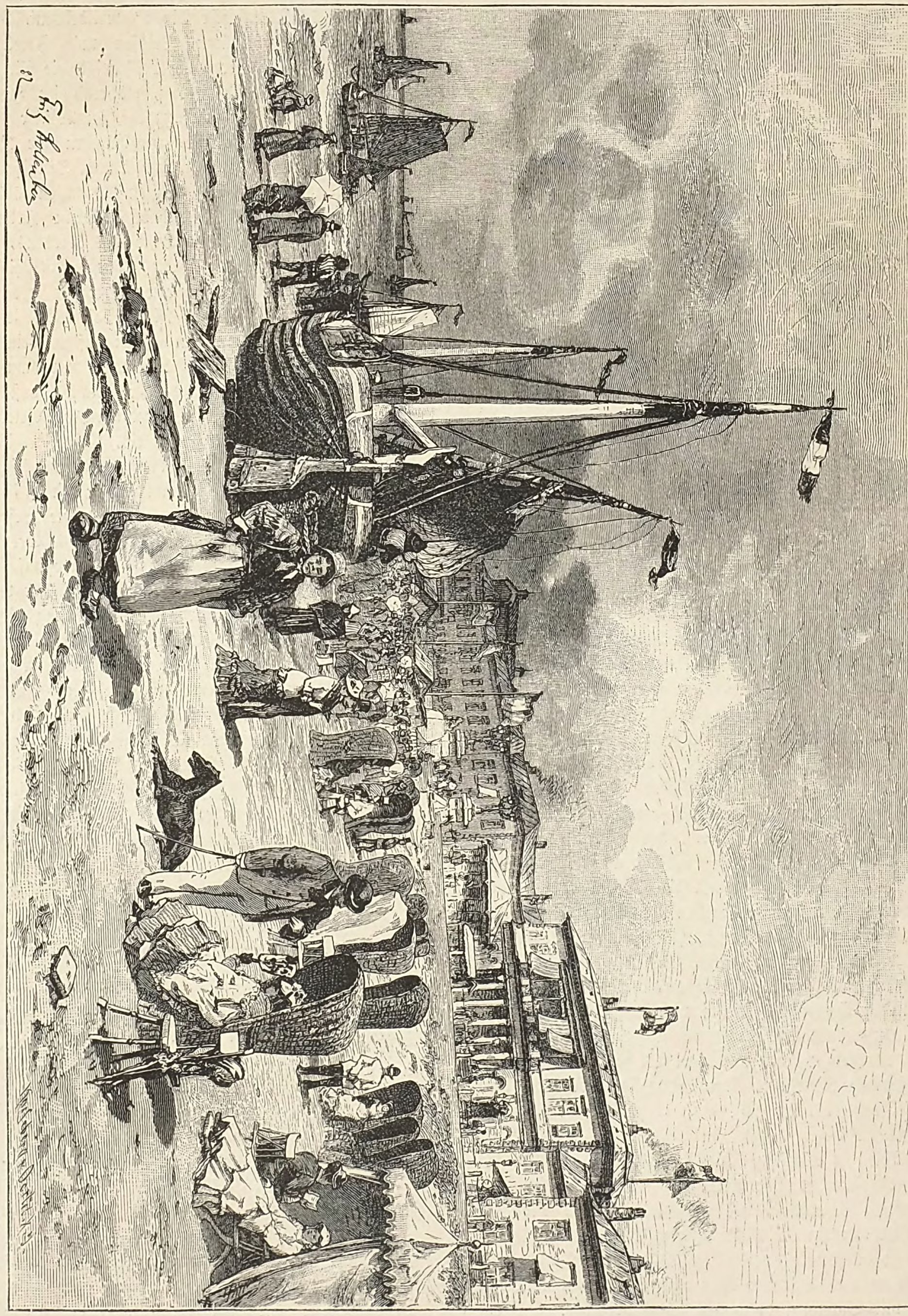
„wo der Feuerberg loht, Glutasche fällt,
„Sturmwogen die Meerbucht umschäumen“...

Die Felsmasse, welche den Körper Islands bildet, ist meist basaltische Lava und vielleicht jünger als unser Menschengeschlecht, wofür auch die Heftigkeit der Vulkane zu sprechen scheint. Die bis 1880 m aufragenden Berge haben oft die Form regelmäßiger vierseitiger Pyramiden oder glatter Kegel; bei 900 m Höhe beginnt die Region des ewigen Schnees, der Jökul (Gletscher), von denen zahlreiche Wasserfälle in die Fjorde hinabströmen oder sich in weiten, schauerlich öden Mooren zu Tümpeln und Seen anstauen, auf welchen der Wildschwan einsam die kurze Sommerzeit verbringt. Unter den Vulkanen sind die höchsten und thätigsten der Grabla im Nordosten und der Hekla im Südwesten der Insel; die unheimliche, nackte Wildnis der Lavafelder mit ihrem chaotischen Steingewirr hat die Phantasie aller Islandfahrer stets gewaltig erregt. Die heißen Quellen, Geysir genannt, deren es auf der ganzen Insel mehrere hundert von ganz verschiedener Größe giebt, haben eine Temperatur von 80° C.; ihr Wasser ist tuffhaltig und bildet dadurch allmählich Auswurfskegel um die Quellmündung. Auch Schlamm- und Schwefelquellen kommen vor; wie alle isländischen Springwasser vulkanischer Natur, sind sie teils beständig quellende, teils zeitweise hervorstrahlende. Zu letzteren gehört der oft besuchte Große Geysir in der Nähe der Hauptstadt Reykjavik. Während er zu Anfang unseres Jahrhunderts täglich viermal aufwallte, wird neuerdings nur alle zwei bis drei Wochen eine „große“ Eruption beobachtet, bei welcher der 2 m dicke Wasserstrahl bis zu 36 m Höhe unter Donnergetöse emporschnellt.

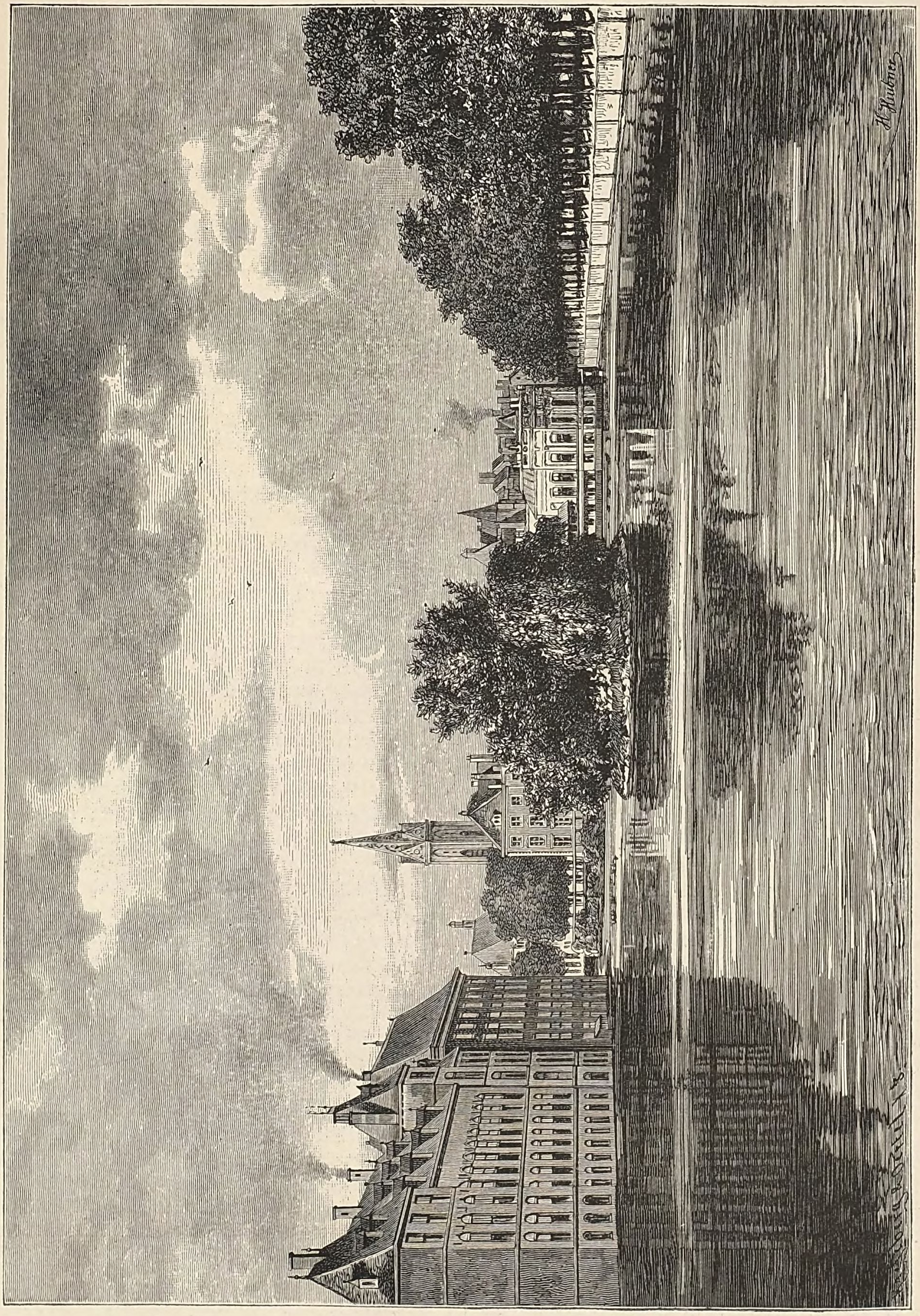
Wie die Menschen, die Vulkane und die Quellen Islands einem sichtbaren Wechsel unterworfen sind, so auch seine Vegetation. Während man in den Morästen die halb versteinerten Reste großer Birken- und Eichenwaldungen findet, erzeugt die Insel heute nur noch einige wenige Baumgruppen mit spärlichem Laubwerk und mit Stämmen von höchstens 6 m Höhe. In ihren „Gärten“ ziehen die Bauern an der bevorzugten Südküste, deren mittlere Temperatur im Sommer + 9°,6, im Winter — 1°,2 C. beträgt, Kartoffeln, Gemüse und allenfalls Hafer; unter den wildwachsenden Gräsern und Kräutern ist das „Isländische Moos“ weltbekannt. Der Fang von Füchsen, Eisbären, Lachsen und Forellen, sowie die Schaf- und Pferdezucht beschäftigt die Eingeborenen im Frühjahr und Herbst, während im Hochsommer alles auf die Heuernte ausgeht, im Winter dagegen sich in den rasengedeckten Holzhäusern die Zeit hauptsächlich mit Lesen vertreibt, soweit nicht Trunksucht, Trägheit und unreinliche Wohnungen den alten isländischen Bildungstrieb verdrängt haben. Denn Island war vor 700 Jahren dasjenige Land des Nordens, in welches sich skandinavische Sprache, Poesie, Geschichte und Philosophie vor den Stürmen Europas gerettet hatten. Mündliche Überlieferung pflanzte die Volkslieder und Sagen der Edda von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinder fort, und so bedeutend war damals der geistige Aufschwung der Bewohner Islands, daß sie an den berühmten Pflegstätten mittelalterlicher Gelehrsamkeit, in Bologna, Salerno, Paris, Erfurt rc. ihre Studien machten. Allerdings hat Reykjavik heute seinen Bischof, seine Gesetzgebende Versammlung (Althing), seine Sternwarte, seine Gelehrte Schule und Gelehrte Gesellschaft, bei einer Bevölkerung von nur 1500 Seelen. Auch spricht immer noch jeder der 200 Pfarrer auf der Insel ein leidliches Latein, jeder Bauer und Fischer vermag die in der Hauptstadt erscheinende Zeitung „Der Nationale“ zu lesen oder auch wohl einige Abschnitte der Sagas auswendig herzusagen; aber trotz alledem ist jene Zeit längst entschwunden, zu welcher, wie Georg Forster urteilte, „da unser liebes Vaterland noch sanft schlummerte in tiefer Barbarei, die Wissenschaften in diesem nordischen Winkel so plötzlich und so schön zu blühen anfingen, daß ganz Europa seine Blicke dahin richtete“, und nur in der Meinung eingefleischter Lokalpatrioten hat heute noch das alte Sprichwort Gültigkeit: „Island ist das beste Land unter der Sonne.“

Einzelwerke über die skandinavischen Königreiche:

Berghaus, H.: Schweden, Norwegen und Dänemark. Berlin 1857.
Buch, Leopold von: Reise durch Norwegen und Lappland. Berlin 1810.
Du Chaillu, Paul B.: Im Lande der Mitternachtssonne. Deutsch von A. Helms. 2 Bde. Leipzig 1882.
Clarus, L.: Schweden sonst und jetzt. 2 Bde. Mainz 1848.
Hartung, G., und Dulk, A.: Fahrten durch Norwegen und die Lappmark. Stuttgart 1877.
Jonas, E.: Illustr. Skizzenbücher für Schweden und Norwegen. Straßburg 1875.
Derselbe: Kopenhagen. Berlin 1883.
Keilhack, Konrad: Reisebilder aus Island. Gera 1885.
Martins, Charles: Von Spitzbergen zur Sahara. Deutsch von A. Bartels. Jena 1872.
Nordlandfahrten: Band I (von Dr. Hans Hoffmann). Leipzig 1881.
Dasselbe: Band IV (von Richard Oberländer) Leipzig.
Passarge, L.: Sommerfahrten in Norwegen. 2 Bde. Leipzig 1884.
Poestion, J. C.: Island. Wien 1885.
Strodtmann, Ad.: Das geistige Leben in Dänemark. Berlin 1873.
Taylor, Bayard: Northern travels. London 1857.
Vogt, Karl: Nordfahrt. Frankfurt a/M. 1863.



Am Strande von Scheveningen.



Der Weiher im Haag.

Die Niederlande und Belgien.

A. Die Niederlande (Holland).

Die Nordwestecke des mitteleuropäischen Festlandes erfreut sich keines ausgezeichneten Rufes bezüglich ihrer landschaftlichen Schönheit, und da die Holländer in der Politik, der Litteratur, den schönen Künsten und andern Äußerungen des Kulturlebens in dem Wettkampfe der Völker keine hervorragende Rolle spielen, so wird ihr Land seiner selbst willen wenig besucht. Wer jedoch Hollands Grenze mit dem landläufigen Vorurteil überschritten hat, als fände er dort nur einförmige Wiesenlandschaften, von Kanälen durchschnitten, belebt von glattem Rindvieh, zahllosen Windmühlen und sauberen Ortschaften, als träfe er dort nur auf schweigsame Mynheers und ausdruckslose Blondgesichter, deren Interessenkreis sich einzig um ein behagliches Stillleben, um Fischfang und Milchwirtschaft drehe: der wird sich bei näherer Bekanntschaft mit Land und Leuten aufs angenehmste überrascht finden durch all das Eigenartige und Bemerkenswerte, was das kleine Land dem aufmerksamen Beobachter zu bieten vermag.

Es gab eine Zeit, in welcher der Schwerpunkt des gesamten Weltverkehrs und Kulturlebens in den (damals noch nicht in „Belgien" und „Holland" getrennten) Generalstaaten zu liegen schien. Im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts flossen die Schätze Indiens in die Städte von Brabant und Flandern, deren Gewerbfleiß und kaufmännische Tüchtigkeit unübertroffen dastanden, unterstützt von den reichen Erträgen des Ackerbaus, des Fischfanges und des Seehandels. Auch die Wissenschaften und unter den schönen Künsten insbesondere die Malerei standen damals in den Niederlanden in hoher Blüte. Als dann Karls V. fanatischer Sohn Philipp II. hier ebenso wie in den übrigen Teilen des habsburgischen Weltreiches seinen Ketzeredikten durch die Inquisition Nachdruck verlieh, und als Albas Blutherrschaft die flandrischen Provinzen mit Schrecken erfüllte, da gesellte sich zu der bisherigen Macht und Pracht der Niederländer eine so heldenmütige Bethätigung des ihrem Volksstamme angeborenen Freiheitsgefühls, daß Spaniens Macht hier gänzlich gebrochen ward. So kräftig entwickelten sich dann nach der Union von Utrecht (1579) die Generalstaaten, daß im Westfälischen Frieden sogar Spanien die Vereinigte Republik der Niederlande anerkannte, und daß nicht einmal Ludwig XIV. ihre Statthalter aus dem Hause Oranien zu beseitigen vermochte. Während des 17. Jahrhunderts, nach dem Niedergange Spaniens, war die Republik der Niederlande die erste See- und Handelsmacht Europas. Dann unterlag sie allmählich in dem Wettkampfe mit England; Cromwells Navigationsakte (1651) bezeichnet den Anfang, die Errichtung der Batavischen Republik (1795) durch die Franzosen das Ende der rückschreitenden Bewegung in Hollands Weltstellung. Die Spuren der letzteren sind jedoch in den niederländischen Städten allerorts sichtbar, an Bauwerken wie in Museen, an Deichen und Kanälen wie in staatlichen Einrichtungen und in den Chroniken fast aller größeren Gemeinwesen.

Daß kein bloßer Glücksfall die Niederländer zu ihrer einstigen Macht emporgehoben hatte, etwa wie es mit Spanien zufolge der Entdeckung Amerikas der Fall gewesen war, lehrt ein flüchtiger Blick auf die physische Geographie des Landes. Es verdankt der Natur nicht mehr als die meisten andern Staaten des mittleren Europa; im Gegenteil, es entbehrt mehrere wichtige Faktoren des Nationalreichtums. Sein Boden birgt fast gar keine Schätze des Bergbaus: Thonerde zur Pfeifenfabrikation, ein wenig Eisenerz, einige Steinkohlenlager im Süden, überall jedoch ergiebige Torflager bilden die Bodenprodukte der Niederlande. Auch an Wäldern ist der Staat ärmer als jeder andere Europas; das nötige Schiffsbauholz liefern ihm die Ostseeprovinzen und der Schwarzwald. Um so eifriger sucht man deshalb die Bodenoberfläche auszunutzen. Auf den 33000 qkm, welche die Niederlande (ohne Luxemburg) umfassen, leben $4^1/_4$ Millionen Menschen, so daß 126 Bewohner auf den Quadratkilometer kommen, eine Dichtigkeit, welche nur von derjenigen Belgiens (194) und des Königreichs Sachsen (209) übertroffen, von der Großbritanniens (115) annähernd erreicht wird, abgesehen von stark bevölkerten Einzelgebieten, wie die Rheinprovinz, die Freien Städte des Deutschen Reiches 2c. es sind. Da reicht natürlich das im Lande gewonnene Getreide um so weniger aus, als zwei Drittel des Bodens Weideland sind und ansehnliche Flächen mit Handelsgewächsen wie Tabak, Hopfen, Hülsenfrüchten, Ölsamenpflanzen und dgl. bebaut werden. Die unzähligen Kanäle, die weiten Strecken des dem Meere oder den Binnengewässern abgerungenen Polderlandes und namentlich die bis zu 5,8 m unter dem Meeresspiegel gelegenen Alluvialflächen der westlichen Bezirke weisen auf die Wiesenkultur und damit auf die Viehzucht hin. Letztere im Verein mit dem Fischfang liefert den größten Teil der Ausfuhrartikel Hollands.

Aber wahrlich nicht mühelos gelangen die Bewohner in den Besitz der Erträge des Landes. Ihr Leben ist, soweit sich die Landesgeschichte nach rückwärts verfolgen läßt, ein unausgesetzter Kampf gegen die Elementargewalt des Wassers gewesen. Es ist berechnet worden, daß in etwa 200 Überschwemmungen, deren die Geschichte Erwähnung thut (die entsetzlichsten waren diejenigen von 1421, 1530 und 1570), wenigstens eine

Million Menschen umgekommen sind. An den Küsten Hollands und Frieslands ist die „Stadt auf dem Meeresgrunde“ oft keine bloße Fabel, und das Prophetenwort „Herr, Du bist erschrecklich in Deinem Zorn!“ haben häufiger noch als die Menschen am Vesuv und Ätna die niederländischen Küstenbewohner bewahrheitet gefunden. Viel haben ihnen die Sturmfluten im Laufe der Jahrhunderte genommen, aber viel haben als Ersatz dafür die Menschen durch Deichbau und Trockenlegen, namentlich in neuerer Zeit, an vortrefflichem Acker- und Weideland gewonnen. Von den auf alten Landkarten verzeichneten Seen sind viele „eingepoldert“ worden, und selbst große Wasserflächen wie das 181 qkm bedeckende Haarlemer Meer wurden durch planmäßige, langjährige Arbeiten in ertragfähiges Land verwandelt.

Wie gewaltig das Meer auf das Festland einzuwirken vermag, zeigt die Geschichte der Zuidersee, denn man darf geradezu von einer „Geschichte“ dieses Meerbusens sprechen. Zwar lauten die ältesten, bis in den Anfang des Mittelalters reichenden Nachrichten, welche von einer Verheerung Frieslands im 6. Jahrhundert sprechen, noch sagenhaft unbestimmt, aber schon die Chronisten des 12. Jahrhunderts berichten eingehend über die Opfer der Sturmfluten an Menschenleben, Ortschaften und Kulturland. Der anfängliche Bestandteil der Zuidersee war der Landsee Flevo; er wurde 1170 in die erste Verbindung mit dem offenen Meere gesetzt, und dann verschlangen 1282, nachdem bereits vorher mehrfach gewaltige Überflutungen stattgefunden hatten, die Meereswellen den letzten Damm zwischen Nordholland und Friesland, die Strecke zwischen den alten Ortschaften Enkhuizen und Stavoren. Das jetzt 3139 qkm bedeckende Meeresbecken ist wegen seiner Sandbänke und Untiefen für die Schiffahrt oft gefahrbringend. An seinen flachen, einförmigen Ufern liegen deshalb keine blühenden Handelsstädte; das einzige Amsterdam, welches übrigens am Ij, einer südwestlichen Einbuchtung der Zuidersee, gelegen ist, benutzt für seinen Auslandsverkehr den 1876 eröffneten Nordseekanal oder den viel längeren, ganz Nordholland durchschneidenden Kanal nach Nieuwe Diep und dem von Napoleon I. befestigten Helder, während der Landverkehr heutzutage meist durch die von Amsterdam ausstrahlenden Bahnlinien vermittelt wird.

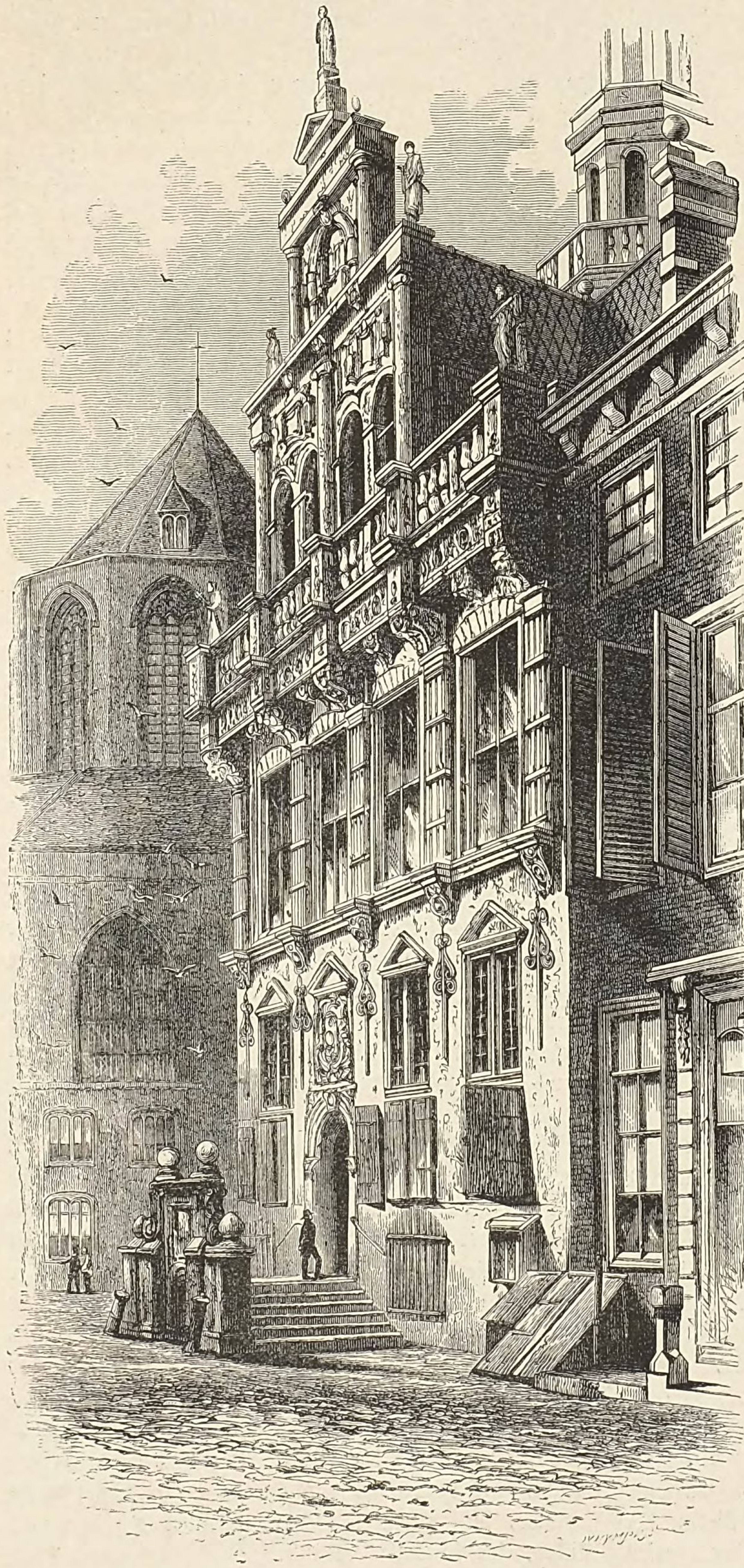
Die Königsresidenz der Niederlande, der Sitz der Generalstaaten und vieler oberen Behörden ist nicht etwa das handelsmächtige Rotterdam, das große Amsterdam oder eine der altberühmten Binnenlandstädte, sondern eine moderne, vornehm-stille Stadt unfern der Meeresküste, aber ohne alle Beziehungen zu dem Lebenselement des Volkes, dem Seehandel, in welchem es vor 250 Jahren dem englischen Reiche fünffach überlegen war und auch heute noch zu den beachtenswertesten Nationen der Erde gehört. Der Haag, einst ein Jagdsitz der Grafen von Holland (daher der Name „'s Gravenhage“), hat keine große geschichtliche Vergangenheit aufzuweisen: seine ältesten Erinnerungen reichen knapp an die Zeit hinan, in welcher Brügge, Gent und Leiden sich schon im Rückgange befanden. Zur Großstadt ist der Haag erst in allerneuester Zeit herangewachsen; die Einwohnerzahl, welche Anfang 1885 schon 135000 Seelen betrug, hat sich während des letzten Vierteljahrhunderts um 67% vermehrt. Die ansehnlichsten öffentlichen Bauten aus Vergangenheit und Gegenwart gruppieren sich um den ziemlich genau in der Mitte gelegenen „Weiher“ (s. Seite 301); auch die Königliche Gemäldegalerie befindet sich dort in dem alten Palaste des Prinzen Moritz von Oranien. Sie ist bezüglich der Anzahl der Gemälde allerdings nur klein: viele ihrer besten Stücke mußten 1795 unfreiwillig in den Pariser Louvre wandern. Aber Rembrandt, Rubens, van Dyck, Ostade, Potter, Steen, Ruysdael und andere Niederländer sind hier in Meisterwerken vertreten; auch gute Bilder italienischer, deutscher und französischer Maler erweitern mehr und mehr den ursprünglichen Rahmen dieser Sammlung. Außerdem giebt es im Haag ein Städtisches Museum, ein Niederländisches Kunstmuseum, ein Kuriositäten-Kabinett, eine Sammlung von Schiffsmodellen, die Privat-Gemäldegalerie des Baron Steengracht, eine Königliche Bibliothek von außerordentlicher Bedeutung — kurzum, der Haag bietet dem Kunstfreunde reiche Anregungen.

Freilich ein „Klein-Paris“ ist die holländische Residenz nicht, vielmehr lassen ihre modernen Stadtviertel sie als eine ungemein friedliche, saubere Provinzialstadt erscheinen, welcher die zahlreichen Wasserpartieen und der üppige Baumschmuck ein echt holländisches Gepräge aufdrücken. Breitwipflige Eichen spiegeln sich in den graublauen Streifen der „Grachten“, hin und her fahrende Boote beleben das farbensatte Landschaftsbild. Die Einwohner jedoch kennzeichnen sich insofern als Residenzbewohner, als sie zu der holländischen Gelassenheit eine gallische Rührigkeit und Freude an Putz und heiterer Geselligkeit hinzufügen; in keiner niederländischen Stadt wird mehr französisch gesprochen als im Haag, und nirgends tritt das holländische Wesen mehr in den Hintergrund als gerade in der Hauptstadt des Landes.

In der nächsten Umgebung des Haag ist weltberühmt der nach Scheveningen führende „Alte Weg“, eine breite, vor reichlich 200 Jahren angelegte Straße quer durch den herrlichsten Eichenpark. Zu Wagen, mit Pferde- oder Dampfeisenbahn kann man in kurzer Zeit aus der Residenz an den Meeresstrand gelangen. Der „Oude Weg“ nimmt es vermöge der Majestät seiner Baumriesen wie seiner schmucken Villen und ihrer Blumengärten mit der Lichtenthaler Allee zu Baden-Baden, der Herrenhauser Allee in Hannover und vielleicht sogar mit dem Ulmenpark auf, durch welchen man zur Alhambra hinaufsteigt. Vor allen andern Parkstraßen hat er die weiche, feuchte Seeluft voraus: sie verbreitet im Hochsommer, im Verein mit dem Schatten der knorrigen Eichen, eine balsamische Kühle.

Scheveningen besteht aus einem alten, ansehnlichen Fischerort im Schutze der Düne und einer Reihe moderner Hotels und Villen an der hochgelegenen Strandpromenade unmittelbar am Meere. Auf dem breiten

Steindamm sitzen die Badegäste vor den Hotels rauchend, trinkend, lesend oder plaudernd gruppenweise an kleinen Tischen beisammen; man sieht, man wird gesehen; die Unterhaltung bewegt sich meist in holländischer, französischer oder deutscher Sprache; für die extravaganten Toiletten oder die hocheleganten „Erscheinungen" des Ostender Dammes scheint das holländische Bajae allerdings kein Auge zu haben. Im übrigen spielen sich am Strande von Scheveningen (vgl. S. 300) dieselben Scenen unter den Fischern, Schiffern, Badegästen 2c. ab wie an andern großen Badeorten: das alte, ewig neue Meer mit seinen tausend Reizen, seinen heilsamen Lüften rauscht auch hier murmelnd den flachen Strand hinauf, oder es drängt in aufschäumendem Wogenschwall gegen die Steindämme und Dünen, als fordere es herrisch die Gegenwehr des zähen Fischervolkes immer von neuem heraus.



Rathaus im Haag.

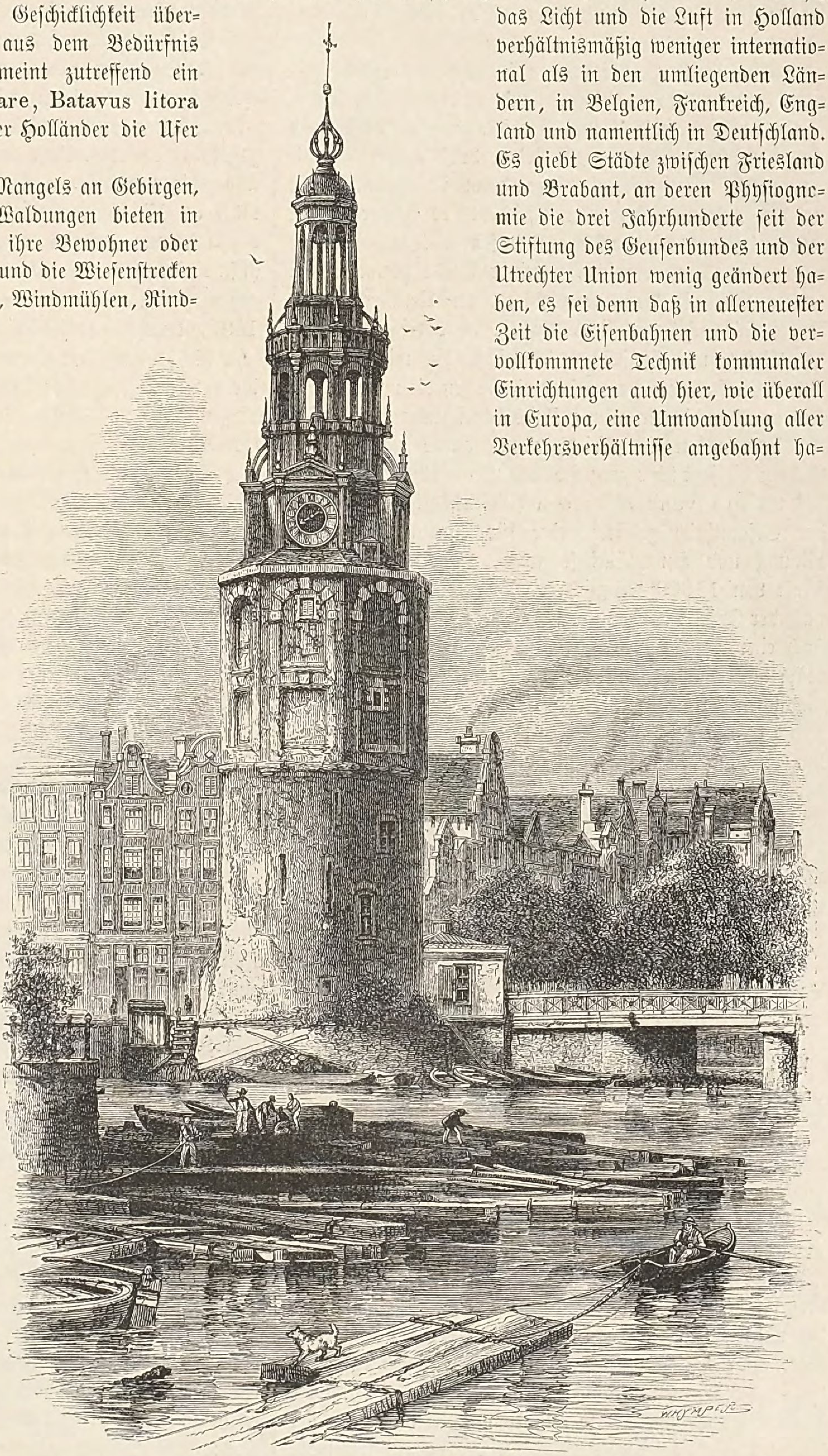
Die holländischen **Dünen**, jene natürlichen Dämme zum Schutze des Flachlandes gegen das Meer, sind von ansehnlicher Ausdehnung; ihre mehrfache Parallelkette mißt bei Haarlem bis zu 4 km in der Breite bei seiner höchsten Erhebung von 58 m, während die sonstigen Dünen Europas nur ausnahmsweise breiter als 1 km und höher als 15 m sind. Erst durch lange Gewohnheit wird das Auge für die hundertfachen Formen, Pflanzen, Tiere und Bewegungen der Dünenwelt geschärft, und nur die Anwohner wissen ihren Wert voll zu schätzen, wennschon sich die Dünen mitunter gleich dem Meere landeinwärts wälzen und ganze Landstriche in ihrem sandigen Schoße begraben.

Die fleißigen Niederländer begnügten sich nicht damit, ihr kleines Land gegen das Verwehen durch Sandmassen oder das Durchbrechen der Meerflut dadurch zu schützen, daß sie die Dünen mit Schilfgras (Arundo arenaria), Strandhafer (Elymus arenarius), Sandhalm (Ammophila arenaria) oder Weiden und Kiefern bepflanzten. Vielleicht schon vor einem Jahrtausend, sicher jedoch schon im 12. Jahrhundert legten sie **Deiche** an, besonders da, wo Flüsse ins Meer mündeten, also eine Überflutung am leichtesten zu gewärtigen war. „Wer nicht will deichen, muß weichen", heißt es im Sprichwort. Wie alle Bürger gegen einen gemeinsamen Feind am Festungswalle arbeiten, so schloß man Deichverbände zur gemeinsamen Bekämpfung des gefahrbringenden Elementes; nur unter dem Schutze der Dämme waren Stadtgründungen an vielen Punkten möglich, wie die zahlreichen holländischen Ortsnamen auf «dam» beweisen. Daß allmählich zur Wahrung des allgemeinen Interesses der

Staat die Deichpflege übernahm, und daß die Niederländer in der Wasserbaukunst bald alle übrigen Völker Europas an Ausdauer und Geschicklichkeit übertrafen, ergab sich folgerecht aus dem Bedürfnis des Landes, und deshalb meint zutreffend ein altes Sprichwort: Deus mare, Batavus litora fecit (Gott hat das Meer, der Holländer die Ufer geschaffen).

Zufolge des gänzlichen Mangels an Gebirgen, Wasserfällen und größeren Waldungen bieten in Holland nur die Städte und ihre Bewohner oder das Meer mit seinen Dünen und die Wiesenstrecken mit ihren Kanälen, Schleusen, Windmühlen, Rindviehherden und Kähnen einigermaßen Ersatz für den Landschaftsmaler. Wie wirkungsvoll jedoch die Poesie dieses Flachlandes dargestellt werden kann, das beweisen die Gemälde der Schulen von Haarlem, Haag, Leiden, Delft und Amsterdam durch die packende Gegenwärtigkeit, den derben Naturalismus in Formengebung und Kolorit. Das Volksleben in seinen tausendfachen Motiven, das markige Bürgertum, die prunkliebenden Vornehmen, die „Regenten" (d. h. Vorsteher von Korporationen) und Schützengilden, die „Stillleben" und Genrebilder, die Blumen-, Marine- und Architekturstücke, insbesondere die Rathäuser mit ihren durch Reichtum und Zierlichkeit ausgezeichneten Fassaden — in allem sehen wir die lebendige Einwirkung der Natur und des Lebens auf den Künstler, und gerade diese Realität der Darstellung verleiht der niederländischen Kunst ihr eigenartiges Gepräge.

Der Reiz, welchen diese Kunstwerke auf den Beschauer ausüben, wird dadurch erhöht, daß vielfach noch heute die Natur des Landes und die Sitten seiner Bewohner dieselben sind wie in der längst vergangenen Zeit, welcher jene Werke ihre Entstehung verdankten. Noch heute erscheinen, wenn auch nicht gerade in den Großstädten, die landschaftlichen und architektonischen Formen, die Trachten und Gebräuche, das Licht und die Luft in Holland verhältnismäßig weniger international als in den umliegenden Ländern, in Belgien, Frankreich, England und namentlich in Deutschland. Es giebt Städte zwischen Friesland und Brabant, an deren Physiognomie die drei Jahrhunderte seit der Stiftung des Geusenbundes und der Utrechter Union wenig geändert haben, es sei denn daß in allerneuester Zeit die Eisenbahnen und die vervollkommnete Technik kommunaler Einrichtungen auch hier, wie überall in Europa, eine Umwandlung aller Verkehrsverhältnisse angebahnt haben. Zwar besitzt Holland nur 2200 km Eisenbahnen, also etwa die Hälfte der in Belgien vorhandenen, welches



Der Montalbaansturm zu Amsterdam.

letztere ihm an Flächeninhalt sogar noch nachsteht; aber trotzdem liegt nur vereinzelt eine der 52 Städte Hollands, welche über 10000 Einwohner zählen, außerhalb jeder Schienenverbindung.

Eine Reihe behäbiger, altfränkischer Städtchen trifft man in der Provinz Nordholland an, auf dem Landrücken zwischen Zuider- und Nordsee, zwischen Amsterdam und dem Helder. Das durch Peters des Großen Aufenthalt (1697) weltbekannte Zaandam ist eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten, seitdem es außer seinen Hunderten von Windmühlen und seinen Kanälen einige regelrechte Straßen besitzt, zu einer Stadt geworden, in welche sich mit Vorliebe Amsterdamer Rentner zurückziehen. Westlich davon liegt Broek, „das reinlichste Dorf der Welt“; mit ängstlicher Sorgfalt, die mitunter den Spott der Fremden herausfordert, wachen die reichen Käsebauern über die Erhaltung ihres beneidenswerten Rufes. In dem nahen Monnickendam wurde vor hundert Jahren die jetzt über ganz Holland verbreitete Maatschappij tot nut van't algemeen (Gesellschaft zum Nutzen der Gesamtheit) gestiftet, eine für Aufklärung, Volksbildung und Humanität segensreich wirkende Genossenschaft von 15000 Mitgliedern. Von hier aus setzt man nach der Insel Marken über. Unter ihren Fischern herrscht noch eine vollständige Unkenntnis der modernen Bedürfnisse; man glaubt inmitten ihrer Holzhäuser, ihrer altholländischen Trachten, ihrer Zufriedenheit trotz aller Armut und trotz des steten Kampfes mit den Elementen um Jahrhunderte im Weltlauf zurück zu sein. Weiter nördlich die Küste hinauf gelangt man nach Edam, das den roten, kugelförmigen Käsen ihren Namen gegeben hat. Sie werden hauptsächlich in dem Binnenstädtchen Alkmaar zu Markte gebracht. Auch Hoorn an der Zuidersee ist ein vielbesuchter Butter- und Käsemarkt, besonders für den Ausfuhrhandel nach England. Es hat, ebenso wie das alte Enkhuizen, eine nach Jahrhunderten zählende Stadtgeschichte durchlebt: einer seiner Seeleute umschiffte als erster Europäer 1616 die Südspitze Amerikas und gab ihr den Namen seiner Vaterstadt.

Das wahre Muster einer niederländischen Stadt ist Haarlem. Es hat in neuester Zeit sich durch seine gewerbliche Rührigkeit und seine Lage inmitten einer Gartenlandschaft wieder bis zu 44000 Einwohnern aufgeschwungen; gegen Ende des Mittelalters war es ungleich volkreicher und mächtiger. Als es sich 1573 nach siebenmonatlicher Belagerung den Spaniern ergab, wurden Tausende seiner Bürger hingerichtet. Im 17. Jahrhundert verherrlichten der lustige, farbenprächtige Frans Hals und der naturwahre Bartholomeus van der Helst die Nachblüte ihrer Vaterstadt durch zahlreiche „Regentenstücke“, während Adriaan van Ostade, Jakob Ruysdael und andere Meister lebensvolle Bilder aus dem Volksleben und der Natur schufen. Haarlems Große Kirche erfreut sich wohl der mächtigsten Orgel der Welt; von ihren 5000 Pfeifen sind einige 10 m lang bei 40 cm Durchmesser. Vor der Kirche steht das Denkmal Costers, welcher noch vor Gutenberg die Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern ausgeübt haben soll. Ist auch die Zeit (1637) vorüber, in welcher eine einzige Blumenzwiebel bis zu 10000 *M.* geschätzt wurde, so rühmt sich Haarlem doch noch heute mit Recht seiner Blumenzucht; die Hyacinthen- und Tulpenfelder gewähren im Frühjahr einen herrlichen Anblick, weithin ist die Luft mit Wohlgeruch erfüllt.

Südlich von Haarlem, nur eine halbstündige Schnellzugsfahrt entfernt, liegt das alte Leiden. An einstiger und jetziger Größe, an Kriegsnöten im 16. und Kunstblüte im 17. Jahrhundert teilt es die Geschicke der Nachbarstadt, nur daß es von der spanischen Belagerung (1574) durch die Durchstechung der Deiche befreit, dagegen zu Anfang unseres Jahrhunderts (12. Januar 1807) durch eine Explosion von siebzig Fässern Pulver schrecklich heimgesucht wurde: 800 Häuser begruben unter ihren Trümmern viele Hunderte lebensfroher Menschen. Außer auf seine großen Maler des 17. Jahrhunderts (Gerard Dow, Frans van Mieris und seine Familie, Jan Steen, Jan van Goyen u. a.) ist Leiden stolz auf seine Universität. Einst saßen auf ihren Lehrstühlen die berühmtesten Gelehrten Europas: Joseph Scaliger, Descartes, Hugo Grotius, Boerhave, Ruhnkenius, Wyttenbach und andere ausgezeichnete Mediziner, Naturforscher und Philologen wirkten hier. Im Hinblick auf die im Senatssaal befindlichen Bilder sämtlicher Professoren konnte Niebuhr mit Recht schreiben, daß es in Europa keinen für die Wissenschaft ehrwürdigeren Raum gebe als diesen Saal. Für uns Deutsche endlich birgt Leiden noch eine, allerdings wenig erbauliche Sehenswürdigkeit: unser Rheinstrom trägt hier als kanalartiges Gewässer zum letzten Mal seinen ruhmvollen Namen, nachdem er unter deren Bezeichnungen Waal, Lek, Vecht und Ijssel den ansehnlichsten Teil seiner Gewässer abgegeben hat. Nur vermittelst der mächtigen Schleusen bei Katwijk, welche Louis Napoleon 1807 durch den genialen Baumeister Conrad ausführen ließ, wird ein regelrechter Abfluß des einst so prächtigen Stromes ermöglicht. Wahrlich, für die alte Stadt mit ihren Erinnerungen an vergangene Freuden und Leiden bildet der müde Fluß, der einst so jugendfroh den Alpen entströmte, eine harmonisch gestimmte Umrahmung.

Noch stiller und behaglicher als in Haarlem und Leiden scheint es sich in Delft zu leben, einer alten, ansehnlichen Mittelstadt. Die Spiegelfenster ihrer sauberen Backsteinhäuser gehen auf die teilweise mit Linden bepflanzten Straßen oder auf den dunkel leuchtenden Kanal hinaus; Gärten und Landhäuser umsäumen letzteren als Fortsetzung der Stadtstraßen, und „Trekschuiten“ (Ziehfahrzeuge) vermitteln hier noch den Verkehr an Stelle der immer häufigeren kleinen Schraubendampfer. Früher waren die Delfter Fayencegeschirre weithin berühmt, ihre weiße Glasur war mit blauen Mustern geschmackvoll verziert: gleich Käse, Blumenzwiebeln und Heringen bildeten sie eine Spezialität holländischer Handelsartikel. In der großen Neukirche (ihr Turm ist der höchste des Königreiches) ruhen die Gebeine Wilhelms von Oranien, welcher 1584 im Delfter „Prinzenhof“ durch Meuchelmord fiel.

Neben dem Begründer der Freiheit Niederlands haben bis auf unsere Tage hier alle holländischen Fürsten aus dem Hause Oranien-Nassau ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Weitaus die regsamste Stadt Hollands ist Rotterdam (170000 Einwohner), am rechten Ufer der hier schon meerbusenartig erweiterten Maas in Gestalt eines Dreiecks aufgebaut, dessen längste, südöstliche Seite der Fluß begrenzt. Breite, schiffbare Kanäle schneiden mehrfach von der Maas aus tief in das Häusergewirr ein; ihre drehbaren Brücken lassen sogar Seeschiffe bis ins Herz der Stadt gelangen. Die Reize Rotterdams beruhen weder in einer malerischen Lage, noch in bedeutenden Prachtbauten, noch in geschichtlichen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Großthaten seiner Bürger: der einzige Desiderius Erasmus dürfte auf einen europäischen Ruf Anspruch machen; man hat ihm schon 1622 im Mittelpunkte der Stadt ein Denkmal errichtet, trotzdem er sich seit den Kinderjahren in der weiten Welt ruhelos umhertrieb. Desto sehenswerter, namentlich für den Binnenländer, ist der Hafen von Rotterdam. Auf der kurzen Steinpromenade „De Boompjes" (die Bäumchen) konzentriert sich ein so reges seemännisches Treiben, wie es in anderen Hafenstädten nur auf weite Quaistrecken verteilt gefunden wird. Hier löschen die Ostindienfahrer ihre Frachten an Kaffee, Reis, Gewürzen, Thee, Farbholz, Tabak, Zucker ꝛc.; hier nehmen Europamüde Abschied von der alten Welt, um drüben „über dem Wasser" oder in dem heißen Java oder auf den entlegenen Molukken ihr Glück zu suchen; Lastträger und Matrosen, Reeder und Handelsleute drängen sich hier geschäftig durch einander. Das weltstädtische Gepräge dieses Ufers wird durch die Eisenbahnbrücke erhöht, welche hier die Maas überschreitet und auf einem Riesenviadukt quer durch die Stadt geführt ist.

Das nahe Dordrecht, an der Alten Maas gelegen, ist weitaus von der großen Nebenbuhlerin überflügelt worden, nur für den Holzhandel ist es immer noch ein bedeutender Stapelplatz. Durch seine alten Häuser mit ihren Erkern und Altanen, durch seine Gärten, Windmühlen und breiten Wasserstreifen ist Dordrecht eine wahrhaft malerische Stadt, allerdings in holländischer Manier. Überhaupt haben die großen, flachen Inseln zwischen Rotterdam und der Westerschelde, welche die Provinz Zeeland bilden, den landschaftlichen Charakter der Niederlande am reinsten beibehalten: in Middelburg, Wissekerke, Zierikzee, Tholen, Bergen op Zoom, Steenbergen und vielen anderen Ortschaften verschmelzen Wiesen, Äcker, Kanäle, Dämme, Meeresarme, Polder, alte Kirchen und Rathäuser zu einem so stillen, einförmigen Gesamtbilde, daß man sich, gerade wie in der so entgegengesetzten Wasserwelt der Fjorde Norwegens, weit entrückt fühlt von dem unruhigen Treiben unseres Jahrhunderts. Nur etwa in Vlissingen, dem Endpunkt der großen deutsch-holländischen Bahnlinie, wird durch den regen Verkehr mit England (auch die vom Deutschen Reiche subventionierten Dampfer des Bremer Lloyd laufen hier an), sowie durch großartige neue Hafen- und Festungsbauten die Beschaulichkeit dieser Küstenstriche einigermaßen unterbrochen; sonst bilden Ebbe und Flut den einzigen Wechsel in dem ewigen Einerlei dieser flachen, wasserreichen Landschaft.

Weiter landeinwärts ist Utrecht die bedeutendste Stadt. Sie liegt am Leidenschen Rheinarm, da wo sich die Vecht nach Norden abzweigt; von der Plattform ihres alten Domes zu St. Martin kann man gleichzeitig die Türme von Amsterdam, Herzogenbusch und Rotterdam erblicken, man steht also im Herzen Hollands. Schon die Römer hatten hier ihr befestigtes Trajectum; Friesen, Franken, Apostel des Christentums und deutsche Kaiser machten die wohlgelegene, reiche Stadt zu ihrem Wohnsitz; hier wurden wichtige Friedensverträge abgeschlossen; hier werden alle holländischen und ostindischen Münzen geprägt; von hier aus strahlen nach allen Himmelsrichtungen die Eisenbahnlinien des Landes aus.

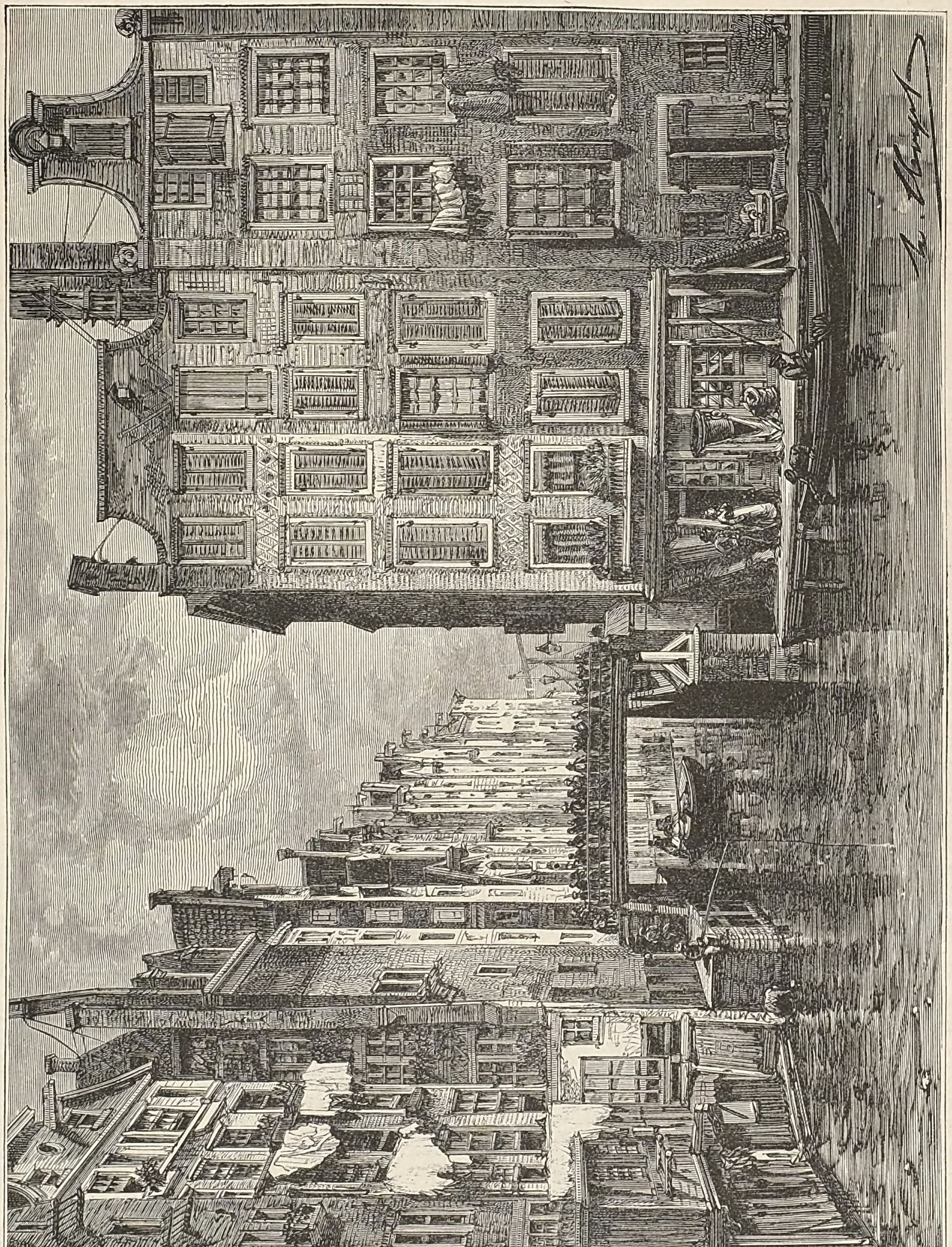
Auch Arnheim und Zwolle sind Knotenpunkte des niederländischen Schienennetzes. Beides sind alte Städte. In der herrlich gelegenen Hauptstadt des Gelderlandes waren schon die Römer seßhaft, während in Zwolle der fromme Thomas a Kempis die Lehren seiner „Nachfolge Christi" durch ein langes, gottergebenes Leben bekräftigte.

Was die Inseln Zeelands für den Westen sind, das ist Friesland für den Nordosten Hollands: ein fruchtbares, wasserreiches Tiefland, bewohnt von einem kernigen Menschenschlage, der sich seit ungezählten Jahrhunderten seine Eigenart in Sitten und Trachten gewahrt und stets ängstlich über seine Freiheiten gewacht hat. Der schweigsame Ernst der Friesen wird durch das landläufige, auch auf die deutschen Friesen angewendete Sprichwort charakterisiert «Frisia non cantat» (Friesland singt nicht). Aber anderseits heißt es in Bezug auf die Geradheit, Gastfreiheit und Tüchtigkeit dieses Volkstammes: „Die Freundschaft eines Friesen ist eine Wohlthat der Götter". Nichts Derberes und doch auch Lieblicheres als friesische Mädchen und Frauen mit ihren prächtig modellierten Figuren, ihren Wangen wie Milch und Blut, ihren hellblauen Augen, ihrem blonden Haupthaar, das sie — leider! — mit einem vergoldeten „Ohreisen" und einer Haube fast ganz den Blicken entziehen. Bis nach Groningen, Leeuwarden und Harlingen wird selten ein Tourist verschlagen, es sei denn daß er ein besonderer Verehrer des germanischen Typus in seiner reinsten Abart sei. Auf die Märkte jener reichen Landstädte werden die stattlichsten Rinderherden und große Massen von Getreide und Ölsaaten gebracht; an malerischen „Sehenswürdigkeiten" bieten die Äcker und Wiesen, die sauberen, einförmigen Ortschaften und die sich allerwärts kreuzenden Kanäle so gut wie nichts.

Zu den von den internationalen Straßenzügen wenig berührten Großstädten Europas gehört in erster Linie Amsterdam. Es verleitet zu dem beliebten Vergleich mit Venedig mit mehr Recht als irgend eine andere aus dem Meere auftauchende Stadt: die wenigen Häuser in der Warmoesstraat, welche nicht auf Pfählen stehen,



Die Heerengracht in Amsterdam.



Im Amsterdamer Judenviertel.

werden dem Fremden als Sehenswürdigkeiten der holländischen Hauptstadt gezeigt. Aber Amsterdam besitzt keine steinernen Dome, deren reiche Architektur zur Bewunderung anregt, keine prächtigen öffentlichen Plätze, keine stilvollen Privatbauten in größerem Umfange; seine Häuser sind zu drei Vierteln aus braunroten Backsteinen gebaut, alle hoch und schmal, bis auf das Dachgesims ohne Putz, mit kahlen, schmucklosen, blankgeputzten Fenstern, welche in gleicher Größe und gleichen Abständen Haus an Haus nüchtern neben einander stehen. Dagegen verleihen die quadergedämmten und mit Ulmenalleen eingefaßten Wasserstreifen, welche konzentrisch in immer weiteren Kreisen den alten Kern der halbkreisförmigen Stadt umschließen und unter einander wieder durch „Grachten" verbunden sind, sowie die Hunderte von hölzernen und steinernen Brücken, insbesondere auch die weit ausgedehnten Docks am Nordrande der Stadt, wo dieselbe in einer 4 km langen Linie an das Ij stößt, der einstigen Meereskönigin noch heute ein charakteristisches Gepräge.

Amsterdams Blütezeit fällt in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zwar wurde schon viel früher die Mündung der Amstel in das Ij durch einen Damm gesichert und im Schutze desselben ein Fischerflecken erbaut, welcher 1482 mit Mauern und Gräben umgeben wurde. Aber erst nachdem die spanische Gewaltherrschaft Handel und Wandel in den alten flandrischen Großstädten gehemmt und namentlich aus Antwerpen viele gewerbtüchtige Protestanten nach Amsterdam getrieben hatte, sprengte letzteres seine alte Umwallung, dehnte sich mächtig aus und wurde, wie bisher für die Zuidersee, so fortan für den oceanischen Verkehr die erste Seemacht Europas. Weder Spaniens noch Ludwigs XIV. Heere vermochten bis zum Ij vorzudringen; durch die Gründung der Ostindischen Handelsgesellschaft flossen ungeheure Erträge aus fernen Weltgegenden hierher und ließen mit der Behaglichkeit des äußeren Lebens auch Künste und Wissenschaften am Amsteluser erblühen.

In Amsterdam giebt es nur wenige Straßen, welche nicht auf einer Seite an eine Gracht stoßen. Zu den vornehmsten Linien gehört die lange, halbkreisförmige Heerengracht (S. das Bild S. 308); an ihr liegen die ansehnlichsten der älteren Wohnhäuser, die Erbsitze vornehmer Familien oder angesehener Handelshäuser. Viel lebhafter geht es auf der von Norden nach Süden streichenden Straßenflucht Nieuwendijk — Damplatz — Kalverstraat zu; hier begrenzt keine Gracht die Straßenseite, sondern rechts und links entfaltet sich in großen und kleinen, unscheinbaren und glänzenden Geschäftslokalen ein überaus reges Handelstreiben. Hier ist alles zu kaufen: Delikatessen und Diamanten, Bücher und Damenkleider, Haushaltungsgegenstände und Modeartikel. Der Dam ist der älteste und größte Platz Amsterdams, das Herz des ganzen Stadtkörpers, der Kreuzungspunkt aller Omnibuslinien, der Sammelplatz aller Flaneurs. Hier liegen das Königliche Palais, die Börse, die Neue Kirche, die Zeemanshoop (eine Art Kasino für Schiffskapitäne): alles große, gediegene Bauwerke, aber ohne besondere architektonische Vorzüge. Der Fremde fragt weniger nach ihnen als nach einigen weltbekannten „Lokalen" in der Nähe. Nirgends in der Welt trinkt man besseren Curaçao als bei Wijnand Fockink; nirgends ißt man delikatere Heringe und Austern als bei Van Laar; das Café Krasnopolski gehört zu den größten Restaurants Europas, und auf dem Nes macht sich abends das Chansonnettentum in so ausgelassener Weise breit wie nur irgendwo in besonders verrufenen Weltstadtvierteln.

Viel edlere Anziehungsmittel besitzt die Hauptstadt Hollands in ihren Kunstinstituten. Der Prachtbau des Neuen Reichsmuseums birgt seit dem Juli 1885 die bisher im Trippenhuis untergebrachten Schätze, an denen fast 200 Jahre lang gesammelt worden ist. Viele Gemälde sind geradezu einzig und von schwer abzuschätzendem Werte. Die Lichteffekte des kleinen Bildes von Gerard Dow: „Die Abendschule" oder des wandgroßen Meisterwerks Rembrandts: „Die Nachtrunde" gehören zu den blendendsten Schöpfungen des Pinsels: keiner der großen italischen Maler hat die Naturwahrheit feiner und packender auf die Leinwand zu zaubern vermocht. Solcher bewundernswerter Bilder der niederländischen Schule sind viele im Reichsmuseum wie in anderen Amsterdamer Sammlungen vorhanden; alle sonstigen „Sehenswürdigkeiten" der Stadt treten weit zurück hinter jenen Perlen aus der Blütezeit holländischer Malkunst.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß Amsterdam dem Zeitgeiste unseres schnelllebigen Jahrhunderts nicht Rechnung zu tragen verstanden hätte. Zwar bewahrt es in manchen Beziehungen trotz seiner 370000 Einwohner die oft seltsamen Gewohnheiten längst vergangener Zeiten: noch immer gehen seine Waisenknaben in den Farben der Stadt einher, d. h. die rechte Hälfte ihrer Mütze und Jacke ist aus schwarzem und die linke Hälfte aus rotem Tuche angefertigt; auch die blendend weißen Ringelhauben der Dienstmädchen, die Zweimaster, Flore und Kamaschen der Leichenbitter (Aansprekers), die Fußwärme-Kästchen für Frauen (Stoofjes), die Waffelbuden der hier wie allerorts gefeierten Kirmessen und manche andere Eigentümlichkeiten im Volksleben haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber trotzdem hat der praktische Sinn der Amsterdamer Handelsherren rechtzeitig veraltete Einrichtungen beseitigt. Die gewaltigen neuen Hafenanlagen vor der ganzen Nordfront der Stadt gestatten auf breiten Quais das Herantreten der Schienenwege bis an die Seeschiffe. Auch an andern Erfordernissen einer modernen Großstadt fehlt es neuerdings nicht mehr. Das Panorama, der Zoologische Garten, das Aquarium, der Industriepalast (Paleis voor Volksvlijt), die Seemannsschule, der Vondels-Park ꝛc. werden wohl von keinem Fremden unbesucht gelassen.

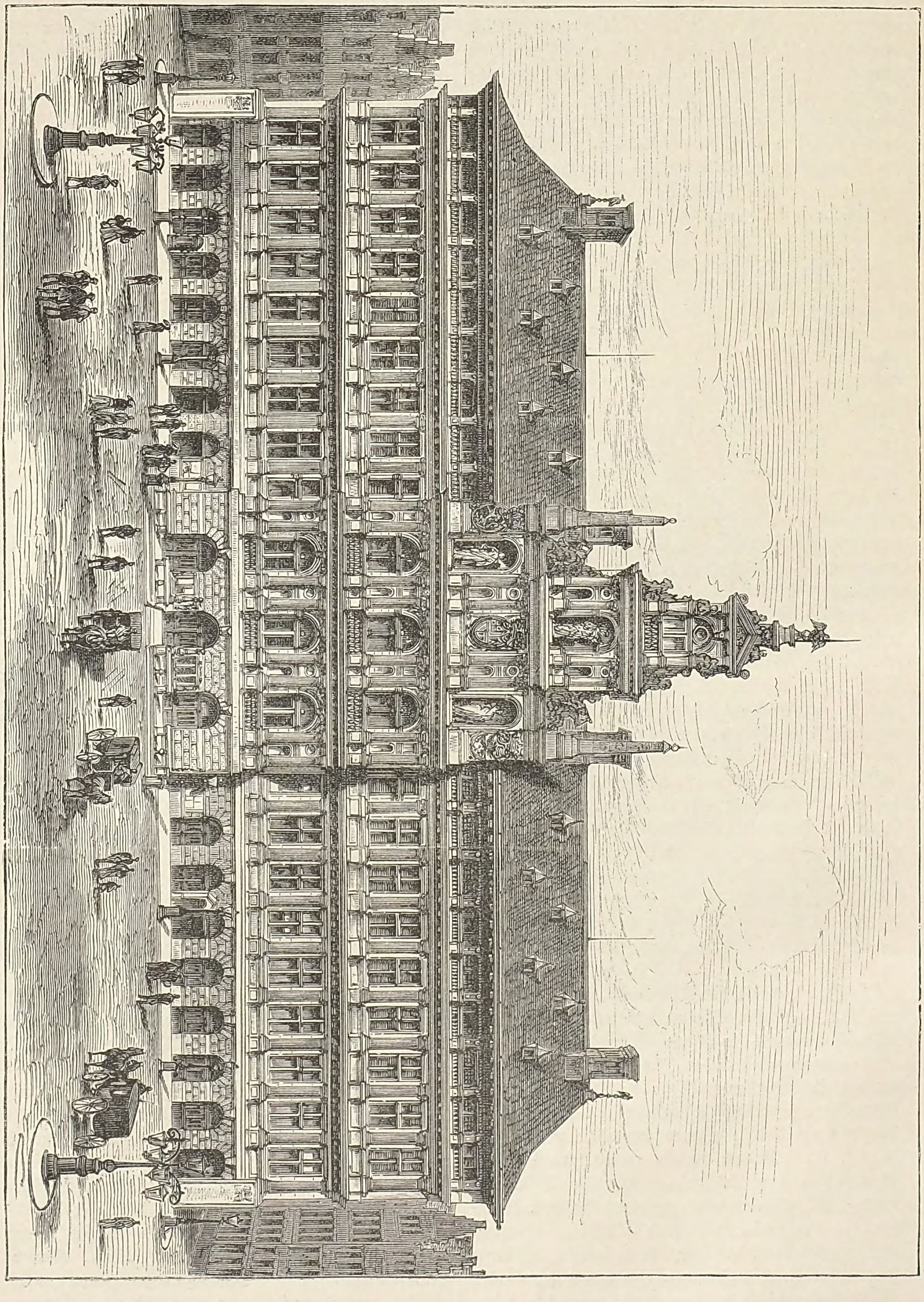
Auf den Straßen von Amsterdam stößt man häufig auf Physiognomien, welche unwillkürlich an „das Land des Weins und der Gesänge" erinnern. Die schwarzen, glänzenden Augen werden von dunklen Wimpern überschattet; auch die kühn geschnittenen Nasen und eine unter dem graublauen Himmel des Nordens auffallende

Beweglichkeit der schmächtigen Figuren lassen erkennen, daß kein Tropfen Bataver- oder Friesenblut in den Adern dieser maurischen Abkömmlinge oder Semiten fließt. Nicht ohne Grund hat man Amsterdam oft ein zweites Jerusalem genannt. Seit Jahrhunderten haben die Juden aus aller Herren Ländern in seinen Mauern Zuflucht gesucht und gefunden; heute wohnen ihrer an vierzigtausend dort, darunter viele portugiesischen Ursprungs. Biegt man vom Neumarkt in die St. Antonies Breestraat ein, so glaubt man in eine fremde Welt zu treten; die Joden Breestraat mit ihren schmalen Seitengassen ist das eigentliche Ghetto, auf welches die Israeliten früher trotz ihres Reichtums beschränkt waren. Hier legten ihre Vorfahren den Grund zu der Weltstellung, welche die heutigen Chefs großer Häuser vermöge ihrer erfolgreichen Geschäfte in Javakaffee, Zucker, Reis und Gewürzen oder mehr noch in einheimischen und ausländischen Fonds errungen haben. Jede Trübung des politischen Horizonts von Europa bringt mittelbar eine Hochflut in die Amsterdamer Börse. Die kleineren jüdischen Leute treiben Ladengeschäfte oder Hausierhandel in allen nur erdenklichen Schattierungen. Manche Häuser sind von oben bis unten vollgestopft mit den Abfällen einer ganzen Welt, so daß die krausköpfigen, halbbekleideten Kinder sich auf der schmutzigen Straße vergnügen müssen. Trotz des wirren Durcheinander in diesem übervölkerten Stadtteile, trotz der unsauberen Häuser und der von allen Seiten auf den Fremden einstürmenden Zudringlichkeit macht das Amsterdamer Judenviertel (vergl. das Bild S. 309) dennoch einen vorteilhafteren Eindruck als etwa die frühere Frankfurter und die heutige Prager Judengasse: gegen die höhlenartigen Modergewölbe der letzteren erscheint die Joden Breestraat ordentlich luftig und sonnig; ihre Bewohner sind wahre Gentlemen gegen die zigeunerhaften Stammesgenossen an der Moldau. Eine Tafel bezeichnet das Haus, in welchem Rembrandt, der große Meister des Helldunkel, seine dreißiger Lebensjahre verbrachte, die beste Zeit seines Schaffens, als er die blonde, lebensfrohe Friesin Saskia zum Weibe genommen hatte. In grellem Gegensatz zu der Kellerluft der Prager Altneuschule herrscht in der großen portugiesischen Synagoge der Amsterdamer Juden eine wohlthuende Helle und Sauberkeit. Das Allerheiligste wird durch eine aus brasilianischen Hölzern gezimmerte Säulenwand abgeschlossen; das braungefirnißte Holz ist so fest und spiegelblank, als wäre es erst gestern, und nicht vor mehreren Jahrhunderten, in dem weiten Raume aufgerichtet worden. In diesem Tempel hat Benedikt de Spinoza seine talmudische Vorschulung empfangen; hier betete der gelehrte Manasse ben Israel, welcher den eisernen Cromwell zu überreden wußte, daß er die Juden in England aufnähme. Noch in neuester Zeit war es ein Jude, welcher zu Amsterdams Weiterentwicklung und Verschönerung den Anstoß gab: Dr. Samuel Sarphati gründete den prächtigen, aus Glas und Eisen erbauten Gewerbepalast und entwarf den Plan zu dem neuen Straßensystem, durch welches dem Amsterdam der Grachten und Lagerhäuser die ersten großstädtisch-modernen Viertel hinzugefügt sind.

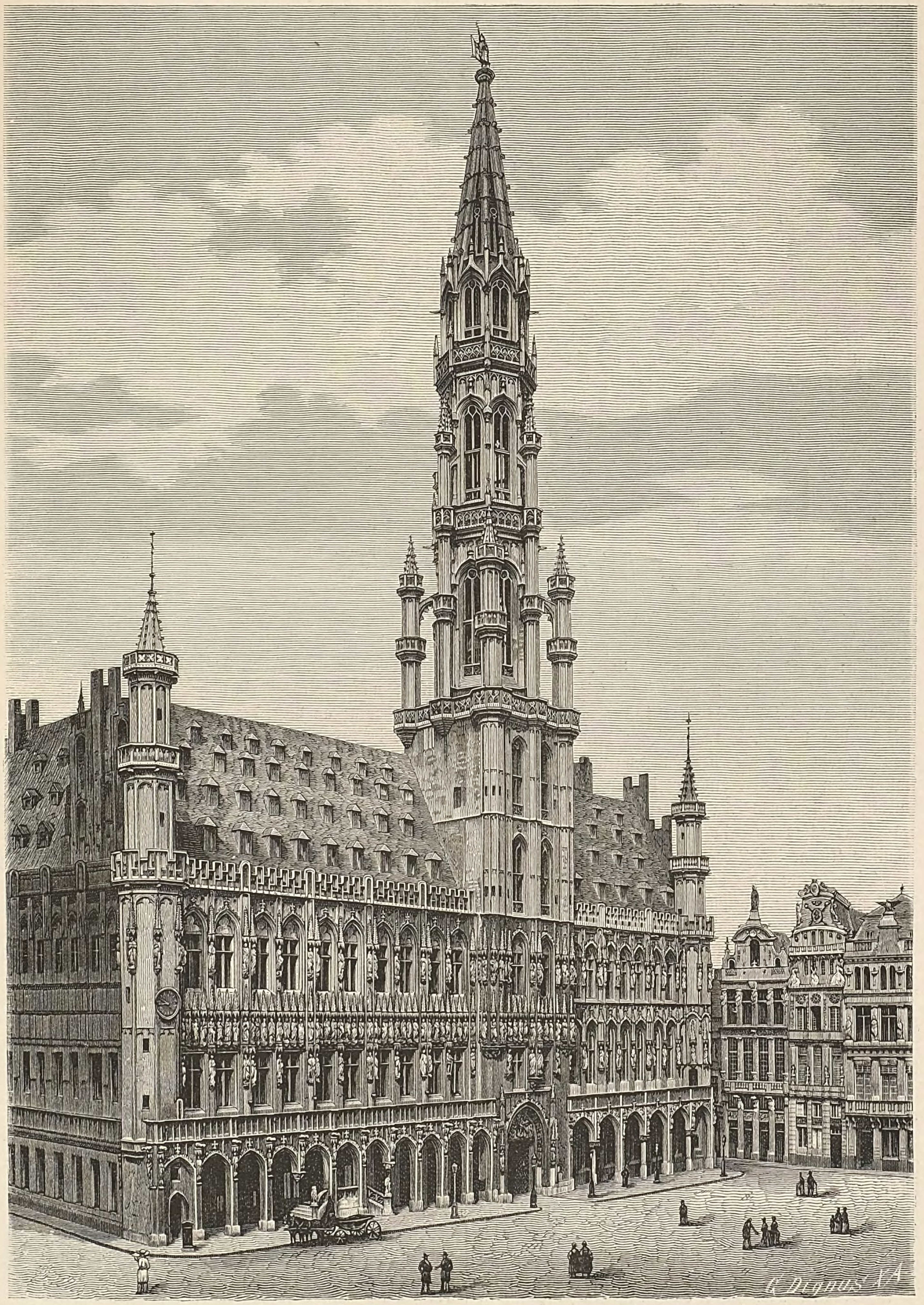
Eine überaus wichtige Spezialität der Amsterdamer Gewerbthätigkeit bildet die Diamant-Schleiferei: sie wird an keinem andern Platze der Welt mit gleichem Erfolge und in gleichem Umfang betrieben und ist merkwürdigerweise immer in den Händen von Juden verblieben. Die fünf größeren Schleifereien setzen jährlich etwa 25 Millionen Gulden um und beschäftigen einige tausend Arbeiter. Einzelne Handgriffe, wie das Abspalten der überflüssigen Flächen, nachdem die Form von Tafelstein, Dickstein, Brillant, Rose ꝛc. einmal bestimmt ist, erfordern geschickte, erfahrene, ja sogar talentvolle Arbeiter. Hat Plinius recht gehabt, wenn er den Diamanten das wertvollste aller menschlichen Güter nannte, dann ist das Amsterdamer Judenviertel nicht nur durch Spinozas und Rembrandts Namen, sondern auch durch seine glänzenden Steine eine der denkwürdigsten Stätten der menschlichen Entwicklungsgeschichte.

B. Belgien.

Noch schärfer als die Niederlande, ja vielleicht am deutlichsten unter allen Staaten Europas weist das kleine Königreich Belgien die charakteristischen Merkmale einer reichen Vergangenheit, einer blühenden Gegenwart und einer verheißungsvollen Zukunft auf. Die von keltischen Ureinwohnern bevölkerten Ebenen reizten Cäsar (57 v. Chr.) und verschiedene germanische Stämme zur Ansiedelung. Es hatte sich damals bereits aus den Abschwemmungen der Ardennen das große Delta des Schelde- und Rheinmündungsgebietes gebildet, wennschon die Landmasse wohl noch nicht ihren heutigen Umriß erlangt hatte, da Salz- und Süßwasser noch lange mit einander im Kampfe lagen. Von Karls des Großen Zeit ab traten die Länder an der Schelde, der untern Maas und dem Niederrhein in abwechselnde Beziehung zum Frankenreich und später zu Deutschland; gerade die heutigen belgischen Landschaften bildeten den besten Teil der Besitzungen der Burgundenherzöge. Sie kamen 1477 an Habsburg und damit, nachdem 1555 Karl V. dem Throne entsagt und sein Sohn Philipp II. das Scepter ergriffen hatte, unter die Herrschaft Spaniens. Nur die nördlichen Niederlande vermochten sich von dem drückenden spanischen Joche zu befreien; für die heutigen belgischen Provinzen kamen Jahrhunderte voll politischer Umwälzungen, Kriegsnöte und wechselvoller Geschicke im Innern. Erst 1830, nachdem das durch den Wiener Kongreß geknüpfte Band zwischen Holland und Belgien gewaltsam zerrissen worden war, begann allmählich eine andauernde



Das Rathaus in Antwerpen.



Das Rathaus von Brüssel.

gedeihliche Entwicklung; die reichen natürlichen Hülfsmittel des Landes wurden durch weise Regenten und ein fleißiges, begabtes Volk möglichst ausgebeutet, und das neue Königreich ist heute einer der blühendsten Staaten Europas.

Die in Gallia belgica eingewanderten Römer, die Kelten, Friesen, Bataver, Franken, Burgunden und Spanier haben sämtlich mehr oder weniger dazu beigetragen, daß die 5¾ Millionen Einwohner Belgiens ein Mischvolk bilden, dessen hauptsächlichste Stämme die Vlämen (Flamänder, Fläminger) und die Wallonen sind. Die Sprache der ersteren weicht nur unwesentlich vom Holländischen ab; sie wird zwar von der größeren Hälfte der Gesamtbevölkerung gesprochen, ist auch vor dem Gesetze gleichberechtigt, tritt jedoch in Wirklichkeit vor dem Französischen der Wallonen als eine Art pöbelhaften, nicht hoffähigen Stiefkindes zurück: die Bemühungen volkstümlicher vlämischer Schriftsteller, Vereine und Zeitschriften haben, zum großen Nachteil der nationalen Litteratur, bisher so wenig Erfolg gehabt, daß man sich bei manchen Inschriften des neutralen Latein bedient, um keinem Volksstamm zu nahe zu treten.

Der vlämische Stamm ist hauptsächlich um das nordwestliche Stromgebiet der Schelde, der wallonische dagegen um das südöstliche der Maas seßhaft, soweit letztere Belgien angehört; die Hauptstadt Brüssel nimmt eine ziemlich centrale Lage ein. Im Scheldegebiet ist die Bevölkerung am dichtesten und die Bodenkultur am ergiebigsten: in Ostflandern kommen 300 Menschen auf 1 qkm, während die Durchschnittsdichtigkeit auf der Gesamtfläche des Königreichs (29 455 qkm) 194 Seelen auf 1 qkm beträgt. Deshalb liegen denn auch in den Scheldelandschaften die berühmtesten und volkreichsten Kulturstätten Belgiens, und erst in neuester Zeit hat die Ausbeutung der mächtigen Eisen- und Steinkohlenlager des Maasbeckens auch in diesem eine hohe, besonders technische Kultur ins Leben gerufen.

Die Schelde darf bezüglich ihrer meerbusenartigen Mündung mit der gegenüberliegenden Themse verglichen werden; bei beiden hat die Natur gewissermaßen einen Seehafen tief hinein ins Land verlegt und damit die Anlage einer Welthandelsstadt begünstigt. Was London für England, das ist Antwerpen für Belgien, ja das war es einst für ganz Europa. Im 16. Jahrhundert war es das Tyrus des Nordens; mitunter lagen mehrere tausend Schiffe gleichzeitig in der Schelde vor Anker, um das Getreide der Ostseeprovinzen, die Weine Frankreichs, die kostbaren Gewandstoffe Italiens, die Gewürze der fernen Kolonien und die Erzeugnisse Englands hier gegen klingende Münze oder die vielfachen Produkte des flandrischen Gewerbfleißes einzutauschen. Die Schiffahrt war immer Antwerpens Lebenselement; „am Werft" hatte schon im 7. Jahrhundert eine von sächsischen Einwanderern auf den Trümmern eines römischen Kastells gegründete Ortschaft gelegen, und wenn es bis in die hohe See auch noch einen Weg von fast 100 km zu machen galt, so war doch die Schelde hier schon 600 m breit und selbst zur Ebbezeit mindestens 8 m tief. Wie überall in den Niederlanden, so lähmte auch in Antwerpen die spanische Herrschaft die Erfolge einer überaus thatkräftigen Bürgerschaft: auf London und Amsterdam ging gegen den Schluß des 16. Jahrhunderts die Handelsblüte der reichen Scheldestadt über. Gleichsam als Ersatz ward ihr eine künstlerische Glanzzeit zu teil: Peter Paul Rubens schuf hier von 1609 ab mit Beihülfe seiner Schüler manches Hundert Bilder; von ihm lernte Anton van Dyck die lebensvolle Farbengebung in den Portraits der Zeitgenossen, während David Teniers, Jacob Jordaens und andere, gleich dem viel älteren Quentin Massys († 1531), das Genre und das Volksleben in köstlicher Wirklichkeit malerisch darzustellen verstanden.

Der Westfälische Friede brachte durch die Sperrung der Scheldemündung Antwerpen um den letzten Rest seines Großhandels; auch die Einwohnerzahl ging stetig zurück. Ein neuer Aufschwung begann unter der französischen Fremdherrschaft im Anfange unseres Jahrhunderts. Napoleon ließ zur Erleichterung des Schiffsverkehrs mehrere Hafenbecken am rechten Schelde-Ufer ausheben und den Fluß streckenweise durch Quais eindämmen; aber erst nach Aufhebung des Scheldezolles (1863) hoben sich Wohlstand, Unternehmungsgeist und Bedeutung Antwerpens zu einer ungeahnten Blüte. Heute ist die Stadt, trotz des Wettbewerbs der großen holländischen und deutschen Seehäfen, derjenige Platz des europäischen Festlandes, dessen Seeschiffahrtsverkehr die größte Tonnengehaltszahl aufweist (etwa 3½ Millionen), so daß nur London und Liverpool einen quantitativ stärkeren Seehandel haben; an Wert der ein- und ausgeführten Waren wird Antwerpen allerdings von Hamburg wesentlich übertroffen. Getreide, Kohlen, Petroleum, Rohwolle, Baumwolle, Kaffee und Häute sind die hauptsächlichsten Stapelartikel der Scheldestadt. Ihre Vorkehrungen zum Landen, Löschen, Bergen und Versenden der Waren sind musterhaft, besonders seitdem bei Gelegenheit der Allgemeinen Ausstellung, am 26. Juli 1885, die Hafenarbeiten feierlichst von König Leopold II. für vollendet erklärt worden sind. Die Herstellung der 3½ km langen, 14,35 m (ohne den Grundbau von 2,5—5 m Tiefe) hohen und oben 2 m, unten 6,25 m starken Quaimauer ist ein ebenso gewaltiges wie technisch kühnes Werk, würdig, den Wunderbauten aller Zeiten zugezählt zu werden.

Die Blicke jedes Fremden haften zuerst immer auf dem Turm der Kathedrale; er ist seit Jahrhunderten eine Art Wahrzeichen für Antwerpen. Nicht nur seine Höhe von 123 m, sondern auch sein zierlicher Säulenaufbau (vgl. das Bildchen S. 316) und sein umfangreiches Glockenspiel zeichnen ihn vorteilhaft vor allen übrigen Bauten der Stadt aus. In der mächtigen siebenschiffigen Basilika prangen als kostbarste Schätze zwei Meisterwerke von Rubens: die „Aufrichtung des Kreuzes" und die „Abnahme vom Kreuz"; diese beiden Gemälde würden allein schon das Erzbild des Malerfürsten rechtfertigen, welches vor der Kathedrale den denkwürdigsten Platz Antwerpens ziert, die von Baumgängen umrahmte Place Verte.

Es ist leicht zu begreifen, daß eine so alte, reiche Stadt viel Interessantes aus Vergangenheit und Gegenwart aufzuweisen hat. Ihr Museum birgt eine prächtige Sammlung von Gemälden altvlämischer und moderner Meister; in ihren Kirchen bewundert man oft die kunstvollsten Holzschnitzarbeiten; ihr Musée Plantin umschließt eine für die Entwicklungsgeschichte der Buchdruckerei einzig dastehende, in klassischen Räumen aufgestellte Sammlung alter Drucke und Druckmaschinen; ihr Stadthaus (s. das Bild S. 312) ist ein stattlicher, in einfach strengem Renaissancestil 1581 errichteter Monumentalbau, in dessen Nähe einige hochgiebelige Gildenhäuser in die bewegten Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts zurückversetzen; endlich das mächtige Hansahaus zwischen den Docks erinnert durch seine Inschrift «Sacri Romani Imperii Domus Hansae Teutonicae (1564)» an die regen Beziehungen der deutschen Seehäfen zu der einstigen Meeresherrscherin.

Den Aufschwung, welchen Antwerpen in allerneuester Zeit genommen hat, erkennt man am deutlichsten aus den modernen Boulevards und Außenvierteln. Anstatt der einstigen Befestigungslinien ziehen sich jetzt von dem „Siegesplatz" in weiten Bogen die Avenue du Commerce nach Norden, die Avenue des Arts und de l'Industrie nach Südwesten bis an die Stadtbefestigung. Nach dem Muster der großen deutschen Waffenplätze ist Antwerpen neuerdings mit einem Kranz von Außenforts umgeben worden, während auf dem linken Scheldeufer die starke Tête de Flandre und andere Forts den Fluß mit ihren Geschützen in jeder Richtung bestreichen. Der „Park" und der Zoologische Garten sind inmitten der aufquellenden Häuserviertel als Erholungsstätten für die 200 000 Bewohner der Stadt ausgespart geblieben. Hier erinnert nichts mehr an die alte Handels- und Hansestadt, deren malerische Bauten und buntbewegte Volksscenen die vlämischen Maler uns so lebensvoll überliefert haben: hell, luftig und durchaus nach dem Zuschnitt aller übrigen modernen Großstädte legen sich Antwerpens neuere Stadtteile um den mittelalterlichen Kern. Beim Anblick dieser weiten Straßenfluchten überkommt den Wanderer ebenso wie auf der stattlichen Place de Meir oder an den riesigen Hafenbauten der Gedanke, daß die Macht dieser Stadt fortan nicht mehr ins Wanken kommen könne. Aber groß wie die Gaben der See sind auch ihre Launen, die Handelswege der Völker wechseln nach unberechenbaren Gesetzen; ferner tragen staatliche Verhältnisse, technische Fortschritte und Umwälzungen in der Zollpolitik und im Durchgangsverkehr oft unerwartet schnell zu einem Umschlage bei: wie Pisa und Venedig verödeten, so erleidet Belgiens Handelsmetropole vielleicht noch einmal dasselbe Schicksal, welches sie vor dreihundert Jahren von ihrer stolzen Höhe herabstürzte.

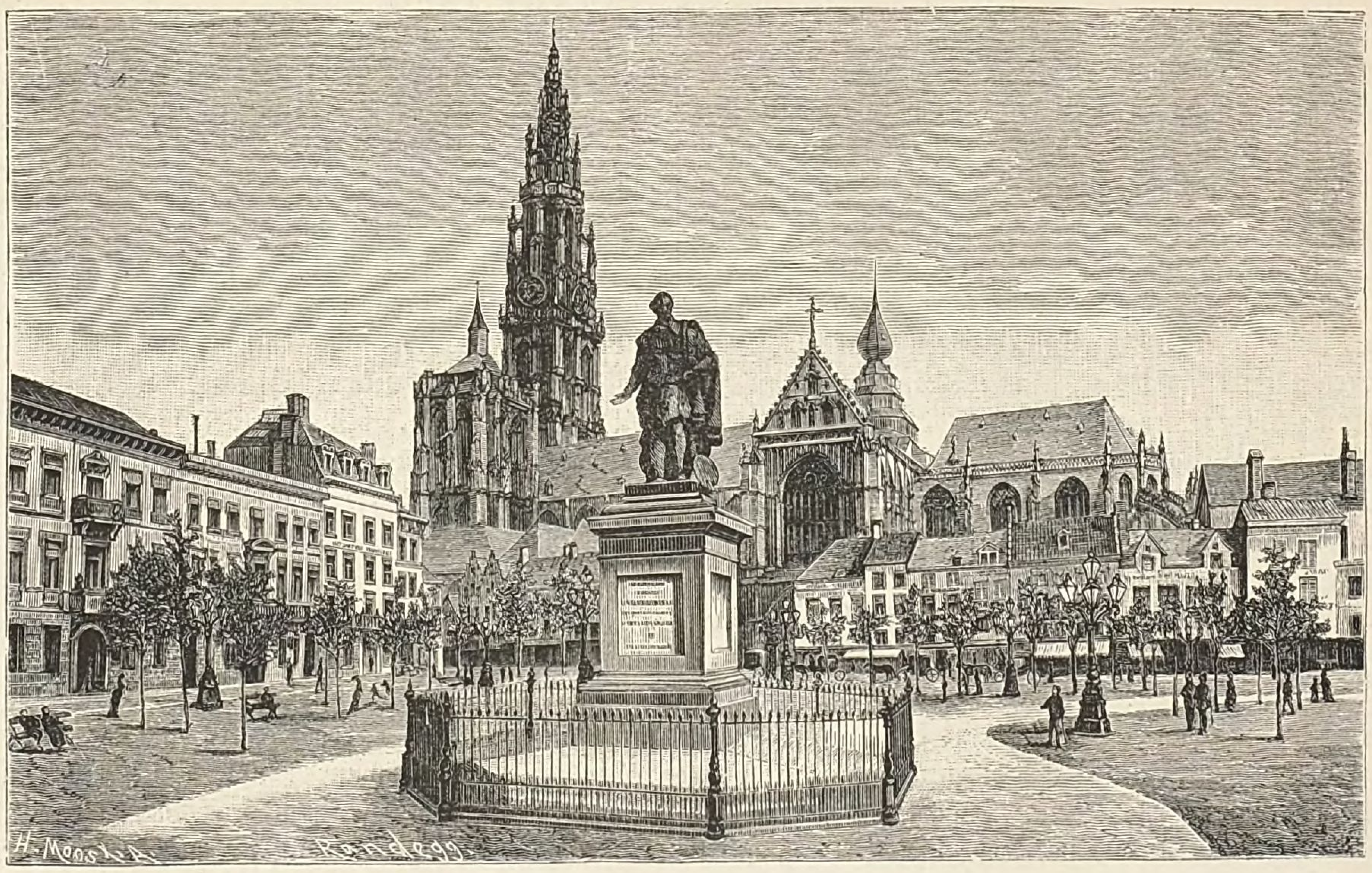
Übrigens steht Antwerpen nicht vereinzelt mit seiner „spanischen Furie" da. Andere einstige Weltstädte teilten sein Schicksal, ohne daß sie bis heute den alten Glanz wiedererlangt hätten. Weiter aufwärts an der Schelde liegt Gent. Zwar zählt es fast 140 000 Bewohner, treibt lebhaften Handel mit den Erzeugnissen des fruchtbaren Hinterlandes, fertigt Gespinste, Gewebe und Spitzen, ja es darf sogar vermöge seiner weiten Kanalverbindungen immer noch als eine Art Seehafen angesehen werden; aber es ist nicht mehr die mächtige Hauptstadt Flanderns, wie im 13. und 14. Jahrhundert, wo seine kriegerischen Bürger siegreich gegen starke englische und französische Heere zu Felde zogen, wo der staatskluge Jan van Artevelde, der „Ruhwart Flanderns", und sein Sohn Philipp kaum weniger mächtig waren als später Englands großer Protektor. So zahlreich war allein die Zunft der Weber in Gent, daß sie 20 000 Gewappnete stellte, und daß, wenn die Arbeiter durch Glockengeläute mittags und abends aus ihren Werkstätten gerufen wurden, jedermann zu Hause blieb, um nicht in dem Menschenstrome zu Schaden zu kommen. 1453 unterlag die Stadt im Kampfe gegen den Herzog von Burgund; schmachvoll, mit einem Strick um den Hals, mußten Rat und Bürgerschaft, soweit letztere nicht den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden hatte, die Füße des Siegers küssen. Trotzdem war Gent noch im folgenden Jahrhundert so volkreich, daß Gents größter Sohn, der daselbst 1500 geborene Kaiser Karl V. zu Franz I. scherzhaft äußern konnte: «Je mettrai tout votre Paris dans mon Gand.»

Eine Stadt, welche sich einer solcher Vergangenheit rühmen kann, besitzt natürlich mancherlei Denkwürdigkeiten. Für den Kunst- und Architekturfreund ist die mächtige Kathedrale von St. Bavo mit ihrer herrlichen Van Eyck'schen „Anbetung des makellosen Lammes" von hohem Interesse, ebenso der trutzige, 118 m hohe „Belfried" und sein Glockenspiel, das gotische Rathaus mit seiner malerischen Sandsteinfassade (s. unser Bild S. 321), das umfangreiche Stadtviertel des Beginenhofes, in welchem noch heute viele hundert Nonnen ihr Leben mit Andachtsübungen und Spitzenklöppeln hinbringen, die von altertümlichen Bauten umrahmten Plätze des Korn-, Freitags- und Gemüse-Marktes 2c. Das neue Gent dagegen beweist in den stattlichen Bauten des Theaters, des Kasinos, der Universität und des Justizpalastes, daß es an eine Wiedergeburt seines mittelalterlichen Glanzes glaubt.

Westlich von Gent, nur 15 km vom Meere entfernt, liegt das stille, alte Brügge. Der Flächeninhalt, welchen die 45 000 Einwohner zählende Stadt bedeckt, könnte für die vierfache Zahl genügen, so daß man die Bevölkerung des einstigen Mittelpunktes des nordeuropäischen Handels (denn das war Brügge im 14. Jahrhundert, ehe seine beiden Meereskanäle versandeten und Antwerpen es überflügelte) bis auf 200 000 Seelen berechnet. Heutzutage ist es in einigen Vierteln so einsam, daß vor den altertümlichen Häusern das Gras ungestört wachsen könnte: die Zeiten sind längst vorüber, als man das gotische Rathaus oder die Liebfrauenkirche mit ihrem 135 m hohen Spitzturme oder die zahlreichen andern Kirchen- und Profanbauten errichtete, als Brügger Kauf-

herren dem englischen Handel in ihrer Londoner Hansastube Gesetze vorschreiben durften, oder als die kunstvolle Tapeten- und Gobelinsweberei von hier nach Arras, Brüssel und Paris verpflanzt wurde. Still und öde ist's heute dort, wo einst die Schiffe von Genua, Venedig und dem Morgenlande köstliche Stoffe ausluden; ja selbst die Einwohnerzahl Brügges ist seit Jahrzehnten stehen geblieben, und das will besonders in Belgien viel sagen.

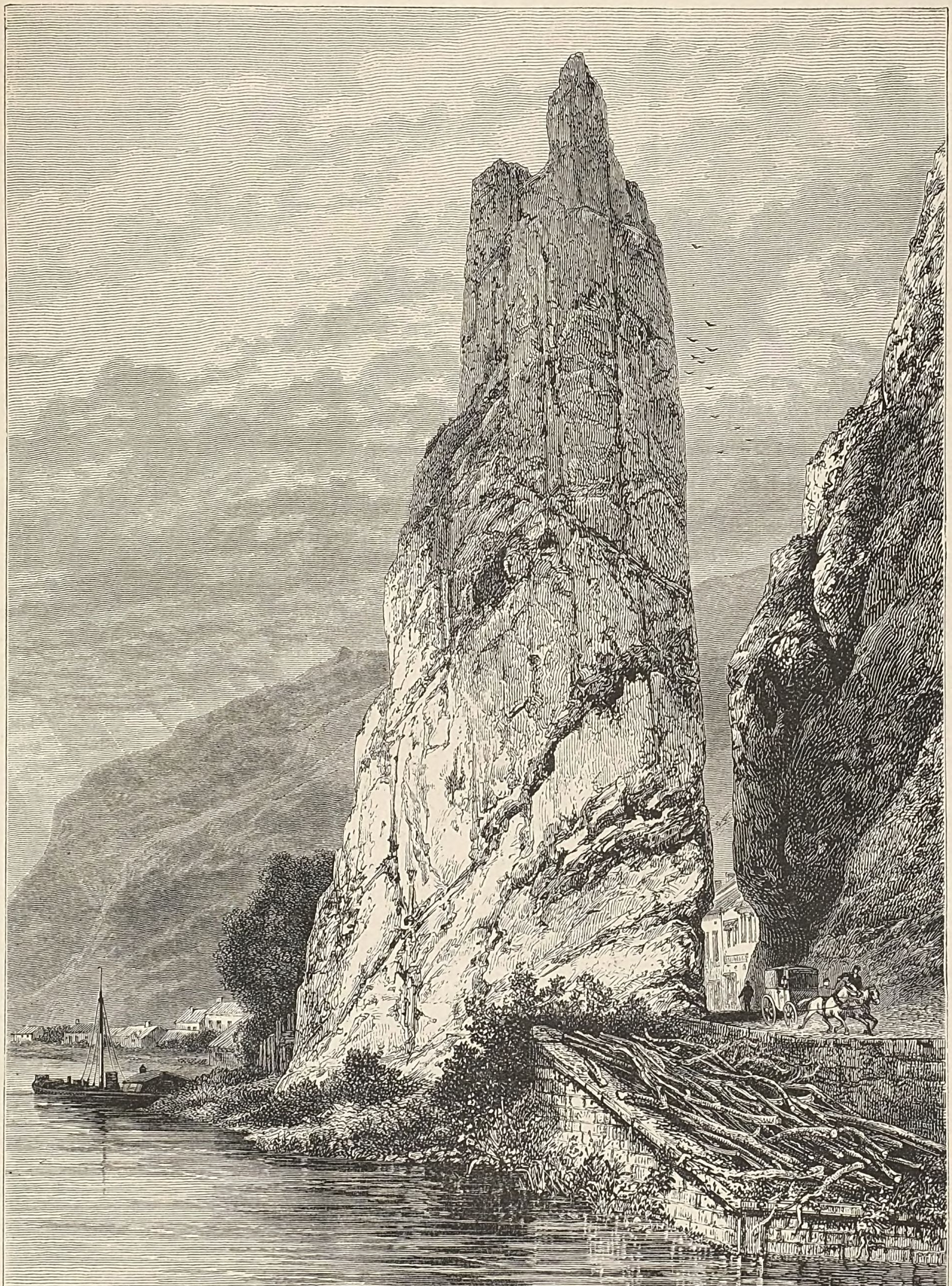
Was Scheveningen für Holland, das ist Blankenberghe für Belgien und Ostende für die feine Welt des ganzen westlichen Europa. Alle drei Badeorte gleichen sich in vielen Punkten: nach dem Meere drängt der Fremdenverkehr, auf dem „Damme“ wogt in gewissen Tagesstunden jung und alt entlang, bewundernd und bewundert, weniger krank als angekränkelt infolge aufreibender Arbeiten oder Vergnügungen. Namentlich Ostende übertrifft alle Seebäder Europas an Fremdenzufluß und internationaler Eleganz. In seinem „Kursaal“ lauschen allabendlich Tausende der Konzert- oder Tanzmusik; in den Nebensälen gehen hier wie im Kasino Tag für Tag ansehnliche Summen im Écarté um. Immerhin fesselt viele Kurgäste auch das Meer mit seinem wechselvollen Wogenspiel, in welchem sich vormittags Herren und Damen im „Kostüm“ umhertummeln, mit seinen Fischerbooten und Dampfschiffen, seinen Muscheln und Schnecken, seinem Leuchtturm und seinen Hafendämmen (Estacade), auf denen man die Seeluft aus erster Hand atmet und an schwülen Sommerabenden das herrliche Schauspiel des Meerleuchtens bewundert. In Blankenberghe und



Rubensplatz zu Antwerpen.

noch mehr in Heyst lebt man unter einfacheren Verhältnissen als in den stilvollen Hotels und den luxuriösen Pensionen längs der Ostender Digue: die ersteren beiden Plätze werden deshalb gern von kinderreichen Familien aufgesucht, insbesondere von Deutschen, während das Leben in Ostende mehr einen Pariser Zuschnitt trägt, der an Dieppe, Trouville, Etretat ꝛc. erinnert.

Ist auch Belgien in neuester Zeit eine Art von „Kulturkampf“ nicht erspart geblieben, insofern als die Oberaufsicht über das Volksschulwesen unter erbitterten Kämpfen seit 1878 auf den Staat übergegangen ist, während vorher der Jugendunterricht ausschließlich in den Händen geistlicher Genossenschaften lag, so ist doch die katholische Religion die allein herrschende in Belgien. Die fünf Bistümer des Landes sind dem in Mecheln (Malines) residierenden Erzbischof unterstellt. Alles dreht sich in dieser stillen, breit und regelmäßig angelegten Stadt um den Dienst des hl. Romuald (Saint Rombaud), dessen Kathedrale auch äußerlich den Mittelpunkt des kreisförmigen Stadtplanes bildet. Ihr gewaltiger, in reich ornamentierter Gotik aufgeführter Turm ragt seit vier Jahrhunderten unvollendet empor, er sollte sogar den Wiener Stephansdom an Höhe übertreffen; das Zifferblatt seiner Uhr mißt 15 m im Durchmesser. Rings um die Stadt ziehen sich Boulevards; von den erhaltenen Thoren fällt das Brüsseler durch seine mächtigen Rundtürme auf (siehe Seite 324). Vor dem benachbarten Egmonts-Thor liegen die weitläufigen Bahnhofsanlagen: hier kreuzen sich die großen Linien von Brüssel nach dem Norden, sowie von Lüttich nach Ostende; wer von



Der Bayard-Felsen bei Dinant.

Deutschland an das Meeresufer eilt und hier einige Minuten Station macht, bekommt allerdings wenig von der geistlichen Hauptstadt Belgiens zu sehen.

Nicht besser ist es dem Reisenden eine halbe Stunde früher bei einer andern Stadt ergangen, welche in vielen Beziehungen die merkwürdigste Ähnlichkeit mit Mecheln aufweist. Löwen (Louvain) wird ebenfalls von dem Flüßchen Dyle durchströmt, ist gleichfalls in Form eines Kreises erbaut, welchem die Bahnlinien als Tangente, eine große Basilika und ein prächtiges Rathaus dagegen als Mittelpunkt dienen. Was der erzbischöfliche Stuhl für Mecheln, das war von jeher die Universität für Löwen. Ihr Widerstand gegen die Reformation Luthers führte ihr einst bis zu 5000 Studenten der Theologie aus allen Teilen Europas zu; in dem neuerdings entbrannten belgischen Schulstreit hat die Universität, soweit sie überhaupt noch die politischen Wechselfälle des Landes überdauert hatte, ihrer Vergangenheit getreu die Partei der strengeren kirchlichen Richtung ergriffen: diese 1834 von belgischen Bischöfen in Löwen aufs neue belebte katholische Hochschule steht der Freien Universität zu Brüssel wenig freundlich gegenüber.

Kennzeichnen die zahlreichen Städte Belgiens mit ihren Monumentalbauten, ihren Kunstschätzen, ihren weit zurückreichenden Erinnerungen an einstige Glanzzeiten das Land als eine alte Stätte bürgerlicher Regsamkeit, blühender Gewerb- und Handelstüchtigkeit zu einer Zeit, als im übrigen Europa von städtischer Freiheit und Kultur nur ausnahmsweise die Rede war, so tritt im 19. Jahrhundert ein neues Element hinzu, um dem räumlich kleinen Belgien eine achtunggebietende Stellung im europäischen Völkerleben einzuräumen. Die Grundlagen unserer heutigen Großindustrie, Kohle und Eisen, sind in den östlichen Teilen des Königreiches so reichlich vorhanden, daß Belgien namentlich im Maschinenbau und im Bergwerksbetrieb sich schon zu einem Industriestaat ersten Ranges herausgebildet hat. Eine Anzahl früher unbedeutender Ortschaften im Maasgebiete sind während der letzten Jahrzehnte zu volkreichen Städten angewachsen. Das Steinkohlenbecken von Mons versorgt den Westen des Landes. Die alte Hauptstadt des Hennegau war zu Cäsars Zeit Hauptsitz der Nervier; während des ganzen Mittelalters bildete die einträgliche Grafschaft einen Zankapfel zwischen flamländischen und französischen Herrschern. Übrigens teilte sie dieses Los mit vielen anderen Grenzstädten zwischen Dünkirchen und Luxemburg, woraus sich die Befestigung der meisten dieser Orte erklärt. Am interessantesten westlich von Mons sind die Städte Tournay an der Schelde und Courtray. Ersteres hat seine Erinnerungen an die Merovinger unter Ludwig XIV. mit Vaubanschen Befestigungslinien vertauschen müssen, welche heute wiederum freundlichen Promenaden gewichen sind. Die mächtige romanische Kathedrale stammt aus einer Zeit, als die vlämischen Kreuzfahrer aus dem Morgenlande die Kunst der Teppichweberei heimbrachten, und bis auf die Gegenwart bildet diese Industrie den hauptsächlichsten Erwerbszweig der Stadt. Courtray dagegen verdankt seine geschichtliche Berühmtheit der „Sporenschlacht“: die Weber von Brügge und Gent erschlugen hier 1302 so viele französische Ritter, daß sie 700 goldene Sporen als Siegeszeichen in der Kirche aufhängen konnten. Schöne Leinwand und Spitzen sind die Fabrikationsartikel des heutigen Courtray; sein Flachs steht an Feinheit unübertroffen da.

Der nationalökonomische Lehrsatz, daß der Reichtum an Kohlen und Eisen in einem Lande wichtiger für dasselbe ist als die ergiebigsten Weizenfelder, wird nicht nur durch das Beispiel Englands und einzelner Teile Deutschlands, sondern ganz besonders augenfällig durch die Industrie im belgischen Maasgebiet bewiesen. Hier hat in den letzten Jahrzehnten die gewerbliche Thätigkeit, in Verbindung mit den vervollkommneten Verkehrsmitteln und Handelseinrichtungen der Neuzeit, einen ungeheuren Aufschwung genommen. Der Bezirk von Charleroi an der Sambre, welcher für die Eisengewinnung von gleicher Bedeutung ist wie das nahe Mons für den Kohlenbergbau, ist geradezu übersäet mit Coaks- und Hochöfen, Walzwerken, Eisenwarenfabriken, Schmelzhütten ꝛc. Die landschaftlichen Schönheiten dieser Gegend, ihre schmucken Dörfer mit den altersgrauen Kirchen, ihre mit lieblichen Wäldern gekrönten Hügel längs der stattlichen, vielgewundenen Flüsse werden durch den Qualm unzähliger Schornsteine und Schlote von Dampfschiffen und Lokomotiven stark beeinträchtigt. Namur, am Einfluß der Sambre in die Maas, war zu Cäsars Zeit ein fester Platz der Aduatiker; seine Citadelle beherrscht heute noch das wichtige Flußthal. Stromaufwärts wird die Maas von zahlreichen Schlössern, Dörfern und Städtchen umkränzt; mitunter verengt sich auch ihr Bett, wenn die nackten Kalkfelsen hart an den Fluß herantreten, wie beispielsweise die Felsnadel des Bayard-Turmes bei dem malerischen Orte Dinant (s. das Bild S. 317). Auf halbem Wege zwischen Namur und Lüttich wird der Strom ebenfalls durch Bergzüge stark eingeengt, so daß die kürzlich geschleifte Citadelle von Huy in die Felsen eingesprengt war. Das alte Städtchen bietet dem aufmerksamen Wanderer manche interessante Reste aus dem Mittelalter, als hier das Klosterleben blühte (s. das Bild S. 320); die älteste Abtei wurde von Peter dem Einsiedler gegründet, in ihr fand 1115 der vermeintliche Urheber der Kreuzzüge, welche die ganze damalige Welt in Bewegung setzten, nach einem rastlosen Leben seine letzte Ruhestätte.

Je mehr man sich Lüttich (Liège) nähert, desto reger wird das gewerbliche Treiben auf beiden Ufern der Maas. Es erreicht seinen Höhepunkt in Seraing, dem bedeutendsten Etablissement Belgiens auf dem Gebiete der Eisenindustrie; nur die Kruppschen Fabriken in Essen machen jener 1816 von John Cockerill vor den Thoren Lüttichs begründeten Riesenwerkstatt den Rang auf dem europäischen Festlande mit Erfolg streitig. Der geniale englische Ingenieur und Organisator, welchem leider das Glück nicht bis an sein Lebensende treu blieb, darf geradezu als der Schöpfer der Industrie des ganzen

Wallonenlandes, insbesondere seiner Hauptstadt, betrachtet werden. Das alte, ursprünglich häßlich gebaute Lüttich mit seinen 131000 Einwohnern liegt zumeist auf dem linken Ufer der Maas und auf der langen, von letzterer und ihrer kanalartigen „Ableitung" (Dérivation de la Meuse) gebildeten Insel; zahlreiche Brücken verbinden die einzelnen Stadtteile. Da Lüttich als Bischofssitz eine Anzahl großartiger mittelalterlicher Kirchen besitzt, so gewährt es im Verein mit seiner hügeligen Lage und der landschaftlich reizenden Umgebung ein überaus malerisches Gesamtbild, nur daß in neuerer Zeit die Schornsteine immer dichter und höher emporsprossen, die Luft immer grauer und schwerer wurde, anderseits aber auch die modernen Vorstädte, mehrere Promenaden, die Maasquais und die ausgedehnten Bahnhofsanlagen auf beiden Flußufern die finstere, altertümliche Physiognomie der Stadt allmählich veränderten.

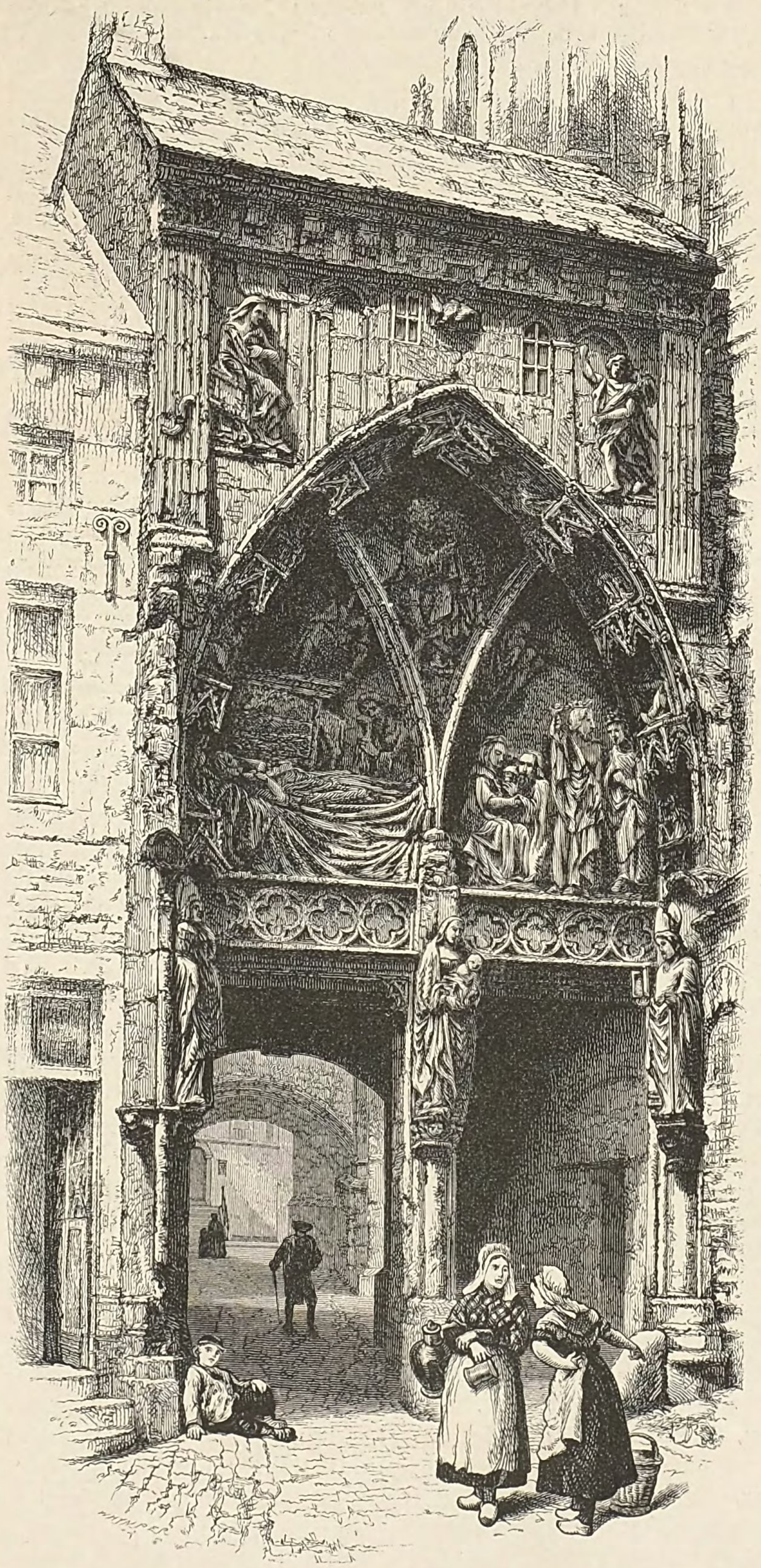
Die Hauptstadt des Königreichs Belgien trägt, wie eigentlich das ganze Land, einen gemischten Charakter zur Schau. Einerseits ist Brüssel vom 13. Jahrhundert ab die Residenz der brabantischen und niederlothringischen Herzöge gewesen, der Schauplatz langer Parteikämpfe zwischen Bürgern und Patriziern, der Herd zahlreicher Aufstände gegen die habsburgische Fürstengewalt; anderseits vereinigten sich gerade in dieser zwischen Wallonen und Flamändern, zwischen Holland und Frankreich gelegenen Stadt, namentlich nach dem Niedergange von Brügge, Gent, Löwen, Mecheln und Antwerpen, alle Faktoren zur Bildung einer modernen Großstadt. Zwar ist Brüssel bis auf den heutigen Tag, trotz seiner 425000 Einwohner, keine Industrie- oder Handelsstadt in großem Stile, wie es die sonstigen europäischen Hauptstädte mehr oder weniger sind. Fast alle seine Gewerbe zielen auf den Luxus ab: elegante Möbel und Lederwaren, kostbare Spitzen, künstliche Blumen, feinere Papiere, Handschuhe, Karossen, Teppiche, Parfümerien, Konfektionsartikel ꝛc. werden hier für den eigenen Bedarf und vielfach auch für den Export erzeugt; auch erfreuen sich der Buch- und Kunsthandel, sowie die Bierbrauerei eines bedeutenden Umsatzes. Aber nachdem Brüssel aus den Kämpfen des ereignisreichen Jahres 1830 als Hauptstadt des neuen Königreiches hervorgegangen war, nahmen sein materieller Wohlstand, sein äußeres Ansehen und seine Bedeutung als Sitz aller Landesbehörden einen gewaltigen Aufschwung, und ohne Frage ist es heute die schönstgebaute aller europäischen Residenzen, selbstverständlich im Verhältnis seiner gegen die Weltstädte zurückstehenden Größe.

Brüssel liegt inmitten eines fruchtbaren, waldreichen Hügellandes, welches die Senne, ein Nebenflüßchen der Schelde, und einige Kanäle durchschneiden. Innerhalb des Stadtgebietes bekommt man den Fluß kaum noch zu sehen, da er fast ganz überbrückt ist; von dem Walde jedoch sind der ansehnliche „Park" im besten Teile der Stadt und große Gehölze vor den Thoren übrig geblieben. Die häufig angewandte Benennung „Klein-Paris" paßt insofern auf die belgische Hauptstadt, als der innere, polygonal gestaltete Stadtkern ringsum von breiten Boulevards umzogen wird, als der Park am Königsschlosse sich mit dem Tuileriengarten vergleichen läßt, das liebliche Bois de la Cambre mit dem Bois de Boulogne, das waldumgebene Schloß Laeken etwa mit St. Cloud, der neuerdings die innere Altstadt durchquerende Boulevard Central mit dem Pariser Boulevard St. Germain u. s. w. Allerdings fehlen die Seine, die Außenforts und besonders die fünffache Menschenmenge mit ihrer gallischen Beweglichkeit, um dem äußerlich passenden Rahmen der beiden Orte ihre Übereinstimmung bezüglich der Gemälde selbst und ihrer Farbenwirkung zu wahren. Denn Brüssel zerfällt trotz seiner bescheideneren Verhältnisse obendrein noch in zwei Hälften, nämlich in eine meist moderne, vornehme Oberstadt, welche den Südosten des Stadtplanes einnimmt, und in die tiefer gelegene, ältere Stadt der bürgerlichen Gewerb- und Handelsthätigkeit. Zwar ist nirgends eine äußere Grenzlinie zwischen beiden Stadthälften wahrnehmbar; aber sowohl in ihrer Architektur wie in dem Verkehr auf ihren Straßen, ja selbst in der Sprache ihrer Bewohner tragen beide ein deutlich unterscheidbares Gepräge zur Schau.

Unten in der Flußniederung hatten sich die ersten Ansiedler niedergelassen. Es bedurfte mehrerer Jahrhunderte, bis der Flecken als eine Hauptstation der Handelsstraße von Köln nach Brügge hinreichend Bedeutung gewonnen hatte, um die Herzöge des Landes zum Bau einer Burg auf der nahen, sanft ansteigenden Höhe zu bewegen. Die burgundischen Fürsten, an deren Hofe das französische Element in Sitten und Sprache vorherrschte, veranlaßten manche Große des Reiches, ihrem Beispiele zu folgen, und auch die Hauptkirche der Stadt, die Kathedrale der hl. Gudula, erhob sich im 13. Jahrhundert an dem nach der Unterstadt gewandten Rande des Hügels. So ist's im großen und ganzen bis auf den heutigen Tag geblieben, trotzdem sich naturgemäß mit dem Wachstum der Stadt und dem Wegfall aller Grenzmauern und Befestigungslinien beide Hälften zu einem Stadtganzen verschmolzen haben. Um den Königspalast auf der Höhe und das Rathaus in der Niederung gruppieren sich in charakteristischer Weise die bemerkenswertesten Stätten des Königs- und des Bürgertums.

Der Park, ein Rechteck von fast 500 m Länge und 250 m Breite, ist ein Lieblingsplatz der Brüsseler; unter seinen hundertjährigen Bäumen lustwandelt man zu allen Jahreszeiten. Die Bildsäulen und Wasserbecken, die Militärkonzerte, das Vauxhall, die breiten, schnurgeraden Straßenzüge an den Seiten, die dem Park zugewandten Paläste des Königs und des Abgeordnetenhauses: alles trägt dazu bei, daß „ganz Brüssel" sich an sonnigen Frühlingstagen hier ein Stelldichein gegeben zu haben scheint. Freilich, für Wagenfahrten oder für einen wirklichen Spaziergang wählt man einen Ausflug vor die Thore, namentlich durch die nach Süden gerichtete Avenue Louise in das prächtige Bois de la Cambre, welches alle Reize eines großstädtischen Lustwaldes in sich

vereinigt. Auch eine Pferdebahnfahrt um die ganze innere Stadt, auf den 7 km langen, durchweg mit Baumreihen geschmückten Boulevards, giebt zu manchen Beobachtungen Gelegenheit und verhilft am schnellsten zu einer Orientierung über die weithin nach allen Richtungen ausstrahlenden Vorstadtviertel. Am stattlichsten wirken die rechtwinklig sich kreuzenden Straßen des Quartier Léopold im Osten, zwischen dem Park und dem Zoologischen Garten. Für die Belgier ist das neben letzterem romantisch gelegene Wiertz-Museum ein Gegenstand von lokalpatriotischem Interesse: die Schaffenskraft des genialen Malers wurde nur noch von seinen Absonderlichkeiten im Leben wie in der Ausübung seiner Kunst überboten. Brüssel hat trotz seiner staatlichen Bedeutung niemals eine große Rolle auf dem Gebiete der darstellenden Kunst gespielt oder gleich den alten niederländischen Großstädten „Schule gemacht". Erst in neuerer Zeit zieht es des bequemen Absatzes wegen die Künstler an; in ihren Schöpfungen macht sich vielfach eine Anlehnung an Pariser Meister bemerkbar, in Übereinstimmung mit den sonstigen Geschmacksäußerungen der belgischen Hauptstadt.



Straßenportal in Huy.

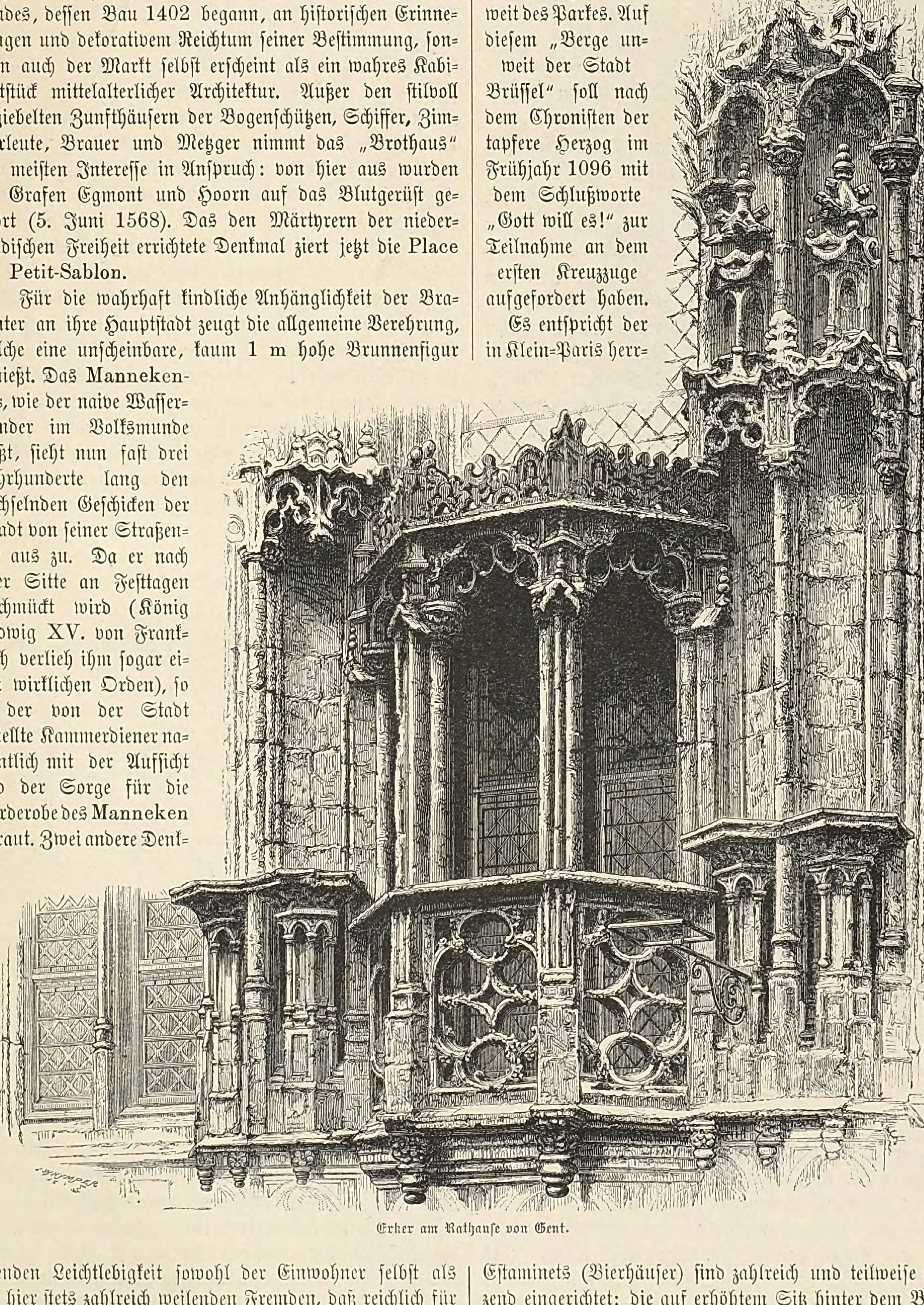
Natürlich besitzt das reiche Brüssel eine Anzahl von Gemäldegalerien und sonstigen Kunstsammlungen. Das am Park gelegene Palais Ducal oder Palais des Académies, der Industriepalast mit dem anstoßenden Alten Hof, das Schloß des Herzogs von Aremberg, das sehr alte Haller Thor (der letzte Überrest von Albas einstiger Zwingburg), sowie einige der älteren Kirchen bergen reiche Schätze an Gemälden, Altertümern und Sehenswürdigkeiten. Aber der Fremde scheint gerade in Brüssel wenig Sinn für das Durchwandern von Museumssälen zu haben: was er auf Straßen und Plätzen, in Cafés und Theatern beobachten kann, ist ungleich reizvoller in dieser lebensfreudigen Stadt.

Der Glanzpunkt des bürgerlichen Brüssel früherer Jahrhunderte ist der Marktplatz mit dem unvergleichlichen Rathaus. „Man wandert in ganz Belgien", sagt der vielgereiste J. G. Kohl einmal, „wie in dem Ahnensaal eines altadeligen Hauses, dessen Bilder dem Enkel von alter Größe erzählen und ihm mächtiger zureden, derselben würdig zu sein, als es Worte könnten." Wenn irgendwo, so empfindet man beim Anblick des Brüsseler Hôtel de ville die Wahrheit dieser Beobachtung. Wie ein aus Stein gehauenes Stück feinster Spitzen baut sich die ge-

waltige gotische Fassade mit ihren Pfeilern, Türmchen, Bildsäulen, Krappen, Kapitälen und Spitzbogen auf, überragt von dem schlanken, 118 m hohen Turm, dessen Spitze die Bildsäule des Erzengels Michael krönt (s. Seite 313). Nicht nur entsprechen die Innenräume des prächtigen Gebäudes, dessen Bau 1402 begann, an historischen Erinnerungen und dekorativem Reichtum seiner Bestimmung, sondern auch der Markt selbst erscheint als ein wahres Kabinettstück mittelalterlicher Architektur. Außer den stilvoll gegiebelten Zunfthäusern der Bogenschützen, Schiffer, Zimmerleute, Brauer und Metzger nimmt das „Brothaus“ am meisten Interesse in Anspruch: von hier aus wurden die Grafen Egmont und Hoorn auf das Blutgerüst geführt (5. Juni 1568). Das den Märtyrern der niederländischen Freiheit errichtete Denkmal ziert jetzt die Place du Petit-Sablon.

Für die wahrhaft kindliche Anhänglichkeit der Brabanter an ihre Hauptstadt zeugt die allgemeine Verehrung, welche eine unscheinbare, kaum 1 m hohe Brunnenfigur genießt. Das Manneken-Pis, wie der naive Wasserspender im Volksmunde heißt, sieht nun fast drei Jahrhunderte lang den wechselnden Geschicken der Stadt von seiner Straßenecke aus zu. Da er nach alter Sitte an Festtagen geschmückt wird (König Ludwig XV. von Frankreich verlieh ihm sogar einen wirklichen Orden), so ist der von der Stadt gestellte Kammerdiener namentlich mit der Aufsicht und der Sorge für die Garderobe des Manneken betraut. Zwei andere Denkmäler von historischer Bedeutsamkeit sind die Kongreßsäule, welche an die Stiftung von Verfassung und Königtum (1831) erinnert, sowie das Reiterbild Gottfrieds von Bouillon auf der Place Royale unweit des Parkes. Auf diesem „Berge unweit der Stadt Brüssel“ soll nach dem Chronisten der tapfere Herzog im Frühjahr 1096 mit dem Schlußworte „Gott will es!“ zur Teilnahme an dem ersten Kreuzzuge aufgefordert haben.

Es entspricht der in Klein-Paris herrschenden Leichtlebigkeit sowohl der Einwohner selbst als der hier stets zahlreich weilenden Fremden, daß reichlich für die Zerstreuung gesorgt ist. Die Cafés, Restaurants und Estaminets (Bierhäuser) sind zahlreich und teilweise glänzend eingerichtet; die auf erhöhtem Sitz hinter dem Büffett thronende Aufsichtsdame bekundet den französischen Zu-



Erker am Rathause von Gent.

schnitt der genannten Lokale. Unter den Theatern gehört das Opernhaus (Théâtre royal de la Monnaie) zu den bekanntesten Bühnen Europas. Für das Vergnügen des Volkes sorgen, außer den Kirmessen im Sommer, mehrere Volkstheater, Alkazars, Alhambras, Kasinos ꝛc.; die jeunesse dorée dagegen sucht mit Vorliebe das luxuriös ausgestattete Eden-Theater auf; diese neueste Kombination verschiedenartiger Unterhaltung hat von Brüssel aus ihren Weg in die meisten übrigen Hauptstädte gemacht.

Das allerneueste und in seiner Art großartigste Baudenkmal Brüssels ist sein Justizpalast; selbst die reich im Stile Ludwigs XIV. ausgeführte Neue Börse, die Passage St. Hubert, der Palast der schönen Künste und andere Neubauten erscheinen fast unbedeutend gegenüber jenem 122 m hohen Kuppelbau, der stolz von seiner Höhe in die Rue de la Régence hinabschaut und das ganze weite Stadtbild überragt. Die Baukosten sind allmählich auf mehr als 50 Millionen Franks angewachsen; als der Brüsseler Architekt Poelaert 1866 die Ausführung seines Planes begann, schüttelte man schon über die etwa halb so hoch berechneten Baukosten den Kopf. Breit und mächtig hingelagert, erinnert der Palast, welcher eine Längenausdehnung von 180 m bei einer größten Breite von 170 m besitzt, geradezu an altägyptische oder assyrische Bauwerke, wennschon die gewaltigen Säulenstellungen und die wuchtigen Gesimse sich im wesentlichen an griechisch-römische Architekturformen anlehnen. Der Eindruck des Ganzen ist demzufolge weniger schön als massig und überwältigend. Der große Wartesaal unter der Kuppel (la Salle des pas perdus) mißt 3000 qm; außerdem zählt man 27 große, 245 kleinere Säle und 8 Höfe in dem im Herbst 1883 seiner Bestimmung übergebenen Monumentalbau.

Die Staatsmänner Europas rechnen das junge Königreich Belgien zu den sogenannten „Polsterstaaten", welche sich mit ihrer „bewaffneten Neutralität" zwischen andere, feindlich einander gegenüberstehende Staaten schieben. Gleich der Schweiz, hat Belgien namentlich im Herbst 1870 die Pflichten der Neutralität gegen Frankreich und Deutschland streng beobachtet und dafür allerseits Anerkennung gefunden. Es verdankt den Jahrzehnten des Friedens vielfach seine jetzige Blüte, namentlich nachdem es alle Greuel des Krieges oft genug aus der Nähe hat betrachten können. Der letzte große Kampf auf belgischem Boden war die Schlacht von Waterloo gewesen (18. Juni 1815), welche Napoleons I. Herrschaft den Todesstoß versetzte. Mancher Deutsche und fast jeder Engländer, der Brüssel besucht, macht einen Abstecher nach dem 15 km südlich von der Hauptstadt gelegenen Dorfe, um in Mont Saint-Jean, la Haye, la Belle-Alliance und Planchenois die Stätten in Augenschein zu nehmen, auf denen Zehntausende hinsanken, ehe Blücher und Wellington sich in später Abendstunde gegenseitig als Sieger begrüßen konnten.

Belgiens geographische Lage, seine wechselvolle Geschichte und seine gemischte Bevölkerung haben es zuwege gebracht, daß Belgien das europäischste Land unsers Erdteils ist, d. h. daß in keinem andern Staate die Gegensätze verschiedener Religionen, Volksstämme, Gesellschaftsklassen ꝛc. einen breiteren Boden, ein versöhnlicheres Entgegenkommen finden als zwischen der Maas und der Schelde. Fast möchte es scheinen, als hätte Belgien nicht nur im Hinblick auf seine Liberalen und Klerikalen, seine Wallonen, Brabanter und Flamänder, sondern auf das friedliche Zusammenwirken aller Kulturvölker auf sein Staatswappen den schönen Wahlspruch geschrieben: « L'union fait la force. »

Einzelwerke über die Niederlande und Belgien:

Dremel: Guide de Bruxelles et de ses environs. Bruxelles 1881.
Gatti de Gamond: Histoire de Belgique. Bruxelles 1880.
Gens: Histoire de la ville d'Anvers. Anvers 1861.
Gouw, ter: Geschiedenis van Amsterdam. Amsterdam 1880.
Hymans: La Belgique contemporaine. Mons 1880.
Kohl, J. G.: Reisen in den Niederlanden. 2 Bde. Leipzig 1850.
Meßmer, A.: Reisebilder, gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam. 2 Bde. Innsbruck 1854.
Rodenberg, J.: Belgien und die Belgier. Berlin 1881.
Schnaase, K.: Niederländische Briefe. Stuttgart 1834.
Springer, A.: Zur niederländischen Kunstgeschichte. Leipzig 1883.

Großbritannien und Irland.

Der Ausspruch des römischen Polyhistors Solinus, daß das englische Reich eine Welt für sich sei, ist in erster Linie auf seine geographische Lage und dann auf die sich aus derselben ergebenden Eigentümlichkeiten von Land und Leuten zu beziehen. Das Reich bildet, außer dem ihm an Größe ziemlich gleich kommenden Japan, den einzigen Inselstaat von Bedeutung auf unserer Erde. Eine Anzahl von Thatsachen legen die Vermutung nahe, daß sowohl Großbritannien als auch Irland einst mit dem europäischen Festlande zusammengehangen und etwa gleich Finnland oder der skandinavischen Halbinsel sich allmählich aus dem Weltmeere emporgehoben haben. Denn die Südküste der britischen Inseln hat viele Pflanzen mit dem gegenüberliegenden Festlande gemein; ebenso entspricht ihr Klima und ihr geologischer Bau demjenigen der französischen Bretagne; auch beträgt die größte Meeres-

tiefe zwischen Dover und Calais nur 51 m und selbst zwischen Landsend und Brest nur 110 m. Dagegen schließt sich die Pflanzen- und Tierwelt der britischen Ostküste an die auf gleichem Breitengrade liegende deutsche und skandinavische Flora und Fauna an, und auch hier ist, trotz der ansehnlichen Breite der Nordsee, die Meerestiefe eine verhältnismäßig geringe. Eine Hebung des Landes wird übrigens durch die bei Falkirk aufgefundenen Reste römischer Docks bezeugt, welche jetzt im Binnenlande liegen, wie auch die Endpunkte des 140 n. Chr. unter dem Kaiser Antoninus Pius aufgeführten „Piktenwall" etwa 8 m von der Meeresküste entfernt sind, an welche jene Befestigungslinie einst zweifelsohne hart heranreichte.

Immerhin ist der mutmaßliche Zusammenhang Englands mit dem Festlande in unberechenbarer Zeit vor dem Beginne geschichtlicher Forschung gelöst worden. Aristoteles führte „Albion" und „Jerne" (Irland, römisch Hibernia) als die „bretannischen Inseln" an, und etwa gleichzeitig (320 v. Chr.) gaben karthagische und massilische Kaufleute Nachrichten über die (heute nicht mehr mit Sicherheit bestimmbare) „Zinninsel", welche der kurz vor Christi Geburt schreibende Diodorus als die Insel Bretannike bezeichnete. Ihre Bewohner standen in ältester Zeit, wie Macaulay sich ausdrückt, „wenig über den Eingeborenen der Sandwich-Inseln". Als Cäsar 55 v. Chr. die ersten römischen Truppen von Gallien aus nach Albion übersetzte und damit den fast ein halbes Jahrtausend währenden Kampf der Römer gegen die keltischen Britanni oder Britones eröffnete, waren letztere bereits wehrhafte, unter Priestern, Königen oder Häuptlingen stehende Völkerstämme, welche außer Jagd, Viehzucht und Getreidebau auch Bergbau und Tauschhandel betrieben. Ein volles Jahrhundert verstrich, ehe die weltgebietende Roma Britannien als Provinz betrachten konnte, und erst unter Domitianus drangen die römischen Adler bis nach Britannia barbara am Kaledonischen Kanal vor.

Außer einigen Bestandteilen ihrer Sprache, deren Spuren namentlich in englischen Ortsnamen zahlreich sind, hatten die Römer viele Städte und Kastelle, sowie mannigfache Künste des Friedens den Briten hinterlassen, als sich die Legionen vor den andrängenden Pikten, Scoten und Angelsachsen auf das Festland zurückzogen; auch die ersten Apostel des Christentums waren schon im zweiten Jahrhundert in Albion erschienen.

Der römischen Herrschaft über die Briten folgte die der germanischen Angelsachsen. Ihre anfänglichen sieben kleineren Königreiche verschmolzen 827 zu einer erblichen Monarchie, welche in der Folgezeit trotz mehrerer kräftiger Regenten schwere Kämpfe gegen die Einfälle der skandinavischen Normannen zu bestehen hatte; der dänische König Knud der Große saß sogar von 1016 bis 1042 auf Englands Thron. Das germanische Idiom hat viel nachhaltiger als das römische auf die Sprache der keltischen Briten eingewirkt; in Kirche und Litteratur stellte sich das Angelsächsische bald dem Lateinischen zur Seite.

Einen Wendepunkt in der gesamten Entwicklungsgeschichte der Insel bildet der Tag von Hastings (14. Oktober 1066). Wilhelm der Eroberer schlug mit seinen Normannen die Sachsen in einer blutigen Schlacht an den Dünen; ihr König Harald fiel, und Wilhelm wurde am Weihnachtstage in Westminster zum Könige von England gekrönt. Fortan verbreiteten sich Frankreichs Sprache und Sitten vom Hofe aus in immer weitere Kreise; die Krone errichtete für die normannischen Barone 700 große Ritter- und 60000 kleinere Lehen, von denen nur wenige an englische Häuptlinge vergeben wurden. Es folgten lange Jahrzehnte voll Zwistigkeiten und Kriegen, denen auch die Thronbesteigung durch das französische Haus Anjou (1154) kein Ende setzte, trotzdem seine Herrscher ihre Macht allmählich von dem eigentlichen England aus über alle Teile des Inselreiches ausbreiteten. Irland wurde 1171 unterworfen, Wales 1283 förmlich mit England vereinigt, nachdem auch Schottland die Oberherrschaft des letzteren anerkannt hatte. Die schmähliche Politik des Königs „Johann ohne Land" ließ die Großen Englands von der Krone 1215 die Magna Charta erzwingen, welche festsetzt, „daß kein Engländer seine Freiheit, sein Vermögen, sein Vaterland und Leben verlieren kann ohne ein von geschworenen Richtern, die seinesgleichen sind, infolge gemeiner Landesgesetze gefälltes Urteil". Von dieser Bestimmung bis zur Schöpfung eines Parlaments war nur ein Schritt, und als später neben den hohen geistlichen Würdenträgern und den Großen des Reiches auch die Abgeordneten von Städten und Flecken in jenes Parlament berufen wurden, da hatte das Britenreich sein „Ober- und Unterhaus", sein „Haus der Lords" und „Haus der Gemeinen", die Grundform aller europäischen Verfassungsstaaten; erst mit diesem Zweikammersystem beginnt nach Macaulays Ansicht die eigentliche Geschichte des englischen Volkes.

Der allmählichen Versöhnung zwischen Sachsen und Normannen folgte eine Verschmelzung ihrer Sprachen auf dem Fuße nach. Französische Wörter drängten sich zu vielen Hunderten in den angelsächsischen Sprachschatz, namentlich solche, deren Begriffe, entsprechend der entwickelteren Kultur der Normannen, einen Fortschritt gegen die ursprüngliche Einfachheit der germanischen Ausdrucksweisen bezeichneten; in den Wortflexionen und im Satzbau behielt dagegen das Angelsächsische dauernd die Oberhand. Der bis auf unsere Tage fortgesetzte Aneignungsprozeß fremdartiger Sprachelemente im Verein mit ihrer Armut an Flexionen machte die englische Sprache naturgemäß zu einer Art Weltsprache, je weiter das Britenvolk im Laufe der Jahrhunderte seinen Einfluß auf den Weltverkehr ausdehnte.

Albion hat erst verhältnismäßig spät die Vorteile seiner Meereslage auszubeuten verstanden; es verließ sich zwei Jahrtausende lang auf die Unzugänglichkeit seiner Küsten, weil ja, wie Shakespeare es ausdrückte:

„Natur umbollwerkt selber diese Insel;
„Sie steht, ein Park Neptuns, umpfählt, verzäunt
„Mit unersteigbaren Felsen, brüllenden Fluten
„Und Seichten, die kein feindlich Fahrzeug tragen."

Im Mittelalter hatte England ausschließlich Land-

siege zu verzeichnen: die Tage von Crecy, Poitiers und Azincourt zeugen für die Überlegenheit seiner Waffen auf dem Festlande. Auch die blutigen Kämpfe im eigenen Lande, die Kriege der Weißen gegen die Rote Rose, ja sogar noch die Zwistigkeiten zwischen Staatskirche und Puritanern wurden einzig durch Landtruppen zum Austrag gebracht. Allerdings hatten schon die Tudors, besonders die staatskluge Königin Elisabeth (1558—1603), nach den Erfolgen Spaniens auf dem Weltmeere nicht müßig die Hände in den Schoß gelegt: sie begriffen, daß fortan die Ostsee und das Mittelländische Meer nur noch Binnengewässer wären im Vergleich zu den Oceanen, und daß gerade England im Mittelpunkte dieser neuerschlossenen Gebiete des Welthandels gelegen wäre. Zu-



Das Brüsseler Thor in Mecheln.

folge der Thatkraft des Britenvolkes hatte letzteres schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts die holländische Seemacht, die Nachfolgerin Spaniens, überflügelt, und wieder ein Jahrhundert später konnte der große Fox im Hinblick auf Englands ausgebreitete Kolonien einem französischen Staatsmann das stolze Wort zurufen: „England ist nur unser Absteigequartier, aber die Welt, die Welt, das ist das eigentliche England."

Die Kolonial- und Seemacht des Britenreiches erhielt jedoch erst ihre volle Bedeutung durch den Aufschwung, welchen die englische Industrie seit etwa hundert Jahren genommen hat. Die wachsende Ausbeutung der Eisen- und Kohlenlager kam besonders den Maschinen zu gute. Seitdem Newcomen 1705 die erste praktisch verwendbare Dampfmaschine aufgestellt hatte, welche James Watt 1782 durch Erfindung des Parallelogramms an

der doppelt wirkenden Maschine und durch Anwendung von Pleuelstange, Kurbel, Schwungrad, Centrifugalregulator und Schieberventile wesentlich vervollkommnete, wetteiferten die Fabrikstädte Englands in der Ausdehnung des maschinellen Betriebes. Als dann gar am 27. September 1828 auf der Stockton-Darlington-Bahn der erste mit Personen besetzte Dampfwagenzug mit einer Geschwindigkeit von reichlich 10 km in der Stunde befördert wurde, und als 1838 die britischen Dampfer Sirius und Great Western den Weg von Bristol nach Newyork in 20 Tagen zurücklegten, da gewährte ganz England den Anblick einer ungeheuren Werkstätte. „Das mannigfaltigste System der Kommunikationen und Bewegung der Kräfte", schreibt Karl Ritter, „verzweigte sich durch die ganze Insel, durch alle Flußgebiete, über alle Wasserscheiden und durch alle Bergrücken. Alle Häfen wurden durch künstliche Fluß- und Kanalschiffahrt mit allen Binnenstädten des Landes in die leichteste Verknüpfung gebracht, durch Kanäle, Schleusen, Aquädukte oft der kühnsten Art, Heerstraßen, Brücken, die über trockene Thäler wegführen, durch Eisenbahnen, Dampfmaschinen und Dampfschiffe. Aus allen Steinkohlengruben und Bergwerken und Torfstichen wurden über- oder unterirdische Kanäle geführt; aus allen großen Fabrikanlagen, aus allen Manufakturstädten die Wege für die größten Lasten zu den nächsten Stapelplätzen und oceanischen Ausladern gebahnt zu Lande und zu Wasser."



Eingang zum Schloß Carisbrook (Insel Wight).

Nachdem Schottland durch die Unionsakte von 1707 und Irland durch eine gleiche Akte von 1800 mit England verschmolzen und für alle drei Kronen ein einziges Parlament eingesetzt worden, ist der Mischungsprozeß der stammverschiedenen Volkselemente in stetem Flusse geblieben, ohne daß bis heute ein völliger Ausgleich erzielt und das Vereinigte Königreich von einem in Sprache, Religion und Sitten geeinigten Volke bewohnt würde. Unter den 36308499 Bewohnern, welche eine Berechnung von 1884 für Großbritannien und Irland (ohne Kolonien) nachweist, werden noch fast 2 Millionen als unvermischt keltischen Stammes angesehen, nämlich die Kymren in Wales, die Gälen im nördlichen Schottland

nebst den nordwestlichen Inseln und die Ersen in Irland; die Zahl derjenigen, meist dem niederen Volke angehörigen, Bewohner, welche nur des Kymrischen oder des Gälischen, nicht aber des Englischen mächtig sind, dürfte sich immer noch auf mehrere Hunderttausend beziffern. In politischer Hinsicht zählt das Königreich England (mit Wales) 27, Schottland fast 4, Irland 5 und die benachbarten Inseln nebst den außer Landes befindlichen Soldaten und Seeleuten etwa $^1/_3$ Million Seelen; die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit stellt sich auf 115 Menschen für 1 qkm; am stärksten ist sie im südlichen England, am schwächsten im nördlichen Schottland. Bezüglich ihrer kirchlichen Zugehörigkeit bekennen sich die eigentlichen Engländer größtenteils zur Anglikanischen (Episkopal-) Kirche, die Schotten zur Church of Scotland oder zur Presbyterianischen Kirche, die Irländer zum Katholicismus; letzterer hat neuerdings auch in England und Schottland sich stark ausgebreitet.

Trotz des verhältnismäßig überreich entwickelten Küstensaumes von Großbritannien läßt sich derselbe doch in gewisse charakteristische Hauptlinien und Abschnitte teilen. Den Meerbusen und Halbinseln der Westküste entsprechen, wennschon in meist weniger stark ausgeprägten Formen, die Einbuchtungen und Vorsprünge der Ostküste. Auch die gegen Frankreich gekehrte Südseite der großen Insel ist eine wellenförmig von Südsüdwest nach Nordnordost streichende Linie, welche von Kap Landsend bis Dover reicht. Beide Endpunkte sind charakteristisch gerade für diese Küste. Gleichsam zu Englands Schutze gegen die vom Festlande hierher strebenden Feinde hat die Natur dieses Ufer fast durchgehends steil getürmt. Die Granitfelsen oder die Kalksteinklippen ragen oft schroff, einige bis zu 150 m hoch, aus dem Meere auf; Stürme umtosen ihre nackten Spitzen, die nur manchmal ein Leuchtturm krönt, besonders da, wo ein Einschnitt das Landen ermöglicht und zur Anlage eines Hafens Veranlassung geboten hat. Solch ein Hafen in der großen Bucht östlich von Kap Lizard, dem südlichsten Punkte Englands (49° 56′ N. Br.), ist Plymouth, eine im Innern wenig schöne Handels- und Schifferstadt. Ihre hauptsächlichste Bedeutung liegt darin, daß sie nächst Portsmouth der größte Kriegshafen des Reiches ist, und das will viel sagen bei einem Lande, welches (1884) 529 Kriegsschiffe besitzt, darunter 73 Panzerkolosse. Im Hinblick auf die Wichtigkeit dieses maritimen Waffenplatzes sind große Opfer gebracht worden, um die Hafenbucht durch riesige Wellenbrecher vor Sturmfluten zu schützen. Als ein wahres Wunderwerk gilt der mitten im Meere auf einem Felsblock errichtete Leuchtturm von Eddystone (s. S. 329), an welchem die meisten Auswandererschiffe von Hamburg, Bremen, Rotterdam, London ꝛc. hart vorbeifahren. Ein gegen Ende des 17. Jahrhunderts an dieser Stelle aufgeführter Steinbau wurde 1703 von den Wellen eingerissen, ein demselben folgender hölzerner Turm 1755 vom Feuer verzehrt. Seit 1759 schickt der kreisförmige, 25 m hohe Bau, gegen dessen Quaderwände die Wogen des Oceans sich aufbäumen, das Licht seiner 80 Lampen weithin über die Wasserfläche des Kanals. Nicht nur der malerische Reiz dieses Turmes und der Küstenlandschaft um Plymouth fesselt manchen Reisenden hier, sondern auch der Gedanke, daß ein gut Teil der Geschichte und Kulturentwicklung Englands mit diesem Punkte verknüpft ist. Von Plymouth aus segelten einst auf bisher unbekannten Pfaden die Entdecker von Florida, Virginia, Newfoundland, Guiana und der nordwestlichen Durchfahrt; auch Cook und Byron begannen von hier aus ihre Weltreisen, ebenso wie Napoleon I. hier zum letzten Male den Fuß auf das von ihm noch kurz vorher beherrschte Europa setzte, ehe er an Bord des Bellerophon nach St. Helena gebracht wurde.

Die etwa 400 qkm große Insel Wight kann man ein Juwel in dem Stirnbande nennen, mit welchem England seine Südküste geschirmt hat. Nicht die wildzerklüftete Erhabenheit der norwegischen Fjordufer mit ihren weißschäumenden Gießbächen, nicht die ergreifende Weltabgeschiedenheit mancher schottischen Hochlandsscenerie, auch nicht die geschichtliche Bedeutsamkeit oder das strahlende Ätherblau von Italiens und Griechenlands Gestaden verleihen der Lieblingsinsel des Britenvolkes ihre Reize. Eine ruhige, herzerquickende Schönheit, gleichsam eine Verschmelzung des sonnigen Frankreich mit dem feuchten, wiesengrünen Südengland bildet den Grundcharakter der Landschaft von Wight. Jedoch hat die Insel auch ihre romantischen Partien, besonders da, wo das Felsenufer in vorgeschichtlichen Zeiten im Kampfe mit dem Ocean unterlegen zu sein scheint. Die „Nadeln" an der Westküste steigen bis 200 m über den Meeresspiegel auf; Stürme und Wellen haben den mit Feuerstein durchsetzten Kreideklippen mitunter seltsame Formen gegeben; im Glanze der Mittagssonne wie beim Vollmondsschein, bei spiegelblankem wie bei sturmdurchwühltem Meer werden ihre Formen und Farben von Naturschwärmern bewundert. Die „Unterklippen" dagegen, ein 9 km langer Absturz der Felskante nach dem Meere zu, bilden bei dem Städtchen Luccombe ein wahres Chaos von Felstrümmern, über welches gleichsam versöhnend mannshohes Farnkraut und Brombeergebüsch emporwuchern. Die Binnenlandschaft der Insel gleicht meist einem Garten, der bald in ein Kornfeld, bald in einen Park übergeht. Wasserreiche Flüßchen, grüne Hügelketten und eine große Anzahl von Dörfern, Schlössern und Städtchen bringen allerorts Abwechselung in das anmutige Bild. Die am Meer liegenden Ortschaften sind natürlich sämtlich mehr oder weniger Hafen- und Badeplätze. Ventnor, Cowes, Ryde und Freshwater sind während des Hochsommers überfüllt mit Fremden. In Osborne pflegt die Königin alljährlich sich an der milden Seeluft zu erquicken, ehe sie im Herbste ihr schottisches Lieblingsschloß Balmoral aufsucht. Der geschichtlich interessanteste Punkt ist jedoch die ziemlich im Mittelpunkt der Insel gelegene Schloßruine Carisbrook (s. Seite 325). Schon im frühesten Mittelalter galt Carisbrook als die Hauptfeste der ganzen Insel; erst schalteten hier Sachsen, dann Normannen: William

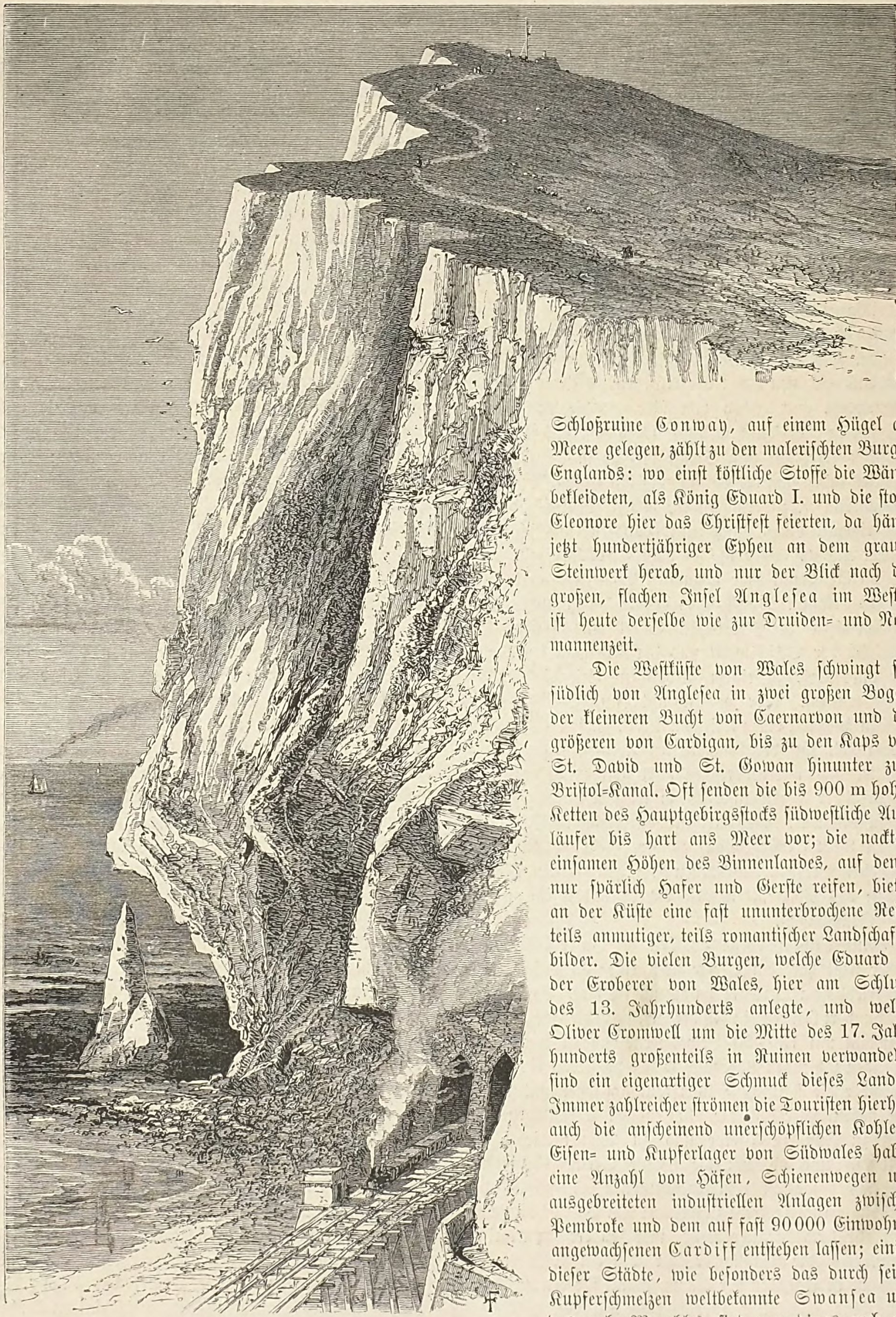
Fitz-Osborne, einer der Marschälle Wilhelms des Eroberers bei Hastings, wurde mit der Insel Wight belehnt und residierte in Carisbrook; noch ist sein Wappen über einem der vielen steinernen Thorbogen erkennbar. Ein Gitterfenster zeigt die Zelle, in welcher reichlich ein halbes Jahrtausend später König Karl I. als Gefangener saß, ehe er nach Westminster zum Verhör und von dort aufs Blutgerüst geführt wurde (1649). Auf dem Wege vom Schlosse zur Küste gab er seinem treuergebenen Anhänger Sir Charles Worsley seine schöngearbeitete silberne Taschenuhr, und noch heute wird letztere als ein unveräußerliches Erbstück von den Worsleys in Ehren gehalten.

Nördlich von der Insel Wight dringt das Meer an einigen Stellen tief in das Land ein. Zwei jener Buchten haben die Anlage bedeutender Städte hervorgerufen. Für den Warenaustausch Englands mit Frankreich und Spanien bildet Southampton einen wichtigen Stapelplatz, auch gehen von hier aus die Postdampfer nach vielen überseeischen Plätzen, so daß unsere großen deutschen Seeplätze ihre Schiffe vielfach in Southampton anlaufen lassen, um die Verbindung mit China, Australien, Südamerika ꝛc. zu ermöglichen, soweit Deutschland noch keine eigenen Linien nach jenen Ländern eingerichtet hat. Größer und wichtiger ist das nahe Portsmouth. Seine vielzipfelige Bucht war schon den Römern als Magnus Portus bekannt. Durch ausgedehnte Befestigungen und stark armierte Panzerforts ist Stadt und Hafen, einschließlich der Schiffswerft und der stets gefüllten Magazine aller Art, zu einem gewaltigen Kriegsseeplatz gestaltet worden. Hier werden nicht nur Schiffe gebaut, sondern auch mit allem Kriegsmaterial, sowie mit Proviant ausgerüstet. Auf der benachbarten Reede von Spithead entfaltet das meerbeherrschende Albion mitunter, sei es zu friedlicher Heerschau oder zu kriegdrohenden Flottendemonstrationen, lange Reihen von Schlachtschiffen, deren bis zu 80 t (Rohrgewicht) schwere Geschütze hinter gepanzerten Türmen, Kasematten oder Brustwehren Deckung finden; das bloße „Kanalgeschwader“ bildet eine ansehnliche Schiffsmacht.

Auf halbem Wege zwischen der Insel Wight und Dover liegt hart am Meere noch eine ansehnliche, aber nur friedlichem Verkehre huldigende Stadt. Brighton, vor hundert Jahren ein Fischerdorf, ist heute eine moderne Großstadt mit 130 000 Bewohnern, ohne die nach Zehntausenden zählenden Badegäste, welche vom Mai bis in den Dezember die stattliche Häuserfront am sogenannten Cliff inne haben. Hier sind die glänzendsten Schauläden, hier wogt zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen die schöne Welt auf und ab, um die feuchte Seeluft einzuatmen und das Auge an dem wechselvollen Schauspiel des lichtschimmernden Meers zu weiden; kein Volk ist empfänglicher für landschaftliche Reize, insbesondere für Marinebilder, als die Engländer der besseren Stände. Im Frühjahr ist Brighton der Sammelpunkt für den Londoner Mittelstand, namentlich für die Familien von Geschäftsleuten; der Hochsommer lockt Künstler, Advokaten, Ärzte, Kranke und Ausländer auf die beiden, weit hinaus ins Meer reichenden Dämme (Piers), während im Spätherbst sich die vornehme Welt Englands hier ein Stelldichein zu geben scheint, um nach der Rückkehr von großen Festlandsreisen in Brighton eine letzte Stärkung für die Anforderungen der Londoner Season zu suchen. Eine besondere Sehenswürdigkeit der Stadt ist das reich und glänzend ausgestattete Aquarium, das bedeutendste der Welt.

Kein Punkt der Südküste Englands wird häufiger von den Touristen berührt als Dover, aber wohl nur ausnahmsweise weilt jemand länger hier als die kurze Stunde, welche erforderlich ist, um vom Dampfer (neuerdings ist dies ein Twinship, d. h. ein Zwillings- oder Doppelschiff, welches die Schwankungen der anderthalbstündigen Überfahrt von Calais möglichst aufheben soll) auf den nahe am „Admiralitätsdamm“ wartenden Londoner Schnellzug überzugehen. Dover ist einer der „fünf Häfen“, welche Wilhelm der Eroberer an dieser Küste zum Schutze gegen etwaige feindliche Landungen befestigte. Nach dem Beispiele Cäsars waren schon die römischen Legionen meist hier ans Land gestiegen; Spuren ihres Aufenthalts sind noch an dem gewaltigen Normannenschlosse erkennbar, welches die Steilkante oberhalb der Stadt krönt. Die hohen Kreidefelsen, unter welchen die Eisenbahn in einem langen Tunnel hindurchführt, tragen den Namen der „Shakespeare-Klippe“ (siehe Seite 328); sie sind kasemattiert und ähnlich dem Felsen von Gibraltar mit Hunderten von Geschützen gespickt. Unter den übrigen Häfen ist heute nur noch das in der Geschichte viel genannte Hastings als volkreiche Stadt wie als Badeort von Bedeutung.

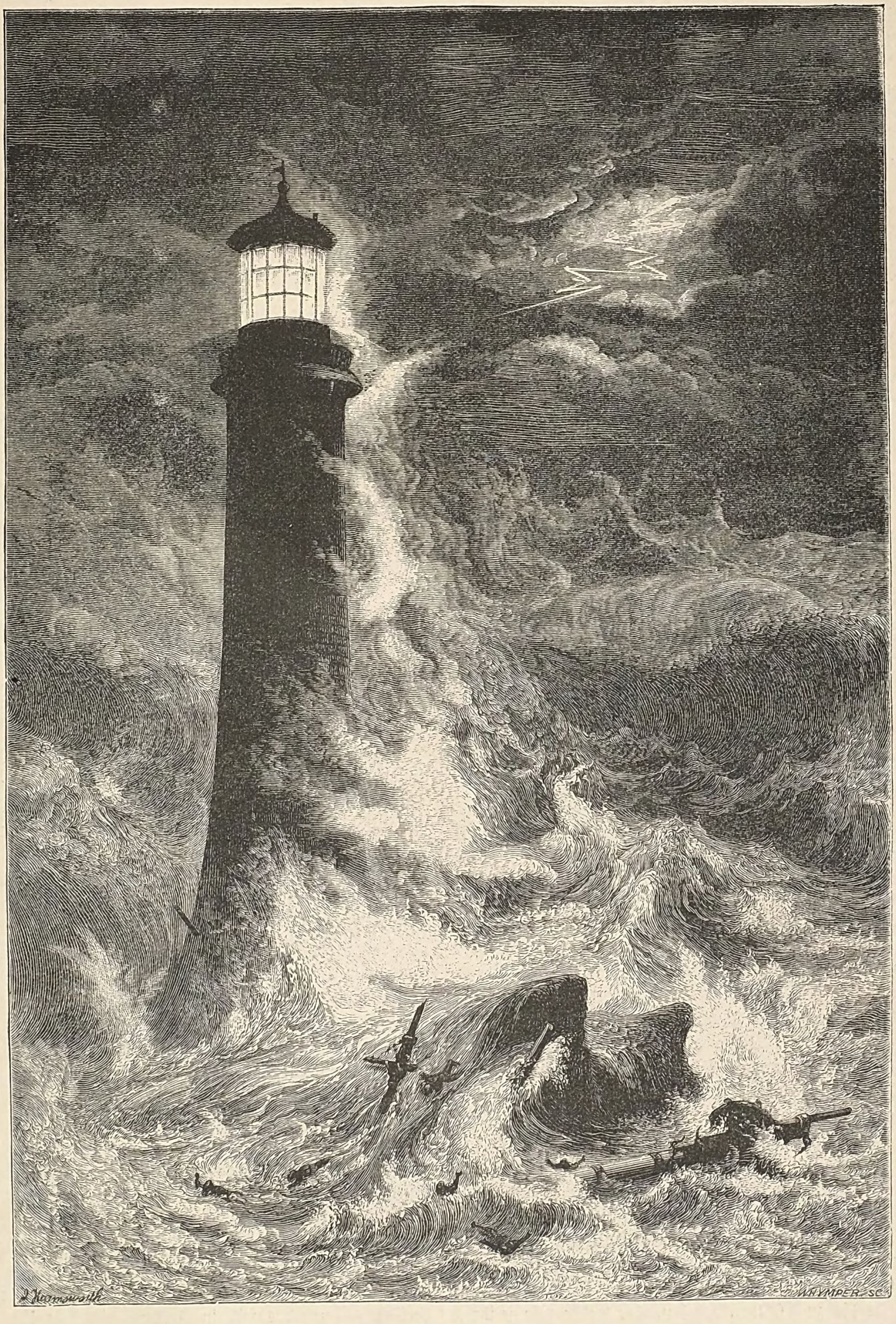
In die Westküste des eigentlichen England schneiden am tiefsten die Mündungsbusen der Flüsse Severn und Mersey ein; im weitern Sinne werden sie als Bristol-Kanal und Irische See bezeichnet. Zwischen ihnen liegt Englands mächtigstes Gebirgssystem, das wohl 20 000 qkm bedeckende Hochland von Wales. Seine Berge bestehen fast durchgehends aus Urgestein; die Geologen schreiben ihm ein unberechenbar höheres Alter zu als selbst den Alpen. Jenes an sich alte Land ist außerdem als die Heimat uralter Völker bekannt, welche in Sprachen und Sitten, in Bau- und Grabdenkmälern allen sonstigen Bewohnern der britischen Inseln um Jahrhunderte voraus waren. Ringförmig aufgestellte Druidensteine und Reste von Felsenburgen wurden schon beim Eindringen der Römer als der Vorzeit angehörig betrachtet. Neben diesen vorgeschichtlichen Ruinen finden sich mittelalterliche Burgen und Anzeichen unserer modernen Kultur allerwärts im Lande vor. In Nordwales unterscheidet man in klimatischer Beziehung in den Flußthälern eine Zone des Wiesengrüns und der fruchtbaren Äcker, höher hinauf weite Sümpfe, Moore und Bergseen, endlich hoch oben das kahle, sturmumbrauste Felsgestein, das im 1094 m hohen Snowdon die höchste Bodenerhebung des Königreichs England aufweist. Die Thäler des Clwyd, des Conway und des Traeth entfalten, gleich einigen Buchten der norwegischen Westküste, eine bunte Mannigfaltigkeit von Hainen und Wiesen, Felsen und Bergströmen. Die



Die Shakespeare-Klippe bei Dover

Schloßruine Conway, auf einem Hügel am Meere gelegen, zählt zu den malerischten Burgen Englands: wo einst köstliche Stoffe die Wände bekleideten, als König Eduard I. und die stolze Eleonore hier das Christfest feierten, da hängt jetzt hundertjähriger Epheu an dem grauen Steinwerk herab, und nur der Blick nach der großen, flachen Insel Anglesea im Westen ist heute derselbe wie zur Druiden- und Normannenzeit.

Die Westküste von Wales schwingt sich südlich von Anglesea in zwei großen Bogen, der kleineren Bucht von Caernarvon und der größeren von Cardigan, bis zu den Kaps von St. David und St. Gowan hinunter zum Bristol-Kanal. Oft senden die bis 900 m hohen Ketten des Hauptgebirgsstocks südwestliche Ausläufer bis hart ans Meer vor; die nackten, einsamen Höhen des Binnenlandes, auf denen nur spärlich Hafer und Gerste reifen, bieten an der Küste eine fast ununterbrochene Reihe teils anmutiger, teils romantischer Landschaftsbilder. Die vielen Burgen, welche Eduard I., der Eroberer von Wales, hier am Schlusse des 13. Jahrhunderts anlegte, und welche Oliver Cromwell um die Mitte des 17. Jahrhunderts großenteils in Ruinen verwandelte, sind ein eigenartiger Schmuck dieses Landes. Immer zahlreicher strömen die Touristen hierher; auch die anscheinend unerschöpflichen Kohlen-, Eisen- und Kupferlager von Südwales haben eine Anzahl von Häfen, Schienenwegen und ausgebreiteten industriellen Anlagen zwischen Pembroke und dem auf fast 90000 Einwohner angewachsenen Cardiff entstehen lassen; einige dieser Städte, wie besonders das durch seine Kupferschmelzen weltbekannte Swansea und das nahe Mumbles, sind neuerdings auch als Badeorte in Aufnahme gekommen.



Der Leuchtturm von Eddystone.

Keine Schloßruine ist großartiger und geschichtlich interessanter als die von Caernarvon an der Menai-Straße, gegenüber der Insel Anglesea. Hier gab die Königin Eleonore am 25. April 1284 dem ersten „Prinzen von Wales", dem nachherigen Könige Eduard II., das Leben, und in dem achteckigen, aus behauenen Quadersteinen erbauten „Adlerturm" wurde den Welshmen, die nur einen in ihrem Lande geborenen Fürsten als König anerkennen wollten, das Kind gezeigt mit dem Ausrufe «Eich dyn!» (Das ist euer Mann!), woraus der heutige Wahlspruch der Prinzen von Wales «Ich dien» geworden ist.

Auch die alte Abtei von Tintern mit ihren schlanken Säulen und Spitzbogen ist ein „Gedicht von Stein", das in Wordsworth einen würdigen Sänger gefunden hat. Das trutzige Schloß Raglan, das hochragende Carreg Cennen, das Weiße Haus bei Caermarthen, in welchem Sir Richard Steele zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sich zur Ruhe setzte, das Schloß Pembroke, im Sommer 1648 von Cromwell belagert, erstürmt und zerstört: sie alle tragen dazu bei, die Westküste von Wales zu einer Landschaft voll mittelalterlicher Romantik zu machen, so daß selbst ein Shakespeare sie (namentlich in Heinrich VII.) zum Schauplatz ergreifender Dichtungen wählte.

Aber mehr noch als die Schloßruinen und die geschichtlichen Erinnerungen hält die Natur hier alle unsere Sinne im Banne ihrer gewaltigen Machtentfaltung. Der brausende Ocean kämpft seit Jahrtausenden im Bunde mit den Stürmen gegen diese kahlen Steilklippen an. Wo das Kalkgestein nachgab, da hat er allmählich tiefe Höhlen ausgewaschen, in denen er sich brüllend verfängt und ohnmächtig gegen die Felswände aufschäumt, so daß selbst die sturmfesten Möven mitunter scheu aus ihren Schlupfwinkeln hervorflattern. Wie am St. Gowan's Kap (vgl. S. 332), so hat die See an hundert Stellen die seltsamsten Küstengebilde geformt. Der Grundton dieser Landschaft ist stets ein graues, sturmgepeitschtes Regenwetter. Nicht ein schimmerndes Saphirblau, wie es an stillen Sonnentagen auf dem Mittelmeer zu liegen pflegt, macht die charakteristische Stimmung der Marinebilder von Wales aus; auch dürfen seine Berge sich nicht entfernt mit den eisstarrenden Firnen der Schweiz messen. Aber die echten Welshmen wissen dem Himmel dafür Dank, daß er „Seinen Sachsen an die unruhige See und in die stürmenden Schauer setzte. Der Norden schafft Männer, und das Nordmeer bringt die Herrscher des Oceans hervor".

Viel Ähnlichkeit mit Wales hat das nördlich von demselben, zwischen den Busen von Morecambe und Solway gelegene Bergland von Westmoreland und Cumberland, seiner zahlreichen Seen wegen gewöhnlich kurz der Seedistrikt oder auch nur Lakes genannt. Das unregelmäßig verästelte Cumbrische Gebirge bildet eine für sich bestehende Berggruppe, deren Spitzen sich nirgends bis zu 1000 m erheben, aber welche zufolge ihres malerischen Aufbaus an den Seen, in Verbindung mit hübschen Wasserfällen (einen derselben zeigt unser Bild S. 333), üppigen Wiesen und lauschigen Waldflecken, dem Lande den Beinamen „Englische Schweiz" verliehen haben. Allerdings wirken ihre Reize nicht packend und überwältigend; aber wer sich für einige schöne Sommerwochen Amblesíde oder Keswick als Standquartier gewählt hat, der kann in nächster Nähe gar viele romantische und liebliche Natureindrücke sammeln. Es war daher kein bloßer Zufall, daß die Dichter der „Seeschule", Coleridge, Southey und namentlich Wordsworth, welche hier mit Vorliebe weilten und auch hier begraben sind, zu Anfang unseres Jahrhunderts eine Umwälzung in der englischen Litteratur dadurch bewirkten, daß sie an die Stelle des im 18. Jahrhundert hochgehaltenen Klassicismus den Kultus der Natur und die Erforschung des Menschenherzens setzten.

Das Königreich England ist der einzige unter den größeren Staaten der Erde, in welchem die städtische Bevölkerung stärker ist als die ländliche. Die Zunahme während der letzten Jahrzehnte war eine so bedeutende, daß heute von den 27 Millionen Bewohnern Englands reichlich 62 % in Stadtgemeinden leben, und daß 22 Städte eine Bevölkerung von über 100000 Seelen aufweisen. Für Schottland und Irland treffen diese Bemerkungen allerdings nicht zu, da ersteres nur vier, letzteres gar nur zwei Großstädte besitzt. Natürlich ist das Wachstum der Städte, ebenso wie die Bevölkerungsdichtigkeit der einzelnen „Grafschaften", sehr verschieden: in vielen Fällen möchte es selbst dem gewiegtesten Kenner englischer Verhältnisse schwer fallen, für manches geradezu ungesunde Wachstum dieser oder jener Stadt naturgemäße Gründe aufzufinden.

Vor 200 Jahren war Bristol, wie wir aus Macaulay's epochemachender „Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakobs II." entnehmen, nächst London die ansehnlichste Stadt in England. Die warmen Quellen des nahen Bath, eines der besuchtesten Badeorte der Insel, hatten schon die Römer zur Ansiedelung am Avon verlockt. Der Fluß ist im Anfange unseres Jahrhunderts so beträchtlich erweitert worden, daß die Seeschiffe jetzt zur Flutzeit an den Quais von Bristol landen können. Sowohl der Handel mit Westindien, Irland und dem Kontinent, als die ausgedehnte Fabrikthätigkeit, besonders in Metallwaren, verleihen der Stadt ihre Bedeutung für die Gegenwart (210000 Einw.). Daß sie auf eine blühende Vergangenheit zurückschauen darf, verrät ein Blick auf ihre großen normannischen und gotischen Kirchen in der enggebauten Altstadt. Unweit Bristol befindet sich auch eins der neuesten „Wunder der Welt", der im Herbst 1885 dem Eisenbahnverkehr übergebene Severntunnel, dessen Herstellung 13 Jahre in Anspruch nahm und über 30 Millionen Mark kostete. Während 20 Minuten läuft der Zug tief unter dem Flußbett her; die Fahrzeit zwischen London und Cardiff, dem Hauptort von Südwales, wird durch die Tunnelfahrt um eine kleine Stunde verkürzt — und das will in England viel sagen!

Eine viel modernere Großstadt als Bristol ist das central im Binnenlande gelegene Birmingham. Die

von Watt verbesserte Dampfmaschine und die nahen Eisen- und Kohlenlager haben in hundert Jahren „den volkreichen Flecken, woselbst viel Eisen verarbeitet wird, eine milde und eine Freischule ist" — so schilderte der 1793 verstorbene Geograph Büsching die Stadt — in den „Kramladen von Europa" verwandelt, welchen (außer den Vororten) 410000 Menschen bevölkern. Freilich, auf ein schmuckes Äußere darf Birmingham ebenso wenig wie die sonstigen englischen Industriestädte Anspruch machen. Die Backsteinhäuser werden erst gar nicht verputzt, da der Rauch aus den unzähligen Schornsteinen doch schnell alles mit einer grauschwarzen Kruste überzieht. Die reichen Arbeitgeber wohnen meist in den neueren Vierteln, besonders in der Oberstadt und am Westende. Zweihundert Geschäftszweige, von Stecknadeln und Stahlfedern bis zu Flinten und Dampfmaschinen, werden durch 1500 Fabriken und über 6000 einzelne Werkstätten vertreten. An großartigen Bauten sind das Stadthaus, das wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Birmingham-and-Midland-Institute, der Centralbahnhof und einige neuere Schulhäuser erwähnenswert.

Liegt Birmingham auf der Grenze der Berglandschaften, des ackerbauenden und des gewerblichen England — denn in diese drei Bezirke kann man im großen und ganzen das Königreich einteilen —, so verleihen Liverpool, Manchester, Leeds, Sheffield, Nottingham, Bradford, Leicester und andere Industriestädte dem mittleren England seinen Charakter als die volkreichste und regsamste Werkstätte menschlicher Gewerbthätigkeit. „In diesen Priestersitzen unserer in Materie verwandelten Denkkraft", meint treffend J. J. Honegger, „macht alles die Tag und Nacht in unzerstörbarem Gleichmaß schaffende Maschine, die Menschenhand reguliert nur; die Fabrikuhr schlägt die Stunden."

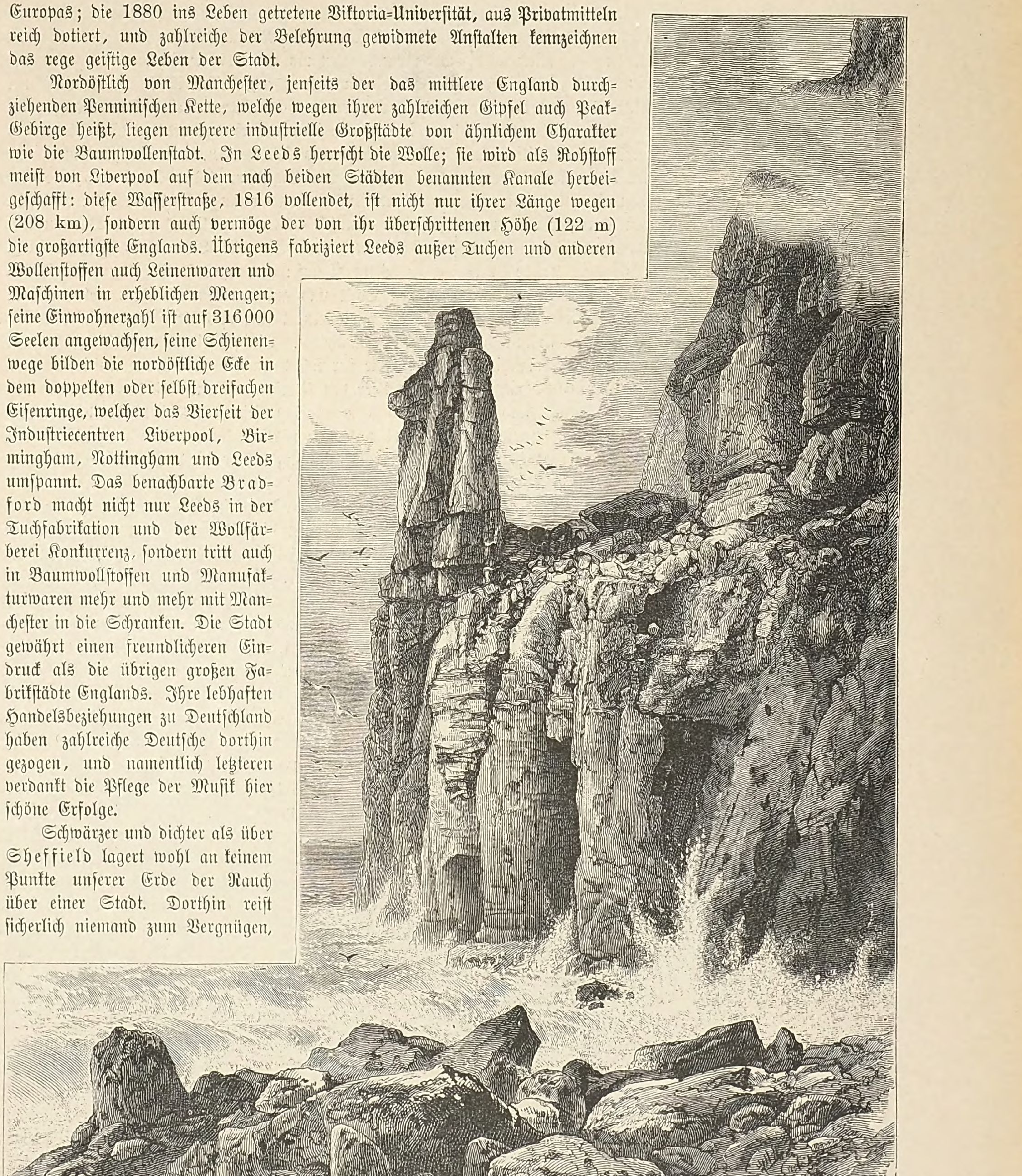
Liverpool mit seinen 560000 Bewohnern ist der gewaltigste Ein- und Ausfuhrhafen für das gewerbliche England. Vom Fischerdorf um die Mitte des 17. Jahrhunderts erweiterte es sich zufolge seiner günstigen Lage an dem 1 km breiten Ausfluß des Mersey allmählich zum größten Hafen der Welt: die zeitgemäße Ausbeutung aller Fortschritte der Mechanik, ein unermeßliches Kapital und eine weitsichtige Handelspolitik trugen zu diesem Wachstum bei. Allerdings ergeben statistische Aufzeichnungen der letzten Jahre, daß Großbritanniens Anteil am Welthandel im Abnehmen begriffen ist, und auch auf dem Gebiete der Weltindustrie wird es allmählich, aber stetig von andern Kulturvölkern zurückgedrängt. Beispielsweise bewirkte es 1868 noch 53,6 % der gesamten Kohlengewinnung der Erde, während sein Anteil 1883 nur noch 40,7 % betrug. Desgleichen sind die Erträge des englischen Eisenhüttenwesens in den letzten 8 Jahren um fast 10 % gegenüber denjenigen der übrigen Länder gesunken. Mit der Wollen- und Baumwollindustrie, sowie mit dem Handel in den Fabrikaten derselben ist es ähnlich gegangen: kurzum, die britische Überlegenheit in der Weltwirtschaft hat in den letzten 8 Jahren insgesamt um etwa 7 % abgenommen, und der Schwerpunkt der materiellen Kultur rückt mehr und mehr nach dem europäischen Festland und Nordamerika vor, nachdem er während eines Jahrhunderts ausschließlich im britischen Inselreiche gelegen hatte. Trotz alledem ist Liverpool mit seinen 46 Docks, deren Granitdämme eine Gesamtlänge von 40 km haben, immer noch der bedeutendste Stapelplatz für den See- und Welthandel, mit einziger Ausnahme von London. Der Eigenhandel der Stadt und ihre Gewerbthätigkeit sind zwar an sich beachtenswert, treten jedoch wesentlich hinter den Durchgangs-Warenverkehr zurück. Liverpool weist alle Licht- und Schattenseiten einer Weltstadt auf: ein reges Treiben auf dem Flusse, an den Docks und auf den Hauptstraßen, viel Elend in den Armenvierteln, Glanz und Behaglichkeit in den modernen Stadtteilen. Einige seiner Vororte dürfen als Großstädte für sich betrachtet werden, namentlich das am linken Ufer des Mersey gelegene **Birkenhead** mit fast 90000 Einwohnern; seit 1884 steht es durch einen Tunnel unter dem Meeresarm mit Liverpool in noch direkterer Verbindung als vorher durch zahlreiche Dampfboote und Fähren.

Ohne **Manchester** kein Liverpool — und umgekehrt. Die Interessen dieser beiden Plätze, welche nur eine $^{5}/_{4}$stündige Eisenbahnfahrt trennt, sind aufs engste mit einander verwachsen. Ehe 1829 die erste Stephensonsche Lokomotive die Strecke befuhr, wurden die Baumwollenballen auf dem Bridgewater-Kanal von Liverpool nach Manchester befördert; heute wird eine neue, direkte Wasserverbindung zwischen Manchester und den Merseydocks angestrebt. Von den 1156000000 kg Baumwolle, welche 1882 in Europa eingeführt und verarbeitet wurden, kam über die Hälfte auf Großbritannien, etwa je $^{1}/_{10}$ auf Deutschland und Frankreich, $^{1}/_{15}$ auf Rußland rc. Reichlich $^{2}/_{3}$ der 731000 mechanischen Webstühle, welche die europäische Baumwollweberei beschäftigt, gehören England an. Von den genannten Zahlen, welche hinsichtlich des Rohstoffs, der Maschinen, des Kohlenkonsums, der Arbeitskraft rc. ungeheure Werte darstellen, nimmt Liverpool für die Einfuhr des Rohprodukts und Manchester nebst Umgebung für die Verarbeitung desselben die erste Stelle ein. Twist oder Garn, weiße, ungefärbte Baumwollengewebe, gedruckte und gefärbte Kattune — das sind die drei Hauptabteilungen der Fabrikate von Manchester. Der Fluß Irwell, ein Nebenfluß des Mersey, trennt Manchester von der Schwesterstadt **Salford**; die Gesamtbevölkerung beider Städte beläuft sich auf 524000 Seelen, aber weitere Hunderttausende leben in den umliegenden, örtlich und geschäftlich aufs engste mit Manchester verbundenen Ortschaften. Über der rauchgeschwärzten Stadt lagert zu jeder Zeit eine dampferfüllte Atmosphäre; die besser gestellten Werkmeister und Beamten, die Kaufleute und Fabrikherren flüchten möglichst in die von Gärten oder Parks umsäumten Wohnstätten im Umkreise. Einer besonderen Beliebtheit erfreut sich die Musik in Manchester: die Konzerte in der Free-Trade-Hall werden oft von fünftausend Personen besucht. Das von Waterhouse erbaute, 1877 eröffnete Rathaus ist das größte

Europas; die 1880 ins Leben getretene Viktoria-Universität, aus Privatmitteln reich dotiert, und zahlreiche der Belehrung gewidmete Anstalten kennzeichnen das rege geistige Leben der Stadt.

Nordöstlich von Manchester, jenseits der das mittlere England durchziehenden Penninischen Kette, welche wegen ihrer zahlreichen Gipfel auch Peak-Gebirge heißt, liegen mehrere industrielle Großstädte von ähnlichem Charakter wie die Baumwollenstadt. In Leeds herrscht die Wolle; sie wird als Rohstoff meist von Liverpool auf dem nach beiden Städten benannten Kanale herbeigeschafft: diese Wasserstraße, 1816 vollendet, ist nicht nur ihrer Länge wegen (208 km), sondern auch vermöge der von ihr überschrittenen Höhe (122 m) die großartigste Englands. Übrigens fabriziert Leeds außer Tuchen und anderen Wollenstoffen auch Leinenwaren und Maschinen in erheblichen Mengen; seine Einwohnerzahl ist auf 316000 Seelen angewachsen, seine Schienenwege bilden die nordöstliche Ecke in dem doppelten oder selbst dreifachen Eisenringe, welcher das Vierseit der Industriecentren Liverpool, Birmingham, Nottingham und Leeds umspannt. Das benachbarte Bradford macht nicht nur Leeds in der Tuchfabrikation und der Wollfärberei Konkurrenz, sondern tritt auch in Baumwollstoffen und Manufakturwaren mehr und mehr mit Manchester in die Schranken. Die Stadt gewährt einen freundlicheren Eindruck als die übrigen großen Fabrikstädte Englands. Ihre lebhaften Handelsbeziehungen zu Deutschland haben zahlreiche Deutsche dorthin gezogen, und namentlich letzteren verdankt die Pflege der Musik hier schöne Erfolge.

Schwärzer und dichter als über Sheffield lagert wohl an keinem Punkte unserer Erde der Rauch über einer Stadt. Dorthin reist sicherlich niemand zum Vergnügen,



St. Gowan's Kap (Wales).

und glücklich derjenige, welcher in dem ruhelosen Treiben der Werkstätten, inmitten der schmutzigen, winkligen, von Wasserstreifen durchzogenen Altstadt, bei dem Tosen, Schnarren und Pfeifen der Räder oder dem erschüttern-



Der Stockghyl Fall (Seedistrikt).

den Donner der Dampfhämmer eine rosige Stimmung bewahrt, dem der Nebelpanzer sich nicht erdrückend ums Herz legt oder den er nicht dem nationalen „Spleen" in die Arme treibt. Sheffields Messer wurden schon im 14. Jahrhundert von Chaucer erwähnt; auch heute noch bilden die Messerschmiede die bedeutendste Zunft der Stadt. Daneben werden Scheren, Stahlfedern, Feilen, Sägen und Waffen aller Art hier gefertigt, meist als Hausarbeit mit vielfältiger Teilung der zur Herstellung eines Gegenstandes erforderlichen Arbeitsleistung. Die Riesenwerkstätten der Atlas-, der Cyclops-, der Norfolk-Works u. a. erzeugen Stahlkanonen, Panzerplatten, Dampfmaschinen und ähnliche Großware. In dem alten Manor Castle saß Maria Stuart zwölf Jahre gefangen; den Nachkommen des ausgestorbenen Grafengeschlechts der Shrewsbury gehört großenteils der Grund und Boden, auf welchem Sheffield mit seinen fast 300000 Einwohnern steht. Die bessern Stände wohnen natürlich im Umkreise der lärmenden Fabrikstadt, und selbst in der kahlen, nebligen Landschaft von Mittelengland hat das Geld Wunder der Gartenkunst geschaffen: pleasure-grounds zu Fußpromenaden und Spielen im Freien, weite Parks mit herrlichem Rasen, malerischen Baumgruppen, künstlichen

Wasserfällen, stilvollen Villen und Schlössern, sowohl für den reichbegüterten Adel als für die Großindustriellen, welche beide Klassen einander hier oft räumlich nahe treten, ohne sich jemals gesellschaftlich zu vermischen.

Daß das mittlere England nicht ausschließlich aus rauchgeschwärzten Fabrikstädten oder einförmigen, von Kanälen und Schienenwegen durchkreuzten Flachlandschaften besteht, sondern daß auch lieblich gelegene, stille Landstädte mit weit zurückreichenden Erinnerungen demjenigen Wanderer begegnen, welcher nicht nur „in Geschäften" reist und im Expreßzuge von London nach Liverpool oder Glasgow fliegt, zeigt das uralte Chester, das einstige Standquartier der siegreichen Valerianischen Legion. Auf der aus roten Sandsteinquadern aufgeführten Ringmauer kann man um die ganze Stadt spazieren; fürwahr, selbst hier im hohen Norden haben die Römer, wie überall, gleichsam für die Ewigkeit gebaut! Das viel jüngere Schloß Wilhelms des Eroberers hat längst modernen öffentlichen Bauten weichen müssen, und auch für die malerischen Holzhäuser in der Stadt selbst mit ihren kleinen Fenstern, wie sie vor Jahrhunderten Mode waren, ihren Giebeln und „Lauben", ihrem schnörkligen Schnitzwerk an Simsen und Balkenköpfen ist vielleicht bald die Zeit gekommen, wo sie durch Steinkasernen werden ersetzt werden. Chesters Hauptartikel ist sein weltbekannter Käse; die üppiggrünen Weideplätze in der Dee-Niederung erfrischen das Auge nach dem Einerlei von dicker Luft und trübem Himmel im Umkreise der nahen Industriestädte.

Die Steinkohlen führen besonders in England mit Recht den Beinamen „schwarze Diamanten"; ihr Wert für die materielle Kulturentwicklung ist ein unberechenbarer. Vor etwa 500 Jahren wurden sie als Brennmaterial „entdeckt": schon 1316 belästigte der Rauch die Bürger von London so sehr, daß eine königliche Verordnung den Gebrauch dieser „pestilenzialischen Substanz" untersagte. Trotzdem mehrten sich die Kohlenladungen von Newcastle nach London; 1884 wurden auf den britischen Inseln alljährlich 3200000000 Centner Kohlen im Werte von 870 Mill. Mark gewonnen, d. h. genau doppelt so viel als 1860 und etwa dreimal so viel als in Deutschland. Übrigens besitzen die Vereinigten Staaten Nordamerikas ein vierzigmal größeres Kohlenlager als Großbritannien, jedoch sind sie letzterem zunächst an Kohlenverbrauch noch weit unterlegen. Die Steinkohlenlager der europäischen Festlandsstaaten sind so wenig den Bedürfnissen der modernen Industrie und des Verkehrswesens genügend, daß die meisten Länder Europas auf Englands und Deutschlands Kohlenausfuhr angewiesen sind; allerdings gingen von den 450 Millionen Centner, welche Großbritannien 1884 exportierte, 45 Millionen auch nach deutschen Hafenplätzen.

Die Hauptkohlenstädte Großbritanniens sind Newcastle, Sunderland und Hartlepool, alle drei an der Ostküste gelegen. Weitaus die älteste und volkreichste ist Newcastle. Vor tausend Jahren hieß der Platz seiner zahlreichen Klöster wegen Monkcester; die zur Normannenzeit angelegten Befestigungen verliehen ihm seinen jetzigen Namen. Trotzdem die Stadt 12 km weit flußaufwärts von der Mündung des Tyne liegt, ist ihr Seehandel bedeutend, denn nicht allein Kohlen, sondern auch Erzeugnisse der Eisenindustrie werden hier in großen Massen verladen. Mit Gateshead, am rechten Ufer des Tyne, ist Newcastle durch eine mächtige Eisenbahnbrücke verbunden, deren Fahrbahn sich 35 m über dem Flußspiegel erhebt; Robert Stephenson, der verdienstvolle Sohn des Begründers der Dampffahrten, führte den kühnen Bau 1849 aus. So dicht bevölkert sind die beiden Städte und die in unmittelbarer Verbindung mit ihnen stehenden Hafenorte an der Tynemündung, daß fast eine halbe Million Menschen auf diesem rauchgeschwärzten Fleck Erde zusammengedrängt ist; viele Tausende derselben sind allerdings Tag und Nacht tief unter der Erde beschäftigt, um die „schwarzen Diamanten" zu gewinnen.

Auch Sunderland ist ein wichtiger Ausfuhrhafen, namentlich für Kohlen; seine Kettenbrücke schwingt sich so hoch über den Wear, daß die Schiffe mit vollen Segeln unter ihr wegfahren. Gerade wie Newcastle, Edinburg und andere englische Großstädte, zerfällt es in eine schmutzige, enggebaute Unterstadt und ein neueres, von den wohlhabenden Klassen bewohntes Oberviertel. Hartlepool, insbesondere das benachbarte West-Hartlepool, ist eine mit amerikanischer Schnelligkeit emporgeblühte Hafenstadt. Erst 1847 wurden ihre Docks in die Dolomitfelsen der Küste gehauen, die Schienenwege bis an die Ankerplätze der Seeschiffe geführt, so daß die mit Kohlen beladenen Waggons aus dem Teethal direkt in den Schiffsraum umgekippt werden konnten, Dampfkräne zum Löschen der Einfuhrartikel aufgestellt, Lagerplätze für Bauholz und große Warenhäuser errichtet ꝛc. Heute ist West-Hartlepool, trotzdem noch kein deutsches Konversations-Lexikon den Ort kennt, eine schön gebaute, reiche Handelsstadt von mehr als 30000 Einwohnern, während das ältere Hartlepool in Ermangelung eines geräumigen Hafens weit zurückgeblieben ist. Von den sonstigen Häfen an Englands Ostküste ist der bedeutendste Hull. Die Stadt steht in lebhaftem Handelsverkehr mit den niederländischen, deutschen und skandinavischen Plätzen, rüstet alljährlich Schiffe für den Walfischfang aus und exportiert nach Osten und Norden die Erzeugnisse der nicht zu fernen Industriecentren des mittleren England.

Nach diesem Überblick über die gewerbthätigen Großstädte des Königreichs richten wir unsere Schritte zu einer Stätte, auf welche das Britenvolk nicht weniger stolz ist als auf seine reichen, weltbekannten Fabrik- und Handelsplätze. Es giebt keinen Namen auf der Insel, weder den eines Königs, noch den eines Feldherrn, Gesetzgebers, Künstlers oder Erfinders, welcher gleich volkstümlich, gleich hochberühmt ist wie der Name William Shakespeare. Er allein genügt, um neben das materialistische Element des meerumspülten Albion eine ganze Welt erhabener Empfindungen zu setzen: dem Getriebe des Werktaglebens, der Jagd nach dem Mammon hat er Millionen zeitweise entrückt und sie alle Höhen und

Tiefen des Menschentums durchmessen lassen. Die Landschaft wie die Geschichte Englands hat sein Geist durchwebt; vermöchte man seine Werke und ihren nun bald dreihundertjährigen Einfluß mit einem Striche wegzuwischen, es würde eine gewaltige Lücke in der Entwicklung des Geistes- und Herzenslebens der Menschheit vorhanden sein, und namentlich England würde manche der idealen Regungen missen, an denen der Charakter seines Volkes ohnehin nicht reich ist.

Shakespeares ganze Persönlichkeit ist durch viele feine Fäden mit der Scholle verknüpft, auf welcher er geboren wurde (1564), zeitweise lebte und starb (1616). Das kleine Stratford am Avon war bis in die Neuzeit das wahre Muster eines abseits gelegenen, bescheidenen Städtchens. Die Landschaft ringsum atmete Frieden und Behaglichkeit: die Wiesengründe und Kornfelder waren mit grünen Hecken und vollkronigen Baumgruppen durchsetzt, in der Stadt selbst wohnten die reicheren Ackerbürger in stattlichen Giebelhäusern, wie deren einige noch heute vorhanden sind. Shakespeares Vaterhaus, neuerdings sorgfältig restauriert, liegt in der Henleystraße; in dem niedrigen Eckzimmerchen des oberen Stockwerks kam Englands größter Sohn zur Welt. Ungefähr alles, was an äußerlichen Erinnerungszeichen aus seinem Leben auf unsere Tage gekommen ist, befindet sich teils in dem Geburtshause des Dichters, teils in dem ganz neuen Bibliotheks- und Museumsgebäude der Shakespeare-Memorial-Association; London und das übrige England besitzen kein einziges wertvolles „Andenken" an den großen Dramatiker. Seine Gebeine ruhen unter den Steinplatten des Chors der heimatlichen Pfarrkirche; zufolge des ausdrücklichen Wunsches des Entschlafenen hat man nicht „seinen Staub im Grabe aufgestört", und im „Dichterwinkel" der Londoner Westminster-Abtei ist „der süße Schwan vom Avon", wie Ben Jonson seinen Freund nannte, nur durch eine Bildsäule vertreten.

Trotzdem Stratford auf halbem Wege zwischen London und Liverpool liegt, also mitten in dem regen Verkehr, welchen Birmingham in nächster Nähe hervorruft, ist es doch gleichzeitig umgeben von der ganzen Romantik der süd- und mittelenglischen Landschaft. Das Grün der Hecken, welche die Äcker umschließen, die Schaf- und Rindviehherden, der samtweiche Rasen in den Parks der Herrenhöfe, die prächtigen Buchen, Ulmen, Linden und Eichen, welche meist weit genug von einander abstehen, um sich nach allen Seiten frei entwickeln zu können, so daß jeder Baum für sich wirkt, die Segelböte oder die kleinen Schraubendampfer auf den Kanälen, besonders jedoch die zahlreichen Schlösser aus alter und neuer Zeit, die „baronialen Hallen" mit ihren Tierforsten und trutzigen Normannentürmen verleihen dem englischen Binnenlande einen wechselvollen, anmutigen und sogar malerischen Charakter; allerdings darf der Nebelhimmel nicht allzu schwer herabhängen oder gar ein eintöniger Landregen alle Linien und Farben des Bildes mit seinem melancholischen Grau verwischen.

Von den mittelalterlichen Burgen Britanniens ist keine großartiger als Schloß Warwick: breit, hoch, auf viele Strebepfeiler gestützt, mit Erkern, Zinnen und mächtigen Türmen geziert, ragt die Burg des „letzten der Barone" hoch über das Avonthal empor. Ein halbes Jahrtausend lang hat man an dem Schlosse gebaut; noch heute wohnen dort die Nachkommen des einst mächtigsten Vasallen der englischen Krone, des „Königsmachers", des stolzen Schöpfers und Vernichters von Fürstenthronen, welchem Shakespeare in der Todesstunde (1471) die Worte in den Mund legte:

„Die Falten meiner Stirn, jetzt voller Blut,
„Sind Königsgrüften oft verglichen worden:
„Denn welches Königs Grab konnt' ich nicht graben?
„Wer lächelte, wenn Warwick finster sah?"

Viele der folgenreichsten Vorgänge in der Geschichte Englands sind mit dem Schlosse Warwick verknüpft. Alle Minstrels feierten einst die Thaten des hünenhaften Kriegshelden, nach dessen Tode sich die trotzigen Barone in höfische Lords verwandelten. Auch der berüchtigte Richard III. und der gleißnerische Herzog Clarence weilten als Schwiegersöhne Warwicks in dem Schlosse, ebenso der Verehrer der Königin Elisabeth, der glänzende Robert Dudley, Graf von Leicester. Die Majestät der Geschichte und der Zauber der Romantik verleihen dem Riesenschlosse inmitten seines alten Waldparkes einen um so größeren Reiz, wenn man aus dem nahen Stratford hierher kommt. Ist Shakespeare der Typus des englischen Geisteshelden, so verkörpert die Reckenfigur Warwicks den ritterlichen Nationalheros des Britenvolkes: gerade dies Doppelbild der geistigen Kraft und der weltlichen Machtfülle drängt uns die Überzeugung auf, daß England nicht nur in Baumwolle, Kohlen und Eisenwaren den Weltmarkt zu beherrschen, auch nicht ausschließlich zur See zu gebieten verstand, sondern daß es auch Dichter und Helden hervorgebracht hat, welche kühn mit den gefeiertsten Persönlichkeiten anderer Länder in die Schranken treten dürfen.

Ein Spaziergang von zwei Stunden führt von Warwick zu einem andern sagenumwebten Schlosse. Zwar ist Kenilworth heute nur noch eine Ruine, in deren zerbrochenen Mauerpfeilern hundertjähriger Epheu wurzelt, während durch die Spitzbogen der hohen gotischen Fenster der Mond hereinschimmert (s. Seite 340). Aber mit dem Erscheinen von Walter Scotts „Kenilworth" (1821) belebten sich die verfallenen Hallen und Höfe aufs neue mit den Gestalten der Jungfräulichen Königin, ihres schönen, prunkliebenden Günstlings und der Hunderte von Rittern, der Tausende von Reisigen und jubelnden Unterthanen, welche alle hier im Sommer 1575 sich an Gastmählern und Bärenhetzen, an Festspielen und Feuerwerken ergötzten. Schon war Elisabeth, die sich sonst rühmte, „kein Jota ihrer Herrschermacht für das ganze Alphabet Amors und Hymens hinzugeben", auf dem Punkte angelangt, den ritterlichen Grafen zu sich auf den Thron zu erheben, als das Dazwischentreten der unglücklichen Amy Robsart alle Zukunftspläne Leicesters mit einem Schlage vernichtete und damit auch der Herrlich-



Ein Galatag in Hampton Court.

keit von Kenilworth ein Ende machte. Die silberdurchwirkten Tapeten von Arras, das vergoldete Schnitzwerk an Decken und Thüren, die eichenen Möbel, die venetianischen Spiegel, das blanke Getäfel der Wände und



Die Eiche Wilhelms des Eroberers im Park zu Windsor.

Fußböden: alles fiel der Zerstörung durch die Zeit, durch Wind und Wetter und durch Cromwells Puritaner anheim; selbst der Park mit seinem künstlichen, einst krystallklaren See verwilderte derart, daß heute nur dickwollige

Schafe am Fuße der zerbröckelnden Mauern und Türme eine kümmerliche Weide finden.

Zur Erhöhung des Interesses, welches die Engländer und mit ihnen die wohlunterrichteten Reisenden an den Normannenburgen und den Schlössern aus der Tudorzeit haben, trägt wesentlich der stete Zusammenhang zwischen dem Bauwerk selbst und der Zeitgeschichte bei. Zu der Festigkeit gesellte sich während der Blüte der Lehnsherrschaft ein solider Prunk. Im Gegensatz zu manchen aufgeputzten Großbauten der Gegenwart stellten die britischen Adelsfamilien Schlösser her, welche als Stammsitze für viele Generationen berechnet waren; hinter den festen Mauern fand man Schutz in Kriegsstürmen, in den hohen Hallen feierte man glänzende Feste; die Gärten und Parks schlossen in weitem Bogen das Herrenhaus von der Berührung mit der Außenwelt ab. Neben diesen Stammschlössern des Adels machten sich im Binnenlande außer den Abteien und Kirchenbauten übrigens später, als der Ritterstand mehr in den Hintergrund trat, auch viele behäbige Meierhöfe als charakteristisch für die englische Landschaft geltend.

Besonders reich an derartigen mittelalterlichen Schloßbauten sind die südlichen Grafschaften, insbesondere das ackerbauende Kent. Unter den Hunderten von Adelsburgen ist Schloß Hever als die Heimat der vielgenannten Schönheit Anna Boleyn erwähnenswert. In dem alten Kastell verlebte sie fröhliche Kinderjahre, bis sie nach damaligem Brauch an Frankreichs Königshof zur Erlernung feiner Sitten geschickt wurde. Als vollerblühte Jungfrau nach Hever zurückgekehrt, ward sie von Freiern umschwärmt; alle traten hinter dem heiratslustigen Könige Heinrich VIII. zurück, welcher erst verstohlen von London zu der Geliebten eilte, sie dann als Edelfräulein an den Hof zog und endlich unter ungeheurem Prunk zu seiner Königin machte. Kaum drei Jahre währte das Liebesglück, dann fiel Anna Boleyns Haupt unter dem Henkerbeil. Ihre Tochter, „das Kleinod“ Elisabeth, hat als größte Herrscherin Englands den Namen der unglücklichen Mutter und des alten Schlosses in Kent auf die fernste Nachwelt gebracht.

Auch Schloß Penshurst liegt in Kent; sein genius loci ist Sir Philip Sidney, einer der hochherzigsten und tapfersten Engländer, geliebt von den Frauen, bewundert von den Männern. Bei den Zeitgenossen galt er als „der Anwalt der Beredsamkeit, der Atem der Musen, die Honigbiene der köstlichsten Blüten von Witz und Kunst, die Quintessenz sittlicher und geistiger Vorzüge, der Arm Bellonas auf dem Schlachtfelde, die Zunge der Überredung im Rate, das ausgezeichnetste Vorbild in der Litteratur“ ꝛc. Die epheuübersponnenen Steinwände des Schlosses, die mächtigen Eichen und breitkronigen Buchen des Parkes reichen teilweise wohl noch in jene Elisabethanische Zeit zurück, als der empfindsame Jüngling hier im schwellenden Moose seine «Arcadia» und seine Sonette schrieb, für Anna Cecil schwärmte und die ins Rötliche spielende Haarlocke besang, welche ihm „von Ihrer Majestät eigenen schönen Händen überreicht“ worden war — dieselbe Locke, welche unberührt zwei Jahrhunderte lang zwischen den Blättern eines Sidney'schen Buches lag, das ein Zufall erst im vorigen Jahrhundert in der Schloßbibliothek auffinden und öffnen ließ.

Englands heutiger Adel ist weniger sentimental und zur Romantik geneigt. Sein Reichtum gestattet ihm, seine Residenzen auf dem Lande und in London mit Kunstschätzen und Luxusgegenständen anzufüllen, auf die Fuchsjagd zu reiten oder Sumpfvögel in den schottischen Mooren zu schießen, während die Damen mit Repräsentationspflichten, Briefschreiben, Lektüre und shopping einem vielbeschäftigten Müßiggange huldigen. Will es weder der Politik noch den gesellschaftlichen Anregungen der Season gelingen, die offizielle Langeweile daheim unter dem trüben Himmel zu verscheuchen oder Mylord vor dem Versenken in sein Inneres zu bewahren, d. h. gewöhnlich, ihn vor dem Spleen zu retten, dann ist eine Reise nach Süden, nach dem Orient oder mitunter auch um den Erdball das letzte Auskunftsmittel. Hiermit soll jedoch keineswegs über die englische Nobility als Ganzes der Stab gebrochen werden. Im Gegenteil: Englands Adel ist dadurch, daß er in seinen Titeln und Besitztümern durch vielhundertjährige Gesetze gesichert ist, ein verbindendes und schützendes Mittelglied zwischen Thron und Volk geworden, ein starker Hort der Verfassung und allzeit ebenso wohl eine Stütze der Herrscher wie ein Anwalt der verbrieften Freiheiten des letzten der britischen Unterthanen. Die bloßen Erträge aus dem Grundbesitz mancher Großen Englands beziffern sich nach Millionen: nach dem neuesten Financial Reform Almanac hat das höchste Jahreseinkommen aus unbeweglichem Eigentum der Herzog von Norfolk, nämlich etwa $5\frac{1}{2}$ Mill. Mark, während der zwanzigste in jener Liste reicher Grundbesitzer noch fast 2 Mill. Mark Grundrente zu verzehren hat. Alle jene Herren sind außerdem als Mitglieder des Oberhauses und meist auch als Kirchenpatrone, welche reichliche Pfründen zu vergeben haben, von großem Einfluß auf die Geschicke des Landes. Daß Englands hoher Adel ernsthaft und erfolgreich mitarbeitet an den Aufgaben des Staates, ist nicht das geringste Lob, welches ihm von jeher gespendet worden ist. In der Litteratur, der Rechts- und Staatswissenschaft, den kirchlichen Bestrebungen, der Wohlthätigkeitspflege, dem Heerwesen: überall findet man hochadlige Namen an der Spitze stehen; es darf deshalb auch nicht wunder nehmen, daß in keinem Lande der Welt das Volk mehr Ehrfurcht vor dem Großgrundbesitz hat, als dies in England selbst in unsern Tagen noch der Fall ist.

Über dem Adel steht das Königtum. Als Wilhelm der Eroberer vor 800 Jahren das Land teilte und die Schenkungen in das Doomsday-book, das große Grund- und Zinsbuch des Reiches, eintragen ließ, machte er sich selbst zum bedeutendsten Grundeigentümer, welchem u. a. 1442 Landgüter gehörten. Ein halbes Jahrtausend später ergänzte Heinrich VIII. den inzwischen verminderten Kronbesitz durch die Einziehung mehrerer hundert Klöster,

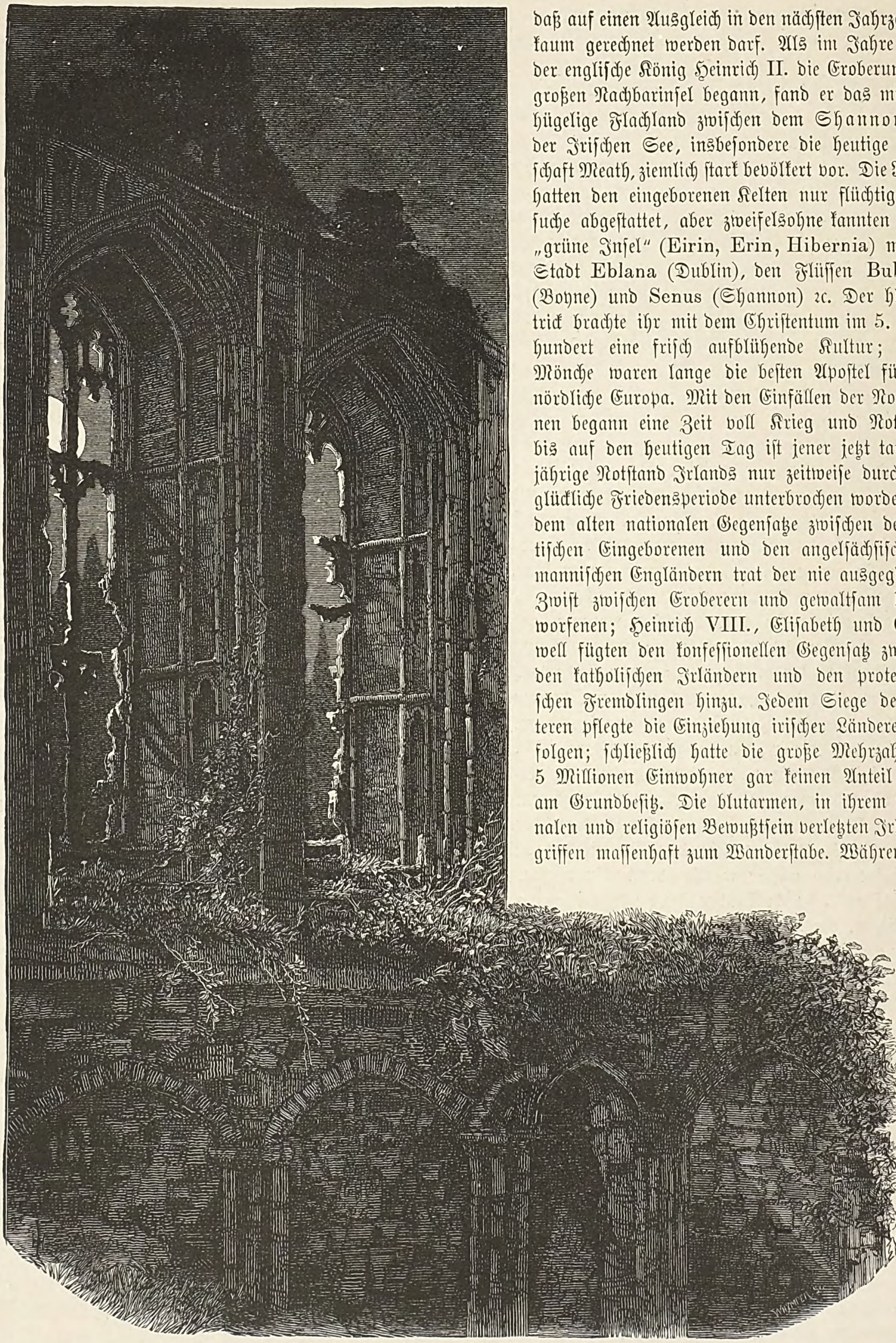
und noch heute erfreuen sich die Königin und die Mitglieder ihrer Familie eines verhältnismäßig hohen Einkommens.

Die Machtstellung des englischen Königtums äußert sich nicht allein in der fast patriarchalischen Volkssitte, daß bei unzähligen Gelegenheiten von hoch und niedrig das God save the Queen angestimmt wird, sondern auch in der Zahl und Größe der königlichen Schlösser. Weitaus das bedeutendste ist das Schloß von Windsor. An räumlicher Größe freilich wird es von dem Escorial und dem Vatikan, an Schönheit der Lage von manchem andern Herrschersitz übertroffen. Aber wichtiger für die Landesgeschichte und reicher an Erinnerungen an vergangene und gegenwärtige Herrschergeschlechter ist schwerlich irgend ein europäisches Residenzschloß. Schon vor dem Siege des Normannenherzogs soll der Sagenkönig Artus hier seine „Ritter von der Tafelrunde“ versammelt haben; Windsors geschichtliche Zeit beginnt jedoch erst mit Wilhelm dem Eroberer, welcher auf dem Hügel am rechten Themseufer, eine kleine Tagereise von London entfernt, eine Burg anlegte. Seine Nachfolger auf dem Throne Englands rissen entweder das Werk ihrer Vorgänger ein oder erweiterten den vorgefundenen Bau. Den mächtigen runden Turm, welcher jetzt als Kernstück des Gebäudekomplexes in der Mitte emporragt, gründete Eduard III. im 14. Jahrhundert; seinem Baumeister, dem Bischof Wykeham, ist in der Hauptsache wohl der großartige Plan des ganzen Schlosses zuzuschreiben, wie es erst in unserm Jahrhundert, besonders durch das Interesse und die reichen Geldmittel Georgs IV. und der Königin Viktoria, vollendet worden ist. Um Windsor gründlich würdigen zu können, genügt nicht ein vielstündiger Rundgang durch alle die Hallen, Gemächer, Kapellen und Prunksäle, welche das Vierseit des östlichen Burghofes (the upper ward) oder den unregelmäßigen Burghof westlich vom Runden Turme (the lower ward) umschließen. Auch nicht ein längeres Verweilen auf den berühmten Terrassen oder eine Umschau von einem der Türme über das grüne Blachfeld von zwölf Grafschaften oder endlich ein Spaziergang in dem „Garten der Königin“, in dem „Heimpark“ zwischen Schloß und Themse und in dem meilenweiten Park südlich vom Schlosse erklären den Zauber, welchen der Name Windsor auf das Herz jedes Engländers ausübt. Erst ein eingehendes Studium der britischen Königsgeschichte und fast noch mehr ein liebevolles Versenken in die Familienchronik der jetzigen Regentin lassen die volle Bedeutung des Schlosses erkennen. In der St. Georgs-Kapelle gehen seit Jahrhunderten die Feierlichkeiten der Ritter des Hosenbandordens vor sich. Nur ein kurzer Weg führt von dieser Stätte des Prunks zu der großen Königsgruft unter der Albert-Kapelle, welche letztere die Königin Viktoria dem vielbetrauerten Prinz-Gemahl zu Ehren herrlich schmückte. Die lange Reihe der „Staatszimmer“ ist angefüllt mit Meisterwerken von Malern und Bildhauern, sowie mit wertvollen Reliquien aus Englands Geschichte. In den „Privatgemächern der Königin“ hat die mächtige Herrscherin nunmehr bald ein halbes Jahrhundert alljährlich einige Monate in Freuden und Leiden verlebt. Hier wurden ihre Kinder geboren, hier wuchsen sie unter der sorgfältigen Pflege eines trefflichen Vaters, einer liebevollen Mutter heran; aus diesem königlichen Heim traten die Söhne in ein Leben voller Pflichten, die Töchter an den Traualtar. Man kann die Biographie des Prinzen Albert und die „Tagebuchblätter“ der Königin Viktoria stellenweise nicht ohne Rührung lesen. Als in Windsor zu Anfang des Jahres 1858 die Hochzeit des ritterlichen Kronprinzen von Preußen mit der Princess Royal soeben prunkvoll vollzogen war, schrieb die Brautmutter die bewegten Worte nieder: „Wie schön war es, sie (die Kronprinzessin) neben Fritz niederknien zu sehen, Hand in Hand! Mein teuerster Albert nahm sie bei der Hand und „gab sie hin“ — — Sie küßte ihre Großmutter und ich Fritz. Der Prinz und die Prinzessin von Preußen waren tief bewegt. Albert reichte ihnen die Hand. Ich küßte sie beide und schüttelte ihnen die Hände. Mein Herz war so voll!“ Gegenüber solchen Bekenntnissen der mächtigsten Regentin unsers Erdballs verblaßt der sonstige Schimmer von Schloß Windsor; selbst die Romantik seiner Wälder mit dem Virginia-Water, den Wildständen und den vielhundertjährigen historischen Baumriesen (s. Seite 337) spricht nicht so eindringlich zu den Herzen der Engländer als solche Blicke in das Heimleben ihrer Gracious Queen, der „ersten Lady“ des Landes.

Auch Hampton-Court ist ein königliches Schloß an der Themse, auf halbem Wege zwischen Windsor und London inmitten eines wohlgepflegten Parkes gelegen. Seine Vergangenheit reicht nur bis auf Heinrich VIII. und dessen prunkliebenden Kardinal Wolsey zurück; die Tudors, die Stuarts und Cromwell verlebten fröhliche Tage in dem roten Backsteinbau, insbesondere der galante Karl II., dessen „Schönheiten“, meist von Lely gemalt, noch heute unter den tausend Gemälden der endlosen Säle die größte Anziehung für das Londoner Sonntagspublikum bilden. Zwar hat sich Hampton heute gewissermaßen überlebt, denn anstatt gekrönter Häupter bewohnen nur Gäste des Hofes, Witwen verdienter Männer und einzelne Beamte das Schloß; auch fährt nicht mehr alljährlich der Lord-Mayor stromaufwärts nach Hampton im Galaruderboot (s. Seite 336), um sein Gebiet zu besichtigen und auf dem sammetweichen Rasen hinter dem Schlosse Feste zu feiern. Aber was St. Cloud und Versailles für die Pariser, das ist Hampton mit seiner Bildergalerie, seinem Bushey Park, seinem weltberühmten Weinstock, seinem Irrgarten und seinen Picknicks im Grünen immer noch für den Bewohner der nahen Weltstadt: das sprichwörtliche „Glückliches Hampton“ tritt gewiß manchem Londoner Kleinbürger über die Lippen, wenn er im Wochentagsgetriebe an den fröhlichen Sonntag draußen am Themseufer denkt.

Seltsam nehmen sich gegenüber diesen erquicklichen und bedeutsamen Verhältnissen auf dem Boden von „Alt-England“ die Zustände in Irland aus: die politischen, religiösen und socialen Gegensätze sind dort so weitklaffend,

daß auf einen Ausgleich in den nächsten Jahrzehnten kaum gerechnet werden darf. Als im Jahre 1171 der englische König Heinrich II. die Eroberung der großen Nachbarinsel begann, fand er das mittlere, hügelige Flachland zwischen dem Shannon und der Irischen See, insbesondere die heutige Grafschaft Meath, ziemlich stark bevölkert vor. Die Römer hatten den eingeborenen Kelten nur flüchtige Besuche abgestattet, aber zweifelsohne kannten sie die „grüne Insel" (Eirin, Erin, Hibernia) mit der Stadt Eblana (Dublin), den Flüssen Bubinda (Boyne) und Senus (Shannon) 2c. Der hl. Patrick brachte ihr mit dem Christentum im 5. Jahrhundert eine frisch aufblühende Kultur; irische Mönche waren lange die besten Apostel für das nördliche Europa. Mit den Einfällen der Normannen begann eine Zeit voll Krieg und Not, und bis auf den heutigen Tag ist jener jetzt tausendjährige Notstand Irlands nur zeitweise durch eine glückliche Friedensperiode unterbrochen worden. Zu dem alten nationalen Gegensatze zwischen den keltischen Eingeborenen und den angelsächsisch-normannischen Engländern trat der nie ausgeglichene Zwist zwischen Eroberern und gewaltsam Unterworfenen; Heinrich VIII., Elisabeth und Cromwell fügten den konfessionellen Gegensatz zwischen den katholischen Irländern und den protestantischen Fremdlingen hinzu. Jedem Siege der letzteren pflegte die Einziehung irischer Ländereien zu folgen; schließlich hatte die große Mehrzahl der 5 Millionen Einwohner gar keinen Anteil mehr am Grundbesitz. Die blutarmen, in ihrem nationalen und religiösen Bewußtsein verletzten Irländer griffen massenhaft zum Wanderstabe. Während der



Ruine von Schloß Kenilworth.

letzten 40 Jahre sind durchschnittlich alljährlich 100000 ausgewandert, so daß sich die Bevölkerung von Jahr zu Jahr verringert und der an sich fruchtbare, zu 3/4 bestellbare Boden der Insel immer deutlichere Spuren der

Vernachlässigung aufweist. In denselben Boden hatte Sir Walter Raleigh, dessen Haus in Yonghall noch heute steht, vor 300 Jahren die erste amerikanische Kartoffel gesteckt; auch den Tabak hatte er aus der neuen Welt mitgebracht. Was wären heute seine irischen Landsleute, was die übrigen Völker Europas ohne jene beiden Reisegeschenke? Unter den Auswanderern gehen die kräftigeren, bemittelteren Bewohner der Nordprovinzen, welche von Schotten und Angelsachsen abstammen, meist nach Amerika, arbeiten dort tüchtig und werden angesehene Leute; die aus Westen und Süden stammenden Iren, welche zu der sagenhaften milesischen oder zu der großen keltischen Rasse gehören, sind zwar lebhafteren Geistes, aber Paddy (mit dieser Abkürzung werden die vielfach Patrick getauften



Macgillicuddy-Felsen (Irland).

Iren scherz- und spottweise genannt) liebt den nationalen Whiskey, er hat trotz seiner teils drolligen, teils schwermütigen Volkslieder wenig oder nichts gelernt, neigt zum Aberglauben, zur Rachsucht und zum Leichtsinn: kurzum er bringt es sowohl in England als in Amerika selten weiter als bis zum Stiefelputzer oder zum Diener. Wer daheim bleiben muß auf der „Smaragdinsel", beteiligt sich an Geheimbünden aller Art, um versteckt und offen gegen die „Lords, welche drüben die Einkünfte der Insel verprassen", zu agitieren und alle Vermittlungsversuche englischer Staatsmänner zu vereiteln. Mr. Parnell und seine National-Liga trachten gleich den irischen Feniern in Amerika danach, Irland ganz von der britischen Herrschaft loszureißen, während die Homerulers es nur auf ein irisches Parlament und Ministerium abgesehen haben, im Gegensatz zu der Unionsakte von 1800. Die Pächter weigern sich, an die Grundbesitzer ihren Pachtzins abzuliefern; thun sie es, so werden sie „geboycottet", d. h. in eine so scharfe gesellschaftliche Acht gethan, daß keine Hand sich mehr für sie rührt, kein Kaufmann ihnen Waren verkauft, ja daß sie nur mit Lebensgefahr sich außerhalb ihres Pachtgutes dürfen blicken lassen. Trotz aller Reformvorschläge wird dem mächtigen Albion wohl nichts übrig bleiben, als die Irländer wieder zu Grundeigentümern zu machen. Freilich, auch damit würden Armut und Elend noch lange nicht beseitigt sein. In einem Lande, dessen Feuchtigkeit so groß ist, daß man mit Recht von dem „weinenden Himmel" Irlands spricht, wo der Torf nicht nur Kohlen und Brennholz ersetzen, sondern oft sogar zum Häuserbau dienen muß, wo heute nicht mehr halb so viel Weizenboden unter dem Pfluge steht als vor 30 Jahren, wo dagegen Unland, Sümpfe und Moore eher größer als kleiner werden: da würde es zur

Abhülfe dieser Mißstände des einmütigsten Zusammengehens englischer Kolonisten und Kapitalisten mit denselben Irländern bedürfen, welche sie seit Jahrhunderten geknechtet und ausgesogen haben, und die ihrerseits selbst vor dem Meuchelmord nicht zurückschrecken, nur um ihre Rache an dem Landesfeinde zu befriedigen.

Irland ist größtenteils, namentlich in seinem Mittellande, eine hügelige Tiefebene. Nur an den Ecken des schiefen Vierseits erhebt sich das Land zu Berggruppen, mitunter auch zu Randgebirgen; die höchste Erhebung findet sich in dem Südwestflügel, der Provinz Munster, wo die Macgillicuddy-Felsen eine Höhe von mehr als 1000 m erreichen (s. Seite 341). Gegen die schaurig schwarze Öde ihrer nackten Gipfel sticht gar anmutig das grüne Kleid ab, das sonst überall die Thäler, Hügel und Ebenen der Insel bedeckt und selbst im Winter stellenweise zufolge des immergrünen Unterholzes und des üppigen Epheus, der alte und neue Ruinen umspinnt, das milde oceanische Klima Irlands bezeugt. Von so südlicher Schönheit ist beispielsweise das Gestade des Unteren Sees, wohin von Killarney aus viele Wanderer ihren Sommerausflug machen, daß dort Sykomoren, Lorbeer- und Erdbeerbäume (Arbutus unedo) im Freien üppig fortkommen, und daß die smaragden schimmernden Inselchen jenes Sees, insbesondere das von Thomas Moore besungene Innisfallen, mit der Isola Bella im Lago Maggiore wohl dürfen verglichen werden. Die Flüsse, Ströme, Binnenseen und Meeresbuchten Irlands sind zahllos. Welch reger Handelsverkehr ließe sich auf diesem Wassernetz anbahnen! Aber die Ausfuhr des Innenlandes an Zucht- und Schlachtvieh, Speck, Leinwand, Branntwein ꝛc. erfordert leider noch keine außergewöhnlichen Betriebsanstrengungen; für dieselbe genügen die an der Küste gelegenen Hafenplätze im Verein mit den natürlichen Straßen, einem Schienennetz von etwa 4000 km Länge und drei großen Kanälen, von denen einer in Belfast und zwei in Dublin münden und diesen beiden Hauptstädten der Insel damit das Binnenland derselben erschließen.

Die Natur hat in Irland ebenso wie in anderen Ländern die Lage der Hauptstadt vorgezeichnet. Die fruchtbare Niederung in der Mitte erweitert sich bei Dublin; ebenso ist hier die einzige größere Hafenbucht der Ostküste, und daß nur an dieser, gegenüber den englischen Häfen und Fabrikbezirken von Glasgow bis Bristol, der Haupthandelsplatz entstehen konnte, liegt auf der Hand. Deshalb laufen seewärts von Dublin die meisten Schiffahrtslinien aus, während landwärts die Hauptschienen- und Wasserwege der Insel hier wie in dem Griff eines Fächers zusammentreffen. Auch die übrigen größeren Städte Irlands, Belfast, Londonderry, Galway, Limerick, Cork und Waterford, verdanken sämtlich ihre Bedeutung dem Seehandel: sie bilden einen Städtekranz um den Rand der Insel und sind alle ziemlich gleich weit von dem gemeinsamen Mittelpunkte Dublin entfernt. Schon früh erkannte man die Vorzüge der Lage Dublins: seit der Römerzeit faßten alle Kolonisten, Handelsleute und Eroberer zuerst hier festen Fuß; hier wurden die Volks- und Reichsversammlungen abgehalten; in den Ebenen von Meath fanden auch die Entscheidungsschlachten der irischen Geschichte statt, insbesondere am Flusse Boyne, welcher nördlich von Dublin ins Meer fließt. Ums Jahr 1700 zählte Dublin etwa viermal so viel Einwohner als das damalige Berlin: heute steht die Sache gerade umgekehrt! Nächst dem allgemeinen Notstande Irlands hat auch die Eifersucht der englischen Großhäfen dazu beigetragen, daß Dublin am Welthandel wenig Anteil nimmt und fast ganz auf den englisch-irischen Binnenverkehr beschränkt geblieben ist. Trotzdem ist Dublin eine prächtig gelegene Großstadt mit wahrhaft königlichen Staatsgebäuden, breiten, geradlinigen Straßen, quadergefaßten Quais und großen öffentlichen Plätzen. Der halbkreisförmige Boulevard, welcher die Oststadt von den Vororten trennt und sich 12 km lang ausdehnt, der weitläufige Phönixpark, das alte Residenzschloß des General-Gouverneurs der Insel, das von Elisabeth gegründete Trinity College, gleich ausgezeichnet als Bauwerk wie als wissenschaftliche Centralstelle, die protestantische St. Patricks-Kathedrale und die Sackville-Straße mit dem Denkmal Nelsons sind die Glanzpunkte der irischen Hauptstadt. Desto trostloser sieht es immer noch in einigen westlichen Stadtvierteln aus, wo Zehntausende armer Leute eng zusammengepfercht in feuchten, dunklen, baufälligen Häusern wohnen, umgeben von Schmutz und Elend in jeglicher Gestalt. Der Fremde, welcher sich hierher verirrt, unterschreibt willig die verzweifelten Worte des in Dublin geborenen Humoristen J. Swift: „Das Beste, was ich meinem Vaterlande wünschen könnte, wäre, daß es in stiller Mitternacht tief ins Meer versänke“, und fügt dann wohl den Wunsch des irischen Lieblingsdichters Thomas Moore hinzu, daß dem vielgeprüften Lande „aus glücklichen Thränen ein Regenbogen des Friedens erstehen möchte“.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Schottland. Washington Irving bezeichnet als die drei Grundelemente des englischen Charakters kaltblütige Beobachtungsgabe, unvergleichliche Selbständigkeit der Denkart und geduldige Ausdauer; britische Freiheit und britischer Handel wären ihre Folgen; weder Schotten noch Iren würden es darin haben so weit bringen können. Dies Urteil dürfte heute nur noch in beschränktem Maße auf die Schotten anwendbar sein; selbst der aufrichtigste Schotte würde es freilich überhaupt nicht unterschreiben, denn die Geschichte seines Vaterlandes ist eine gar ruhmreiche: oft hat es in den Kämpfen mit den Engländern die Oberhand behalten, wenn für beide Nationen die Insel zu eng schien; denn, um mit dem großen Dichter zu reden,

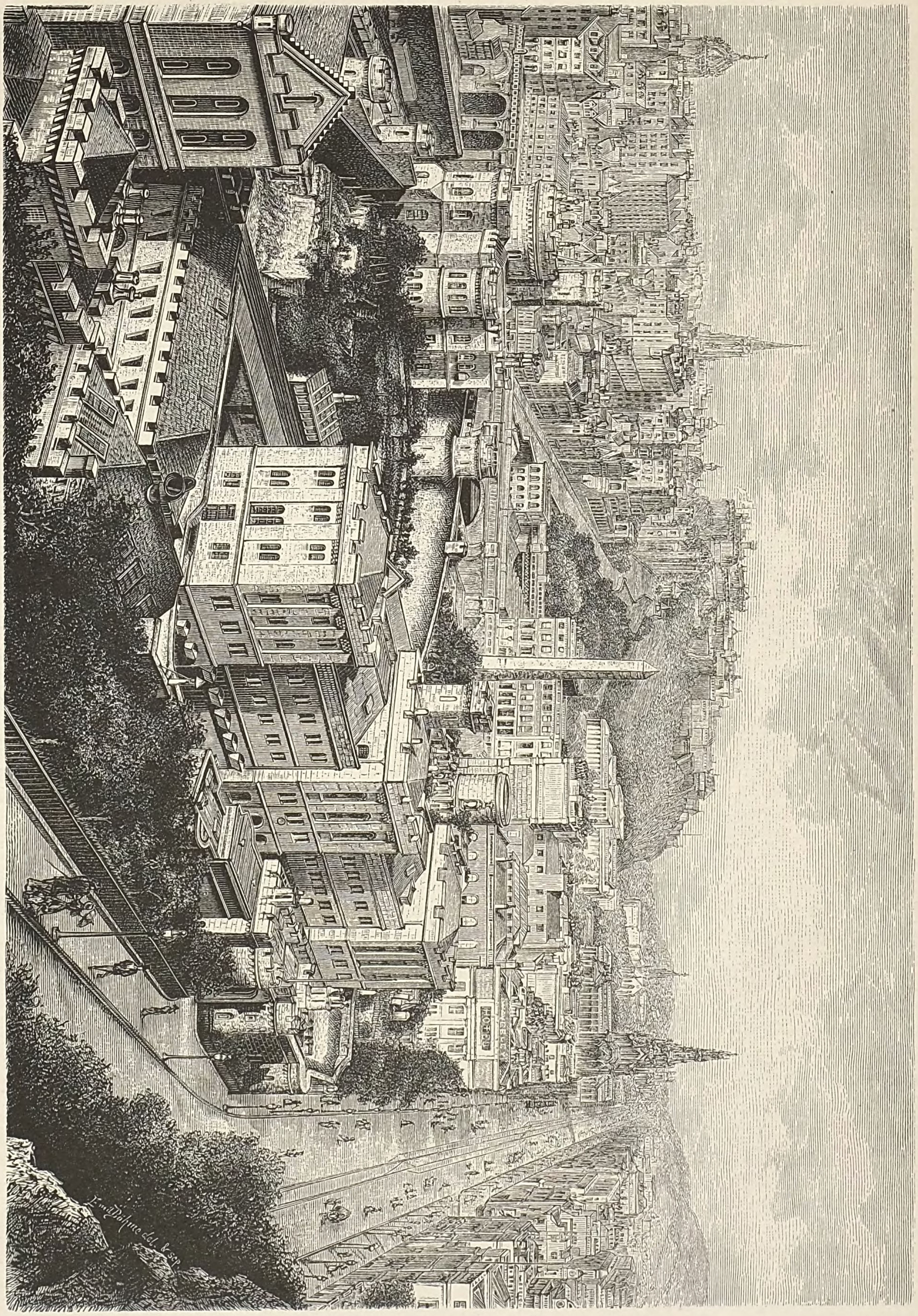
> …„Die Natur
> „Warf diese beiden feur'gen Völkerschaften
> „Auf dieses Brett im Ocean; ungleich
> „Verteilte sie's und hieß sie darum kämpfen“…

Sogar die Römer hatten den alten Gälen oder Kaledoniern ihre Freiheit belassen müssen: jenseits des

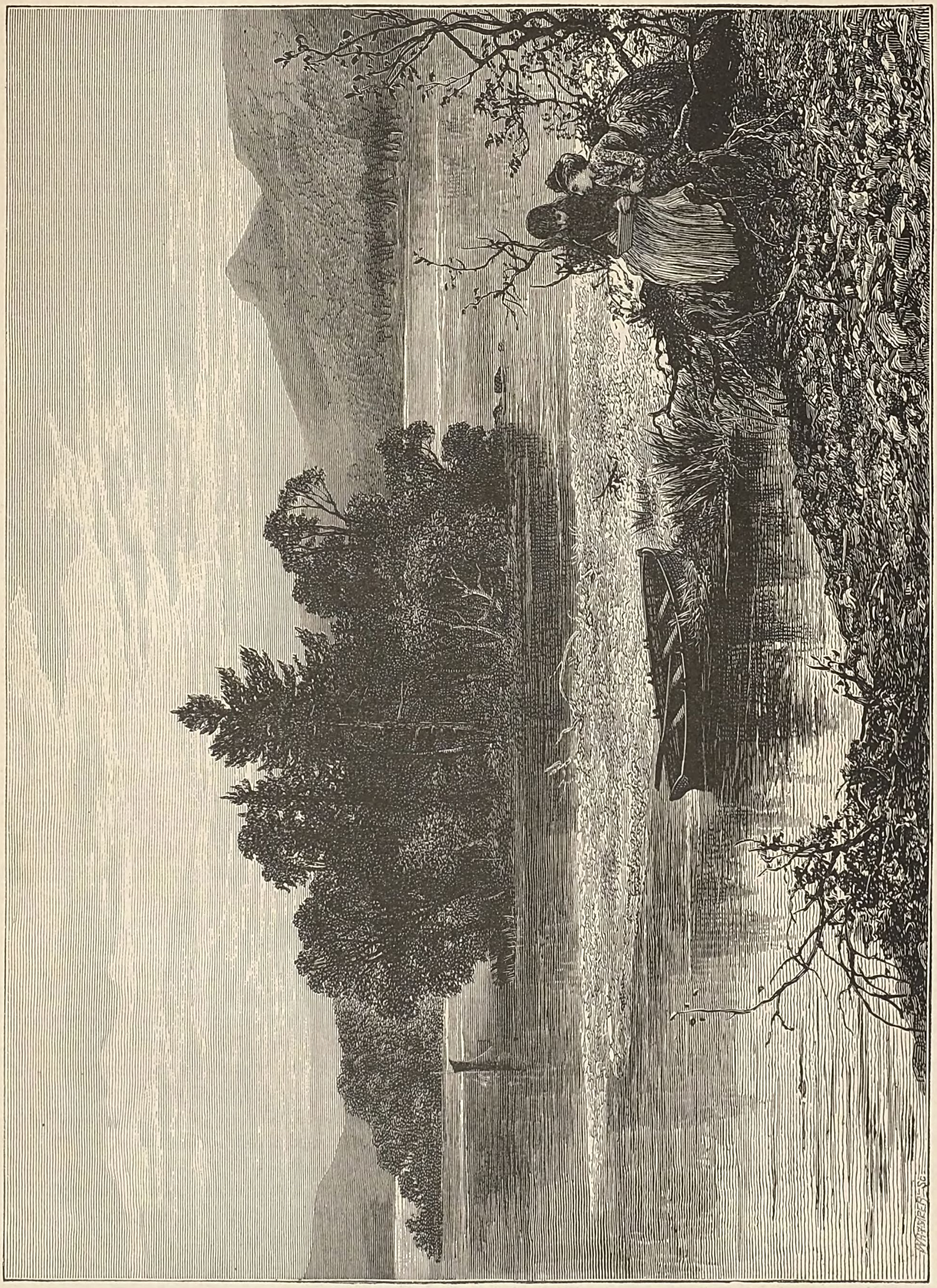
Clota (Clyde) und des Bodotria-Busens (Firth of Forth) haben sie nur vereinzelte Streifzüge bis an den Mons Grampius gemacht; Himmel, Berge und Menschen erschienen den Legionssoldaten dort gar zu wild und rauh; der einzige Agricola behauptete sich einige Jahre in jener Britannia barbara. Die keltischen Pikten, welche inzwischen aus Skandinavien herübergekommen waren und sich mit den Urbewohnern vermischt hatten, im Verein mit den aus Irland eingewanderten Skoten machten dann trotz der festen Piktenmauer häufige Einfälle in das römische Britannien. Aber Römer und Pikten wichen vor den angelsächsischen Eroberern zurück, erstere auf das Festland, letztere in die unwirtbaren Berge des Nordens. Im 9. Jahrhundert wurden die Stämme (Clans) zu einem Königreich Alban (später Scotia) verbunden; ihre Anführer (Thanes) wurden Vasallen des Herrschers. Einen Blick in jene Zeit läßt uns Shakespeares Macbeth thun: Zwistigkeiten im Innern wie nach außen füllen die Geschichte von Jahrhunderten aus. Die Heldenthaten des Robert Bruce im Kampfe gegen die Engländer bilden den Glanzpunkt der mittelalterlichen Geschichte Schottlands. Die Familie der Stuarts, die von 1370 ab den schottischen und später (1603—1714) auch den englischen Thron einnahm, lebt bis auf den heutigen Tag im Gedächtnis des Volkes zufolge der Schicksalsschläge, welche ihre Mitglieder trafen; namentlich die Persönlichkeit der Maria Stuart ist aufs engste verknüpft mit der religiösen, litterarischen und künstlerischen Entwicklungsgeschichte Schottlands. Das Land blieb auch nach dem Erlöschen der Stuarts mit England vereinigt. Anders als in Irland, war diese Vereinigung keine bloß äußerliche; trotz mancher nationaler Verschiedenheiten, trotz der in Schottland herrschenden Presbyterialkirche, der sprachlichen Unterschiede und der Erinnerung an manchen Akt englischer Gewaltthätigkeit ist der Verschmelzungsprozeß beider Völker ein immer innigerer geworden, so daß sie heute nur noch auf dem Gebiete der Volksbildung, des Handels und Gewerbfleißes im Wettkampf mit einander ringen, wobei die Schale oft zu Gunsten der ärmeren, aber tüchtigen, fleißigen und sparsamen Schotten sinkt.

Bezüglich seiner Bodenbeschaffenheit wird Schottland in Tief- und Hochland geteilt; ersteres liegt zwischen den vielverästelten Cheviotbergen im Süden und den Grampians in der Mitte des Landes, aber auch teilweise längs der Ostküste, namentlich an den Flußmündungen, während die Hochlande fast den ganzen nördlichen Abschnitt und den größeren, westlichen Teil des mittleren der drei Abschnitte ausfüllen, welche durch die Meeresbusen des Solway, Clyde, Lorn (Loch Linnhe), Moray und Forth gebildet werden.

Durch die schottischen Hochlande kann man nicht, wie durch Thüringen oder über die Alpenpässe, zu Fuß wandern: man würde wegen des Mangels an menschlichen Wohnungen oft in Gefahr kommen, zu verhungern oder dem kalten Sprühregen zu erliegen, ohne welchen eine Hochlandspartie kaum denkbar ist. Da nur zwei Zweiglinien der großen Bahnstrecke Edinburg—Perth—Inverneß—Thurso in die eigentlichen Hochlande eindringen, so legt man die „große Tour", welche am Loch Lomond beginnt und auf der Insel Skye oder auf den Orkneys endigt, teils zu Schiff teils in coaches zurück, in hochrädrigen, offenen, omnibusartigen Wagen, mit drei oder vier guten Pferden bespannt, welche immer in scharfem Trabe, bergauf sogar meist im Galopp gehen und alle paar Stunden gewechselt werden. Diese Beförderungsweise ist sowohl anstrengend des rauhen Klimas wegen als auch kostspielig. Billig ist überhaupt nichts in Schottland für den Fremden; deshalb reisen die praktischen Engländer zehnmal eher nach dem Kontinent als nach dem Lande der Moore, der Nebel und der hohen Gasthofsrechnungen. Als Endstation einer jeden Tagestour in den Hochlanden taucht regelmäßig, oft mitten in der Wildnis, ein mit allem erdenklichen Komfort ausgestattetes Hotel auf; da man nirgends anderswo ein gutes dinner und Nachtlager findet, so muß man, wohl oder übel, sich an der mit Silbergeschirr besetzten Tafel niederlassen, kann nach dem lukullischen Mahle im smoking (Rauchzimmer) über die Eindrücke des Tages plaudern, dann in einem breiten Bett schlafen, während der Sturm durch die Lärchengipfel der pleasure-grounds vor dem Hause pfeift, und frühzeitig am nächsten Morgen die Reise fortsetzen. Wird man beim Eintritt in die Hochlande, also etwa am Lomond- oder Katrine See (s. Seite 345) oder in Inverary, dem grauen, niedrigen Kastell mit vier runden Ecktürmen, dem Sitze der weitgebietenden Herzöge von Argyll, durch die ausgesuchte Pracht der Laubbäume, den sammetglatten Rasen, die üppigsten Farn- und Heidekräuter in Entzücken versetzt, so geht dies beim Höhersteigen allmählich in eine gedrückte, fast melancholische Stimmung über. Denn die graugrünen, baumlosen Bergwände sind allerorts mit Geröll und größeren Granitblöcken besäet, Wildwasser stürzen gurgelnd die Abhänge hinab, um die Gipfel und Kämme hängen schwere Wolken; kein freundliches Dorf, kein Kirchturm, nicht einmal eine Burgruine unterbricht die düstere Einförmigkeit dieses Landschaftsbildes. An den Kreuzungspunkten der im vorigen Jahrhundert zu militärischen Zwecken gebauten Fahrstraßen durch die Hochlande steht mitunter eine strohgedeckte Lehmhütte: ein Schäfer mit zottigen Hunden, eine Kuhherde und unzählige halbwilde Schafe beleben die weiten Moorgründe und die Abhänge der Berge. Die packendste Romantik zeigt sich in denjenigen Hochthälern, deren Felsen eng zusammenrücken, wie beispielsweise in dem wilden Thal von Glencoe. Nicht ohne Grund heißt hier ein klaffender Riß in unersteiglicher Höhe die „Ossianspalte". Wenn die Stürme und Regenschauer durch den öden Paß dahinfegen, wenn die Wasser wie Schleier von den nackten, dunklen Porphyrwänden herabwallen, und wenn der Wanderer dann sich das „Blutbad von Glencoe" vergegenwärtigt, durch welches in einer Februarnacht 1692 der hier versammelte Clan der Macdonalds von englischen Soldaten meuchlerisch niedergemacht wurde — noch heute sind spärliche Häusertrümmer sichtbar —, dann begreift man, daß das gälische Wort Glencoe so viel wie „Thal



Edinburg.



Der Silberstrand im Katrine See (Schottland).

des Weinens" bedeutet, daß Fingals Sohn Ossian hier in grauer Vorzeit geboren sein soll, daß mit den „feuchten Nebelsäulen" die Geister der Helden und der Sangesbarden sich hier heraufbeschwören lassen. Wie von einem Banne erlöst atmet man beim Anblick des ersten Grün, der ersten Menschenwohnung wieder auf, besonders wenn erst hinter den Schieferbrüchen von Ballachulish der Spiegel des Loch Leven hervorblinkt, überragt von den grünen Vorbergen des Ben Nevis, des höchsten Berges der britischen Inseln (1412 m).

In Ballachulish oder auch schon in dem Badeort Oban, der Eisenbahn-Endstation, dem modernen Sammelplatz aller Hochlandstouristen, besteigt man gewöhnlich den Dampfer zur Fahrt durch den Kaledonischen Kanal, die 100 km lange, halb künstliche, halb natürliche Wasserstraße zwischen Nordsee und Atlantischem Ocean. Die vielen Schleusen verlangsamen die Fahrt; nur stellenweise bietet ein Blick auf die waldigen Berge zur Seite und auf die kleinen Festungen am Ufer, besonders aber ein Aufstieg zu den von Robert Burns besungenen Foyers-Wasserfällen einige Abwechselung. Inverneß am Nordost-Ausfluß des Kanals ist eine saubere, aufblühende Stadt; hier trifft man mitunter noch auf die altschottische Tracht: buntgewürfeltes Plaid, Kilt (Schurz), Bonnet (Mütze) mit der nationalen Distel als Abzeichen, Purse (Leibtasche aus Dachsfell) und Waffengehänge; hier klingt an Markt- und Gerichtstagen, besonders jedoch an den „Hochlandsfesten" im September, die Bagpipe (Dudelsack) und die gälische Mundart; bei einem Gange durch die Straßen liest man auf den Schildern neben den echt schottischen Campbell, Fraser, Davidson und Fergusson die durch die Vorsilbe Mac (Sohn) bei Iren und Schotten vom Vatersnamen gebildeten Familiennamen Macdonald, Macgregor, Mackintosh, Mackenzie &c.

Auf halbem Wege zwischen Inverneß und Aberdeen, am oberen Dee inmitten eines weiten Hochwaldes, liegt Schloß Balmoral, die Herbstresidenz der Königin. Der Prinz-Gemahl entwarf eigenhändig (1848) die Pläne zu dem burgartigen Herrenhause. Hier ist alles schottisch: Möbel, Dienerschaft, Gärten, Muster-Landwirtschaft und Schloßstil. In dieser Zurückgezogenheit brachten Albert und Viktoria im Kreise ihrer Kinder glückliche Jahre zu: ländliche Vergnügungen, Hochlandsspiele, Jagden, Lachsstechen und Waldpartien ließen den Prinzen sich am Fuße der Grampians „ganz wie in seiner thüringischen Heimat" fühlen; sein Andenken wird hier besonders hoch in Ehren gehalten.

Schottlands volkreichste Stadt ist Glasgow. Zwar verfolgt es seine Geschichte zurück bis ins 6. Jahrhundert, aber zu Maria Stuarts Zeit zählte es erst 4500 Bewohner; aus 70000 Seelen im Jahre 1800 sind heute, abgesehen von den stark bevölkerten Vororten, 514000 geworden. Glasgow wetteifert mit Liverpool im Seehandel, mit Manchester in der Baumwollen-Industrie, mit Newcastle im Kohlenbergwerks-Betrieb; seine Schiffswerften, insbesondere für eiserne Fahrzeuge, sind die bedeutendsten der Welt: durchschnittlich werden auf den Werften am Clyde jährlich 200 größere Schiffe fertig gestellt. Auch die Türkischrot-Färberei und die chemische Industrie werden in Glasgow durch Fabriken ersten Ranges vertreten; zwei seiner Schornsteine übertreffen alle Kirchtürme Schottlands und Englands an Höhe, und nur ein im Herbst 1885 zu Mechernich (Regierungsbezirk Aachen) erbauter Schornstein von 134,6 m Höhe kann sich mit jenen Wahrzeichen der Glasgower Gewerbthätigkeit messen.

Die schottische Großstadt breitet sich zu drei Vierteln am rechten Ufer des mit prächtigen Quais eingefaßten Clyde aus. Unten am Flusse liegen die älteren, stark belebten Viertel, der Salzmarkt, Trongate, die Hochstraße u. a., in welchen an Schnapsläden und schmutzigen Gassen kein Mangel ist; die schnurgeraden, modernen Quartiere des Westens und Nordens ziehen sich einen sanft ansteigenden Hügel hinauf. Der von London oder Edinburg ankommende Fremde wird bei seinem Austritt aus dem Bahnhofsgebäude durch die gewaltigen Steinfronten und das weltstädtische Treiben auf Argyll-, George-, Buchanan-, Bathstraße &c. überrascht; selbst London macht nur an wenigen Stellen einen großartigeren Eindruck. Dennoch ist Glasgow keine interessante Stadt; das schnelle Wachstum hat seinem Charakter etwas Nüchternes aufgeprägt, und die Steinkohlenatmosphäre trägt auch nicht zu einem vorteilhaften Äußern bei. Der vielgerühmte George-Platz ist zwar von lauter Palästen eingefaßt, aber die sechs Bildsäulen auf demselben bestätigen die Wahrnehmung, daß der Schotte ebenso wenig wie der Engländer zum Bildhauer oder Künstler geboren ist: etwas Geschmackloseres als die steife Figur des Prinzen Albert oder Sir Walter Scott auf einer 25 m hohen dorischen Säule giebt es so leicht nicht wieder; auch die Königin zu Pferde (von Marochetti) fordert die Kritik heraus. Dagegen ist Glasgows Kathedrale der schönste Kirchenbau Schottlands, an welchem seit den Zeiten König Davids I. (1136) bis zur Reformation gebaut wurde; hoch ragt das ehrwürdige gotische Münster über die Oststadt empor. Seine hochgewölbte Krypta mit dem Schrein des heiligen Mungo und sein Gottesacker (Necropolis) haben im nördlichen Europa wohl kaum ihresgleichen. Als würdiges Gegenstück thront am andern Stadtende, mitten in dem großen Westend-Park, das gewaltige Universitätsgebäude, erst kürzlich ganz vollendet, mit einer Fassade von beinahe 200 m Länge und einem imposanten Mittelturm. Die Universität selbst wurde schon 1450 durch eine päpstliche Bulle bestätigt; Namen wie Melville, Knox, Cullen, Black, Adam Smith und besonders James Watt haben sie ehrenvoll in der ganzen Welt bekannt gemacht. Wie einst 1812 auf dem Clyde das erste, so laufen heute die schönsten Dampfschiffe Europas von der Glasgow-Brücke in alle Oceane; Palastdampfer wie diejenigen der Weltfirma Henderson Brothers erregen durch ihre Größe und ihre Einrichtung das Erstaunen jedes Binnenländers, und immer wieder wird er seine Schritte nach dem Quai von Broomielaw lenken, wo jene von den „Iron-Lords" gebauten, von den „Cotton-Lords" befrachteten Riesenschiffe anlegen.

Edinburg, die Hauptstadt Schottlands, wird von den meisten Reiseschriftstellern als ein modernes Athen geschildert, durch dessen Marmorbauten, dessen heitere Schönheit und unvergleichliche Lage alle andern Großstädte der Welt in den Schatten gestellt werden. Diese Überschwenglichkeit hat schon manche Enttäuschung verursacht; denn Edinburg überrascht weder durch einen weltstädtischen Glanz, wie London, Paris, ja selbst Berlin und Wien, noch darf der Blick von den Bastionen seines Schlosses sich messen mit dem Anblick von Venedig im Vollmondschein, mit dem Blick auf Florenz von Fiesole aus oder mit Genua im Morgenglanze, so effektvoll auch die dunklen Häusermassen der tiefgelegenen Altstadt gegen die schimmernde Fläche des Firth of Forth abstechen. Der Schloßhügel von Edinburg reizte schon Kaiser Hadrian zur Anlage einer Burg. Hierher brachten die Pikten in Kriegszeiten ihre Weiber in Sicherheit; Bruce belagerte das Kastell im 14. und Cromwell im 17. Jahrhundert; in einem kleinen Kämmerchen gebar Maria Stuart hier Jakob VI., welcher als König Jakob I. die Kronen von Schottland und England zuerst vereinigte, und noch heute werden hier in einem bombenfesten Raume die Kroninsignien des Königreichs aufbewahrt. Allerdings ist das Schloß allmählich bis zu einer Kaserne für ein Hochland-Regiment herabgesunken; Soldaten in buntkarrierten Hosen, roten Jacken und blauen Mützen mit buntgewürfeltem Besatz werden auf der „Esplanade" im Parademarsche gedrillt.

Dem malerisch auf hohem Felsblock thronenden Schlosse steht im Osten der Stadt der tiefgelegene Holyrood-Palast gegenüber. Aus Steinen und Bildern sprechen hier vergangene Jahrhunderte. Hier feierte die jugendschöne Schottenkönigin glänzende Feste, nachdem sie als achtzehnjährige Witwe des Königs Franz II. von Frankreich 1561 in ihre nordische Heimat zurückgekehrt war. Wie viele Erinnerungszeichen enthält nicht dieser Palast! An David Rizzio, den Sekretär und Bassisten der Königin, an die langnasige, rothaarige Elisabeth (denn so erscheint die Jungfräuliche Königin auf dem Bilde über Marias Bett), an die „vier Marien", die aus Frankreich mitgebrachten Gespielinnen der Maria, an Darnley, „den ansehnlichsten, bestgewachsenen Mann von großer Figur", an Bothwell, an König Karl I. und an viele andere frühere und spätere Herrscher wird man in dem noch heute bewohnbaren Schlosse erinnert, sei es auch nur in der Bildergalerie, wo die überlebensgroßen Portraits von hundert schottischen Fürsten in langer Reihe hängen, sämtlich von dem Flamänder De Witt in zwei Jahren „auf Bestellung" und trotz des Gesamthonorars von 240 Pfund Sterling meist nicht übel gemalt.

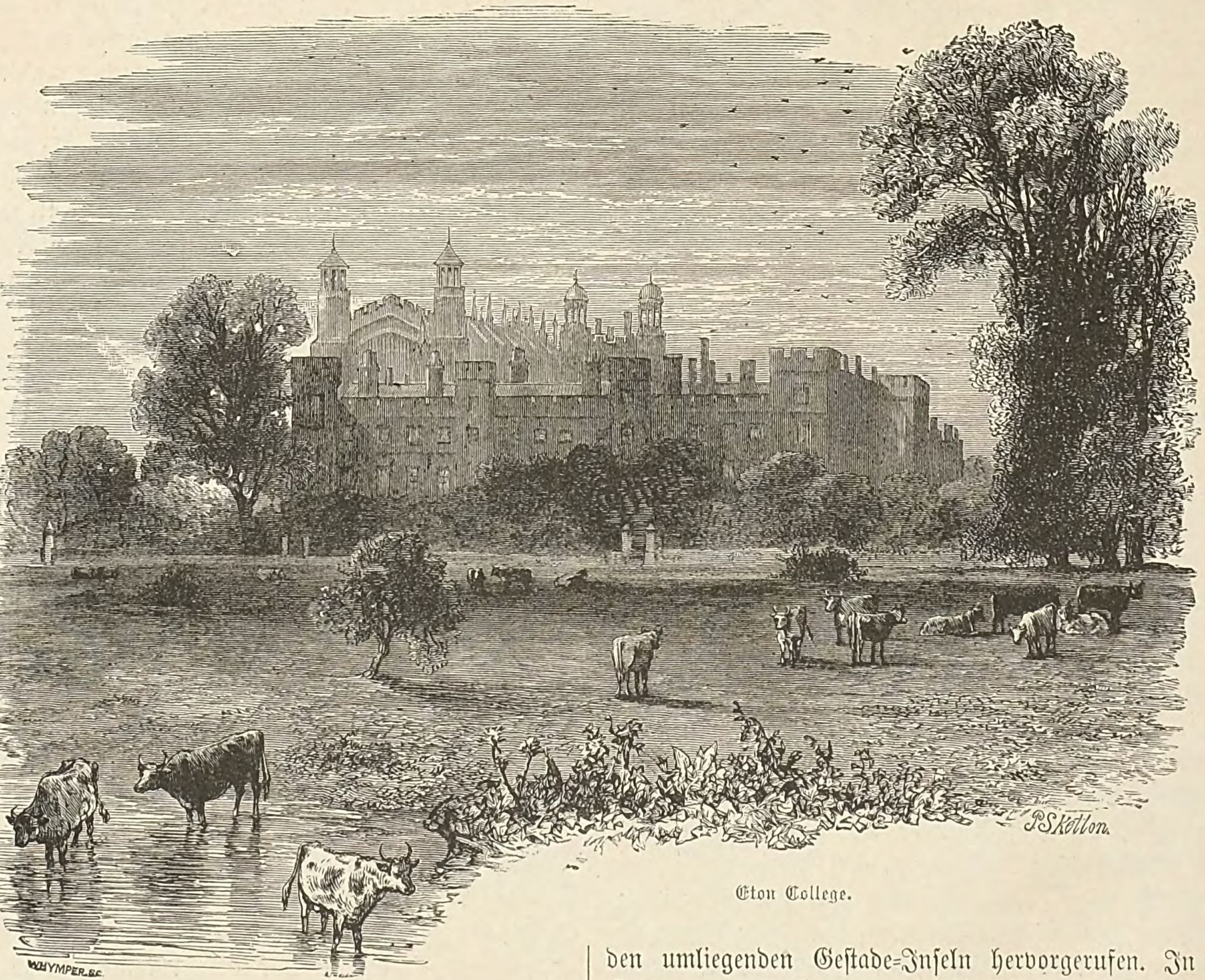
Vom Holyrood-Palaste quer durch die Altstadt laufen die Canongate und die Hochstraße. Aus dem Heim der Könige tritt man in wenigen Minuten mitten hinein in die lärmenden Viertel eines Großstadt-Proletariats. Frauen und Kinder treiben sich dort oft barfuß auf dem feuchten, schmutzigen Pflaster umher; Branntweinläden nehmen vielfach das Erdgeschoß der schwarzgrauen, hohen Häuser mit den kleinen Fensterscheiben und den ausgetretenen Steintreppen ein, welche teilweise noch von außen ins erste Stockwerk hinaufführen. Einige saubere, von Mäßigkeitsvereinen unterhaltene Theeläden nehmen sich wie Oasen in der Wüste aus: für 3 pence (25 Pfg.) erhält man in ihnen eine große Tasse heißen Thees mit einem Teller voll Backwerk — und dennoch sind diese Läden meist leer im Verhältnis zu den Public Whisky bars!

Ganz anders sieht es in der hochgelegenen Neustadt von Edinburg aus. Drei saubere, breite, moderne Straßenzüge laufen dort parallel von Osten nach Westen: Queen Street im Norden, die vornehme, mit Denkmälern geschmückte George Street in der Mitte, endlich Princes Street im Süden, am Rande eines mit Gartenanlagen geschmückten Thales. In diesen ruhig-vornehmen Vierteln können nur reiche Leute wohnen; die Fassaden der Häuser, die blitzblanken Spiegelscheiben, die metallenen Klopfer, die gestickten Tüllgardinen, die wohlgepflegten Schmuckplätze an den Kreuzungs- und Endpunkten der Straßen: alles zeugt von einer behaglichen, kostspieligen Ausstattung dieser Homes. Nur Princes Street trägt einen ganz besonderen Charakter. Es ist die Straße der Hotels, der eleganten Läden und des Walter Scott-Denkmals, die Straße, auf welcher die Eingeborenen und die Fremden flanieren, von welcher man über die grüne Thalsohle hinüberblickt zu den altersgrauen Häusermassen der Altstadt und dem Schlosse auf luftiger Höhe (vgl. die Abbildung S. 344).

Außer seiner schönen Lage rühmt sich Edinburg mit Recht seiner Bildungsanstalten. Nur einige Teile Deutschlands und Skandinaviens weisen statistisch einen höheren Grad von Volksbildung auf als Schottland, und wiederum gipfelt der Bildungsgrad des Königreichs fast ausschließlich in seiner alten Residenz. Volksschulen und Gymnasien stehen hier in hoher Blüte; die Universität zählt durchschnittlich 2000 Studenten, ihre medizinische Fakultät wird schwerlich von einer andern in Europa übertroffen. Die „Königliche Hochschule", das Fettes College, die „Advokaten-Bibliothek", die National-Galerie, das Antiquarische Museum sind in jeder Beziehung Musterinstitute. Der volkstümlichste Zögling der Hochschule ist Walter Scott geworden. Außer seinem stolzen Schlosse am Tweed, jener „Romanze von Stein und Mörtel", birgt das einfach-bürgerliche Haus Castle Street 39 die meisten Erinnerungen an den fruchtbaren Romantiker. Sein Denkmal an der Princes Street baut sich gotisch in Kirchturmshöhe auf. Die durchbrochenen Nischen sind mit symbolischen Darstellungen aus den Hauptwerken des Dichters geschmückt, dessen Marmorstatue den Mittelpunkt des reichgegliederten Bauwerks einnimmt. Eine Pferdebahn-Rundfahrt um die Stadt führt an Hunderten von Villen vorüber; jede wird nach englischer Sitte nur von einer Familie bewohnt, jede hat ihren Vorplatz, ihre Halle, ihr Gärtchen, mitunter ihren kleinen Park: Sauberkeit, Ruhe und Behaglichkeit sind das gemeinsame Kennzeichen aller dieser Landhäuser. Von breiten Ringstraßen und Boulevards, von Miets-

kasernen oder großen Staatsbauten ist in diesen Außenvierteln keine Rede, wohl aber läßt eine ungewöhnlich große Zahl von Kirchen und Kapellen auf ein reges religiöses Bedürfnis der Bewohner, vielleicht auch auf ein ausgedehntes Sektenwesen schließen. Was der Piräus für Athen, das ist die Hafenstadt Leith für Edinburg; beide Städte zusammen zählen fast 300 000 Einwohner.

Es entspricht dem Inselcharakter Britanniens, daß die begüterten Großstädter ihre Erholung gern am Meeresufer suchen, und da die Westküste der Insel, insbesondere Schottlands, ungleich begünstigter in klimatischer und landschaftlicher Hinsicht ist als die flache, einförmigere Ostküste, so sind die Buchten vom Kap Landsend bis hoch hinauf zu den Hebriden mit Seebädern, Landhäusern (welche trotz des bescheidenen Namens «Cottages» oft wahre Schlösser inmitten weiter Parkgründe sind) und kleinen Städtchen besetzt, in denen es vom Frühjahr bis zum Herbst von Großstädtern wimmelt. Längs der Küsten Schottlands werden die vor der Mündung des Clyde gelegenen Inseln mit Vorliebe als Sommerfrischen gewählt. Die ganze Insel Bute ist eigentlich, einschließlich der Festlandsufer an den Kyles of Bute, nur eine wenig unterbrochene Reihe von Landhäusern und Gärten. Hier vermischen sich Land und Meer zu einem oft lieblichen, mitunter auch romantischen Landschaftsbilde. Wo die Felsufer schroff und zerklüftet sind, da prangt wenigstens in der Höhe das Heidekraut in so üppiger Fülle, daß die Bergkuppen rosa schimmern und in der Mittagssonne des Hochsommers der Duft weithin über das Meer getragen wird. So mild ist das Seeklima dieses nordischen Gestades, daß in dem Park des jungen Marquis von Bute (dessen Jahreseinkünfte aus Grundbesitz sich, beiläufig gesagt, nach dem „Finanz-Almanach“ auf fast fünf Millionen Mark belaufen) die Rhododendren, Fuchsien, Kirschlorbeer- und Immergrün-Gesträuche im Freien überwintern, und daß die Bucht von Rothesay, der alten Hauptstadt von Bute, in Jahrzehnten nicht zufriert. Die reich entwickelte Kultur der Insel hat einen lebhaften Verkehr mit Glasgow, den Zwischenstationen dorthin und den umliegenden Gestade-Inseln hervorgerufen. In den Sommermonaten kann man täglich auf prächtigen Dampfern von Rothesay aus Seefahrten machen: die Insel Arran, den von unzähligen Seevögeln bewohnten Felsblock von Ailsa Craig und die große Halbinsel Cantyre kann man umfahren oder sich tief hinein ins Land begeben auf einem der schmalen Meeresarme, welche gleich den Fjorden Norwegens den Fuß des Hochgebirges umspülen.



Eton College.

Für den Naturforscher giebt es keinen interessanteren Ausflug als nach der Insel Staffa, während der Freund des nordischen Altertums auf Jona unvergeßliche Eindrücke in sich aufnimmt. Von Oban läuft an jedem Sommermorgen ein Dampfer aus, um auf einer Rundfahrt um die Insel Mull sowohl in Staffa wie in Jona

zu landen. Staffa gleicht aus der Entfernung einer hügeligen Wiese im Ocean, denn kein Haus, kein Baum ist sichtbar, nur einige Kühe weiden die kurze Grasnarbe ab; ihr Hirt, welcher im Frühjahr hier mit ihnen ausgesetzt und im Spätherbst wieder abgeholt wird, hört in stürmischen Zeiten mitunter eine Woche lang keinen



Die Linden-Allee des Trinity College zu Oxford.

Menschenlaut, da der Verkehr mit dem Festlande dann unterbrochen ist. Der grüne Anger würde längst von den Fluten hinweggespült sein, wenn er nicht auf Millionen von stahlharten Basaltsäulen stände. Fünf-, sechs- und mehreckig schießen sie dicht neben einander aus der Tiefe auf; keine gleicht vollkommen der andern an Höhe, Form,

Farbe und oberer Bruchfläche. Nach Süden öffnet sich gegen den Ocean die Fingalshöhle, eines der Wunderwerke des Weltenschöpfers. In ihren Raumverhältnissen darf man sie passend einem Kirchenschiff vergleichen, dessen Boden das bald leise atmende, bald stürmisch wogende Meer ist, lichtgrün und durchsichtig bis zum Grunde oder mit grauem Gischt gegen die schwarzen Pfeilerwände zur Seite aufschäumend. Mit einiger Vorsicht kann man auf den ungleich hohen Basaltköpfen zur Rechten bis in den Hintergrund der Wölbung klettern. Dort erst wirken die Farben von Luft, Wasser und Gestein, sowie das sich an den Wänden brechende Wogengeräusch zu einem überwältigenden Eindruck zusammen: das zarte, blendende Lichterspiel in der Blauen Grotte von Capri verblaßt vor der ernsten Majestät dieses nordischen Felsentempels.

Auch Jona ist nur eine kleine, öde Insel im Atlantischen Ocean. Von hier aus brachte vor 1300 Jahren der hl. Columba dem nordwestlichen Europa Christentum und Gesittung. Zu dem Kloster des Apostels wallfahrtete man aus weiter Ferne. Über dreihundert große keltische Erinnerungskreuze, meist kunstvoll aus granithartem Stein gemeißelt, erhoben sich einst um den Kirchhof. Sechzig Könige nordischer Reiche ruhten hier reihenweise unter erzenen Platten in Steingrüften: „der letzte der hier beerdigten Könige war Macbeth († um 1060)!“ fügt der Cicerone aus dem armen Fischerdörfchen bedeutungsvoll hinzu, nachdem er die wenigen noch vorhandenen Kreuze und Gräber gezeigt hat. Die roten Granitmauern der nahen, vielleicht niemals vollendeten „Kathedrale“ ragen massig und unverwittert empor, an ihnen sind die Stürme vieler Jahrhunderte machtlos vorübergebraust. Die alte gälische Weissagung, daß sieben Jahre vor dem Jüngsten Gericht eine Sündflut die britischen Inseln verschlingen und nur „Columbas glückliches Eiland“ verschont bleiben würde, ist längst verklungen: wo einst die Großen der Erde in Staub zerfielen, wo eine Leuchte der Wissenschaft und Frömmigkeit weithin über die nordische Welt, von der Ostsee bis nach Island, ihren Glanz ausstrahlte, da stürzen heute, wenn ein Schiff mit Fremden landet, ein paar Dutzend abgerissener Kinder aus den mit Heidekraut gedeckten Hütten des Dorfes hervor, um gegen eine Handvoll hübscher Muscheln oder bunter Steinchen einige Pence von den Ankömmlingen zu erhaschen.

Der Reichtum Großbritanniens an prächtigen mittelalterlichen Kathedralen fällt jedem Fremden auf, welcher von Dover bis Inverneß offenen Auges die Insel durchwandert. Nicht nur in den großen Städten, sondern fast mehr noch in abgelegenen Orten verkündigen die Ruinen von Abteien oder die wohl erhaltenen Kirchenbauten normannischer Werkleute den Gang der Kultur im Britenreiche. Die Kathedralen von Canterbury, York, Rochester, Durham, Salisbury, Bristol, Exeter, Gloucester, Bath, Hereford, Winchester, Lincoln und hundert anderen Plätzen haben den Ruf des englischen „Perpendikularstils“ über die ganze Welt verbreitet; die massigen, vierseitigen Flachtürme mit den reich ornamentierten Fassaden, den Strebepfeilern, Spitzbogen und Ecktürmchen stehen in charakteristischem Einklang mit der Landschaft von Alt-England und der werkthätigen Frömmigkeit seiner Bewohner.

Unter den Bildungsstätten des Königreichs nehmen drei durch ihr Alter, ihren Reichtum und ihre Bedeutung für Vergangenheit und Gegenwart eine hervorragende Stellung ein: es sind dies Eton College und die Universitäten von Oxford und Cambridge. Eton ist seiner Überlieferung nach weniger eine Lernschule, wie es unsere deutschen Lehranstalten in der Hauptsache sind, sondern ein Institut zur Erziehung von Gentlemen, zur Fortpflanzung englischer Denkart, welche Freiheit mit Ordnung, Selbständigkeit des Urteils mit Achtung vor der öffentlichen Meinung zu verbinden trachtet. Zu der eigentlichen Schulbildung tritt als gleichberechtigt die Ausbildung der Leibeskraft; der Knabe und Jüngling tummelt sich in Eton zu jeder Jahreszeit ebenso lange im Freien umher, als er auf der Schulbank hinter seinen Büchern sitzt. Alle Arten von Ballspiel, Cricket, Schwimmen, Fechten, Rudern, Wettrennen 2c. stehen auf dem Programm von Eton College, denn sein „System“ besteht seit 400 Jahren darin, „mannhafte Knaben zu bilden“; Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sollen allerdings auch nicht außer acht gelassen werden.

In den weitläufigen Backsteingebäuden, welche Windsor gegenüber am linken Themseufer liegen (s. Seite 348), wohnen die „Königsschüler“, d. h. diejenigen, welche aus den reichen Stiftungen des College erhalten werden; die weit zahlreicheren „Stadtschüler“ wohnen unter Aufsicht von Lehrern in der Stadt und besuchen nur die Unterrichtssäle und die Spielplätze der Anstalt. Die an sich stattlichen Bauten aus alter und neuer Zeit weisen des Malerischen nicht gar viel auf, es sei denn daß der breite Glockenturm zwischen den beiden großen Höfen oder die Kirche oder die Probstwohnung für Freunde altenglischer Baukunst ein besonderes Interesse bieten. Aber vor dem Geistesauge reihen sich in Eton die Bilder von großen Schülern vergangener Zeiten zu einem Stück Weltgeschichte zusammen. An Männer wie Francis Bacon, John Milton, die Könige Heinrich VI. und VII., die Lords Wellesley, Canning, Chatham und Wellington, an den mächtigen Minister C. J. Fox, an den gelehrten Porson, an die Dichter Gray und Moultrie wird man hier auf Schritt und Tritt erinnert. Ihr Vorbild soll die gegenwärtige Jugend zur Nacheiferung anfeuern, und unvergessen wird das Wort Wellingtons bleiben, welcher als Greis über die Spielplätze seiner Knabenjahre dahinschritt und zu seinen Begleitern äußerte: „Auf dieser Wiese ist der Sieg von Waterloo vorbereitet worden.“

Was Eton College für die Söhne der höheren Stände Englands angebahnt hat, das setzen Oxford und Cambridge fort. Oxford hat in vieler Beziehung nicht seinesgleichen in der Welt. Lehrende und Lernende stehen dort durch das Colleges-System in einer viel engeren Verbindung mit einander als Professoren und Studenten anderer Länder. Jedes der 25 Colleges (fünf derselben

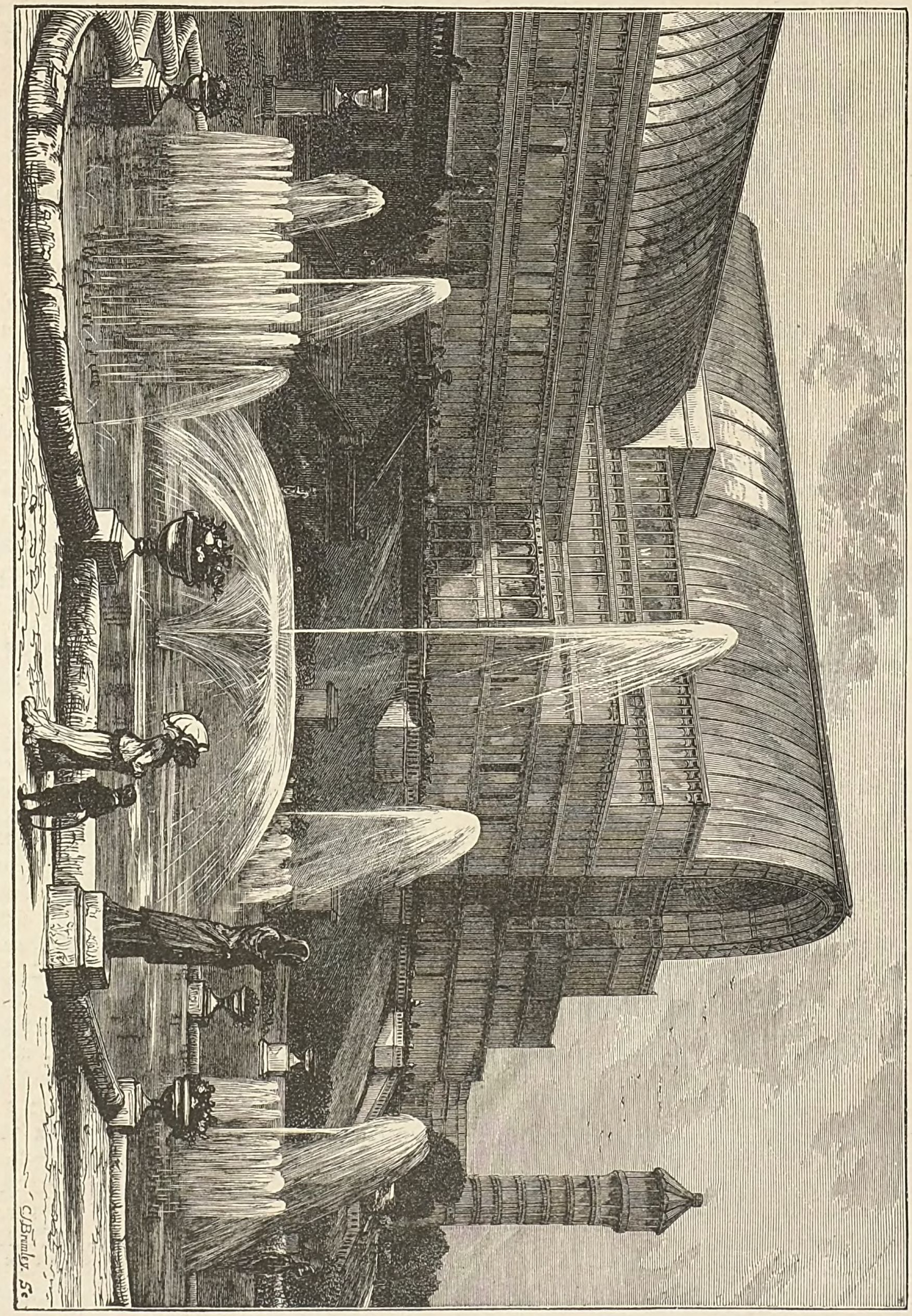
tragen den Namen „Halls“) ist eine räumlich und sachlich geschlossene Studienanstalt für sich, ein Kleinstaat im Großstaate der Gesamt-Universität; es hat seinen eigenen Vorsteher (master, dean, principal oder warden genannt), seine Professoren, Docenten und Zöglinge, ist mehr oder weniger reich an Stiftungskapitalien, mehr oder weniger stark besucht und durch Vornehmheit, Alter oder wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet. Allen gemeinsam sind die ornamentalen Bauten, deren viele noch aus dem Mittelalter stammen und trotz des anscheinenden Zerfalls der Außenwände im Innern so sorgfältig unterhalten werden, daß sie im Verein mit den parkartigen Anlagen ringsum einen Luxus gewähren, wie ihn unsere deutschen Studenten nicht annähernd kennen. Der Riesensaal des Christ Church College, seine Kathedrale, seine Gärten, ja sogar seine Küchenräume: alles ist ausgezeichnet und sehenswert, abgesehen davon, daß sich hier seit 350 Jahren viel Denkwürdiges zugetragen hat, und daß Männer wie König Karl I. und Lord Bolingbroke, Lord Canning, William Penn, Ben Jonson, Lord Elgin, John Locke, Wellington, Derby, Gladstone, Peel, Byron u. a. hier ihre Jünglingsjahre verbracht haben. Daneben wird Magdalen College „das vollkommenste Ding in Oxford“ genannt zufolge der stilvollen Großartigkeit seiner Bauten, der wohlgepflegten Wiesengründe und der entzückenden Lage am Cherwell, welcher nahebei mit der Isis zusammenfließt und fortan Themse heißt. In Trinity College bewundert man die hundertjährigen Riesen der Linden-Allee (s. Seite 349), in New College die alten Kreuzgänge und die Blumenanlagen, bei den Prüfungsgebäuden (the schools) den seltsamen, großartigen Turm des Eingangsthores; kurzum, die prunkvollen, historisch wie architektonisch bedeutenden Universitätsbauten von Oxford fesseln jeden Wanderer, welcher auf Tage oder Wochen diesen Herd der Gelehrsamkeit durchstreift, dessen Strahlen sich über die ganze von Engländern bewohnte Erde verbreiten.

Cambridge steht an Alter, Umfang und Einrichtung seiner Lehranstalten der reicheren Nebenbuhlerin nicht nach, das älteste seiner 17 Colleges wurde sogar schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts gestiftet. Die Stadt liegt inmitten einer reizlosen Flachlandschaft nördlich von London am Cam, einem Nebenflusse der Ouse; die Gärten (backs) hinter den Colleges stoßen meist an den Fluß; eine Bootfahrt von Queen's bis Magdalen College führt vorüber an stattlichen, rotgelben Bauten, an vielen malerischen Parkbildern, an Gärten, Brücken und Thorbogen. In den weiten Räumlichkeiten von Trinity College ist die größte Jugendgemeinschaft Englands versammelt. Hier studierte einst Isaak Newton, „der das Menschengeschlecht an Geist übertraf“, wie es auf seiner Bildsäule heißt; hier tummelten sich Dryden, Bacon, Bentley, Hallam, Porson, Thackeray, Macaulay und Tennyson als fröhliche Jünglinge umher, ehe sie zu Zierden Englands und der Menschheit herangereift waren. Nur durch die drei allegorischen Bauten „Thor der Demut, Thor der Tugend und Weisheit, Thor der Ehre“ gelangt man zu dem Senatshause, wo der in Scharlach und Hermelin gekleidete Vicekanzler die höchsten akademischen Würden verleiht. Das feste, nationale Gepräge der englischen Universitätsbildung tritt in dem mittelalterlichen Formelwesen des Colleges-Systems und in den prunkvollen Bauten von Oxford und Cambridge gleich deutlich zu Tage: geradeso wie in vielen Punkten ihres häuslichen, gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens, halten die Engländer auch in der Erziehung ihrer Jugend zähe fest an der althergebrachten Eigenart ihres Volkes.

Wir beschließen unsere Wanderung durch die Länder und Städte Europas dort, wo alle Kulturbestrebungen unseres Erdteils, alle Thätigkeitsäußerungen der gesamten Menschheit wie in einen Brennpunkt zusammenstrahlen. London mit den fast 5000000 Bewohnern seines Polizeibezirks ist in so hohem Grade eine Welt für sich, daß selbst der flüchtigste Überblick über das reichlich 350 qkm umfassende Stadtbild dem Darsteller eine geradezu überwältigende Fülle von Material aufzwingt. Babylon, Byzanz, Athen und Rom können, ganz abgesehen von der ins Unendliche potenzierten Überlegenheit unserer heutigen Lebens- und Verkehrsverhältnisse, kaum in Vergleich gestellt werden mit der Weltstadt an der Themse. Wo anfangen, wo aufhören mit der Schilderung des Sehenswerten? Es giebt Dinge in London, von deren Wesen und Umfang man sich nicht eher einen richtigen Begriff macht, als bis man sie mit eigenen Augen gesehen und dann immer von neuem und immer aufmerksamer wiedergesehen hat. Das Britische Museum ist beispielsweise ein Museum wie jedes andere: es enthält Altertümer aller Art, Kunstschätze, Bücher, Manuskripte, Münzen 2c. Aber in Quantität und Qualität seines Inhalts unterscheidet sich das Britische Museum doch wesentlich von andern Museen. Erwägt man, daß sich unter seinen Altertümern die Elgin Marbles (vgl. S. 247) befinden, sowie zahllose Skulpturen aus Ninive, Memphis, Karnak, Persepolis und ähnlichen Kulturstätten vorchristlicher Jahrtausende; daß in seiner Autographen-Sammlung wohl nur wenige große Namen unvertreten sind, von einem geschriebenen Originalwerk des Torquato Tasso bis zu Wellingtons Aufzeichnungen vor der Schlacht von Waterloo; daß die Bibliothek 1300000 Bände umfaßt, zu deren schneller Auffindung die Anfertigung eines Katalogs von beinahe 2000 Bänden erforderlich war, und deren Benutzung an Ort und Stelle in einem Kuppelsaale von so gewaltigen Verhältnissen ermöglicht ist, daß der Bau dieses einen Saales einen Kostenaufwand von 3000000 Mark erforderte: dann kann man sich in flüchtigen Umrissen eine Vorstellung von der Bedeutung des Britischen Museums für die Kulturgeschichte Englands und der Menschheit machen. Das South Kensington-Museum, die National-Galerie und das Indische Museum bieten, jedes in seiner Art, gleich ausgezeichnete und vollständige Sammlungen.

In einem Steinmeer, welches aus etwa 650000 Häusern gebildet wird, zeichnet sich das einzelne Gebäude natürlich nicht leicht durch seine Größe und seine archi-

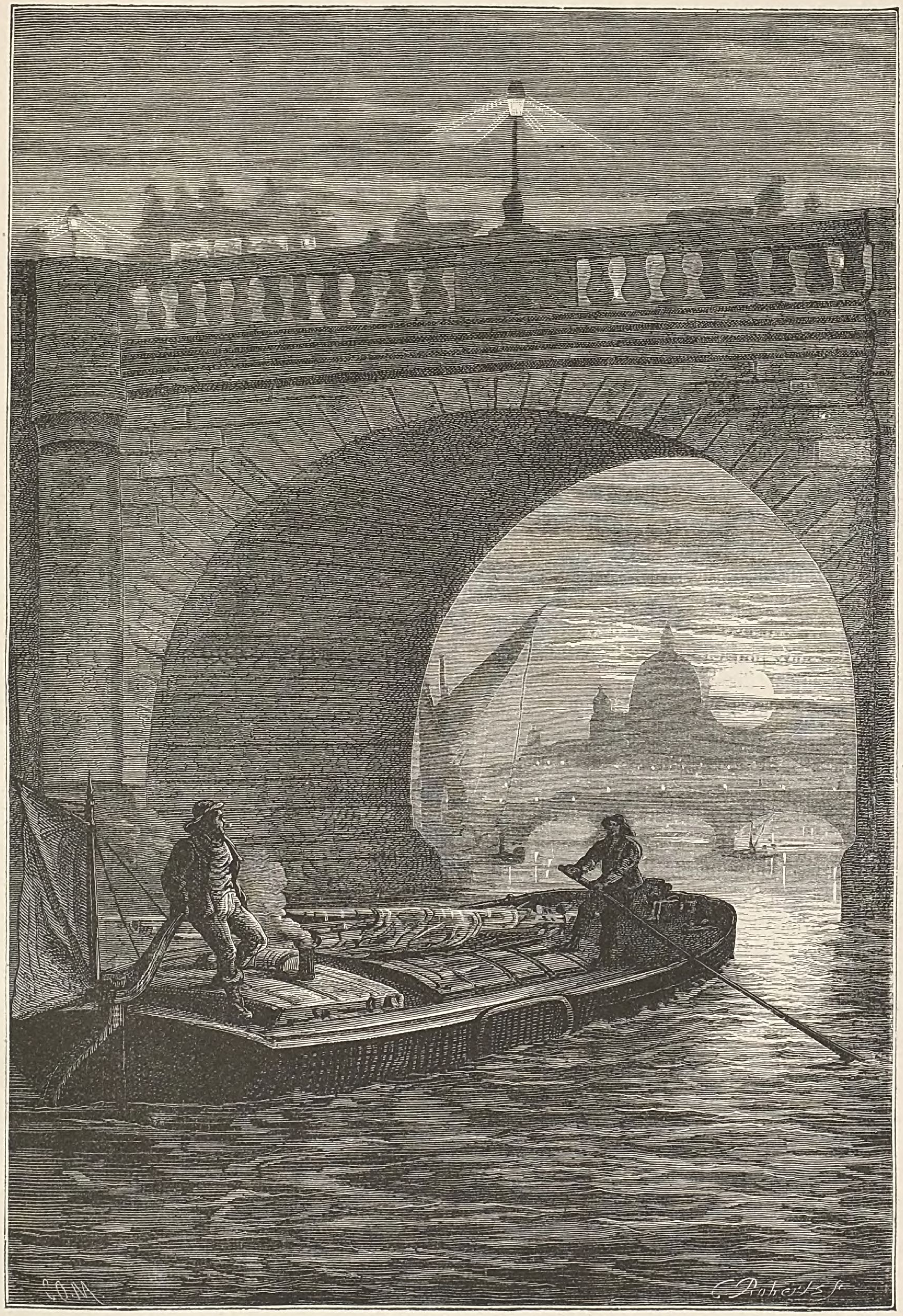
tektonischen Vorzüge aus; die tausend Kirchen, die zehntausend Großbauten für öffentliche Zwecke wirken erdrückend auf ihre Nachbarschaft. Eigentlich besitzt London nur drei besonders hervorragende Bauwerke: die St. Paulskirche, die Westminster=Abtei und den Krystallpalast. Erstere ist das Werk des „Königlichen General=Bau=



Der Krystallpalast zu Sydenham bei London.

meisters“ Sir Christopher Wren, dem England viele seiner Kirchen und Paläste aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts verdankt; namentlich nach dem großen Brande von London (1666) entfaltete Wren eine außerordentliche Thätigkeit. Jener Brand war wohl die bedeutendste Feuersbrunst, deren die Geschichte des

abendländischen Europa Erwähnung thut, und besonders für London war er von um so einschneidenderer Wirkung, als erst im Jahre vorher die Pest mehr als hunderttausend Bewohner der Stadt hingerafft hatte. Im Herzen des



Die Waterloo-Brücke in London.

heutigen London wurden 13 000 Häuser und 89 Kirchen in Asche verwandelt; aber regelmäßiger, geräumiger und gesunder erhob sich bald zwischen Tower und Temple Bar das neue London, wie es teilweise noch heute in der City angetroffen wird. Von den Kirchen wurden sofort durch Wren fünf und zwanzig wieder aufgebaut, darunter als

die weitaus großartigste die St. Pauls-Kathedrale. Sie ragt durch ihre Lage auf einem Hügel und ihre an die Peterskirche erinnernde Riesenkuppel hoch über das Häusermeer der Weltstadt empor; unter den Kirchen der Christenheit wird St. Paul nur von St. Peter in Rom und dem Mailänder Dom an Flächeninhalt übertroffen. Die zahlreichen Denkmäler von Kriegs- und Seehelden mildern den Eindruck des Kahlen und Nüchternen, welchen das weite Kirchenschiff hervorruft.

Die alte Westminster-Abtei und der neue Parlamentspalast daneben überraschen jeden Fremden; die gewaltigen Fronten mit ihrer überreichen Gotik kündigen schon äußerlich die Bedeutsamkeit dieser Stätte an. Welche Fülle von Erinnerungen wird aber erst beim Eintritt in die Kirche selbst geweckt! In diesem Raume gilt die Andacht nicht Gott allein: denn Vertreter jedweder Art menschlicher Macht und menschlichen Ruhmes werden hier in steinernen Denkmälern dem Geiste des Beschauers nahe gerückt. Kein Ort in England wirkt stärker auf das nationale Großgefühl der Briten ein als diese dämmerungsvolle Kirchenhalle, in deren Kapellen und Grabgewölben seit den Zeiten Eduards des Bekenners († 1066) viele Könige, Staatsmänner, Feldherren, Künstler, Dichter und Gelehrte zur letzten Ruhe gebettet sind. In dem Parlamentspalaste dagegen, dessen höchsten Turm unser Schlußbild Seite 355 zeigt, fassen Ober- und Unterhaus Beschlüsse, welche oft weit über die Grenzen Albions hinaus auf die Geschicke aller fünf Erdteile bestimmend einwirken.

Gleich bedeutsam für die Geschichte Londons und Englands ist der Tower, ein umwalltes Kastell unterhalb London Bridge, hart am Themseufer auf einer kleinen Bodenerhöhung gelegen. Hier schuf sich Wilhelm der Eroberer 1079 eine Zwingburg für die aufständischen Sachsen, ein festes Heim für sich selbst und seine normannischen Barone. Sein Weißer Tower steht immer noch da, ein Vierseit mit Türmen und Zinnen, die Außenmauern 4 m dick. In den folgenden Jahrhunderten entstanden nach und nach die zwölf kleineren Türme und die sonstigen Baulichkeiten im innern Umkreise der weiten, aus Wall und Graben bestehenden Befestigungslinie. Bald war das Werk eine Königsresidenz, bald ein Staatsgefängnis, bald eine Festung: heute ist es teils Kaserne, teils Zeughaus, teils Aufbewahrungsort für die Reichskleinodien. Seine Gemächer, Kapellen und Burgverließe waren häufig der Schauplatz geschichtlicher Ereignisse; namentlich haben Richard III. und Heinrich VIII. manche blutige Greuelthat innerhalb des Tower vollführt, so daß die englischen Romanschriftsteller ihre Leser mit Vorliebe in die Geheimnisse des altersgrauen Kastells einweihen.

Der Krystallpalast in dem Vorort Sydenham wird mit ebenso großem Rechte wie die Pyramiden, das Parthenon oder die Alhambra als ein Wunderbau betrachtet. Kein geschlossener, von Menschenhänden hergestellter Raum der Welt ist größer, denn die Gesamtlänge des aus Glas und Eisen erbauten, „der Kunst und Erziehung“ gewidmeten Palastes beträgt mehr als $^1/_2$ km. In zahlreichen „Höfen“ werden dem Beschauer die Baukunst und die charakteristischen Bildwerke der Hauptkulturvölker plastisch veranschaulicht; in den „Industriehöfen“ werden Waren aller Art zum Verkauf ausgestellt (an Wochentagen, „wenn nichts Besonderes los ist“, machen die Budenreihen in dem Palaste allerdings den Eindruck eines schlecht besuchten Jahrmarkts); auf dem Orchester finden Tausende von Sängern, in der Konzerthalle oder im Opernhause Tausende von Zuhörern Platz, während Zehntausende in dem grünschimmernden Riesen-Glashause auf und ab wogen, und andere Zehntausende sich auf den Terrassen und in den weiten Gärten umhertummeln, wo die größten Wasserkünste der Welt bei besonderen Veranlassungen springen (s. Seite 352), — und dennoch ist der finanzielle Erfolg der Krystallpalast-Aktiengesellschaft ein recht kläglicher, da außer dem Anlagekapital von 30 Mill. Mark jährlich etwa 1 $^1/_4$ Mill. an Unterhaltungskosten erfordert werden.

Es zeugt von dem gesunden Sinne der Londoner wie von dem Reichtum ihres Gemeinwesens, daß inmitten der Stadt grüne Squares und geräumige Parks ausgespart sind, deren größter, der Hyde-Park, hinreichend Raum zur Erbauung einer Stadt von 50000 Seelen bieten würde. Die Entfernungen zwischen dem London der Gewerbe und des Handels (the City) und den Stadtvierteln ringsum sind so beträchtlich, daß es außergewöhnlicher Verkehrsmittel bedarf, um für Hunderttausende den Weg vom Wohnhause zum Geschäftslokal wenigstens zeitlich abzukürzen. 10000 Cabs mit vortrefflichen Pferden, soliden Wagen und zuverlässigen Kutschern, über 100 größere Omnibuslinien, zahlreiche Tramways, Dampfboote und Privatfuhrwerke: alles erwies sich als unzureichend, um so mehr als der Menschenstrom in den inneren Stadtteilen häufige Stockungen des Verkehrs hervorrief. Der erste, 1843 vollendete Tunnel unter der Themse wurde als ein Weltwunder angestaunt: im Vergleich zu dem heute in rastlosem Betriebe stehenden Netze von ober- und unterirdischen Schienenwegen erscheint jener Tunnel jedoch als ein wahres Spielwerk. Die zwei Stadtbahnsysteme (Metropolitan Railway und Metropolitan District Railway), welche die 14 Hauptbahnhöfe der von außen in London mündenden Schienenwege verbinden und insgesamt etwa 200 Zwischenstationen besitzen, werden passend von J. Rodenberg mit den „Blutgefäßen in einem lebendigen Organismus“ verglichen: „die Welt hat nichts Ähnliches aufzuweisen, weder an Großartigkeit des allgemeinen Planes, noch an Bequemlichkeit für den einzelnen“. Obendrein erzieht dies anscheinende Durcheinander des englischen Verkehrswesens die Menschen zur Umsicht und Selbständigkeit. Sie lernen aufpassen und kaltblütig ihr Ziel im Auge behalten; ohne Gepäckschein, ohne fortwährende Signalpfiffe und Zeichen mit der Bahnhofsglocke findet sich jeder zurecht; die Behörden bevormunden und bescheinigen möglichst wenig, jeder lernt ohne viele Worte für sich selbst sorgen.

In dem Organismus London ist von jeher die Themse die Hauptschlagader gewesen. Unter den 15 teils steinernen, teils eisernen Brücken zeichnet sich die Waterloo-



Der Viktoria-Turm des Parlamentspalastes in London.

Brücke zwischen dem „Strand" auf dem linken und St. George's-Circus auf dem rechten Themseufer durch ihren mächtigen Granitunterbau aus (s. Seite 353); sie wurde 1817 vollendet und kostete über 20 Mill. Mark. Doppelt so teuer war London Bridge; wie sie bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die einzige feste Brücke Londons war, so ist sie heute die verkehrsreichste Straße zwischen der City und dem rechten Themseufer. Zwar dehnt sich die Stadt noch 15 km weit ostwärts an dem gewundenen Strom entlang, aber um das Einlaufen der Seeschiffe in die Docks nicht zu hindern, hat man denselben unterhalb London Bridge nicht mehr überbrückt: nur Tunnel, Fähren und Boote vermitteln den Verkehr der beiden Ufer bis zum offenen Meere hin. Die Docks sind ein neues Weltwunder, sie stehen einzig da vermöge ihres Flächenraums, ihrer Herstellungskosten, ihrer Warenspeicher über und unter der Erde. In den Docks kann jemand als Lastträger, Aufseher oder Buchhalter seine Lebensthätigkeit anfangen und beschließen, ohne jemals eine andere Welt kennen gelernt zu haben. Alle Rohprodukte der Erde kommen ihm vor die Augen, an alle Enden der Welt wird er vielleicht in Gedanken getragen, aber inmitten der endlosen Lastarbeit, in dem ungeheuren Gewirr der Schiffe, Frachtwagen und Lagerräume tritt er dem Wesen des Menschengeschlechts, der Blume auf dem Felde, der Blüte des Geistes, dem Zwecke unsers Daseins keinen Schritt näher: er hat anfangs keine Zeit und bald auch keinen Sinn mehr für ein Versenken in die idealen Elemente des Menschentums. Es fehlt dem Engländer der arbeitenden Klassen wie dem englischen Leben überhaupt, um ein treffendes Wort Franz von Löher's zu gebrauchen, jener „Hauch vom griechischen Genius, der die tieferen Harmonien im Weltall vernimmt und auch durch die täglichen Gewohnheiten unsers Daseins eine stille Musik tönen läßt".

* * *

Was Herodot, „der Vater der Geschichte", was der vielgereiste Strabo schon vor Jahrtausenden und nach ihnen, mehr oder minder deutlich, alle folgenden Kulturforscher über Europas bevorzugte Weltstellung geäußert haben: unsere Wanderung von den Säulen des Herkules bis zum Lande der Mitternachtssonne, von der Stadt am Goldenen Horn bis zu Ossians Felsenthal hat uns in hundert Bildern dieselbe Überzeugung nahe gelegt: Europa besitzt vollauf alle natürlichen Erfordernisse, um seine Bewohner zu nähren und sie des Lebens froh werden zu lassen. An Bergen und Thälern, an Meeren und Fruchtebenen ist kein Mangel; nur an den äußersten Enden des Erdteils finden sich eisige Steppen oder sonnverbrannte Wüsteneien. Aber sogar in der Tundra wie auf der Mancha, auf der finnischen Felsplatte wie am Abhange des Ätnakegels hat der Mensch, solange es eine Geschichte giebt, den Kampf mit den Elementen erfolgreich aufgenommen. Dieser Kampf hat die Lebenskraft des Europäers frisch erhalten und gestählt, ihm hellen Verstand, praktische Tüchtigkeit und weltumfassenden Unternehmungsgeist verliehen. Nur vereinzelt sind Europas Völker in Trägheit und Barbarei versunken; im großen und ganzen ist aus dem weltgeschichtlichen Wechsel eine aufgeklärte, allseitig fortgeschrittene Menschheit hervorgegangen. Wie einst Athens Geist die Völker der griechischen Inselwelt durchdrang, wie Roms Legionen und Gesetze die Mittelmeerwelt bezwangen, so herrscht heute in jedweder Bedeutung des Wortes das kleine Europa nebst seinen Kolonien über die Länder und Völker des Erdballs.

Außer einigen Gesamtwerken (Konversations-Lexika von Brockhaus und von Meyer, Reisehandbücher von K. Bädeker, Schriften von J. G. Kohl, Handbuch der Geographie von H. A. Daniel, O. Hübner's statistische Tabellen, Zeitschriften Ausland, Globus, Europa, A. Petermann's Mitteilungen u. a.), welche Vf. bei der Darstellung aller Länder gelegentlich eingesehen hat, werden folgende Einzelwerke über Großbritannien und Irland genannt:

Althaus, Frdr.: Englische Charakterbilder. Leipzig 1869.
Faucher, Jul.: Vergleichende Kulturbilder. Hannov. 1877.
Hughes, Thomas: Historical geography of the United Kingdom. London 1872.
Murphy: Ireland industrial, political and social. Lond. 1870.
Murray, J.: Handbook for Scotland. London 1875.
Nordlandfahrten, Band I, II, III (von Ad. Brennecke, Fr. Broemel, Rich. Oberländer, Ad. Rosenberg u. a.). Leipzig 1881.
Ramsay: The physical geography of the British Islands. London 1875.
Ravenstein, E. G.: London, England ꝛc. Leipzig 1880. (Leider gänzlich vergriffen!)
Rodenberg, J.: Ferien in England. Berlin 1876.
Scherzer, Dr. K. v.: Weltindustrien. Stuttgart 1880.
Schlesinger, Dr. M.: Wanderungen durch London. 2 Bde. Berlin 1853.
Schopenhauer, Johanna: Reise durch England und Schottland. 2 Bde. Leipzig 1826.
Thornbury: Old and new London. 3 Bde. London 1875.
Wiese, Dr. L.: Deutsche Briefe über englische Erziehung. Berlin 1877.

Verzeichnis

der wichtigeren geographischen Namen.

Die Zahl zeigt die Seite an.

Straßburg, Buchdruckerei R. Schultz & Comp.